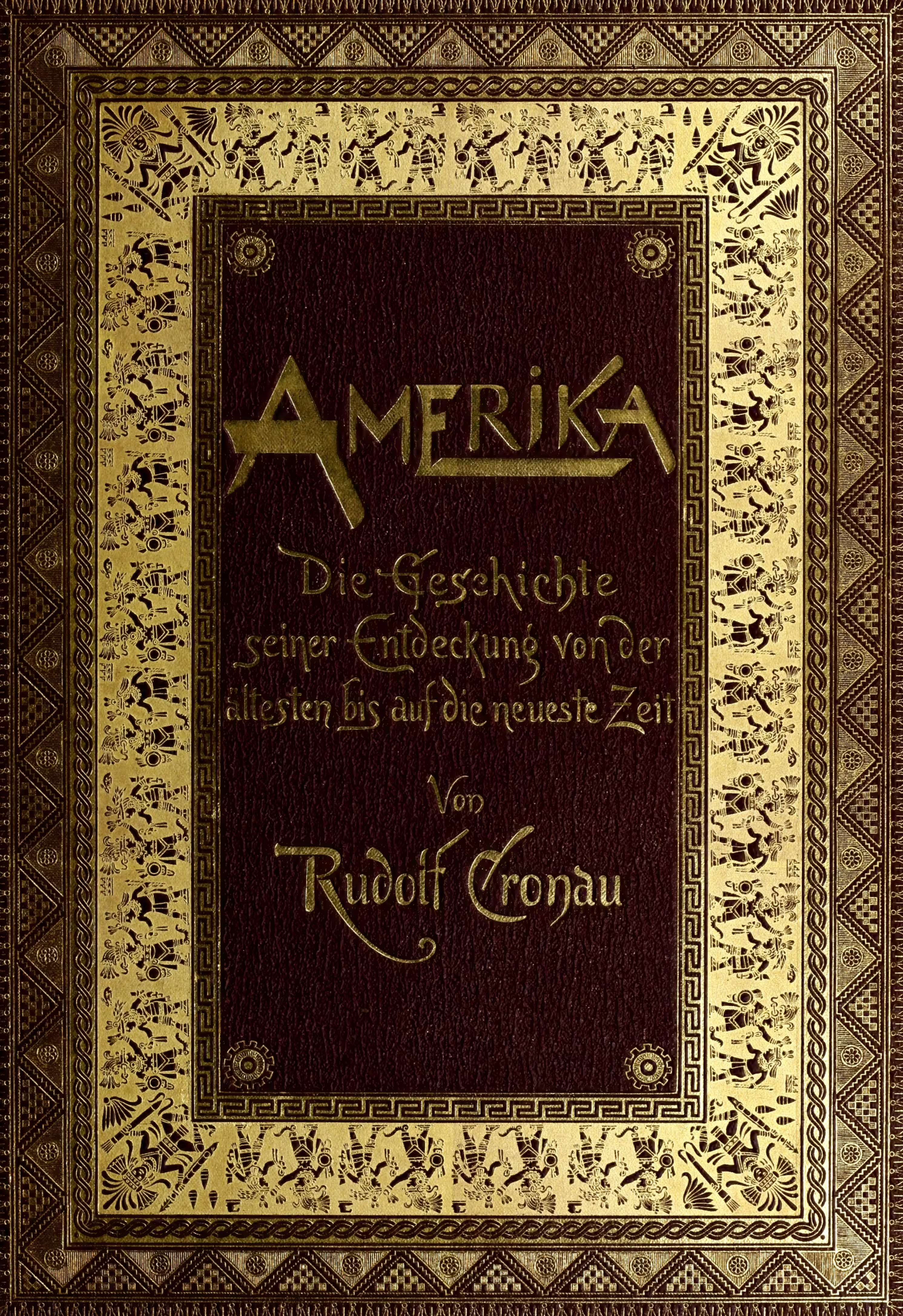

AMERIKA
Die Geschichte
seiner Entdeckung von der
ältesten bis auf die neueste Zeit
Von
Rudolf Cronau






A. Dean and Jean M. Larsen
Yellowstone Park Collection


BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22842 2298



Amerika.

Die Geschichte seiner Entdeckung.

Erster Band.



Amerika.

Die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Eine Festschrift

zur 400 jährigen Jubelfeier der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus.

Verfaßt und illustriert

von

Rudolf Cronau.

Erster Band.

Mit 230 Textillustrationen, 20 Vollbildern und 25 Karten und Plänen.

Leipzig,
Verlag von Abel & Müller.
1892.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Hat irgend ein Ereignis in der Geschichte Anspruch darauf, von der ganzen Menschheit festlich begangen zu werden, so ist es die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus. Beginnt doch mit dieser That, welche recht eigentlich eine zweite Weltschöpfung genannt werden kann, die Neuzeit, jene Epoche, welche mit ihren großartigen Ereignissen und Erfindungen auf allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit sämtliche vorhergegangenen Zeitabschnitte überragt, und in welcher fast alle bisherigen Verhältnisse eine völlige Umwälzung erfuhren.

Vorliegendes Werk will nicht nur die hohe Bedeutung der Entdeckung Amerikas hervorheben, sondern auch ein getreues Bild darbieten, wie die seit den ältesten Zeiten von weisen Männern geahnte und prophezeite Neue Welt endlich aufgefunden wurde und wie dieselbe durch unermüdliches, rastloses Streben, unter ungeheueren Entbehrungen und Gefahren, unter furchtbaren und blutigen Kämpfen Schritt für Schritt errungen werden mußte.

Wenn ich mein Werk nicht auf die Geschichte der Fahrten des Columbus beschränkte, sondern auch alle vor oder nach Columbus angeblich und wirklich ausgeführten Entdeckungsreisen nach Amerika in den Bereich meiner Schilderung zog, so geschah dies in der Wahrnehmung, daß dem Publikum bereits zahlreiche Bücher geboten wurden, welche sich mit einzelnen Perioden der Entdeckungsgeschichte befaßten, daß es aber dagegen an einem Werke fehle, welches ein zusammenhängendes Bild der gesamten allmählich und stückweise erfolgten Erschließung Amerikas bis auf die neueste Zeit geliefert hätte.

Zur Abrundung dieses Bildes schien es mir wünschenswert, die Vorgeschichte Amerikas, soweit dies heute wissenschaftlich möglich ist, in einem knappen Abriß vorauszuschicken. In der Schilderung der einzelnen Entdeckungsperioden habe ich nicht den Hauptwert auf die Wiedererzählung der vielfach sich gleich bleibenden persönlichen Erlebnisse der einzelnen Entdecker gelegt, sondern jedem Helden, Forscher und Reisenden dadurch gerecht zu werden gesucht, indem ich das schilderte, was er auf dem neuen Kontinente neues entdeckte und zur Geltung brachte. Dieser Plan, Amerika in derselben Weise, in der es allmählich Stück um Stück erschlossen wurde, vor dem Auge des Lesers aufleben zu lassen, wird vornehmlich im zweiten Bande zum Ausdruck kommen.

Durch mehrjährige, ausgedehnte Reisen habe ich persönlich die neue Welt kennen lernen und haben meine Routen sich mit den Wegen der berühmten Entdecker Hudson, Verrazanus, Champlain, Cartier, Marquette, La Salle, Lewis und Clarke, Pike, Fremont, Hayden, Powell u. a. vielfach gekreuzt. Auf einer in den Jahren 1891—1892 speziell im Interesse dieses Werkes unternommenen Reise durch die Bahama Inseln, Westindien Mexiko und Centralamerika war es mir ferner vergönnt, den Pfaden eines Columbus, Grijalva, Cortes, Coronado, Cabeza de Vaca, De Soto u. a. zu folgen und hat der weitaus größte Teil des ersten Bandes sein Entstehen an denselben Stätten gefunden, welche durch jene großen Entdecker für immer denkwürdig geworden sind.

Diese letztere Reise gab mir auch Gelegenheit, in die alten, die gelehrte Welt vielfach beschäftigenden Streitfragen: „Wo liegt Guanahani?" und „Wo befinden sich die Überreste des Christoph Columbus?" mit eigenen, an Ort und Stelle ausgeführten Untersuchungen einzutreten und sind die Resultate dieser Untersuchungen hiermit der wissenschaftlichen Kritik unterbreitet.

Was die Illustrierung meines Werkes anbetrifft, so konnte ich meinen verehrten Lesern viele von mir selbst direkt nach der Natur gezeichnete Landschaften, Monumente, Rassentypen und ethnographische Gegenstände bieten, welche für die Entdeckungsgeschichte von Wichtigkeit sind und dazu beitragen können, die großen Zeiten, in welchen eine neue Welt dem Ocean abgewonnen wurde, vor unserem Geiste neu erstehen zu lassen. Zu demselben Zwecke habe ich auch zahlreiche, in wertvollen älteren Werken verborgene Stiche und Vorlagen hinzugezogen, dagegen aber die Verwendung von modernen Phantasiegemälden, wie z. B. „Columbus vor der Junta zu Salamanca", „Columbus am Hofe von Spanien", „Columbus in Ketten" zc. prinzipiell ausgeschlossen, da derartige Bilder, wenn auch noch so glänzend erfunden und gemalt, für eine wirkliche Geschichte absolut wertlos und nicht im stande sind, eine auch noch so unscheinbare aber authentische Darstellung zu ersetzen. —

Besonderen Grund habe ich, der großen Förderung zu gedenken, welche das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches, die Kolonialregierung der Bahama Inseln, die Regierungen der Republiken von Santo Domingo und Mexiko, die verschiedenen Regierungsdepartements der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Direktion der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft zu Hamburg, sowie die Vorstände zahlreicher ethnologischer und historischer Museen meinen Studien zu teil werden ließen.

Zum Schlusse möge herzlichster Dank auch allen denjenigen ausgesprochen werden, welche während meiner Reisen und Arbeiten mir mit Rat und That zur Seite standen.

Leipzig, im September 1891.

Rudolf Cronau.

Inhaltsverzeichnis.



Die Vorzeit Amerikas.





Partie aus den Bad Lands von Wyoming und Utah.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Vorzeit Amerikas.

„Nichts ist beständig, als der Wechsel!“ Mit vollem Rechte läßt sich dies Wort auf den Kontinent anwenden, den wir Amerika nennen.

Die Forschungen der Geologen lehren uns, daß dieser Kontinent in Urzeiten keineswegs die Gestaltung besessen hat, wie sie sich heutzutage bietet. Im Gegenteil ist die „Neue Welt“ von jeher den ungeheuersten Veränderungen unterworfen gewesen. Gewaltige Länderteile stiegen im Laufe der Zeiten aus den Fluten des Ozeans empor, während ebenso gewaltige in denselben versanken. Wo früher weite Ebenen sich dehnten, da erhoben sich mächtige Kordillerenketten; wo heute dürre, schreckenerregende Wüsten sich ausbreiten, da brandeten vor ungezählten Jahrtausenden endlose Binnenmeere; wo jetzt die von Milliarden von Blumen durchwirkten Gräser der Prärien wogen, da unterdrückten früher tausend Fuß hohe Gletscher alles Leben, und wo heute die nackten, eisbepanzerten Küsten Grönlands ragen, da war ein mit üppigster Waldvegetation geschmücktes Land, wo Ahorne, Eichen, Sequoien, Magnolien und Weinreben wuchsen.

Gleichem Wechsel waren selbstverständlich die klimatischen Verhältnisse unterworfen; Zonen mit gemäßigten und tropischen Temperaturen unterlagen zeitweilig vollständiger Vereisung, und so gut die „Alte Welt“ eine solche Eiszeit aufzuweisen hat, so auch die Neue Welt. Diese gewaltigen Veränderungen verteilten sich freilich auf Zeiträume, deren

unermeßliche Dauer für uns unfaßbar, die auch nur annähernd zu berechnen ganz unmöglich ist.

So oft man es unternommen hat, das Alter der einzelnen geologischen Perioden mit Zahlen zu bemessen, ebenso oft haben sich diese Versuche als unhaltbare herausgestellt. Nur soviel ist erwiesen, daß unsere Erde ein ungeheueres Alter hinter sich hat und bereits vor vielen, vielen Millionen von Jahren Lebewesen trug. Nach einer Berechnung von Professor Helmholtz mußten allein dreihundert und fünfzig Millionen Jahre vergehen, ehe die vordem eine glühende Masse bildende Erdkugel sich soweit abgekühlt hatte, um erst befähigt zu sein, die ursprünglichsten Lebewesen zu beherbergen; und nach Millionen von Jahren rechnen auch die verschiedenen Zeitepochen, während welcher diese ursprünglichen, primitiven Lebewesen sich zu Tierformen höherer Art entwickelten.

Sind die Versuche, die Länge der einzelnen geologischen Zeitepochen zu bemessen, aussichtslose, so ist es dagegen an Hand der Hinterlassenschaften, welche uns aus denselben verblieben sind, möglich, ein annäherndes Bild ihrer Zustände zu kombinieren.

Gar reich ist Amerika an Schatzkammern, in denen jene Hinterlassenschaften der Vorzeit aufgespeichert liegen, und nur zum kleinsten Teile sind dieselben gründlich erforscht. Was sie aber ergaben, waren Dinge, welche für die Geschichte der Entwickelung unserer Erde, für die Geschichte der Menschheit, sowie der Tier- und Pflanzenwelt von höchstem Interesse sind.

Die hauptsächlichsten Schatzkammern, aus denen die Paläontologen ihre Wissenschaft bereicherten, sind einzelne Gebiete Nord- und Südamerikas, wo sich infolge der günstigen Beschaffenheit der geologischen Ablagerungen zahllose Reste von vorweltlichen Tieren und Pflanzen in ausgezeichneter Weise erhalten haben. Vornehmlich sind es die erst seit Anfang der siebziger Jahre von den Männern der Wissenschaft besuchten „Bad Lands“ in den westlichen Gebieten der Union, wie in Dakota, Nebraska, Wyoming, Utah und Kansas, welche ungeahnte Aufschlüsse über die Vorzeit ergaben.

Diese Bad Lands, welche auch als „Mauvaises Terres“ auf den Landkarten verzeichnet und zum Teil von ungeheuerer Ausdehnung sind, bestehen aus den Ablagerungen gewaltiger Süßwassermeere, welche sich in der Vorzeit im westlichen Nordamerika ausbreiteten. Ihre Nahrung erhielten diese Meere durch zahllose Zuflüsse, welche von den hohen Gebirgen herniederströmten. Die Wasser dieser Zuflüsse spülten während ihres Laufes zu Thal große Massen von Gestein und Erdreich ab, welche sich als Schlamm auf dem Boden der Seen absetzten und so das Material zu den gegenwärtigen Bad Lands gaben. Eines dieser Süßwassermeere war zwischen den Rocky Mountains und dem Wahsatchgebirge gelegen und haben die geologischen Untersuchungen dieses ehemaligen Beckens zu hochinteressanten Aufschlüssen geführt. In diesem großen Binnenmeere setzten sich zunächst 1600 Meter mächtige Schichten ab, welche die heutige, dem unteren Eocän angehörige Puerco- und Wahsatchgruppe bilden; dann scheint eine Einengung des Sees durch allmähliche Verdunstung des Wassers stattgefunden zu haben, und auf diesem kleineren Areale lagerten sich die sogenannten Green River Schichten in einer Mächtigkeit von 600 Meter ab; nach einer weiteren Zusammenziehung des Sees entstanden sodann die



In den Bad Lands des Little Missouri. Dakota.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

800 Meter mächtigen Schichten der Bridgergruppe, und noch später lagerte sich in dem letzten Reste des ursprünglich so gewaltigen Meeres die 160 Meter mächtige Uintagruppe ab.

Seit vielen Jahrtausenden ist der See gänzlich verschwunden, aber die Schlammmassen, welche sich in der ungeheueren Mächtigkeit von gegen 3200 Meter auf seinem Boden angesammelt hatten, wurden nun durch die Wascharbeit der Regenfluten, sowie durch die dem Winterschnee und Eis entstammenden Wasserläufe durchfurcht und allmählich zu einem Labyrinthe von so absonderlicher Art ausgewaschen, daß nur das allerentwickeltste Pfadfindergenie einen Weg durch dasselbe zu finden vermag.

Überall starren seltsame Bildungen empor, die bald an alte verlassene Städte, an längst verschollene Schlösser und Bollwerke gemahnen.*) Mächtige buntfarbige Thongebirge formieren anscheinend Festungswerke mit unersteiglichen, crenelirten Mauern, die weit hinausleuchten in ihrer von Rot zu Gelb und Braun, von Weiß zu Schwarz übergehenden Farbenpracht. Hochragende, wunderlich gestaltete Klippen wechseln mit jähen Schluchten, Engpässen und Rissen, mit weiten Flächen, wo infolge unterirdischer Feuer der Boden eingestürzt ist. Kurz, auf Tagereisen weite Entfernungen ist das Land mit unübersehbaren Massen der abnormsten Erdbildungen bedeckt, die in so befremdender Gedrängtheit und Gestaltung nebeneinander aufstarren, daß man vermeint, sich in einem Zauberlande zu befinden.

Für den einen fruchtbaren Boden suchenden Einwanderer werden diese Bad Lands niemals einen Anziehungspunkt bilden, denn sie sind in ihrer Wasserarmut und Vegetationslosigkeit ein Bild grausiger Öde. Sind während des Winters die tiefen Risse und Spalten mit Schnee gefüllt, so herrscht während der Sommerzeit nach dem überaus schnellen Ablauf der durch den Schnee erzeugten Wasser eine furchtbare Hitze und Trockenheit. Kaum hat die Morgensonne sich über den Horizont erhoben, so beginnt die Luft sich zu erwärmen und lange vor Mittag hat das Quecksilber bereits eine Höhe von 100° F. erreicht und die buntfarbigen Lehmwände werden so heiß, daß man nicht die Hand auf sie zu legen vermag. Inmitten dieser reflektierenden Lehmwände wird die Macht der blendenden Sonnenstrahlen verdoppelt, die heißen Lüfte flimmern und tanzen wie die Gase eines gewaltigen Glutofens und zaubern die seltsamsten Trugbilder. Gegen Mittag steigt die Hitze auf 120—130°, um dann langsam nachzulassen und während der Nacht eisiger Kälte Platz zu machen.

Sind diese Landschaften dazu verflucht, für ewig trostlose Wüsten zu bleiben, so haben aber in diesen vegetationslosen, wasserarmen und fast alles tierischen Lebens baren Einöden die Männer der Wissenschaft um so reichere Ernten gehalten, Ernten, aus deren Ergebnissen versunkene Welten aufs neue vor unseren Augen erstehen sollten. Die trockenen Thon- und Lehmwände umschließen nämlich in ihren regelmäßig übereinander gelagerten, bald stärkeren, bald schwächeren Schichten unzählige fossile Überreste von Tieren, die vor vielen Jahrtausenden die Oberfläche, die Tiefen und die Ufer des damaligen Sees belebten, mit ihrem Tode aber in dem Schlamme versanken, von

*) Vergl. Cronau, „Im wilden Westen“. S. 129—136.

demselben umhüllt und bis auf unsere Tage erhalten wurden. Die Bad Lands sind in Wahrheit ein ungeheuerer Friedhof der Vorwelt, trifft man doch in jeder Felswand, die man ersteigt, in jeder Terrasse, die man erklimmt, in jeder Sandsteinlage, die man loslöst, Spuren jenes früheren tierischen Lebens: Schnecken und Muscheln, Zähne und Schuppen von Fischen, die Gehäuse von Schildkröten, die Skelette von krokodilartigen Amphibien, sowie die Rippen, Schenkelknochen und Schädel gewaltiger Säugetiere.

Um die Erschließung und Erforschung dieser Bad Lands haben sich namentlich die Gelehrten Cope, Marsch und Andere große Verdienste erworben, indem sie, der tausenderlei Gefahren seitens Indianer und wilder Tiere nicht achtend, aus diesen Einöden Schätze hervorholten, die an wissenschaftlichem Werte ihresgleichen suchen.

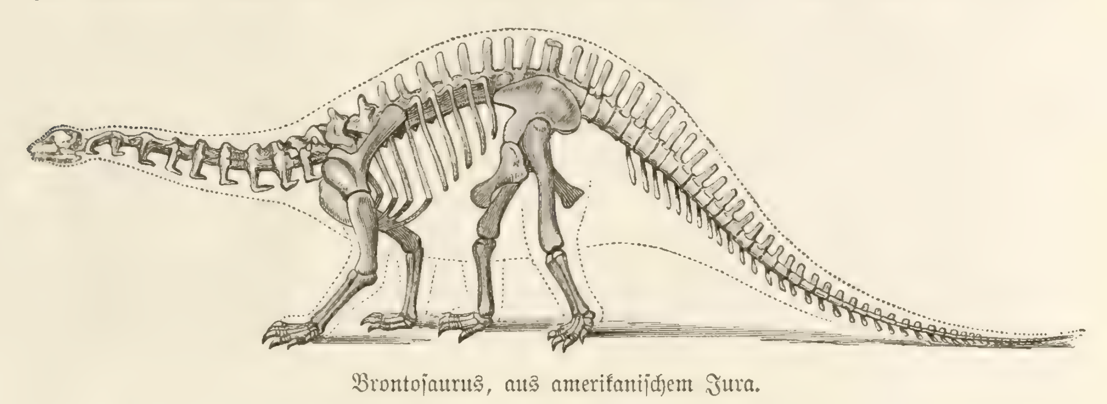
Jenen wackeren Forschern folgten mit der Zeit zahlreiche, von gelehrten Gesellschaften entsendete Expeditionen und ist es durch Zusammenstellung der Ergebnisse derselben allmählich gelungen, ungefähre Bilder über die Beschaffenheit Amerikas in der Vorzeit zu entwerfen.

Gehen wir bis in die alleráltesten Zeiten zurück, welche wir die archäische oder archäozoische Periode nennen, so mag unsere Erde damals den Eindruck eines Chaos gemacht haben, wo Wasser und Land um die Oberherrschaft kämpften, wo nichts Lebendes existierte.

Schon späteren Epochen der archäischen Zeit gehören die Reste jener unvollkommensten Lebewesen an, welche wir Protisten nennen. Unfaßbare Zeiträume mußten vergehen, bis sich zu diesen Protisten noch Weichtiere und Würmer, Pflanzen- und Krustentiere, sowie die niedrigsten Pflanzen, die Geheimblühenden gesellten, unter welch letzteren die Tange bemerkenswert waren. Abermals mußten endlose Zeiten verfließen, bis in den älteren Epochen der sogenannten paläozoischen Periode unsere Erde ein etwas weniger abschreckendes Aussehen gewann. Aber noch würzte keine Blume die Luft mit ihrem Geruch, kein Schmetterling, kein Vogel, kein Säugetier belebte die Landschaft, in welcher weite Wasserflächen mit Wäldern von Schachtelhalmgewächsen, Baumfarnen, Siegel- und Schuppenbäumen, Nadelhölzern und Sagopalmen wechselten. Die Tierwelt bestand aus Molusken und Weichtieren, aus trägen, kaltblütigen Amphibien und Reptilien; die Fische waren anstatt mit Schuppen, mit knochenartigen Panzern bedeckt; wenig anziehend waren auch die Insekten, unter welchen Spinnen, Skorpione, Tausendfüßler und unseren Küchenschaben und den Gespenstheuschrecken ähnliche Arten besonders vertreten waren. Nach Ausgang der älteren und jüngeren paläozoischen Perioden folgte die sogenannte mesozoische, während welcher die enorme Entwickelung und Verbreitung der Reptilien die hervorstechendste Erscheinung bilden. Länder und Meere waren von riesenhaften Ungeheuern belebt, deren scheußliche Gestaltung die wildesten Phantasien von Drachen und Lindwürmern weit übertrifft. Es ist kaum möglich, sich von Tieren eine Vorstellung zu machen, die, wie z. B. der Atlantosaurus immanis, an 36 Meter lang wurden und in ihrer Massigkeit einem ansehnlichen Hause gleich kamen. Gar reich sind die Bad Lands an Überresten aus jener Epoche, so daß wir uns mit nicht allzugroßer Mühe die Zustände während derselben vergegenwärtigen können. Wollen wir uns in

jene Zeiten zurückversetzen an das Ufer eines jener gewaltigen Seen, so würden wir uns inmitten einer tropisch gestalteten Natur von fremdartigen Tieren umgeben sehen, die miteinander einen grimmigen Kampf um das Dasein fochten.

Fernher durch die schäumenden Fluten zieht ein grauenerregendes, mit einem Elefantenleib ausgestattetes Geschöpf, mit gewaltigen Ruderfüßen schnell die Wasserfläche zerteilend. Sechs bis sieben Meter hoch ragt ein langer, dünner Hals in die Lüfte, und die funkelnden Augen des pfeilartig gestalteten Kopfes spähen gierig nach Beute umher. Es ist der Elasmosaurus, ein Ungeheuer, dessen Gesamtlänge über 17 Meter betrug, das häufig tief unter der Oberfläche des Wassers nach seiner vornehmlich aus Fischen bestehenden Beute jagte, um in gemessenen Zwischenräumen den langen Hals emporzuheben und frische Luft zu schöpfen. Unstreitig waren diese Elasmosauren gewaltige Räuber und wohl unmöglich war es einem Fisch, der gefräßigen Gier derselben zu entrinnen, waren doch die Elasmosauren im stande, dank ihrer ungeheueren Hälse



Brontosaurus, aus amerikanischem Jura.

mit blitzartiger Schnelle ein Terrain von 13 Meter Höhe und 13 Meter Breite abzusuchen, ohne im geringsten ihren Standpunkt zu verändern.

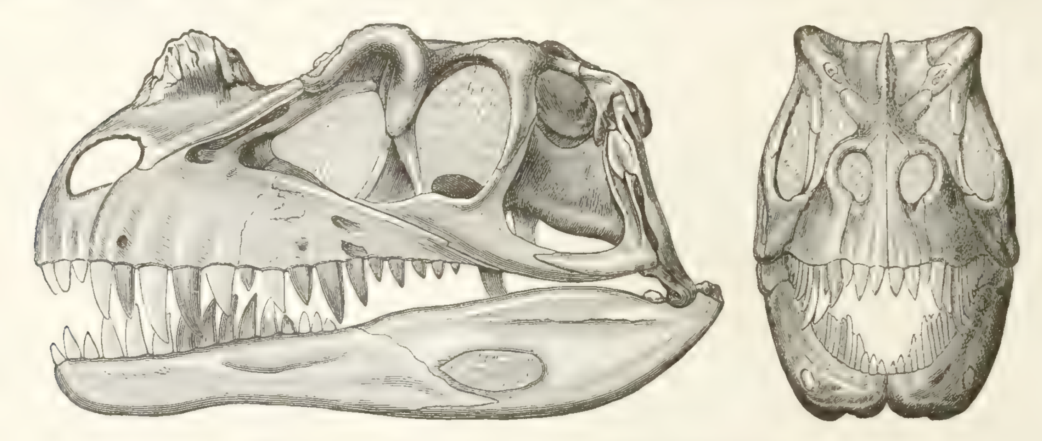
Noch größere Untiere waren die Pythomorphen, scheußliche Mischungen von Fisch- und Schlangengestalten. Die Rachen dieser, eine Länge von 25 Meter erreichenden Geschöpfe waren mit vier Reihen von Zähnen bewaffnet, welche gleich den Zähnen der Schlangen nach rückwärts gebogen waren und wohl vornehmlich zum Festhalten der gefangenen Beute dienten.

Für kleinere Geschöpfe war das Wasser sonach ein überaus gefährlicher Aufenthalt, gab es doch außer solchen Ungeheuern noch 5 Meter große Schildkröten, gewaltige Krokodile, Haie und lachsartige Fische, deren größte Arten Köpfe hatten, welche noch größer als diejenigen der Grizzlybären waren und über Gebisse verfügten, welche sich nur mit denjenigen unserer größten Raubtiere vergleichen lassen.

Aber auch das Festland und die Lüfte waren keine von Frieden erfüllten Räume, gab es doch Vögel, deren Schnäbel gleichfalls mit langen Zähnen besetzt waren, ferner fürchterliche fliegende Eidechsen, Pterodactylen, deren mit lederähnlichen Flughäuten ausgestatteten Fledermausflügel eine Spannweite von 7—8 Meter besaßen. Als die ersten Exemplare einer kleineren Abart dieser seltsamen Tiere in Europa aufgefunden wurden, machte

der rätselhafte Bau derselben den Forschern viel zu schaffen, und schwankte man lange Zeit, ob man in diesen Geschöpfen Vögel, Fledermäuse oder Amphibien zu erblicken habe.

Keine der zahlreichen Meinungen war grundlos, hat doch wohl noch kein Wesen gelebt, welches die verschiedenen Unterscheidungszeichen aller Tierklassen so in sich vereinigte. Besaßen doch die Pterodactylen einen Kopf und Nacken, ähnlich denjenigen eines Vogels; die Flügel waren denen der Fledermäuse gleich, wohingegen wieder Körper und Schwanz an diejenigen der Eidechsen erinnerten. Hatten die Hinterfüße wenig Absonderliches an sich, so waren dagegen die vorderen Extremitäten um so merkwürdiger. Die Oberarme waren kurz und gedrungen, die Unterarme bedeutend länger, und während drei von den vier Fingern jeder Hand normal gestaltet und mit Krallen versehen waren, zeigte der vierte Finger eine ganz enorme Entwickelung. Er war sehr kräftig und von



Schädel des Ceratosaurus, aus amerikanischem Jura.

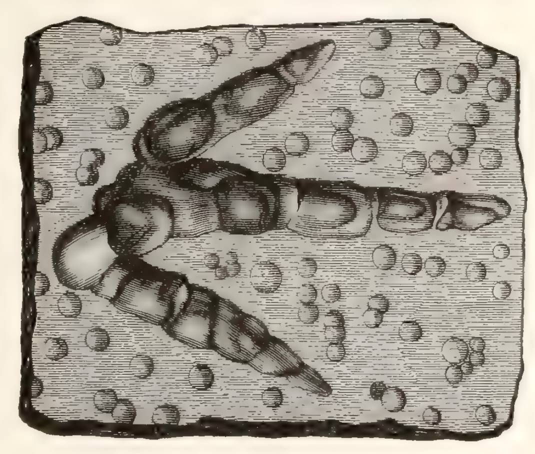
ungeheuerer Länge, mehr als doppelt so lang wie der ganze Rumpf des Tieres, war er doch der Träger der Flughaut, die sich zwischen ihm und dem Körper ausspannte. Der ungeheuere Kopf des Pterodactylus war halb so groß als der ganze Rumpf, und die mit scharfen, spitzen Fangzähnen bewaffneten Kinnladen zeigen, daß er für diejenigen Tiere, die er zu bewältigen vermochte, ein überaus gefährlicher Feind gewesen sein muß, um so mehr, als die absonderlich großen Augen andeuten, daß der Pterodactylus auch während der Nacht auf Beute ausging. —

Eine eingehendere Beschreibung des bereits erwähnten, riesigen Atlantosaurus ist noch nicht vorhanden, dagegen ist es gelungen, vollständige Skelette von verschiedenen Dinosauriern, von Brontosaurus, Diplodocus, Ceratosaurus und anderen zusammenzustellen. Darnach waren die Dinosaurier mächtige Geschöpfe, die zum großen Teile, wie die Kängurus, auf zwei Beinen einherschritten und sich auf den mächtigen Schweif stützten. Andere dieser urweltlichen Geschöpfe gingen auf allen vieren, und unter ihnen befinden sich die riesigsten Landtiere, die je auf Erden lebten, neben welchen ein Elefant etwa wie ein Kalb neben einem Rhinozeros sich ausnehmen würde.

Auch das Skelett des 16 Meter langen Brontosaurus zeigt ungewöhnliche Formen (vgl. Illustr. S. 7), so vor allem auffallend ist der zu den Maßen des Tieres in gar keinem

Verhältnisse stehende winzige Schädel, dessen Gehirn so außerordentlich klein ist, wie es im Verhältnisse wohl bei keinem anderen höheren Tiere bekannt ist.

Eine absonderliche Schädelform besaß auch der gleichfalls 12—16 Meter erreichende Diplodocus, dessen Kiefer hinten vollständig zahnlos sind, während dieselben vorn ein ganz eigentümliches Gebiß von Zähnen schlanker, cylindrischer Form aufweisen.



Brontozoum Fährte und sogenannte fossile Regentropfen, auf Connecticutsandstein.

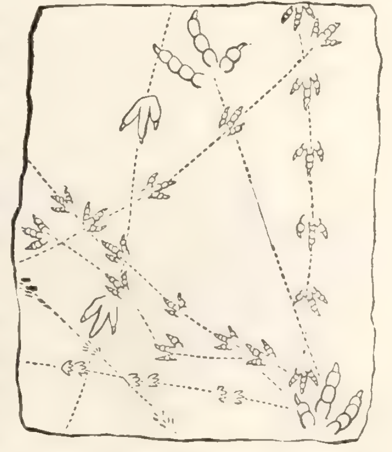
Durch mächtige hornartige Knochenwülste auf dem Schädel zeichnete sich auch der Ceratosaurus aus, dessen fürchterliches Gebiß das Tier sofort als ein schreckliches Raubtier erkennen läßt.

Clidastes, ein Mosasauride aus der oberen Kreide von Nordamerika.

Während der Periode der sogenannten Kreidezeit gesellten sich zu diesen Ungeheuern noch mancherlei Schlangen und die gleichfalls eine Länge von 30 Meter erreichenden Mosasauriden, scheußliche Mischungen von Fisch- und Schlangengestalten, deren Leiber mit Schuppen und knochenartigen Panzerplatten bedeckt und mit flossenartigen Ruderfüßen versehen waren.

Wie zahlreich diese letzteren Tiere in Nordamerika gewesen sein müssen, geht aus dem Umstande hervor, daß der Forscher Cope im Westen der Union, in Kansas, nicht weniger als 6 Gattungen mit 51 Arten dieser Mosasauriden entdeckte, die wohl unter allem Getier der Gestalt der vielumstrittenen fabelhaften Seeschlange am nächsten kommen.

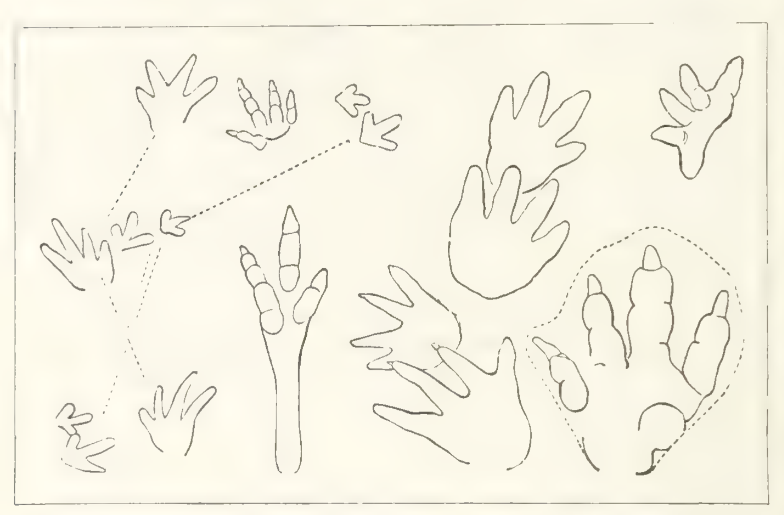
In den Archiven der Vorzeit sind uns aber außer den Knochenresten der Tiere der mesozoischen Periode auch noch manche andere hochinteressante Erscheinungen erhalten worden: überaus merkwürdige Fährten, welche von den Tieren jener Welt dem damals noch weichen Thonboden aufgedrückt wurden. Die Zahl dieser Fußspuren ist eine so große, daß in einzelnen Museen mehrere Tausend Exemplare aufbewahrt werden. Diese Fährten erscheinen in ungeheuerer Mannigfaltigkeit der Form und Größe, man hat außerordentlich scharfe Abdrücke von Füßen kleinerer Tiere gefunden und die Fährten des riesigen Brontozoum, ja einzelne Fährten sollen



Fährten auf Connecticutsandstein.

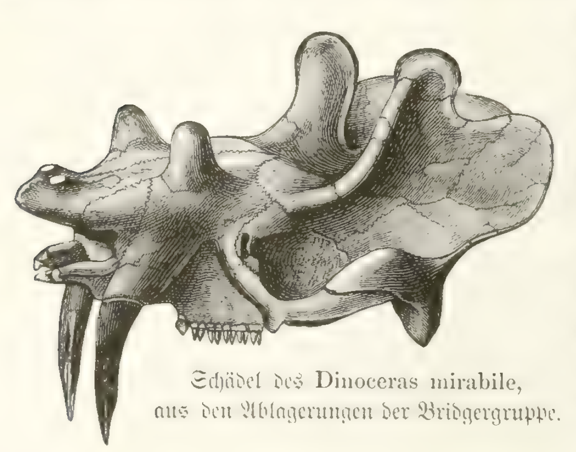
eine Schrittweite von fast 4 Meter erreichen. Auch lehren diese Abdrücke, daß viele der mesozoischen Reptilien aufrecht auf den Hinterbeinen gingen, aber sich bisweilen auf die kleineren Vorderfüße niederließen.

Einzelne Stellen in diesen und ähnlichen Sandsteinablagerungen, so namentlich im Connecticutthale, sind so sehr von Fußspuren durchfurcht, daß sie beinahe aussehen wie eine thonige, halbweiche Strecke, über welche eine Herde Schafe gelaufen ist, so daß sich eine bestimmte Richtung, wohin dieses oder jenes Tier gegangen, nicht feststellen läßt. Sobald man sich aber von diesen besonders stark durchfurchten Stellen entfernt, werden die Spuren minder zahlreich, so daß es möglich ist, die einzelnen Schritte deutlich zu erkennen. Im britischen Museum befindet sich eine derartige Steinplatte von etwa 50 Quadratfuß Oberfläche, auf welcher mehr als siebenzig deutliche, schön ausgeprägte Fußspuren vorkommen, eine derselben hat 14 Fußtritte.



Fährten auf Connecticutsandstein.

Im Laufe der Jahrtausende verschwanden diese Ungeheuer der Vorzeit. Über ihren versteinernden Resten wuchsen während der sog. Tertiärzeit der känozoischen Periode andere Geschlechter herauf, andere Pflanzen und Tiere. An Stelle der Schachtelhalmwälder, an Stelle der Schuppenbäume und der Ansammlungen von schleimigen Wasserpflanzen traten allmählich üppige Palmenhaine und reichentwickelte Laubwaldungen, in denen Ulmen, Pappeln, Eichen, Ahorne, Sykomoren und immergrüne Sträucher zu finden waren. In diesen Wäldern erscholl das Schnaufen kolossaler Dickhäuter, welche schweren Trittes sich Wege durch die knackenden Hölzer brachen. Überaus zahlreich waren Tapir- und Rhinozerosarten, desgleichen erschienen die seltsamen Dinoceratiden, Tiere von der Größe der Elefanten, welche diesen ähnliche Gliedmaßen, aber eine Schädelbildung hatten, welche durchaus von derjenigen aller anderen bekannten Säugetiere abweicht. Der Schädel ist nämlich konkav und hat an den Seiten sowie

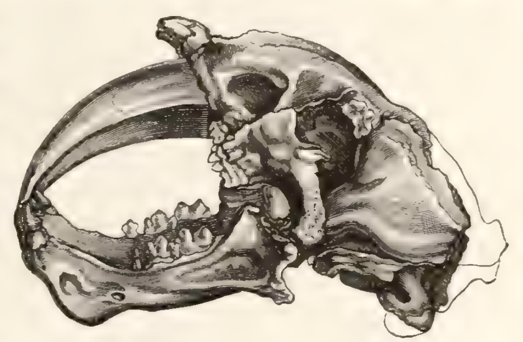


Schädel des Dinoceras mirabile, aus den Ablagerungen der Bridgergruppe.

am Hinterhaupt mächtig vorstehende Kämme, auch trug derselbe allem Anscheine nach nicht weniger als drei Paar Hörner.

Es finden sich nämlich auf der Oberseite des Schädels sechs mächtige Knochenvorsprünge, welche Ansätzen von Hörnern gleichen; zwei derselben befinden sich ganz vorn auf der Nase, und mögen daselbst Hörner wie bei einem Rhinozeros gesessen haben; zwei noch gewaltigere Knochenvorsprünge erheben sich über den Wurzeln der riesigen Eckzähne, und zwei weitere ungeheure Knochenkämme ragen über dem hinteren Teile des Schädels empor. Nimmt man hinzu, daß die Dinoceratiden in den Oberkiefern riesige Hauer hatten, ähnlich jenen der Walrosse, ferner längere und beweglichere Hälse, dagegen kürzere Beine als die der Elefanten, so müssen diese Geschöpfe wohl zu den abenteuerlichst gestalteten Säugetieren gehört haben, welche je auf Erden existierten.

Außer diesen Dinoceratiden gab es in zahllosen Herden wiederkäuende Schweine, Kamele und Lamas, ferner riesige Biber, Beuteltiere, Hirsche, Affen, Schildkröten, Eidechsen und Krokodile. Auch an Raubtieren war kein Mangel. Wilde Hunde, Hyänen und tigerartige Katzen mit säbelförmigen Zähnen strichen in Menge umher, und noch geben häufige Zähnespuren an manchen aufgefundenen Schädeln davon Kunde, daß sich auch in jenen entlegenen Zeiten schaudervolle Kämpfe abgespielt haben müssen. Unter den katzenartigen Raubtieren waren vor allen die Machairodonten durch die Furchtbarkeit ihrer Bewaffnung ausgezeichnet, so sind z. B. die Oberkiefer des in südamerikanischem Diluvium aufgefundenen Machairodus neogaeus mit zwei enorm entwickelten Eckzähnen versehen, welche, an den Rändern gekerbt und scharf schneidend, wie zwei mächtige Dolche herabhängen, und die Machairodonten befähigten, die derben Felle der Dickhäuter und die noch weitaus widerstandsfähigeren Panzer der Gürteltiere zu durchschneiden.

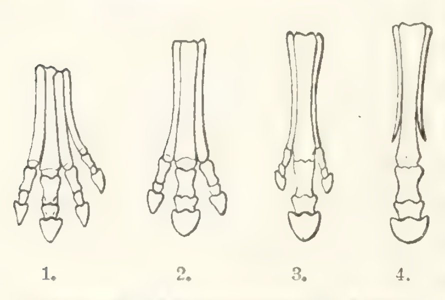


Schädel von Machairodus neogaeus, aus dem südamerikanischen Diluvium.

Die Riesen der Tierwelt aber waren kolossale Mammut- und Mastodonarten, gegen welche unsere gegenwärtig noch lebenden Dickhäuter wie verkümmerte, in ihrer Entwickelung zurückgebliebene Exemplare erscheinen. Vor allem war es das gewaltige „Ohiotier" (Mastodon americanus, giganteus oder ohioticus), das durch sein Erscheinen Grauen und Schrecken verursacht haben muß, war es doch ein Ungeheuer, welches an riesiger Körperentwickelung alle anderen diluvialen Mammut- und Elefantenarten übertraf. Man hat vollständige Skelette dieser Tiere an mehreren Punkten in Nordamerika entdeckt, namentlich in Sümpfen, worin manche dieser Kolosse versunken und ums Leben gekommen zu sein scheinen; ja bei einem derselben hat man zwischen den Rippen noch Reste des Mageninhaltes gefunden, Zweige und Nadeln eines Lebensbaumes. Das erste Exemplar dieser riesigen Tiere wurde bereits im Jahre 1705 am Hudsonflusse bei New York aufgefunden, einige andere wurden in den Sümpfen der Urwälder von Ohio entdeckt, wo eine Torfrasenstelle mit vielen Salzquellen vorhanden

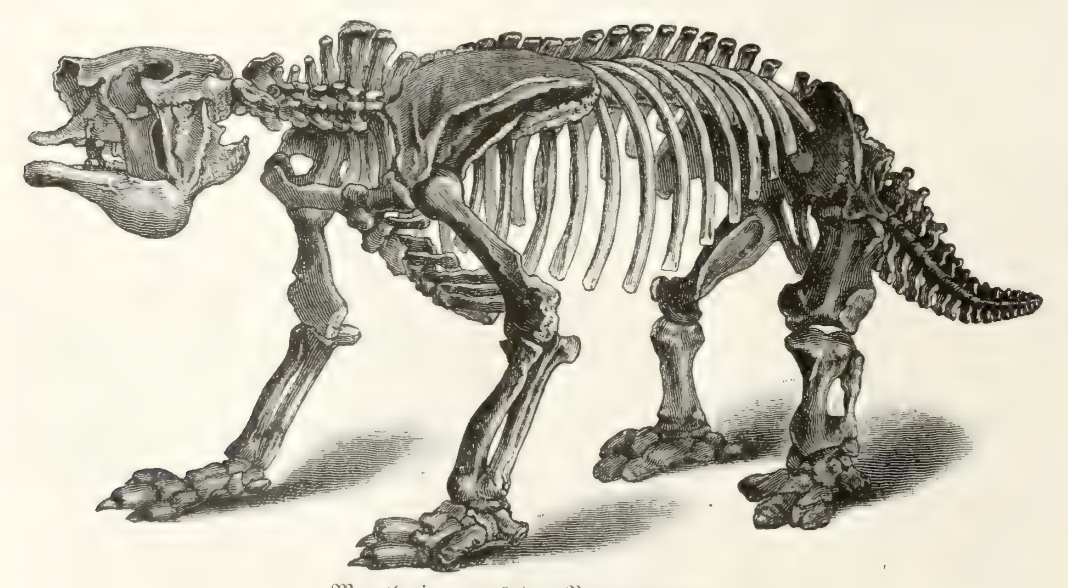
war, wohin schon in den Urzeiten von nah und fern die Herden der Wiederkäuer gekommen sein mußten, um das ihnen so dienliche und wohlschmeckende Salz zu schlürfen. Ist doch die ganze Gegend mit Knochen aller Art bedeckt, welche augenscheinlich von Tieren herrühren, die in ihrer Begier einander erdrückten oder lebendig in dem Salzschlamme versanken. Prächtige, vollständige Skelette dieser Mastodonart befinden sich in den Museen zu Boston, New York, Philadelphia und London, und ist aus den Maßverhältnissen derselben zu schließen, daß das Mastodon Nordamerikas in ausgewachsenem Zustande die erstaunliche Länge von 10 Meter erreicht haben muß!

Von besonderem Interesse sind noch die Überreste verschiedener Pferdearten, durch welche nachgewiesen werden konnte, daß die Pferde der Urzeit mehrere vollständig ausgebildete Zehen an jedem Fuße besaßen. So hat die der ältesten Eocänzeit angehörige Art Phenacodus fünf Zehen; in wenig jüngeren Schichten erscheint eine Eohippus genannte Art mit vier Zehen und dem Rudimente einer fünften am Vorderfuße und mit drei Zehen am Hinterfuß; dann folgt Orohippus mit vier Zehen vorn und drei hinten, weiter kommen Mesohippus, Anchitherium, Hippotherium und Pliohippus, bei denen eine stufenweise Verkümmerung der Seitenzehen, dagegen ein immer stärkeres Hervortreten der Mittelzehe und die endliche Ausbildung derselben zum hufbewehrten Fuße unserer heutigen Pferdeart aufs deutlichste zu verfolgen ist.

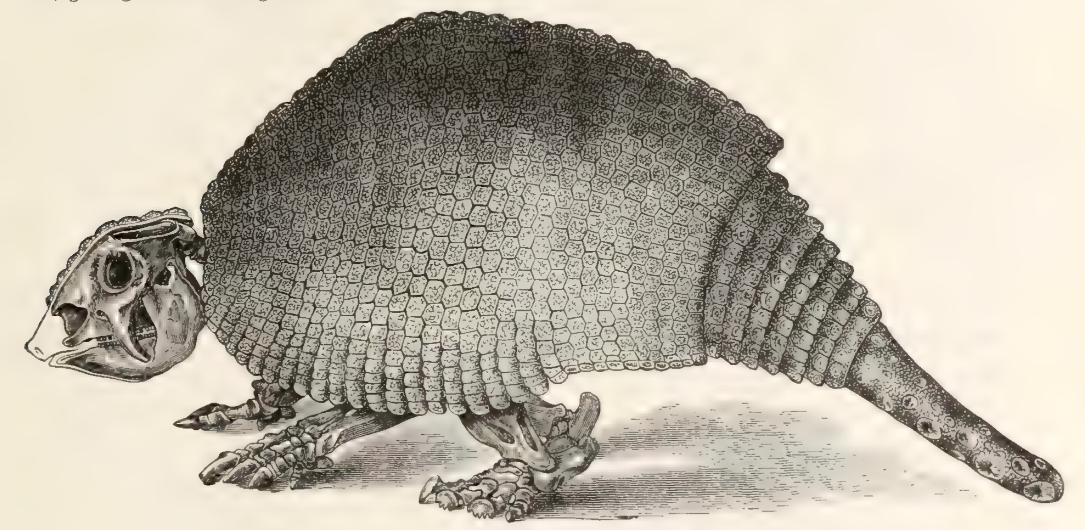


1. Vorderfuß des Orohippus, 2. des Anchitherium, 3. des Hippotherium, 4. des Pferdes der Jetztzeit.

Wie aus der mesozoischen Zeit, so sind uns auch aus der Tertiärzeit zahlreiche interessante Fußspuren erhalten worden, und zwar kamen dieselben in Nevada zu Tage,


Megatherium, aus den Pampasthonen.

als man in der etwa 1500 Meter über dem Meere gelegenen Stadt Carson Sandsteine brach zum Bau eines Gefängnisses. Der Boden, auf welchem Carson City sich erhebt, besteht aus horizontalen Schichten, den Ablagerungen eines Sees, welcher in der Vorzeit fast den ganzen westlichen Teil des Staates Nevada einnahm. Unter dem Sandsteine kamen nun auf dünnen Lagen feinen Thonschiefers zahlreiche Fußspuren von Tieren zu Tage, welche dereinst über den noch feuchten Thon weggeschritten waren: die Fährten des Mammut, runde beckenartige Vertiefungen von 12 Centimeter Tiefe und 52 Centimeter Durchmesser, Fährten von Hirschen, Pferden, Wölfen und Vögeln, sodann auch seltsame Abdrücke, welche man eine Zeitlang für menschliche Fußspuren ansehen zu dürfen glaubte, die sich aber nach Erhebung der sorgfältigsten Prüfungen als die Fährten riesiger Faultiere ergaben. —



Panochtus, ein Glyptodonte, gefunden im Pampasthon.

Auch dem größten Teile dieser Tierarten war kein Verbleiben auf Erden beschieden. Spurlos verschwanden sie während der Diluvialzeit, wo sich, durch noch nicht bestimmte Ursachen veranlaßt, gewaltige Gletschermassen über ungeheuere Gebiete der alten wie der neuen Welt schoben und durch ihre Kälteausströmungen nicht nur eine vollständige Änderung der klimatischen Verhältnisse, sondern auch der Pflanzen- und Tierwelt herbeiführten. Namentlich in Nordamerika trat diese Vergletscherung in einer Großartigkeit auf, wie sie kein anderer Kontinent aufzuweisen hatte, war doch die ganze nördliche Hälfte bis etwa zum 39.° n. Br. unter Eismassen begraben, deren Mächtigkeit man nach den Glazialablagerungen an der Nordseite des Mount Washington (New Hamshire) zu einer Höhe von 1770 Meter und auf Mount Mansfield (Vermont) zu 1300 Meter berechnen konnte. Wie in der alten Welt diese Vergletscherung ungeheuere Dimensionen annahm, wie z. B. Skandinavien, England und Norddeutschland mit Eismassen überlagert waren, so erstreckten sich ähnliche Eismassen auch in Amerika über tausende von Quadratmeilen, so daß infolge der Abkühlung, welche diese ungeheuere Vereisung in klimatischer Hinsicht zuwege brachte, Gletscher sich auch in äquatorialen Gegenden zu

entwickeln vermochten. Sind doch durch Agassiz Gletscherspuren im Thale des Amazonenstroms, durch Sievers in den Anden von Merida, in Venezuela nachgewiesen worden. Außerhalb der heißen Zone war Südamerika in Chile, Argentinien, Patagonien und dem Feuerlande mit riesigen Eismassen bedeckt.

Dieses Vorrücken der Vereisung Nordamerikas von Norden nach Süden, Südamerikas von Süden nach Norden zu, veranlaßte nun in der damaligen Tier- und Pflanzenwelt die großartigsten Umwälzungen. Zahlreiche Formen starben aus, von den Tieren wurden viele zur Auswanderung nach wärmeren, tropischen Gegenden gezwungen, so sind als entschiedene Einwanderer von Norden her in Südamerika einige elefantenartige Geschöpfe anzusehen, darunter die Mastodonarten M. Andium und Humboldti, ferner der Tapir, das Lama, das den Pferden verwandte Hippidium, sowie die Mehrzahl der Raubtiere.

Durch diese Einwanderung erhöhte sich der Tierreichtum Südamerikas, dem es bisher keineswegs an eigentümlichen Formen gefehlt hatte, wesentlich. Gab es daselbst doch Megatherien, riesige, den Faultieren verwandte Geschöpfe, die bei einer Länge von 6 Meter an Größe hinter den Elefanten nur wenig zurückblieben und augenscheinlich ein Erstaunliches in der Abweidung von Bäumen geleistet haben müssen (vergl. Illustr. S. 12). Ferner gab es Ameisenbären, überaus große Schildkröten und Gürteltiere, von denen z. B. das Glyptodon (vergl. Illustr. S. 13) eine durchschnittliche Länge von 3 Meter erreichte und ein Schilddach trug, welches, wie wir später sehen werden, den Menschen der Vorzeit mitunter als Wohnung diente. —

Wieder rollten die Zeiten dahin, innerhalb welcher die Glacialerscheinungen allmählich ihren Rückgang nahmen, die klimatischen Verhältnisse sich so gestalteten, wie wir sie heute kennen und die Formen der Pflanzen- und Tierwelt das Gepräge annahmen, welches der gegenwärtig in Amerika anzutreffenden Flora und Fauna eigen ist. Wie viele Jahrtausende dazu freilich gehörten, liegt zu bestimmen nicht in unserer Macht, noch viel weniger dürften wir es wagen, die Dauer der seit Beginn der älteren Formationsepochen verflossenen Zeiträume zu ermessen. Alle Versuche dieser Art waren nichtig und werden auch ewig nichtig bleiben, handelt es sich doch, wie Neumayer in seiner Erdgeschichte treffend sagt, dabei um ungeheuer lange Zeiträume, um Ziffern, von deren Größe und Bedeutung man sich kaum mehr eine Vorstellung zu machen im stande ist. Der Blick verliert sich in eine so entlegene Vergangenheit, daß man bei dem Versuche, sich von deren Betrage eine Vorstellung zu machen, unwillkürlich das Gefühl eines Mannes empfindet, der von einem sehr hoch gelegenen Punkte in schwindelnde Tiefe hinabblickt, in deren Grunde einzelne Gegenstände zu unterscheiden er sich vergeblich bemüht.





Sambaqui oder Muschelhügel, auf den Klippen der Seeküste von Santa Katharina, Brasilien.
(Im Vordergrunde Fundgegenstände.)
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Bewohner Amerikas während der Vorzeit.

Als die ersten Europäer ihren Fuß auf den amerikanischen Kontinent setzten, fanden sie allenthalben die neue Welt von Menschen bewohnt, welche in Körper- und Gesichtsbildung, in Größe und Hautfarbe, in Sitte, Tracht und Lebensweise, wie in dem Grade der Civilisation, zu dem sie sich erhoben hatten, vielfach von einander abwichen, im großen ganzen aber doch sich vollkommen verschieden von allen bisher bekannten Völkern zeigten und offenbar eine neue bisher ganz unbekannt gebliebene Rasse repräsentierten.

Wer waren diese Bewohner der neuen Welt? Und woher waren dieselben gekommen? Stammten sie gleichfalls von dem ersten in der Bibel genannten Menschenpaare ab? Und wenn so, wie und auf welchem Wege waren sie nach dem neuen Weltteile gekommen?

Diese und tausend andere Fragen von der größten Tragweite türmten sich vor den Entdeckern der neuen Welt auf, und diese Fragen sind es, welche seitdem die

Denker aller Nationen beschäftigt haben und noch heute in Bewegung halten, denn noch nicht eine einzige derselben hat bis jetzt eine annähernd befriedigende Lösung gefunden.

Wohl hat es an vielfältigen Theorien über den Ursprung und die Abstammung der Urbewohner Amerikas nicht gefehlt. Und unter diesen vielfältigen Theorien befanden sich Hirngespinste der abenteuerlichsten Art, was aber nicht weiter verwunderlich erscheinen darf, da man noch lange nach der Entdeckung der neuen Welt gewohnt war, in dem engen Rahmen der bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gültigen Weltanschauung zu denken. Das Vorhandensein von Menschen in dem geographisch von der alten Welt völlig getrennten Amerika mußte notwendigerweise zu den sonderbarsten Mutmaßungen führen und so war der Hypothesen kein Ende.

Es hat Forscher gegeben, welche mit einem erstaunlichen Aufwand von Gelehrsamkeit nachzuweisen versuchten, daß die Phönizier, die alten Ägypter, Griechen, ja sogar die flüchtigen Trojaner bereits Amerika besucht und dort Spuren ihres Aufenthaltes hinterlassen hätten, und wurden gefälschte phönizische, ägyptische und griechische Inschriften wiederholt in Amerika entdeckt. Besonders aber richtete die strenge Bibelgläubigkeit viel Unfug an, und da man das Verbleiben der bekannten verlorenen Stämme Israels bisher noch nicht hatte ergründen können, so ließ man dieselben einfach in Amerika ihre endliche Wiederauferstehung erleben, freilich zu Rothäuten transformiert. Über die Identität der Indianer Amerikas mit diesen Stämmen Israels sind thatsächlich dickleibige Bücher geschrieben worden, so verfaßte nicht nur George Jones ein voluminöses Werk über die Identity of the Aborigines of America with the people of Tyrus and Israel, sondern auch der um die Erforschung mexikanischer Altertümer hochverdiente Lord Kingsborough fehlte bei Abfassung seines neunbändigen Prachtwerkes in seinen Endschlüssen, indem er die jüdische Kolonisation Amerikas beweisen wollte. Daß die eigentümliche Sekte der Mormonen die gleiche Anschauung zu der ihrigen gemacht hat, und einige ihrer wichtigsten Glaubenssätze auf dieser Anschauung basieren, ist bekannt.

Man hat ferner eine Abstammung der Amerikaner durch vielleicht von einem Sturme nach Amerika verschlagenen Chinesen angenommen, alle diese Hypothesen aber entbehren jeder wissenschaftlichen Grundlage und können als längst abgethan betrachtet werden.

Anders verhält es sich mit der Annahme, daß die rote Rasse Amerikas ein von Asien her über die Behringsstraße eingewanderter Zweig der mongolischen Rasse sein möge. Diese Theorie, bereits vor langer Zeit aufgestellt, ist auch heute noch die verbreitetste und wird von den Anhängern der Lehre eines einheitlichen Ursprunges der Menschheit auf das eifrigste verfochten. Damit ist aber ihre Begründung noch keineswegs erwiesen und hat diese Theorie auch thatsächlich ihre hartnäckigen Gegner gefunden. Seitdem sich nämlich die Wissenschaft gegen die Beibehaltung der mosaischen Lehre der Abstammung des gesamten menschlichen Geschlechtes von nur einem einzigen, durch göttliche Machtvollkommenheit erschaffenen Menschenpaare erklärt hat, ist die nunmehr zum Durchbruch gekommene Frage einer gemeinsamen Abstammung des Menschen vielfachen Discussionen unterworfen gewesen und noch keineswegs als abgeschlossen zu

betrachten. Es stehen sich vielmehr zwei große Parteien gegenüber: die den einheitlichen Ursprung und die Blutsverwandtschaft aller Menschenarten festhaltenden Monophyleten und die verschiedene Menschenarten selbständigen Ursprunges annehmenden Polyphyleten.

Erstere behaupten, daß die sämtlichen Menschenrassen mit den sogenannten Menschenaffen gemeinsame Vorfahren gehabt hätten und daß die Menschen durch Wanderung und dadurch hervorgerufene Anpassung an verschiedene äußere Lebensbedingungen im Laufe vieler Hunderte von Jahrtausenden nach verschiedenen Entwickelungsrichtungen divergiert haben müßten. Bei der Frage nach der Urheimat des Menschengeschlechtes wird ausgeführt, daß dieselbe in einem tropischen, waldreichen Lande gelegen haben müsse, wo noch gegenwärtig die nächsten Anverwandten des Menschen, die Menschenaffen wohnen. Diese Menschenaffen (Orang-Utang, Schimpanse und Gorilla), welche in der für die zoologische Anordnung stets so gewichtigen Beziehung des Gebisses sowie in anderen Eigentümlichkeiten den Menschen sich nähern, kommen zur Zeit nur innerhalb der Wendekreise und zwar ausschließlich im südöstlichen Asien und in Afrika vor. Als verbindendes Glied zwischen diesen beiden, heute durch den indischen Ozean getrennten Gebieten dieser Menschenaffen nehmen Sclater, Häckel*), Winchell und Andere einen seit der Eocänzeit unter den Spiegel des Ozeans versunkenen Kontinent, Lemuria, an, da sich von hier aus die geographische Verbreitung der verschiedenen Menschenarten durch Wanderung am leichtesten erklären ließe.

Häckel schließt ferner, daß Amerika zuerst von dem nordöstlichen Asien aus und zwar von demselben Mongolenstamme bevölkert worden sei, von dem auch die Arktiker (die Hyperboräer und Eskimos) sich abgezweigt hätten. Zuerst habe sich dieser Stamm in Nordamerika ausgebreitet und sei dann durch Zentralamerika über die Landenge von Panama nach Südamerika gewandert. Möglicherweise seien von Westen her außer Mongolen auch Polynesier nach Amerika gekommen und hätten sich mit diesen vermischt. Die Möglichkeit eines selbständigen Ursprunges der amerikanischen Rasse auf amerikanischem Boden glauben unsere modernen Forscher aus dem Grunde ausschließen zu müssen, weil Amerika keine Katarrhinen oder schmalnasige Affen besitze und anscheinend auch zu keiner Zeit besessen habe. —

Demgegenüber behaupten die Polyphyleten einen selbständigen, von einander völlig unabhängigen Ursprung der einzelnen Rassen, so äußert sich Burmeister über diesen Punkt wie folgt: „Wir können die Richtigkeit der Ansicht, daß die heutigen Rassen von mehreren Menschenpaaren abstammen, allein schon durch die bloße Betrachtung der Farbe bei den verschiedenen Nationen darthun. Sollten nämlich alle Nationen von einem Paare abstammen, so müßten sämmtliche Farbennüancen aus einem Grundton sich herleiten lassen, was meiner Meinung nach unmöglich ist. Wäre auch wirklich das Schwarz des Negers ein verbranntes Weiß des Europäers, und läge das Gelbe des

*) Häckel hat diese Ansicht nach einer Erklärung in der achten Auflage seiner Schöpfungsgeschichte verlassen und verlegt die Urheimat der Menschheit nach Afghanistan und Vorderindien.

Mongolen in der Mitte, so würde doch die kupferrote Farbe des Amerikaners nicht in diese Skala passen. Man würde mit Recht fragen können, warum sind die Neuholländer und Papuas schwarz geworden, während doch die der Linie näheren Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln gelbbraun blieben; man würde ferner beantworten müssen, warum in Amerika alle Nationen von der Baffinsbai bis zum Feuerlande eine im Grundton gleiche, rotbraune Farbe annahmen, während auf der östlichen Halbkugel bald weiße, bald gelbe, bald braune, bald schwarze Nationen oft ganz dicht nebeneinander wohnen. Man würde also immer auf neue Unbegreiflichkeiten stoßen, weil man von einem unbegreiflichen Grundsatze ausging. Wollten wir das biblische Dogma der einheitlichen Abstammung aller Menschen von einem Paare beibehalten, welche Wunder, welche seltenen Fügungen des Schicksals gehörten dazu, innerhalb eines Zeitraumes von 4000 Jahren 1 000 000 000 Menschen von einem einzigen Punkte aus, der noch dazu nur ein einziges Paar trug, bevölkern zu lassen; welche Mittel hatten diese Wanderer zur Überfahrt nach fernen Inseln, zur Verknüpfung so entfernter Punkte, wie das eine große Festland Amerika sie fordert? Warum blieben sie nicht hier in den üppigen, gesegneten Fluren der Tropenzone beieinander? Warum zogen sie es vor, sich in die eisigen Regionen der Polarländer zu begeben?"

Es würde zu weit führen, diese so ungeheuer verschiedenen Ansichten über den Ursprung des Menschengeschlechtes und über die Urheimat desselben eingehender zu verfolgen.

Können wir auch kühn behaupten, daß der Mensch in seiner gegenwärtigen Gestaltung nicht das Produkt einer willkürlichen Schöpfung, sondern das Resultat einer aus anderen tierischen Formen hervorgegangenen allmählichen Entwickelung ist, deren Anfänge um viele Millionen von Jahren zurückliegen, so vermögen wir aber nicht, mit irgend welcher Bestimmtheit anzugeben, wo die ersten Anfänge einer solchen Entwickelung zu suchen sind und in welchen Zeiten dieselben stattfanden.

Jedenfalls erstreckt sich diese stufenweise Entwickelung des Menschengeschlechtes über ungeheuere Zeiträume, und ganz außer Zweifel steht, daß die Existenz des Menschengeschlechtes als solches auf mehr als zwanzigtausend Jahre zurückgeht. Häckel meint sogar, daß seitdem mehr als hunderttausend, ja vielleicht viele Hunderte von Jahrtausenden verflossen seien.

Und vor solch unfaßbar langen Zeiträumen war nicht nur die alte Welt bereits von Menschen bewohnt, sondern auch Amerika, denn es lassen sich die Spuren des Menschen daselbst ebenfalls mit Sicherheit bis in jene entlegenen Zeiten zurückverfolgen, wo noch das Mammut, das Mastodon, Mylodon, Megatherium und andere riesige Tierarten lebten.

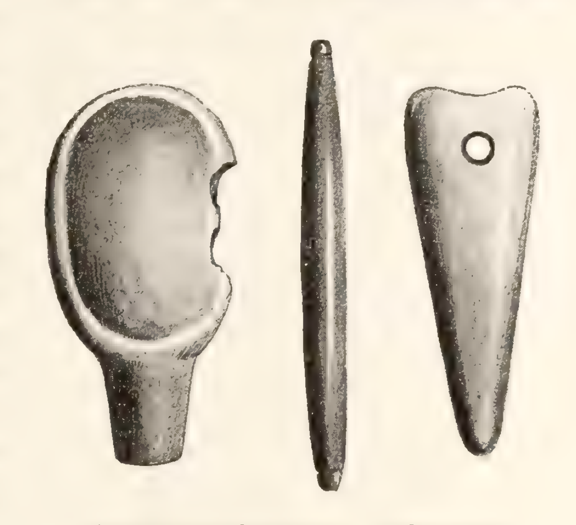
Aus dieser Thatsache der Existenz von Menschen auf dem amerikanischen Kontinente in jenen undenklich fernen Zeiten ergiebt sich, daß die bis zum Überdruß wiederholte Theorie der Herkunft der amerikanischen Rasse von der mongolischen nicht wohl aufrecht erhalten werden kann, denn es erscheint völlig unannehmbar, daß schon damals die Menschheit sich so sehr verschiedenartig entwickelt hätte, daß von einer spezifisch „mongolischen Rasse" die Rede sein könne.

Mit Recht bemerkt Friedrich Müller mit Bezug auf die Mongolomanie vieler Gelehrten, daß „die mongolische Rasse zu einem ungeheueren Sacke wird, in dem alles Unerklärbare Platz findet".

Und eines der vielen unerklärbaren Probleme ist eben die Frage nach dem Ursprunge der amerikanischen Rasse. —

Wie bereits erwähnt, so wurden in Amerika menschliche Überreste und Erzeugnisse menschlicher Arbeit mehrfach mit Skeletteilen ausgestorbener Tierarten zusammen gefunden, und sind derartige Funde immerhin auch noch selten, so liefern sie aber den untrüglichen Beweis, daß vor ungezählten Jahrtausenden schon auf dem Boden Amerikas sich menschliches Leben regte.

Derartige unzweifelhafte Spuren des Menschen: Waffen, Geräte, Mörser, Schüsseln aus Stein hat man in dem Gebiete der Felsengebirge, in Wyoming, Colorado und in den pacifischen Gebieten der Vereinigten Staaten gefunden, und besonders waren es die goldführenden Schichten am Westabhange der Sierra Nevada in Kalifornien, in denen man ganze Wagenladungen von Knochenresten von Mammuten, Mastodonten, Löwen, Lamas und Pferden mit menschlichen Erzeugnissen zu Tage gefördert hat.


Prähistorische Steingeräte aus Kalifornien.

Derartige Funde wurden auch in New Jersey, in Iowa, Nebraska und Mexiko gemacht. So entdeckte Dr. Aughey in Iowa und Nebraska Mastodonknochen zusammen mit zahlreichen Feuersteinspitzen, mit denen das Tier bekämpft worden war.

Einen noch überraschenderen Fund machte Dr. Koch an den Ufern der Rivière Bourbeuse, im Gasconade County des Staates Missouri. Dortselbst fand er das Skelett eines Mammut. Das Tier war augenscheinlich in einen Sumpf geraten, war auf die rechte Seite gefallen und hatte sich nicht wieder aufzuraffen vermocht. In dieser hilflosen Lage war es nach Meinung des Dr. Koch von Menschen angegriffen worden, welche Steine, Felsstücke, Pfeile und Lanzen von weitem gegen das Tier geschleudert hatten, fand man doch alle diese Gegenstände noch zwischen den Knochen des Tieres.

Derselbe Forscher machte im County Benton desselben Staates einen ähnlichen Fund und zwar zehn Meilen von der Mündung des Pomme de Terre Rivers. Dort traf er unter dem Oberschenkelknochen eines Mastodon eine Pfeilspitze aus rosa gefärbtem Feuerstein, ein wenig weiter ab, immer in der Richtung des Tieres, vier andere Pfeile, die allem Anscheine nach gegen dasselbe abgeschossen worden waren.

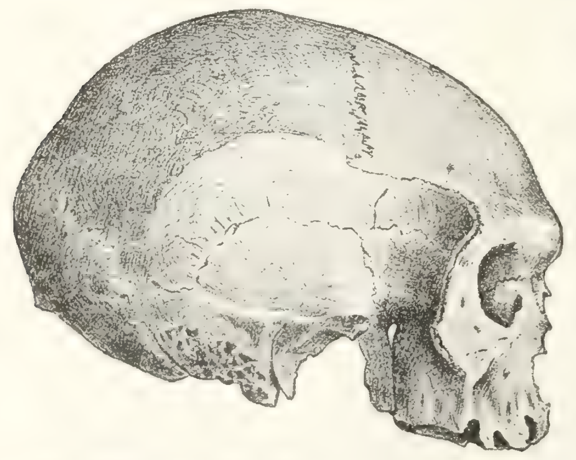
Auf der kleinen Insel Petite Anse im Mississippi (Louisiana) wurde während des Bürgerkrieges ein Steinsalzlager eröffnet und hier fand man in einer Tiefe von $3^1/_4$ Meter unter der Oberfläche Mammutknochen und zwar, wie Professor Henry, der frühere Direktor des Smithsonian Institution zu Washington angiebt, in ihrer gegenseitigen natürlichen Lage. Unter ihnen aber, dicht über den Steinsalzlagern, wurden nicht nur Reste von Mattenflechtwerk gefunden, sondern auch ganze Körbe, die aus dem Rohre der Arundinaria macrosperma geflochten waren. Augenscheinlich waren diese Körbe bei der Gewinnung des Salzes von den früheren Anwohnern des unteren Mississippis benutzt worden. Der geologischen Deutung jener die Fundstücke überlagernden Sand- und Erdschichten zufolge würde dieser Fund das Alter des Menschen in die wärmere Interglacialzeit zurückversetzen.

Außer derartigen Funden, wo das Vorkommen menschlicher Werkzeuge die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den ausgestorbenen Tieren der Vorwelt bekundet, wurden aber auch noch da und dort einzelne Skeletteile von Menschen jener Zeiten aus dem Schoße der sie bergenden Erde gehoben. So stieß man im Jahre 1844 gelegentlich der Ausgrabung von zwei Reservoirs der Gasfabrik zu New Orleans in einer Tiefe von $5^1/_4$ Meter auf verbranntes Holz und auf ein menschliches Skelett. Der erträglich gut erhaltene Schädel lag unter den Wurzeln einer jener Riesen-Cypressen, von denen man nicht weniger als vier aufeinanderfolgende Bestände in den den Schädel überlagernden Erdschichten nachzuweisen vermochte.

Dieser Schädel gab zu den mannigfachsten Streitfragen Anlaß, zumal als der Arzt Bennet Dowler demselben auf Grund mannigfacher, von anderen Forschern aber heftig angefochtenen Berechnungen ein Alter von — 50 000 Jahren zuschrieb.

Fehlte diesem Funde auch die erforderliche größere Beweiskraft, so reihten sich demselben doch bald noch weitere an, welche die Zurückdatierung des Schädels in die Vorzeit wahrscheinlich machen.

So wurde im Jahre 1866 zu Rock Bluff am Illinois River 1 Meter unter der Erdoberfläche in dem sandigen Lehm, welcher eine 1 Meter breite Felsspalte anfüllte, der Schädel eines älteren, sehr muskelkräftigen Mannes gefunden, desgleichen noch ein aber nicht zu demselben Schädel gehöriger Unterkiefer. Nach dem Zeugnis McConnels, welcher den Fundort sorgfältigst untersuchte, war der Schädel in ganz ungestörtem Löß eingebettet, würde demnach, gleich den europäischen Lößfunden, der Zeit der Lößbildung, d. h. nach der größten Vergletscherung und vor dem definitiven Rückzug der Gletscher, einzureihen sein.



Der Schädel von Rock Bluff am Illinois River.

Die ungewöhnlich stark entwickelten

Glabellar- und Augenbrauenwülste, sowie die tiefe Lage der größten Breite geben dem Schädel den Ausdruck roher Bildung*).

Aus dem Löß des Mississippiufers bei Natchez, aus der wegen der Häufigkeit der in ihr gefundenen vorweltlichen Überreste sogenannten Mammutschlucht zog Dr. Dickeson eigenhändig das Hüftbein eines Menschen, wie die Tierknochen dunkelrotbraun gefärbt durch die Einwirkung der Zeit und durch die des Torfes, in welchem beide begraben waren.

Alle diese bisher genannten Funde wurden aber überboten durch die Entdeckung eines Schädels, der seit seiner Auffindung den Gegenstand des lebhaftesten Streites in den gelehrten Gesellschaften Amerikas und Europas bildet.

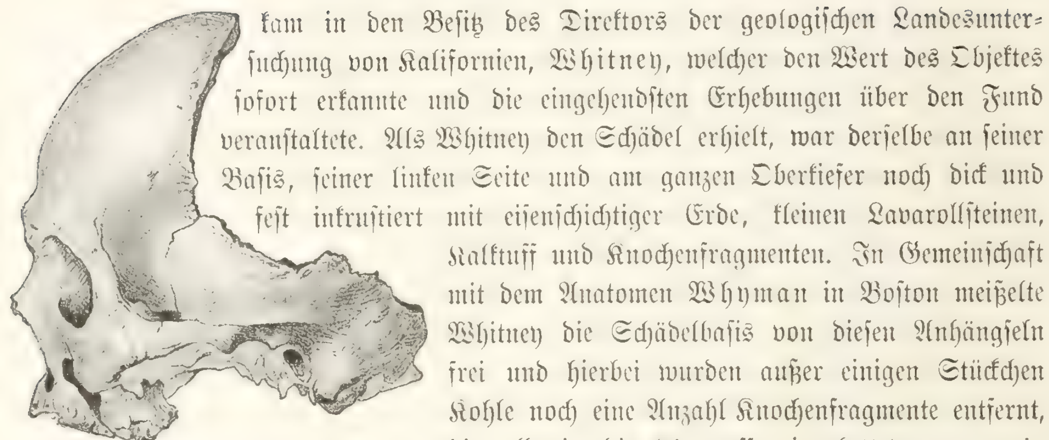
Der Sachverhalt dieses Fundes ist folgender. Während der Pliocenzeit und anderer, früheren Epochen wurde die Oberfläche des westlichen Kaliforniens durch die erodierende Kraft mannigfacher Ströme tief durchfurcht. Zu Ende der Pliocenepoche aber wurden diese Landstriche wie auch das benachbarte Oregon der Schauplatz von vulkanischen Erscheinungen, wie sie großartiger und verheerender wohl niemals unsere Erde heimgesucht haben. Die Thäler der Flüsse wurden verschüttet und das ganze nördliche Kalifornien ward unter Lava und Asche begraben. Diese alten, verschütteten Flußbetten erwiesen sich nun sehr reich an Gold, und die Goldwäscher, welche in den fünfziger und sechziger Jahren unseres Jahrhunderts den ganzen Boden Kaliforniens nach dem edlen Metalle durchwühlten, drangen in den alten Flußbetten, den Lauf derselben verfolgend, vielfach bis in die Vorberge der Sierra Nevada vor, die das Flußbett füllenden Lava- und Aschebetten untertunellierend. Während dieser harten, mühevollen Arbeit wurden vielfach Erzeugnisse menschlicher Hand zu Tage gefördert, Steinwaffen und steinerne Geräte zugleich mit Überresten vorweltlicher Tiere.

So wurden im Jahre 1853 Menschenknochen in Placerville, El Dorado County, gefunden und zwar Teile von Rippen, welche im Lehm tief unter basaltischer Lava eingebettet waren. Im Jahre 1857 entdeckte man im goldführenden Sande des Table Mountains in der Grafschaft Tuolumne 60 Meter unter der Erdoberfläche Fragmente eines menschlichen Schädeldaches mit Knochen vom Mastodon zusammen, ebendaher stammte ein menschlicher Unterkiefer und dergleichen mehr. Allen diesen Funden wurde aber nicht die wünschenswerte Beachtung zu teil, da man zu jener Zeit noch nicht an den diluvialen und antediluvialen Menschen glaubte und derartige Funde einfach ignorierte.

Da, im Jahre 1866, wurde aus dem Kies einer Goldgrube des Bald Hills in Kalifornien aus einer Tiefe von 40 Meter unter der Erdoberfläche das vordere Bruchstück eines menschlichen Schädels zu Tage gefördert, anfänglich so in Erde und Steinchen eingehüllt, daß man denselben zuerst gar nicht als Schädel erkannte. Dieser Schädel

---

*) Ausführlichere Beschreibungen und Abbildungen dieses Schädels haben Meigs (Report of Smithsonian Institution 1867. S. 412) sowie Prof. Emil Schmidt (in Heft 14/15 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, II. Serie gegeben.


Seitenansicht des Schädels von Calaveras.

kam in den Besitz des Direktors der geologischen Landesuntersuchung von Kalifornien, Whitney, welcher den Wert des Objektes sofort erkannte und die eingehendsten Erhebungen über den Fund veranstaltete. Als Whitney den Schädel erhielt, war derselbe an seiner Basis, seiner linken Seite und am ganzen Oberkiefer noch dick und fest inkrustiert mit eisenschichtiger Erde, kleinen Lavarollsteinen, Kalktuff und Knochenfragmenten. In Gemeinschaft mit dem Anatomen Whyman in Boston meißelte Whitney die Schädelbasis von diesen Anhängseln frei und hierbei wurden außer einigen Stückchen Kohle noch eine Anzahl Knochenfragmente entfernt, die alle in die Kiesmasse eingebettet waren: ein ganzer und ein zerbrochener Mittelfußknochen, das untere Ende eines linken Wadenbeins, Stücke eines Vorderarmknochens und eines Brustbeins. Auch Fragmente kleiner Säugetierknochen, ein kleines Schneckenhaus, sowie ein durchbohrtes Muschelschalenplättchen, wahrscheinlich ein Glied eines Halsbandes, fanden sich angekittet. Es fand sich ferner, daß alle Zähne des Schädels, bis auf eine rechte Backzahnwurzel, während des Lebens ausgefallen waren. Der Kiefer zeigte sich stark geschrumpft.

Dieser Befund läßt einigermaßen auf die Geschichte dieses Schädels schließen, der den Eindruck macht, als sei er auf unebenem Grunde von Wassern fortgeführt und mit den kleineren Knochenfragmenten zusammengeschwemmt worden. Endlich zur Ruhe gekommen, wurde er von Kalksalzen imprägniert, welche die in seiner Nachbarschaft liegenden Knochen, Tuff-, Kies- und Kohlenstückchen, sowie die Muschelperle mit ihm zusammenkitteten. Während dieser Zeit kroch eine Landschnecke unter den Kiefer und starb hier. Später wurde dann das Ganze in lockeren Kies eingehüllt, der von den Findern leichter entfernt werden konnte.

Professor Emil Schmidt, dessen Abhandlung „Über die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika" wir diese Darstellung entnehmen, tritt wie noch viele andere Forscher, für das dem Schädel zugeschriebene hohe Alter ein und ist zu der Annahme geneigt, daß der Träger dieses Schädels gegen Ende der Tertiär- oder zu Anfang der Quartärzeit gelebt haben möge, also zu einer Zeit, bevor die gewaltigen Höhen der Sierra Nevada emporgestiegen waren, bevor die stolzen Katarakte des Yosémite Thales und des Yellowstone zu fließen begonnen hatten, bevor sie die unergründlich tiefen Cañons, die Steilschluchten durch die Felswände gerissen hatten.

Dies überaus hohe Alter des Menschen in Kalifornien wurde, wie bereits erwähnt, durch das gleichzeitige Vorkommen zahlreicher, von menschlicher Hand gefertigten Gegenstände bestätigt und mußte man sich nunmehr zu der Anerkennung verstehen, daß der Mensch in Amerika ein Zeitgenosse der dort nachgewiesenen Mastodonten, Rhinozerosarten, Löwen, wilden Hunde und mehrhufigen Pferde gewesen sei, daß er also in Kalifornien vor Zeiträumen lebte, gegen welche unsere menschliche Zeiterinnerung verschwindend klein erscheint.

Auf ein ungeheueres Alter der Menschheit in Amerika lassen auch die Funde schließen, welche Dr. Abbott innerhalb der beiden letzten Jahrzehnte in den der sogenannten Interglacialzeit angehörigen Kiesbetten am Delaware Fluß bei Trenton in New Jersey machte. Diese Funde bestehen in roh zugehauenen Feuersteinstücken, deren scharfe Seiten von den Menschen der Urzeit zum Schneiden, Schaben und Sägen verwendet wurden. Diese äußerst primitiven Werkzeuge lassen erkennen, daß ihre Urheber noch auf der tiefsten Stufe menschlicher Kultur gestanden haben müssen. Ähnliche Funde, welche die Existenz des Menschen in Amerika während und nach der sogenannten Eiszeit aufs bestimmteste bekunden, wurden im November 1885 in den Kiesbetten des kleinen Miami Flusses in Ohio, im August 1888 in den Kiesbetten zu Jackson County, Indiana, sowie bei Claymont in Delaware gemacht. Im November 1887 wurden durch Cresson in den alluvialen Ablagerungen des Naaman's Creeck in Delaware Anzeichen ehemaliger Pfahlbauten entdeckt.



Prähistorische Feuersteingeräte aus dem Trenton Kies in New Jersey.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Von ganz besonders hohem Interesse sind auch einige in Zentralamerika gemachte Funde: menschliche Fußspuren, welche im Tuff eines alten erloschenen Vulkanes, Tizcapa, in Nicaragua gefunden wurden. Dieser gelblich graue Tuff ruhte auf gelbem Sande und wurde von vierzehn deutlich unterschiedenen Lagen anderer Gesteine und Depositen überdeckt, bevor die Oberfläche des Bodens erreicht wurde. Die Geologen haben den unteren gelben, muschelführenden Sand der Übergangszeit zwischen der Pliocän- und der Eocänperiode zugeschrieben. Die siebente Lage der den Tuff überdeckenden Gesteine von oben gerechnet enthielt Überreste von Mastodonten*).

Ein in zwei Teile zerbrochener Block dieses Tuffes gelangte in den Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig und enthält der kleinere Teil des Blockes eine, der größere Teil dagegen zwei außerordentlich scharf ausgeprägte Fußspuren, die 3 Centimeter tief in die Tuffmasse eingedrückt wurden, als dieselbe noch zähflüssig war. Die Fußgröße beträgt 24 Centimeter, die Fußbreite 11 Centimeter, die Schrittweite $36\frac{1}{2}$ Centimeter.

Dasselbe Museum enthält einen dritten Block von derselben Fundstelle, auf welchem Fußspuren zu sehen sind, welche von einigen Forschern einem hundeähnlichen Tiere zugeschrieben werden.

*) Diese Funde wurden beschrieben in Americ. Philosoph. Soc. Proc. XXIV. p. 437, sowie in Americ. Antiquarian VI. 112.



Menschliche Fußspuren im Tuff aus Nicaragua.
Nach dem im Museum für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Fast noch überraschendere Funde wurden in Südamerika gemacht. In den jungtertiären Gebilden der argentinischen Pampas wurden von Dr. Séguin an den Ufern des Rio Carcaraña unter zahlreichen Knochen vorweltlicher Säugetiere, darunter eines Bären, eines Pferdes, eines Riesenfaultieres und eines Mastodon auch menschliche Gebeine, Schädelbruchstücke, Kieferknochen, Rippen u. s. w. von wenigstens vier verschiedenen Individuen angetroffen, auch fanden sich Steinwerkzeuge vor.

Lund, ein dänischer Naturforscher, der sich nahezu 50 Jahre mit dem Studium der fossilen Fauna Brasiliens beschäftigte, fand in einer Kalksteinhöhle am Ufer des Sees Lagoa do Sumidario die Gebeine von mehr als dreißig menschlichen Individuen zusammen mit über vierzig ausgestorbenen Tierarten, worunter außer Pferden und Lamas ein Löwenäffchen, ein Wasserschwein von der doppelten Größe der noch jetzt lebenden, ein Riesenfaultier, sowie ein den Jaguar an Größe bedeutend übertreffendes pantherartiges Raubtier die merkwürdigsten waren. Alle Gebeine lagen durcheinander, waren in harten Thon eingebacken und von gewaltigen, von der Decke und den Seitenwänden der Höhle herniedergestürzten Felsblöcken überschüttet. Einige der Schädel zeigten ein Loch von derselben Größe und Form und nimmt Lund an, daß diese Löcher von einer Steinwaffe herrühren möchten. Ähnliche Entdeckungen wurden von demselben Forscher noch in sechs anderen Höhlen der brasilianischen Provinz Minas Geraës gemacht.

Über noch weitaus interessantere Funde berichtet der Gelehrte Ameghino selbst folgendermaßen: „An den Ufern des Flüßchens Frias, zwanzig Meilen von Buenos Ayres, fand ich viele menschliche Gebeine. Zwischen ihnen traf ich eine große Masse Holzkohlen, gebrannte Erde, Pfeilspitzen, Messer aus Feuerstein und eine große Menge Knochen vorweltlicher Tiere, welche Ritzen, Furchen und Einschnitte zeigten, die offenbar von Menschenhand gemacht waren, zugespitzte Knochen, Messer und Schleifwerkzeuge aus demselben Material.“ Diese Knochen gehörten Pferden, Lamas, Hirschen, Faultieren und riesigen Geschöpfen, Glyptodonten, an, welche zwischen Gürteltieren und Schildkröten eine Art Mittelding bildeten. Dieselben übertrafen alle heutigen Gürteltiere und Schildkröten an Größe bei weitem, waren doch die Rückenschilder dieser Ungeheuer geräumig genug, den menschlichen Wesen der Vorzeit als Wohnung zu dienen, was weiter nicht verwunderlich erscheint, wenn man erfährt, daß solche Rückenschilder über 2 Meter lang,

beinahe über $1^1/_2$ Meter breit und $1^1/_3$ Meter hoch gewesen sind. Eine derartige Behausung der urweltlichen Südamerikaner wurde gleichfalls von Ameghino entdeckt. „Rings um das Schild lagen," so berichtet dieser Forscher, „Kohlen, Asche, verbrannte und gespaltene Knochen und einige Feuersteine. Das rötliche Erdreich des ursprünglichen Bodens war um die seltsame Behausung aufgehäuft. Beim Nachgraben fand sich ein Werkzeug aus Feuerstein, gespaltene Röhrenknochen vom Lama und Hirsch, Zähne von Toxodon und Mylodon, welche augenscheinliche Spuren menschlicher Bearbeitung aufwiesen." Unter ganz ähnlichen Umständen wurde späterhin von Ameghino noch ein zweites Rückenschild vom Glyptodon aufgefunden, das als Wohnung gewiß den ausgiebigsten Schutz gegen die Elemente dargeboten haben wird.

Alles in allem genommen, ergeben diese Funde, daß der Mensch schon während der Tertiärzeit auf amerikanischem Boden existierte und sowohl in Nordamerika wie auch in Südamerika mit vorweltlichen Tieren zusammen lebte, welche er mit rohen Steinwaffen bekämpfte, um sich ihres Fleisches, ihrer Knochen, ihrer Felle oder sonstigen verwertbaren Dinge zu bemächtigen. Bezüglich der Lebensweise dieser Urbewohner der neuen Welt ist wohl anzunehmen, daß dieselben zumeist Nomaden waren, die dem Wilde nachzogen. Erst in späteren Zeiten mögen diese Nomaden da und dort seßhafter geworden sein und sich zu Gemeinwesen vereinigt haben. —

Solchen, gleichfalls längst verschwundenen, vorgeschichtlichen Völkern ist wohl die Entstehung jener riesigen Muschelhaufen zuzuschreiben, welche sich an fast allen Seeküsten und vielen Flußufern Amerikas vorfinden und, gleich wie die „Küchenabfallhaufen" (Kjökkenmöddinger) Dänemarks reiche Aufschlüsse über die vorgeschichtlichen Bewohner Skandinaviens gaben, manches Licht über die Urbewohner der neuen Welt verbreiteten.

Diese Muschelhaufen sind von Tausenden und aber Tausenden weggeworfener Schalen von Muscheln gebildet, die den Menschen zur Nahrung gedient hatten. Diese Schalen häuften sich im Laufe der Zeit zu ganzen Hügeln an und sind für die Wissenschaft insofern von hoher Bedeutung, als sie nicht nur allerhand Knochenreste anderer zur Speise verwendeten Tiere, sondern vor allem auch zahlreiche Gebrauchsgegenstände jener Menschen umschließen, welche durch die Aufhäufung jener weggeworfenen Schalen zur Entstehung der Muschelhügel beitrugen.

Derartige Muschelhügel wurden namentlich in Dänemark zuerst zum Gegenstande sorgfältiger wissenschaftlicher Untersuchung gemacht und ist es, wie Fr. Ratzel treffend bemerkt, „ein Denkmal des Ruhmes, daß der Name, den die Dänen diesen Schalenhaufen geben, »Kjökkenmöddinger« (Küchenmoder, Speiseabfall) gleichsam als Terminus technicus für alle ähnlichen Dinge, wo immer sie vorkommen mögen, auch im Deutschen und Englischen und Französischen, öfters gebraucht wird".

Ähnliche Muschelhaufen wurden nun in den verschiedensten Teilen Amerikas vorgefunden, längs der Küsten von Kalifornien, Vancouver Island, Neu Fundland, Maine, Massachusets, Georgia, Florida, Alabama und Louisiana, ferner an den Küsten von Britisch Guyana, Brasilien, der La Plata Staaten und Ecuador, und alle tragen,

gleich den dänischen „Kjökkenmöddinger“ das Gepräge hohen Altertumes. Sie sind mitunter von einem geradezu erstaunliche Dimensionen einnehmenden Umfange.

In der Nähe von San Francisko liegen Muschelhügel von über 600 Meter Länge, 13 Meter Breite und 10 Meter Höhe; auf der Insel Amelia befindet sich einer, der bei einer durchschnittlichen Tiefe von 1 Meter eine Viertelmeile lang und nahezu 170 Meter breit ist. Ein anderer Hügel bei Bear Point bedeckt 60 Acres, der von Anercerty Point 100 Acres, der von Santa Rosa 150 Acres.

Ein Austernhügel im County Lincoln, im Staate Maine, bildet eine Masse, deren höchster Punkt 8 Meter über dem Meeresspiegel liegt und sich allmählich nach der Küste hin so absenkt, daß sie noch 2 Meter über die höchste Flutmarke emporragt; sie mißt 108 Ruten (= zu $16^1/_2$ Fuß englisch) in der Länge und 80—100 Ruten in der Breite. Den Berechnungen des Geologen C. T. Jackson zufolge, welcher diesen Hügel bereits im Jahre 1838 untersuchte, enthält derselbe nicht weniger als 44 906 400 Kubikfuß Muscheln.

Burton, welcher im Jahre 1865 die Santosbai der brasilianischen Provinz San Paulo untersuchte, fand an der Küste dieser Bai ungefähr 20 solcher Kjökkenmöddings, von denen einer, auf der Ilha de Casceiro gelegen, über 60 Meter hoch war und 900 Meter im Durchmesser hatte. Die Schalen bildeten ein Conglomerat, oft in Blöcken von mindestens 20 Zentner Schwere. Seit drei Jahrhunderten brennt man Kalk aus diesen Schalen, und der Vorrat wird noch lange andauern.

Ähnliche Hügel finden sich an der Bai von Paranagua, und wird von denselben mitgeteilt, daß das Alter derselben so groß, daß einzelne jener Muschelhaufen heute eine kompakte, zusammenhängende Masse bilden, ein förmliches Conglomerat, so daß man gezwungen sei, wenn man einzelne Stücke davon ablösen wolle, dieselben mit dem Hammer abzuschlagen oder mit festen Brechwerkzeugen auseinanderzureißen. Zentnerschwere Stücke lösen sich ab und müssen allmählich verkleinert werden. Das Abräumen auch nur eines solchen Austernhügels durch 4 bis 6 Mann erfordert oft jahrelange Arbeit. Das Material wandert von dort in Kähnen zu den Kalkbrennöfen; und dieser Kalk wird allgemein in den Küstengegenden und selbst im Innern des Landes bei allen Bauten verwendet. Welche Zerstörungen seit über 300 Jahren unter diesen Muschelhügeln durch die Kalkbrennereien angestellt wurden und jährlich noch gemacht werden, ist leicht zu berechnen. Städte wie Rio de Janeiro, Campos, Angra dos Reis, St. Francisko, Dna. Francisca, Ubatuba, Santos, Iguapé, Paranagua u. s. w. allein verschlingen Hunderte von diesen Hügeln. (Vergl. Vignette Seite 15.)

Von besonderem Werte sind die Beobachtungen, welche Dr. Karl Roth in St. Paulo*) über diese Muschelhügel Brasiliens angestellt hat, und sind dieselben um so wichtiger, als dieser Forscher seine Aufmerksamkeit bereits seit dem Jahre 1846 den Muschelhügeln zugewendet hat.

Nach demselben befinden sich die uralten Conchilienhügel meist 15—20 Meter und mehr über dem höchsten Stande der Fluten des Ozeans, es giebt aber solche Hügel,

*) Globus 1874, S. 193.

zwanzig und mehr Meilen von dem Meere entfernt, die sich im Innern in der Nähe von Binnenseen und von Flüssen finden. Vielfach sind dieselben mit uralten Bäumen bewachsen, und die Wurzeln derselben überziehen im Verein mit Schlingpflanzen die Hügel oft mit einer undurchdringlichen Decke.

Was den Wert dieser in Brasilien „Sambaqui" genannten Hügel für die Wissenschaft ganz besonders erhöht, ist der Umstand, daß sie häufig auch die Grabstellen ihrer Urheber sind, welche vielfach ihre Toten in diesen Hügeln begruben und mit Muscheln zudeckten.

Eingehende Untersuchungen ergaben, daß der zu Begrabende in sitzender Stellung auf die Erde gebracht wurde; wahrscheinlich mit allem dem angethan, was er im Leben an sich getragen hatte, wie z. B. Zieraten, als Ohren-, Lippen-, Fuß- und Armbehänge. In der Nähe der zusammengefallenen oder erdrückten Gerippe im Innern des Muschelhügels liegen nämlich vorzüglich die Steinwaffen, Beile, Wurfringe, Keile, Lanzen- und Pfeilspitzen, letztere von Feuerstein, Reibschalen, Klopfsteine, konische Reiber, runde Steinkugeln verschiedener Größe u. s. w. Zumeist sind diese Geräte aus basaltischem Gestein gefertigt, jedoch finden sich auch Stücke aus Grünstein, Porphyr, Itacolumit, Quarz, Meteoreisen u. s. w. Außer diesen Geräten finden sich unmittelbar neben den Skeletten der beigesetzten Menschen auch Gerippe von Fischen und verschiedenen Jagdtieren, welche öfter die Spuren von Feuer an sich tragen. Ohne Zweifel rühren diese Skelette von mitgegebenen Speisevorräten her, welche die Toten auf die Reise nach dem Jenseits mitbekamen. Dieselbe Bestimmung mögen die Haufen von noch geschlossenen Austern und anderen eßbaren Conchylien gehabt haben, die Dr. Roth gleichfalls immer neben den Gerippen fand.

Den Toten wurden ferner noch beigegeben Knollen von roter Erde oder Bolus, wie sie die Eingeborenen heute noch zum Rotfärben ihrer Haut und ihrer Thongefäße benutzen. Ebenso finden sich Schmucksachen aus einem dem Bernstein ähnlichen Harz, Krystallstücke, Thongefäße u. dergl.

Unter den tierischen Knochen finden sich Schwanzwirbelknochen von Walfischen (vergl. Vignette Seite 15 rechts unten), die offenbar zu gewissen Zwecken, möglicherweise zum Sitzen gedient haben, da sie Spuren der Abnutzung an sich tragen. Gleichfalls aufgefundene Haifischzähne dienten wohl als Zierate, da sie durchbohrt sind.

Nachdem alles Notwendige zur Stelle war, dürfte der Anfang mit der Bedeckung des Toten mit Muschelschalen begonnen haben. Diese Überdeckung wird selbst bei sehr großer Zahl von Leidtragenden eine recht lange Zeit gedauert haben, denn der Hügel wuchs allmählich zu einer Höhe und einem Umfang an, der oft unser Staunen in vollstem Maße erregt über die ungeheuere Menge der verwendeten Muschelschalen, die oft zu Millionen aufgehäuft sind. Noch mehr steigt aber unsere Verwunderung, wenn wir erfahren, daß eine große Anzahl solcher Muschelhügelgräber sich nahe bei einander finden und alle jetzt vorhandenen Austermuscheln der ganzen Gegend in 5 bis 6 Jahren keinen solchen Hügel von mittlerer Größe bilden würden.

Bei Ausgrabungen, die der Missionär Brett in Britisch Guyana in einem 100 Fuß im Durchmesser haltenden Muschelhügel vornahm, fand derselbe gleichfalls

Klumpen von harter, roter Farbe, Steinäxte, Steinmesser, einen seltsamen steinernen Stab sowie zahlreiche menschliche Überreste, welch letztere aber in einer ganz unbeschreiblichen Weise zerbrochen und durcheinander geworfen waren, woraus der Missionär schließen zu dürfen meint, daß die ichthyophagen Menschen, von denen der Hügel herrühre, vielleicht auch kannibalische Mahlzeiten gehalten, die Knochen behufs Aussaugung des Markes aufgeschlagen und dann gleich anderen Abfällen weggeworfen hätten.



Steinerner Stößel, gefunden in einem Muschelhaufen Kaliforniens.

Die deutlichsten Anzeichen von vorhanden gewesenem Kannibalismus wurden auch in nordamerikanischen Muschelhügeln nachgewiesen, so fand man in den Hügeln an der Küste von Maine und Florida zahlreiche aufgeschlagene menschliche Röhrenknochen neben genau in derselben Weise zerschlagenen Knochen von Hirschen, Vögeln, Bibern, Walrossen und Alligatoren; im Osceola Mound wurde sogar ein menschlicher Oberschenkelknochen gefunden, der in der Mitte einen ringsherumgehenden Einschnitt zeigte, offenbar zu dem Zwecke gemacht, um den Knochen leichter zerbrechen zu können.

Wie die südamerikanischen Kjökkenmöddinger reich sind an allerhand menschlichen Geräten, so sind auch den Muschelhügeln Nordamerikas zahlreiche steinerne Pfeilspitzen, Steinhämmer, Mörser, Bohrer, Messer, Knochenwerkzeuge und Scherben roh gearbeiteten Geschirres entnommen worden.

Reste vorweltlicher Tiere wurden dagegen in keinem dieser Muschelhügel gefunden, und ist daraus zu schließen, daß diese Muschelhaufen ihr Entstehen viel späteren Zeiten verdanken, als denen, von welchen wir zu Anfang dieses Abschnittes gesprochen haben. Daß diese Kjökkenmöddinger aber auch bereits lange vor Ankunft der spanischen Entdecker existierten, geht aus dem Umstande hervor, daß die damaligen Indianer nichts über ihren Ursprung wußten, vielmehr erklärten, daß sie früheren, unbekannten Rassen angehörten, die lange vor der Ankunft ihrer Väter im Lande gewohnt hätten.

Ähnliche archäologisch interessante Stätten sind die alten Kochplätze, die man sowohl in den La Plata- wie auch in den Vereinigten Staaten an verschiedenen Stellen eröffnet hat. In Nordamerika bestehen dieselben aus förmlichen, $1^1/_2$ Meter tiefen und $1^1/_4$ Meter weiten Löchern, welche bis zum Rande mit Asche, Kohlen und Sand gefüllt sind und in den verschiedenen Schichten derselben neben den verschiedensten Tierknochen auch weggeworfene oder verloren gegangene Gebrauchsgegenstände wie Hämmer, Äxte, Schabemesser, sowie Perlen, Topfscherben und dergleichen enthalten. Ähnliche Funde haben auch einzelne alte Höhlen ergeben, so z. B. die Shelter Cave bei Elyra am Ohio, die



Steinhammer aus einem kalifornischen Muschelhaufen.

Ash Cave im County Benton in Ohio, die Salt Cave in Kentucky, woselbst man nicht nur vollständige Skelette der alten Höhlenbewohner entdeckte, sondern auch noch Reste von Geweben, mit welchen dieselben bekleidet gewesen waren, ferner Sandalen, aus Schilf geflochten, Kürbisflaschen und Päckchen mit Nüssen und kleinen Samenkörnern.

In diesen Küchenabfallhaufen, in den festen Feuerstellen, sehen wir die ersten Spuren eines dauernden Aufenthaltes der Menschen an bestimmten Plätzen, und die in der Nähe solcher Plätze zu findenden fortgeworfenen Geräte beweisen, daß diese Menschen der Urzeit sich mancherlei Fertigkeiten zu eigen gemacht, also schon einige Fortschritte auf dem langen Wege der kulturgeschichtlichen Entwickelung gemacht hatten. Wußten sie doch nicht nur Instrumente der mannigfachsten Art aus Holz, Knochen, Horn und Stein anzufertigen, sondern sie verstanden auch bereits zu flechten, zu weben und thönerne Geschirre zu formen.

Möglicherweise haben die Menschen der Urzeit auch bereits feststehende Wohnungen, Unterschlupfe aus Holz oder primitive Zelte aus Fellen besessen, doch sind bisher außer den südamerikanischen Glyptodontenhäusern und den auf Seite 23 erwähnten Spuren von Pfahlbauten keinerlei Funde bekannt geworden, welche über die Wohnungen jener Urmenschen irgend welchen Aufschluß zu geben vermöchten.

Sichere Beweise von dem Vorhandensein derartiger fester Wohnplätze finden wir erst in der Hinterlassenschaft späterer Völker, die, auf den Kenntnissen ihrer Vorfahren fußend, auf dem Wege der menschlichen Kultur rüstig weiter schritten.



Mörser aus Stein, gefunden in einem Muschelhaufen Kaliforniens.



Altindianische Mounds bei Little Rock in Arkansas.
Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.

Die Mound-builders.

Bereits weit vorgeschritten waren jene Völker jedenfalls, die in Amerika jene Zeichen ihrer Existenz hinterließen, welche direkte Gegenstücke zu den europäischen Hünengräbern und Riesenwällen bilden: die Mounds.

Es sind diese Mounds Erdwerke und Steinhaufen von der verschiedensten Form und Größe, die bald als Grabhügel, bald zu Verteidigungszwecken, zu Opferstellen oder zu Beobachtungsstationen dienten. Bieten die in Brasilien und anderen Teilen Südamerikas zahlreich aufgefundenen Hügelgräber in Form und Inhalt nichts gerade besonders Bemerkenswertes, so gehören die Mounds Nordamerikas mit Recht zu den berühmtesten Überbleibseln des Lebens und der Bräuche verschollener Völker und Zeitalter und werden gewiß noch manches Licht über den Ursprung, die Wanderungen und die Kultur ihrer Erbauer verbreiten.

An der Küste des Atlantischen Ozeans fehlen diese großartigen Erdwerke, dieselben ziehen sich vielmehr von den Gestaden des Michigansees durch Wisconsin, Illinois, Iowa, Ohio, Kentucky, Tennessee, Missouri, Arkansas, Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia und Florida und hauptsächlich finden wir sie in den ebenen, fruchtbaren Flußniederungen, im Mississippi- und Ohiothale, woraus der Schluß zu ziehen ist, daß die Mound-Erbauer Ackerbau treibende Völker waren, die sich auch zu gleicher Zeit die günstigsten Wasserstraßen zu nutze machten.

Wie außergewöhnlich groß die Zahl dieser Mounds ist und welche hohe Bedeutung sie für ihre Erbauer gehabt haben müssen, erkennt man wohl daraus, daß in Ohio allein gegen 13 000 größere oder kleinere Erdwerke gezählt wurden, worunter viele

regelmäßig gebaute, von 1 bis 10 Meter hohe, meilenlange Erdschanzen und gewaltige Hügel, die mitunter eine Höhe von über 20 Meter erreichen.

So hat z. B. der „Große Mound" bei Miamisburg, in Ohio, eine Höhe von 21 Meter und einen Umfang von 266 Meter. Der „Große Mound" zu Grave Creek, in West-Virginia, ist 22 Meter hoch und hat einen Umfang von 312 Meter, eine Erdpyramide zu Cahokia, in Illinois, hat bei einer Länge von 219 Meter und einer Breite von 156 Meter gar eine Höhe von 28 Meter, während der kegelförmige Manard Mound (vergl. Abbildung S. 32) in Arkansas eine Höhe von 32 Meter, der Knapp Mound ebendaselbst gar eine Höhe von 36 Meter aufweisen.

Squier und Davis haben nach ihren im Jahre 1847 von dem Smithsonian Institution publizierten Forschungen diese uralten Erdwerke eingeteilt in 1) Verteidigungs-



Der „Große Mound" bei Miamisburg.
Nach einem amerikanischen Holzschnitte.

werke, 2) Tempelringe, 3) Tempel, 4) Opferhügel, 5) Grabhügel, 6) Hügel, welche Gestalten von Tieren nachahmen. Der Forscher Short fügte dieser Einteilung noch die Gruppe 7) Beobachtungsposten hinzu.

Was nun die Verteidigungswerke anbetrifft, so sind dieselben nicht nur aus Erde, sondern da, wo das Material vorhanden war, auch aus Steinen errichtet und bestehen sie teils aus einzelnen Werken, teils aus zusammenhängenden Systemen von Befestigungen und sind als solche versehen mit Wällen, Gräben, Thoren, Außenposten, Laufgräben, Beobachtungsposten und unterirdischen Gängen, welch letztere manchmal sogar unter den Betten der Flüsse her führen. Fast stets sind diese Festungsringe mit außerordentlichem strategischen Verständnis angelegt. Von welchem Umfange solche Verteidigungsplätze mitunter waren, ergiebt sich aus den noch erhaltenen Wällen des 33 Meilen nordöstlich von Cincinnati am kleinen Miami Flusse gelegenen Fortes Ancient (vergl. den Plan S. 33),



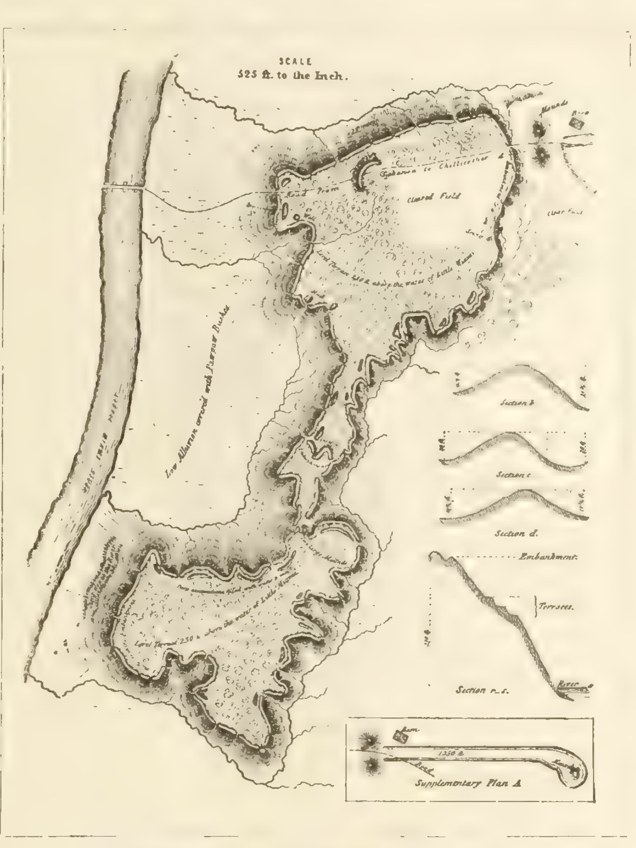
Der Manard Mound in Arkansas. (Im Vordergrunde Thongeschirre.)
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

welche zusammen 5 engl. Meilen lang sind, und ungefähr 100 Acres umschließen. Ringsum von $6^1/_2$ Meter hohen, stellenweise noch erhaltenen Wällen umgeben und auf einer 75 Meter über dem Flusse emporragenden Terrasse gelegen, scheint dieses Fort eine wahre Zentralfestung gewesen zu sein, denn man hat von den Quellen des Alleghany quer durch den Staat Ohio bis zum Wabashflusse ein zusammenhängendes System von kleineren Forts konstatiert, welche unter einander wieder durch isolierte, meist auf der Spitze von Hügeln gelegenen Mounds verbunden sind, die man wohl mit Recht als Beobachtungsposten und Signalpunkte erklärt hat. Daß das Fort Ancient in diesem System den wichtigsten Punkt dargestellt haben muß, ergiebt sich aus dem weiteren Umstande, daß sich innerhalb seiner Wälle 24 Reservoirs befanden, welche in Verbindung mit Quellen standen und genug Wasser enthielten, um größere Menschenmassen längere Zeit damit versehen zu können.

Eine zweite starke Festung liegt 12 Meilen westlich von Chilicothe am Scioto Flusse in Ohio. Die $2^1/_4$ Meilen langen, aus übereinander geschichteten Steinen gebildeten Mauern umschließen ein Gebiet von ungefähr 140 Acres. Innerhalb der von riesigen Bäumen bestandenen Wälle sind gleichfalls einige cisternenartige Einsenkungen, in denen sich das ganze Jahr Wasser vorfindet. Drei, durch besondere Erdhügel verteidigte Thore sind zu erkennen, ferner sind zwei Hügel vorhanden, deren zum Teil

verglaste Steine zeigen, daß sie früher großer Hitze ausgesetzt waren. Sehr wahrscheinlich wurden hier Signalfeuer unterhalten, da man von diesen Hügeln aus eine Menge kleinere Werke in der Umgegend deutlich übersehen kann.

Auch ein in der Grafschaft Clarke in Ohio befindlicher, 90 Meter hoher, steiler Hügel, hart am Fourteen Mile Creek gelegen, war zu einer starken Feste umgewandelt worden. An einer Stelle war die senkrecht zum Fluß abstürzende Wand des Hügels durch einen breiten, tiefen Spalt unterbrochen und hier führten die Erbauer der Festung aus übereinander geschichteten Steinen eine Mauer von 23 Meter Höhe auf.



Grundriß des Fortes Ancient, Ohio.
Nach Squier, Ancient Monuments of the Mississippi Valley.

Ein höchst interessantes Verteidigungswerk ist auch das auf einem 80 Meter hohen Hügel im Butler County in Ohio gelegene Erdwerk, und veranschaulicht unsere bildliche Darstellung auf S. 34, in welch sinnreicher Weise der Haupteingang durch einen Außenwall und innere Werke verteidigt wurde. Ähnlich sind die anderen drei Zugänge geschützt, desgleichen finden sich einige 3 Meter hohe Hügel, welche zweifelsohne als Wachtstationen und Signalposten dienten, von wo aus vermittelst Rauch- oder Feuersignalen mit Leichtigkeit Nachrichten an andere größere Verteidigungswerke gegeben werden konnten, deren sich nicht weniger als sechs im Umkreise von 6 englischen Meilen finden.

Betrachten wir die Verteidigungswälle des einzig zugängigen Haupteinganges genauer, so finden wir, daß ihre Anordnung auf einem sehr hohen Grade strategischer Kenntnis beruht.

Als vorgeschobenster Außenposten erhebt sich ein 3 Meter hoher Hügel, dann folgt ein halbkreisförmiger Wall, welcher den 6 Meter weiten Eingang deckt. Hinter diesem Thore und bereits innerhalb der Feste erhebt sich ein zweiter halbkreisförmiger Wall, hinter dem sich nun wiederum drei andere Werke erheben, von denen herab jeder zwischen den engen Gängen eindringende Feind mit Leichtigkeit niedergeschossen werden konnte.

Ähnliche Festungen sind am Paint Creek, in der Grafschaft Roß in Ohio, am Rock River in Wisconsin, bei Greenwood in Tennessee, bei Sandywoods Settlement in

Missouri, außerdem erheben sich eine große Zahl der bedeutendsten heutigen Städte an Stelle solcher alten Befestigungen, wie z. B. Newark an der Lickingmündung, Portsmouth an der Sciotomündung, Circleville, Marietta und Cincinnati am Ohio, Frankfort am Kentucky River, St. Louis und New Madrid am Mississippi.

Die sogenannten heiligen Umwallungen oder Tempelringe liegen meist in den Thälern, haben eine völlig runde oder viereckige Form und sind vielfach mit einem gen Osten liegenden Thore versehen. Man hat angenommen, daß diese zumeist in geringeren Dimensionen sich haltenden Werke nicht zu Verteidigungszwecken gedient haben möchten, sondern daß dieselben geheiligte Bezirke darstellen, in welchen vielleicht die Priester ihre Behausungen aufschlugen, wo sie Opfer brachten und das Volk zu Beratungen versammelten. Ob aber diese Umwallungen wirklich solchen Zwecken dienten, oder auch nur als Verteidigungswerke für kleinere Ansiedelungen anzusehen sind, ist noch nicht entschieden. Wollen doch nach Brackenridge die ersten Kolonisten in Ohio auf manchen solcher Ringwälle noch „the remains of pallisadoes“, Reste von Pallisaden, gefunden haben. Der Forscher Putnam kommt nach neueren Untersuchungen, die er namentlich bei Lebanon in Tennessee anstellte, zu dem Schluß, daß diese „sacred inclosures“ ganz profane Dörfer umschlossen hätten. Fanden sich doch innerhalb der großen kreisrunden Umwallung noch etwa hundert kleinere von 5—12 Meter Durchmesser, welche den daselbst vorgefundenen Feuerstellen und Küchenabfällen zufolge die Standorte ehemaliger Hütten anzeigten. Die Indianer Nordamerikas huldigen noch heute dem Gebrauche, den Fuß ihrer Wigwams ringsum mit einer $^1/_2$ Meter hohen Umwallung von Erde zu umgeben, um dem Eindringen der Zugluft, der Nässe und der Schlangen zu wehren. Ähnlichen Zwecken mögen die von Putnam geschilderten Kreise gedient haben.

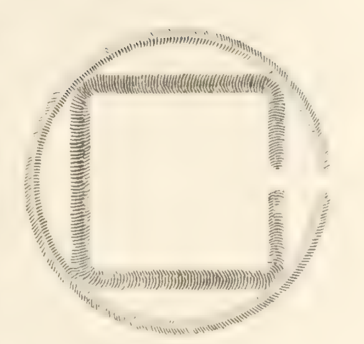


Alte Befestigung im Butler County, Ohio.
N. d. Sauer, Ancient Monuments of the Mississippi Valley.

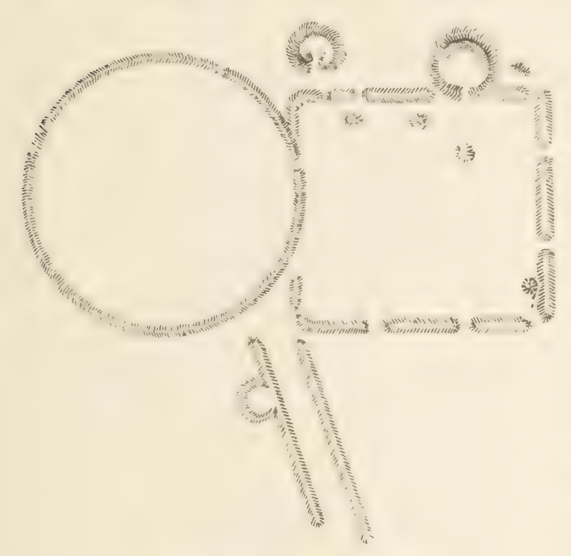
Von besonderem Interesse sind die Ringwälle von Newark am Scioto und von Circleville zu Chilicothe in Missouri. An ersterem Orte sind die Mauern des großen Kreises noch heute 4 Meter hoch, außerdem zieht sich noch ein $2^1/_4$ Meter tiefer und 11 Meter breiter Graben, seltsamerweise an der Innenseite des Walles entlang. Die

breiten Eingänge sind durch Erdaufschüttungen von 11 Meter Höhe und durch 4 Meter tiefe Gräben gedeckt.

In der Nähe von Hopeton in Ohio ist ein solcher Ringwall mit einem Quadrat verbunden und beide haben genau einen Flächenraum von 20 Acres.

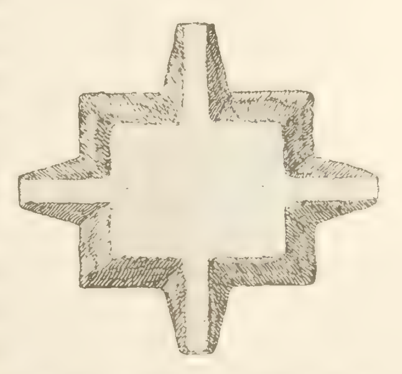

Ein Tempelring.

Der dritten Klasse gehören abgestumpfte, manchmal terrassierte und durch Aufstiege zugänglich gemachte Pyramiden an, welche in ihrer Form stark an die „Teocallis" der alten Mexikaner erinnern. Dieselben finden sich in den südlicheren Staaten am häufigsten, bemerkenswert sind namentlich die Teocallis bei Marietta und diejenigen im Washington County, in Mississippi. An letzterem Punkte sind einige der Teocallis durch Fußsteige miteinander verbunden.


Alte Erdwerke bei Hopeton, Ohio.

Zumeist haben diese Teocallis, die sich vielfach inmitten kleinerer Mounds erheben, oben eine Plattform und wird angenommen, daß hierselbst den Göttern Opfer dargebracht worden seien.

Eines der bedeutendsten dieser Teocallis liegt bei Cahokia in Illinois. Dasselbe hat die Form eines Parallelogramms und erhebt sich bei einer Basis von 225 Meter Länge und 174 Meter Breite in vier Terrassen bis zu einer Höhe von 28 Meter, auf dem Gipfel eine Plattform von 97 Meter Länge und 46 Meter Breite aufweisend. Ringsum erheben sich noch 60 kleinere Mounds, deren Höhe zwischen 10 und 20 Meter wechselt. Berechnungen ergaben, daß zur Aufhäufung der großen Pyramide allein 25 Millionen Kubikfuß Erde erforderlich waren und mag der Hügel demnach das Resultat jahrelanger Arbeit von Tausenden von Menschen darstellen. Auf der Mitte der Plattform erhob sich noch ein kleinerer, 3 Meter hoher Hügel, welcher zahlreiche menschliche Gebeine, Feuersteingeräte, die Scherben einiger Thongefäße, sowie die Überbleibsel von Spenden und Opfern enthielt. Imposante Maßverhältnisse hat auch das Teocalli bei Seltzertown in Mississippi. Die Basis bildet ein Parallelogramm von 200 Meter Länge und 130 Meter Breite, die Höhe beträgt 13 Meter. Auf der 3 Acres großen Plattform erheben sich noch drei kegelförmige Hügel, deren größter wiederum


Teocalli, terrassenförmiger Erdaufwurf.

13 Meter hoch ist, so daß das ganze Bauwerk eine Höhe von 26 Meter erreicht. Die Nordseite dieses Teocallis war durch eine 2/3 Meter dicke Mauer aus an der Sonne getrockneten Ziegeln gegen die Unbilde der Witterung geschützt und Dr. Dickeson schreibt, daß er an diesen Backsteinen noch die Eindrücke menschlicher Finger wahrgenommen habe. Vielfach wurden in derartigen Teocallis Pfeilspitzen aus Quarz und Obsidian, Steinäxte, Schmucksachen aus Kupfer und Silber, Thongefäße, Nadeln aus Knochen sowie eigentümlich geformte Pfeifen gefunden.

Professor Swallow entdeckte in einem solchen Mound eine Kammer, welche aus senkrecht eingerammten, durch Rohr verbundene Pfählen gebildet wurde, die nach außen roh getüncht, nach innen aber sorgfältig geglättet und mit roter Farbe überzogen waren. Diese Kammer enthielt Scheiben aus Syenit und zahlreiches Geschirr, worunter ein Gefäß, dessen Boden von einem menschlichen Schädel gebildet war.

In einem anderen Altarhügel fand man Tausende von sorgfältig gearbeiteten Pfeilspitzen, die aber sämtlich durch die Einwirkung von Feuer unbrauchbar geworden waren, aus einem dritten grub man an 600 Äxte, aus einem vierten gegen 200 Steinpfeifen und kupferne, oft mit dünnen Silberplättchen überzogene Schmuckgegenstände. In einem Hügel in Tennessee fand man eine Anzahl grober, aus rohen Steinplatten verfertigte Särge, welche rings um den Altar standen.

Die eigentlichen, schier zahllos vorkommenden Grabhügel, welche gleichfalls gewaltige Dimensionen annehmen und von 3—25 Meter Höhe wechseln, befinden sich meist neben den heiligen Umwallungen. Die Leichen wurden in grobe Gewebe gehüllt und teils liegend in hölzernen oder steinernen Grabkammern, teils in sitzender oder hockender Stellung unter Haufen übereinander gelegter Steine beigesetzt. Mitunter auch wurden sie verbrannt.

Der bedeutendste Grabhügel, der Grave Creek Mound, befindet sich in Westvirginien, ist 22 Meter hoch und hat an der Basis einen Umfang von 312 Meter. Als er im Jahre 1838 geöffnet wurde, fand man in demselben zwei aus Balken gebaute Grabkammern, die eine auf dem Grunde des Hügels und die andere 10 Meter hoch darüber. Die obere Kammer barg nur ein Skelett, die unterste dagegen zwei, neben welchen 3—4000 aus Muscheln verfertigte Perlen, sowie einige aus Kupfer und Glimmer gefertigte Schmucksachen lagen.

Der im Jahre 1869 abgetragene Big Mound in St. Louis umschloß eine 50 Meter lange und 10 Meter hohe Grabkammer, deren Wände aus festgeschlagenem, sorgfältig geglättetem Thon gebildet waren. In gleichen Abständen voneinander und alle mit dem Gesicht nach Osten gewendet, lagen innerhalb dieser Kammer zahlreiche Leichen.

In den Hügeln am Watereeflusse bei Kanada in Südkarolina sind ganze Reihen von Gefäßen entdeckt worden, die mit menschlichen Überresten angefüllt waren, ferner ganze Friedhöfe, die lediglich Totenurnen enthielten, z. B. auf der St. Katharine Insel an der Küste von Georgia. Die Begräbnishügel enthalten eine Menge verschiedener Schmucksachen, z. B. Armbänder, durchlöcherte Kupferplättchen, Kugeln aus Knochen, Muscheln und Metall, sodann Lanzen- und Pfeilspitzen, Steinplatten von Glimmer in verschiedener

Gestalt und irdene Gefäße. Von Zeit zu Zeit werden durch die Wellen der reißenden Ströme Friedhöfe bloßgelegt, zum Teil von solchem Umfang, daß man die Örtlichkeiten nach ihnen benannt hat; am Wabash z. B. zwei Stellen: die „Big Bone Bank“ und die „Little Bone Bank“, wo der Fluß alljährlich viele Menschengerippe und Geräte hinwegspült. In den Staaten nördlich vom Ohio sollen Tausende reihenweise geordnete Gräber vorkommen und ausgedehnte Grabstätten auch in Tennessee und Missouri liegen.

Von ganz besonderem Interesse ist noch die letzte Gruppe der Mounds, welche Gestalten von Tieren nachahmen und die man dieserhalb gewöhnlich symbolische Mounds nennt. Namentlich der Staat Wisconsin ist reich an denselben und erstrecken sie sich zu Tausenden von Prairie du Chien bis zum Michigansee. Ferner kommen einzelne derselben auch in Iowa, Illinois, Missouri, Ohio, Indiana und Georgia vor. Sie stellen als mitunter sehr umfangreiche Basreliefs Menschen, Eidechsen, Schildkröten, Schlangen, Fische, Vögel, Büffel, Bären, Ottern, Waschbären, Wölfe, Panther, Elentiere u. s. w. dar. Zwei interessante Mounds in Vogelgestalt sind in Georgia zu finden, der eine $6^1/_2$ Meile nördlich von Eatonton in Putnam County, der andere $1^1/_2$ Meile von Lawrences Ferry. Beide Mounds stellen auf dem Rücken liegende Adler vor, deren Köpfe gen Osten gerichtet sind. Der eine Vogel mißt vom Kopf bis zum Schwanz 33 Meter, von einer Spitze der ausgebreiteten Flügel bis zur anderen 37 Meter. Die ganze wohlproportionierte Figur ist aus sorgfältig aneinander gelegten Quarzstücken gebildet, welche von einer Schwere sind, daß sie von einem Manne bequem getragen werden können. Nur einzelne sind größeren Umfanges. Die Höhe des Bildes beträgt an der Brust 2 bis $2^1/_2$ Meter, um gegen den Kopf hin bis auf $^3/_4$ Meter abzufallen. Das zweite Vogelbild hat dieselben Größenverhältnisse, ist aber nicht ganz so hoch und außerdem von einem aus Erde gebildeten Kreise umgeben.


Symbolischer Mound in Vogelgestalt, Wisconsin.


Symbolischer Mound in Menschengestalt, Wisconsin.

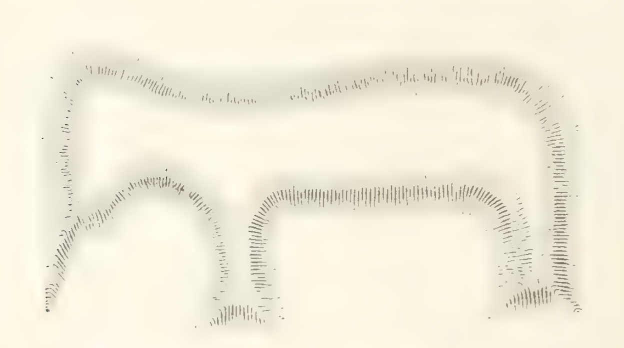
In Minnesota wurde das Bild einer riesigen Spinne aufgefunden, welche mit Leib und Füßen einen Acre Landes umfaßte; am Nordufer des Wisconsinflusses ist ein 55 Meter langes Elen mit einem 50 Meter großen Menschen dargestellt. Am Ufer des Scioto hat man ein 21 Meter breites, 40 Meter langes Schiff entdeckt, desgleichen Nachbildungen von Pfeifen, Keulen u. dergl. mehr. Erdaufhäufungen ebendaselbst stellen einen Vogelfuß dar, dessen Mittelzehe 50 Meter, die Seitenzehen 33 Meter lang sind.


Symbolischer Mound in Gestalt einer Fischotter, Wisconsin.

In Wisconsin will man einen Affen von 50 Meter Länge erkannt haben, dessen

halbkreisförmig aufgerollter Schwanz nicht weniger als 110 Meter betrüge. Und unweit des Punktes, wo der Wisconsinfluß mit dem Mississippi zusammentrifft, befindet sich sogar eine Figur, in welcher man das Bild eines Mastodon zu erkennen glaubt. Diese unstreitig an ein elefantenartiges Tier erinnernde Figur hat eine Länge von 43 Meter und ist wohl der berühmteste der unzähligen symbolischen Mounds des Staates Wisconsin.

Bei Granville im Licking County des Staates Ohio ist ein 1 1/4 Meter hoher, 13 Meter breiter und 80 Meter langer Aufwurf in Gestalt eines Alligators mit 6 Meter



Der sogenannte Elephant Mound in Wisconsin.



Erdaufwurf in Gestalt einer Eidechse, Licking County Ohio.

langen Pfoten zu sehen, ganz besonders interessant ist aber die auf einem Hügel im Adams County dargestellte Schlange, die eine Länge von 313 Meter erreicht. Die Grundlagen dieses riesigen Relief-Schlangenbildes sind überall mit Steinen gemacht, offenbar um eine Zerstörung oder Verwüstung durch schwere Regengüsse zu verhindern. Das übrige besteht aus gelbem Lehm, welcher vielfach mit Asche gemischt wurde und mit der Zeit sehr hart geworden ist. Das Ganze ist ohne Zweifel nach einem sehr sorgfältigen Plane angelegt worden und sozusagen auf ewige Dauer berechnet gewesen. Gewöhnliche schwarze Erde findet sich an dem Schlangenbilde nicht, und was ringsum davon vorhanden ist, hat sich erst in viel späterer Zeit angesetzt. Entweder war ursprünglich gar keine solche Erde auf dem Hügel vorhanden, oder der Boden wurde erst nivelliert, und alle gewöhnliche Erde abgetragen, bis überall der Lehm die Oberfläche bildete.

Circa 20 Meter vom Rande des Hügelabhanges erstreckt sich ein merkwürdiger eiförmiger Wulst von 40 Meter Länge, etwa $1^1/_3$ Meter Höhe und ca. 18 Meter Dicke; er liegt gerade vor den Kinnladen der heiligen Schlange; etwa im Centrum dieses geschlossenen ovalen Raumes finden wir einen kleinen Steinhügel, der früher bedeutend größer war, aber durch das unsinnige Graben nach angeblichen verborgenen Schätzen (das noch für viele andere Altertümer verhängnisvoll geworden ist) teilweise zerstört wurde. Viele der Steine zeigen Spuren von Feuer.

3 Meter vom östlichen Ende dieses ovalen Wulstes erstreckt sich, ungefähr halbmondförmig, der geöffnete Rachen der Schlange; die beiden Enden der Kinnladen sind 25 Meter voneinander entfernt, und der ganze Aufwurf, welcher die Kopflinien bildet,

ist etwa $1^1/_2$ Meter hoch und etwa $5^1/_2$ Meter dick; die obere Kopflinie ist 20 Meter und die untere 18 Meter lang; wie das Bild zeigt, bilden der Kopf und Rachen ungefähr ein Dreieck. Von da erstreckt sich dann in zierlichen Windungen, bald nach Osten, bald nach Norden, bald nach Süden der riesige Schlangenrumpf, um schließlich in einem dreifach gerollten Schwanz auszugehen, dessen Ende wiederum jenem eiförmigen Körper in einer Entfernung von 165 Meter (Brustlinie) gegenüberliegt; zwischen beiden wirft der Hügel eine tiefe Schlucht auf. Durchschnittlich ist der Schlangenrumpf etwa 6 Meter dick und 1—$1^1/_2$ Meter hoch; allmählich aber vermindert sich die Dicke und Höhe, bis sie am Schwanzende nur noch resp. $^2/_3$ und $^1/_2$ Meter beträgt. Die künstlerische Bedeutung dieses Werkes ist nicht weniger beachtenswert, als seine Größe.



Der sogenannte Schlangen Mound im Adams County, Ohio.
Nach Squier.

Die Windungen dieser Schlange geben ihr ein seltsames Aussehen, das mitunter lebensgetreu erscheint; im Licht- und Schattenspiel der Nachmittagssonne ist die Wirkung mitunter eine zauberische; es scheint wirklich eine riesige Schlange sich langsam aufzurollen, leise und verstohlen auf der Hügelspitze entlang zu kriechen und den eiförmigen Körper gerade mit ihrem Rachen zu fassen. Am stärksten aber ist die Wirkung im halben Vollmondschein, während die tiefe Stille ringsumher nur gelegentlich durch dumpfe Schreie unsichtbarer Nachtvögel unterbrochen wird.

Als die Forscher Squier und Davis im Jahre 1846 an diesen Hügel kamen, war er noch mit dichtem Gehölz bedeckt, und seine Denkwürdigkeiten waren daher für weitere Kreise einfach nicht vorhanden. Das ist inzwischen wesentlich anders geworden. Ein Teil des ehemaligen prächtigen Baumschlages wurde bis auf die Stumpfe abgehauen, und außerdem fegte vor dreizehn oder vierzehn Jahren ein Wirbelwind direkt am Hügel vorüber und rasierte fast den ganzen Wald ab. Dann wurde der Boden einige Jahre lang teilweise bebaut, und es war nahe daran, daß die Altertümer, welche an oder unter der Oberfläche schlummerten, stückweise vernichtet wurden. Aber Altertumsfreunde von Boston und anderwärts, Professoren der Harvard Universität und Leiter des Peabody Museums, nahmen sich des „Serpent Mound“ warm an. Es wurden Gelder

zusammengebracht, um die betreffenden Ländereien zu erwerben und dem Peabody Museum zur permanenten Verwaltung zu übertragen, und diese Bewegung war von Erfolg gekrönt. Zudem wurde die Legislatur von Ohio veranlaßt, etwas für den Schlangenhügel zu thun, und sie nahm endlich, auf direkte Bitten der „Amerikanischen Association zur Förderung der Wissenschaft“, am 27. März 1888 ein Gesetz an, durch welches diese und andere Ländereien, auf denen sich vorgeschichtliche Erdwerke befinden, und die lediglich zur Erhaltung dieser Altertümer angekauft worden sind, steuerfrei gemacht und unter den besonderen Schutz der Staatsgesetze gestellt wurden. Es war dies das erste derartige Gesetz in den Vereinigten Staaten, und es wird jetzt in wissenschaftlichen Kreisen dafür gewirkt, daß auch andere Staaten sowie die Union geeignete Schritte zur Erhaltung solcher Denkwürdigkeiten thun.

Welche Bedeutung alle diese merkwürdigen Bilderhügel haben, ob dieselben lediglich als „Toteme“, als Wappentiere einzelner Häuptlinge anzusehen sind, oder ob die Hügelerbauer Tieranbeter waren und etwa unter der Macht des unheimlichen Schlangenglaubens standen, darüber befinden wir uns in vollster Ungewißheit. Man kann hingegen annehmen, daß die Schlange eine sehr hervorragende Rolle in dem Glauben und den Bräuchen der Uramerikaner spielte und die Verehrung derselben, teilweise in Verbindung mit dem Sonnen- und anderem Kultus, sich durch den ganzen Kontinent bis hinunter nach Peru erstreckte. Wir haben noch viele andere Belege dafür, namentlich im Süden und Südwesten der Union und in den Nachbarländern. Und wir wissen auch aus der Geschichte, daß dieser Kultus in Mexiko noch in verhältnismäßig sehr neuer Zeit existierte — nämlich zur Zeit der spanischen Invasion daselbst. In den Gebräuchen der Zuñis und Moquis, und wahrscheinlich noch anderer Stämme der Pueblo Indianer, findet er sich sogar noch jetzt.

Jedenfalls muß es ein mächtiger Trieb gewesen sein, der die Mound Erbauer veranlaßte, solche ungeheuere Werke aufzuführen. Und daß dieses Motiv nur ein religiöses gewesen sein kann, unterliegt kaum einem Zweifel.

Geht aus der Anlage all dieser Erdwerke und Befestigungsbauten ferner hervor, daß die Mound Erbauer eine ziemlich vorgeschrittene Kultur besessen haben müssen, so beweisen dies auch die überaus zahlreichen Fundgegenstände, welche in den Mounds gemacht wurden. Darunter stehen obenan die Töpferarbeiten, die von Kunstsinn und Eleganz Zeugnis ablegen, und, wenn auch in der Güte der Fabrikation je nach den Fundstätten nicht unbedeutend von einander verschieden, im allgemeinen aber doch einen hohen Grad der Vollendung zeigen.

Zur Herstellung dieser Töpferwaren bediente man sich einer Thonerde, die je nach der Fundstelle derselben bald eine rötliche, bald eine dunkle, gelb- oder blaugraue Färbung hat. Mitunter wurde dieser Masse Gips zugemengt, um hellere Nüancen zu erzielen, wie man auch häufig Sand, Quarzkörnchen oder Splitter von Muschelschalen mit dem Thone vermischte, um ihm größere Haltbarkeit zu verleihen. Überaus mannigfaltig sind die Formen, welche die Mound Erbauer ihrem Thongeschirr zu geben verstanden, so wurden außer den gewöhnlichen Krügen, Flaschen, Schalen und Vasen

auch allerlei Gefäße angefertigt, welche menschliche und tierische Gestalten nachahmten und mitunter einen bizarren Anstrich hatten. Sehr häufig tritt die Figur einer Frau in hockender Stellung auf mit auf den Knieen ruhenden Armen. Die Öffnung des Gefäßes befindet sich dann stets am Hinterkopfe der Figur; seltener ist eine Form, wo der Mund derselben sich in ungeheuerlicher Weise zur Öffnung erweitert, wie dies z. B. an einem Gefäße ersichtlich ist, welches vom Verfasser einem Mound des Staates Missouri entnommen wurde.



Krug in Form von Menschengestalt, aus einem Mound in Missouri.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Von hohem Interesse sind ferner einige Gefäße, welche die Formen menschlicher Köpfe wiedergeben und durch die in diese Köpfe eingravierten Linien andeuten, daß die Mound Erbauer sich entweder bemalten oder tätowierten.

Die tierischen Figuren imitieren allerlei Vögel, vornehmlich Tauben, Enten und Eulen, ferner Frösche, Schildkröten und Bären und sind mitunter mit großer Naturtreue dargestellt.

Oft findet man auch Kürbisse, Birnen, Feigen und andere Früchte nachgeahmt, und vielfach wurden solche Thongefäße noch durch Bemalung und allerlei eingedrückte Ornamente verziert.

Die zumeist angewendeten Farben sind schwarz, rot, gelb und weiß, sind erst nach dem Brennen der Gefäße aufgetragen und blättern dieserhalb sehr leicht ab. Besonders interessant sind einige Krüge aus Arkansas, welche mit gut gemalten menschlichen Gebeinen geschmückt sind.



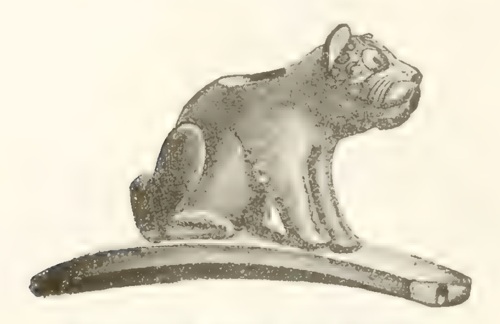
Gefäß in Form eines Menschenkopfes. Aus einem Mound bei Pecan Point, Arkansas, jetzt im National Museum zu Washington.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Noch größere Sorgsamkeit verwendeten die Hügelerbauer auf die Herstellung ihrer Pfeifen, welche man zum Teil gleichfalls aus Thon formte, aber auch aus jedem anderen Materiale, aus Schiefer, Speckstein, Marmor, Quarz und dem härtesten Porphyr zu schnitzen verstand.

Außer sehr primitiven Formen sind auch hier die verschiedensten Tierfiguren nachgeahmt: Biber, Wölfe, Wildkatzen, Waschbären, Vögel u. dergl. Gegenstand zahlreicher gelehrten Abhandlungen waren einige Pfeifen, deren Tierfiguren an

Elefanten erinnern. Da diese Tiere in Amerika seit ungezählten Jahrtausenden schon, wie auch das Mammuth und das Mastodon, ausgestorben sind, so haben diese Pfeifen im Verein mit dem bereits erwähnten Erdaufwurf in Form eines Mastodon zu den gewagtesten Spekulationen bez. des Alters der Mound Erbauer Anlaß gegeben.







Thonpfeife in Gestalt einer Wildkatze. Thonpfeife in Gestalt eines Frosches.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Mehrfach wurden auch Pfeifen gefunden, welche menschliche Köpfe oder ganze Figuren darstellen. So zeigte eine solche aus Connecticut den Oberkörper einer mit Schmuck beladenen Frau; eine Pfeife aus Missouri trug das Porträt eines mit einem Kinnbart versehenen Mannes; eine Pfeife aus Illinois wies auf der einen Seite den Kopf einer Gans, auf der anderen einen Totenschädel auf, wohingegen eine in Mound City in Illinois gefundene Pfeife einen sehr charakteristisch geschnittenen Kopf zeigt, in dessen Gesicht Tätowierung angedeutet ist. Außerdem trägt der Kopf eine seltsame, coiffurenartige Bedeckung, die kein uns bekanntes Volk trägt oder getragen hat. Die Haare sind geflochten, und rings um die Stirne läuft eine Reihe von fünfzehn Löchern, die mit zumeist durch Feuer zerstörten Perlen ausgefüllt sind.



Thonpfeife in Gestalt eines Vogels.

Von hohem Interesse sind noch andere Skulpturen, welche beweisen, daß die Hügelbauer über die ersten Anfänge der Kunst weit hinaus waren. Die Zeichnungen sind zumeist einfach aber genau, und in ihren Verhältnissen zu einander richtig; in besonders schönen Darstellungen sind auch hier eine Menge von Tierfiguren erhalten. Bemerkenswert ist hierbei, daß viele Figuren aus einem so außerordentlich harten, roten Porphyr geschnitten sind, daß sich auf ihm das beste Stahlmesser umbiegt.



Thonpfeife in Gestalt eines Mastodon.

Zu den Schmucksachen gehörten Arm- und Halsbänder, Ohrgehänge, Amulette u. dergl. mehr. Perlen aus Kupfer wußte man mit Silber zu plattieren, was in der Weise geschah, daß man das zu dünnen Plättchen geschlagene Silber um die Kupferperlen herumschlug, so daß sie denselben als Überzug dienten.

An Waffen führten die Mound Erbauer den Funden nach außer Pfeilen und Lanzen auch Messer und Dolche aus Obsidian, Steinäxte und aller Wahrscheinlichkeit nach auch jenes furchtbare Schlaginstrument, welches aus reihenweise in ein Stück Holz eingelassenen Obsidiansplittern bestand und in der Hand der alten Mexikaner während der spanischen Eroberungskriege unter Cortez eine so große Bedeutung erlangte.




Pfeifenköpfe, gefunden in Illinois.

Großes Befremden erregte unter diesen Stein- oder Knochenwaffen das Vorkommen von allerhand kupfernen Schmuckgegenständen, Waffen und Geräten. Man fand Äxte, Pfeil- und Lanzenspitzen, Meißel, Schabemesser, Nadeln und Scheren aus diesem in kaltem Zustande verarbeiteten Metall; in einem bei St. Louis eröffneten Mound sogar zwei aus Kupfer gehämmerte 5 Centimeter lange und $2^1/_2$ Centimeter hohe Schildkröten, welche mit außerordentlicher Geschicklichkeit genau nach der Natur kopiert waren. Dieselben waren sorglich in ein tuchartiges Gewebe eingewickelt und fanden sich mit einer Schicht menschlicher Knochen zusammen.

Woher erhielten nun diese Hügelerbauer das Kupfer?

Diese Frage, welche die Forscher lange Zeit in Erregung hielt, wurde in überraschender Weise gelöst, als man im Jahre 1848 an den Südufern des Lake Superior die Entdeckung machte, daß hier in vorhistorischen Zeiten Kupfer gegraben worden war. An zahlreichen Stellen fand man bis 10 Meter tiefe Stollen, und in einem derselben, bei der Minnesota Mine in Michigan, fand man unter einer sie überlagernden vegetabilischen Schicht von vermoderten Blättern und Holz eine sechs Tonnen schwere Masse gediegenen Kupfers, welche auf einem $1^1/_2$ Meter hohen, aus Baumstämmen gefertigten Gerüste lag, also augenscheinlich zu Tage gefördert werden sollte. Daneben fand man einen 18 Kilogramm schweren Steinhammer sowie einen $12^1/_2$ Kilogramm schweren, aus Kupfer gearbeiteten Meißel.

Zahlreiche Spuren derartiger früherer Kupferbergwerke finden sich auf der ganzen, weit in den See hineinragenden Keewenaw Halbinsel, ferner auch auf der fernen Insel Royal, wo man einen Stollen entdeckte, der durch einen 3 Meter mächtigen Felsen getrieben war. Alle diese alten Tagebaue enthielten Massen von Handwerkszeug; steinerne Hämmer und kupferne Meißel, hölzerne Leitern und Vorrichtungen, um die gewonnenen Kupferblöcke herauszufördern. Zeichen früherer Ansiedelungen sind nicht in der Nähe dieser Minenplätze vorhanden, und da nun der Weg von Ohio bis zu jenen seine 1000 englische Meilen lang ist, so können wir uns einen ungefähren Begriff von dem Unternehmungsgeiste jener merkwürdigen Menschen machen.

Die Mound Erbauer aber waren nicht nur den Bergbau, sondern auch den Ackerbau und den Handel betreibende Völker. Sprechen für erstere Annahme außerordentlich

zahlreich anzutreffende, in parallelen Reihen angeordnete Dämme, welche augenscheinlich den Zweck hatten, die Bewässerung der fruchttragenden Ländereien zu regeln, so sprechen für letztere allerhand den Mounds entnommene Gegenstände aus Obsidian und grünem Schiefer, welche Steinarten nicht in den von den Mound Erbauern besetzt gewesenen Gebieten vorkommen, also nur durch Tauschhandel hierher gelangt sein können. Für die Vertrautheit mit der Schiffahrt spricht wohl der Umstand, daß die auf Kupfer bauenden Bergarbeiter die viele Meilen von der Küste entfernt gelegene Insel Royal im stürmischen Oberen See zu besuchen wagten.

Daß die Mound Erbauer in der Kultur mancherlei Errungenschaften aufzuweisen hatten und in vielen Dingen weit vorgeschritten waren, ist zweifellos, leider aber haben sie, einer Schrift- oder Bildersprache ermangelnd, uns nichts hinterlassen, was über ihre Abstammung, ihre Geschichte, ihre religiösen Anschauungen, über die Regierungsweise, welche sie besaßen, sowie über ihr sonstiges Thun und Treiben irgend welche befriedigende Aufschlüsse gäbe. Überall sind wir nur auf Vermutungen und Hypothesen angewiesen und wird es voraussichtlich erst späteren Forschungen gelingen, helleres Licht über diese untergegangenen Völker zu verbreiten.

Die bisher allgemein verbreitete Annahme war, daß die Mound Erbauer eine in sich abgeschlossene Nation gebildet hätten, und hat gerade diese Annahme zu den abenteuerlichsten Hypothesen über den Ursprung und den Untergang dieser großen mystischen Nation Anlaß gegeben, die wir hier aber, als belanglos, unberücksichtigt lassen wollen.

Die neueren Forscher neigen sich hingegen der Ansicht zu, daß die Moundbuilders die Vorfahren der jetzigen Indianer waren und gleich diesen in mancherlei, einander verwandte Stämme und Völker zerfielen, welche sich durch friedliche Übereinkünfte zu einem größeren Völkerbunde zusammenschlossen, gleich wie sich zur Zeit der Entdeckung Amerikas die Stämme an den großen kanadischen Seen, die Huronen, Wyandots, Tuscaroras und andere zu dem großen und mächtigen Bunde der Irokesen vereinigt hatten.

Diese Annahme eines ehemaligen, großen Völkerbundes im mittleren Mississippi- und Ohiothale wird durch verschiedene Traditionen der heutigen Indianer bestätigt. So wußten zu Anfang dieses Jahrhunderts die Wyandots dem Reisenden Calhoun zu erzählen, daß die alten Befestigungen in Ohio während eines langen Krieges errichtet wurden, der vor vielen, vielen Jahren zwischen ihnen und den Cherokesen geführt worden sei und mit der Niederlage der letzteren endigte.

Die Irokesen, deren Bunde die Wyandots angehörten, hatten dieselben Traditionen und berichteten, daß vor Zeiten in den Gegenden südlich der großen Seen ein zahlreiches, fleißiges und tüchtiges Volk wohnte, welches aber im Kriege mit ihnen ganz vernichtet worden sei.

Von hohem Werte sind auch die Angaben, welche der Vollblut Indianer Cusik (den dem Irokesenbunde gleichfalls angehörigen Tuscaroras entstammend) in einer im Jahre 1825 in Lewiston gedruckten Geschichte der Indianer veröffentlichte.

Cusik erzählt, daß in alter Zeit die Völker des Irokesenbundes „eine Gesandtschaft

nach dem Süden zu dem »Großen Könige« schickten, welcher in der »golden city«, einer Hauptstadt seines großen Reiches, residierte. Nach einiger Zeit baute dieser König viele Festungen in allen seinen Ländern und drang beinahe bis zum Eriesee vor. Dies verursachte große Aufregung. Das Volk des Nordens, bemerkend, daß es bald des Landes im Süden der großen Seen beraubt werden würde, beschloß, sein Land zu verteidigen. Es kam zu langen, blutigen Kriegen, die wohl hundert Jahre dauerten. Das Volk des Nordens war allzugeschickt im Gebrauch der Bogen und Pfeile und konnte Entbehrungen ertragen, die einem anderen Volke verderblich wurden. Endlich errang das nordische Volk den Sieg und alle die Städte und Festungen wurden gänzlich zerstört und nur Trümmerhaufen blieben davon übrig."

Auch die Lenni Lenapes, die Delawaren, besaßen eine Tradition, derzufolge sie sich mit ihren Onkeln, den Huron-Irokesen, vereinten, das große Wasser überschritten (wahrscheinlich ist hier der St. Lorenzstrom gemeint) und nun in langem Kriege die „Allighewis" schlugen und zur Flucht nach dem unteren Mississippi zwangen, worauf dann die Irokesen die nördlichen, die Lenapes die südlichen eroberten Gebiete besetzten.

Squier teilt diese Sage ausführlicher mit, nach welcher die Lenapis von dem weit im Norden gelegenen Lande „Shinaki" (wörtlich: „das Land der Kiefern") ausgezogen seien. Ihre Verbündeten waren die „Talamatan" (wörtlich: „die, welche nicht von unserem Stamme sind") die Huron-Irokesen; vereint gingen sie über den „Mussusipu" (wörtlich: „der große Fluß"), jenseits welches ihre Feinde, die „Tallegwi" saßen. Der Anfang und Verlauf des Krieges ist aus folgenden Strophen der Tradition ersichtlich:

„Einige unserer Leute gingen nach Süden, und die Tallegwi erschlugen einen Teil; dann riefen alle mit einer Stimme: Krieg! Krieg!"

„Die Talamatan (»die, welche nicht von unserem Stamme sind«) und die Nitilowan (»das verbündete Nordvolk«) gehen vereint (in den Krieg)."

„Kinnepehend (»der Scharfsehende«) war der Führer und sie gingen über den Fluß, nahmen alles, was dort war und schlugen die Tallegwi."

„Pimokhasuwi (»der Umherschweifende«) war der nächste Häuptling, aber da waren die Tallegwi viel zu stark."

„Tenchekensit (»der offene Pfad«) folgte und viele Städte ergaben sich ihm."

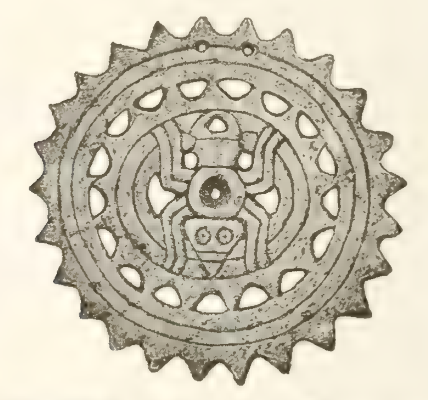
„Paganchihilla war Häuptling und die Tallegwi flohen alle südwärts. Im Süden der Seen errichteten die Lenape ihre Ratsfeuer, und im Norden der Seen waren ihre Freunde, die Talamatan."

Hieraus ergiebt sich, daß der Krieg der vereinigten Lenapi und Irokesen lange währte und sich durch die Regierungszeit von vier Häuptlingen hinzog, deren letzter endlich die Tallegwis besiegte.

Diese Tallegwis bewohnten also das Gebiet südlich der Seen, am Alleghany Flusse und an den Alleghany Gebirgen, in deren Namen unzweifelhaft ein Nachklang an das Volk der Tallegwis oder Allighewis erhalten ist. Die Besiegten zogen der

Tradition zufolge gen Süden, und erzählt eine Sage der Cherokesen, daß die Völker des Südens und Westens durch Vermittelung der Cherokesen einen Friedensbund mit den Irokesen geschlossen hätten.

Zweifellos sind die Moundbuilders oder Alligh ewis im Laufe der späteren Jahrhunderte in den befreundeten südlicheren Stämmen aufgegangen, fanden doch, wie wir später sehen werden, die ersten spanischen Entdecker unter denselben vielerlei analoge Zustände, wie wir sie von den Hügelerbauern berichtet haben.



Schmuckstück mit eingravierter Spinnenfigur auf einer Muschelschale, Tennessee.



Ruinen des Pueblo Pintado.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Cliff Dwellers und die Pueblo Indianer.

Wie das altertümliche Europa eine Zeit der Völkerwanderung hatte, so war auch Amerika der Schauplatz großartiger Bewegungen. Lernten wir die Moundbuilders als Völkerstämme kennen, welche bereits feste Wohnsitze inne hatten und sich durch Ackerbau ernährten, so gab es aber auch zahlreiche größere und kleinere Banden von Ureinwohnern, welche nomadisierend dem Wilde nachzogen und ihre leichtbeweglichen Zelthütten heute hier, morgen viele Meilen weiter aufschlugen. Zusammenstöße mit bereits seßhafteren Völkern waren nicht ausgeschlossen, denn allezeit haben sich die Jäger- und Nomadenstämme zugleich auch als arge Räuber erwiesen.

Durch derartige Raubanfälle seitens feindlicher Nachbarn wurden nun die vorgeschritteneren Völker gezwungen, zu ihrem eigenen Schutze und zur Sicherung ihrer Ansiedelungen Vorkehrungen aller Art zu treffen. Nicht nur schlossen sie sich in größeren Gemeinwesen enger aneinander, sondern sie errichteten auch solide Häuser und Bollwerke aus Stein.

Großartige Ruinen von derartigen festen Wohnplätzen wurden in den westlichen Gebieten der Union, in Utah, Colorado, Neu Mexiko und Arizona gefunden, man entdeckte nicht nur die Überreste wohlbefestigter Ansiedelungen, sondern auch ganze verfallene Städte, sowie einzelne Riesenbauten, die an Umfang und Ausdehnung fast alle modernen in gigantischen Maßverhältnissen sich bewegenden Bauten der neuen Welt hinter sich lassen.

Und was diese Entdeckungen um so befremdender erscheinen läßt, ist der Umstand, daß alle diese Gemeinwesen sich in überaus dürren Gebieten befinden, deren Regenarmut nur eine sehr kümmerliche Vegetation, nur ein sehr spärliches Tierleben zuläßt.

Stellt sich doch heute das ganze von den „Cliff Dwellers“ und „Pueblos“ innegehabte Gebiet als ein weites, trostlos ödes Hochplateau dar, auf welches während des größten Teiles der Jahreszeit die Sonne mit unbarmherziger Glut herniederbrennt. Nur während des Frühlings, wo mächtige Regengüsse fallen und die Schneemassen der Hochgebirge schmelzen, strömen gewaltige Fluten die Höhen hernieder, nicht aber, um mit segenbringendem Naß allüberall die Natur zu beleben, sondern nur, um mit zerstörender Gewalt die furchtbaren, schreckenvollen Wüsten noch mehr zu verheeren und in endlose Labyrinthe kaum zugänglicher Steilschluchten zu verwandeln. In schäumendem Gischte donnern nämlich reißende Ströme über den undurchlässigen Felsboden, die letzten Krumen des Humus hinwegspülend, sich selbst aber tiefe und immer tiefere Engpässe und Schluchten grabend. Ein jedes kleine Wässerlein hat hier sein Rinnsal, ein jeder Bach seinen Engpaß, ein jeder Strom seine Steilschlucht, sein „Cañon“[*]). Und Tausende solcher, in unzugänglichen Schluchten dahindonnernden Bäche und Ströme bilden den berühmten, in den kalifornischen Meerbusen sich ergießenden Colorado, der selbst das getreueste Abbild all seiner unzähligen, das Land mehr entwässernden als bewässernden Nebenflüsse ist. Da rast er dahin in schwindelnder Tiefe, 3000 Meter unter der Oberfläche der Erde, unzugänglich im wahrsten Sinne des Worts, denn nur an zwei bis drei Stellen seines über zweitausend englische Meilen langen Mittellaufes ist es möglich, den Cañons von in ihn mündenden Flüssen folgend, bis an den Rand seiner eigenen, gelb dahinschießenden Fluten zu gelangen. Nirgend anders vermöchte man die furchtbaren, senkrecht abfallenden Felswände hinab zu kommen.

Und inmitten dieser entsetzlichen Einöden, in den Thälern und Cañons, denen vielfach jede Spur der belebenden Feuchtigkeit fehlt, überall sehen wir die zerfallenen Behausungen alter, längst verschollener Geschlechter: **ungeheuere, kasernenartige Städte aus Stein**, deren einzelne Wohnräume wie die Zellen eines Wespennestes zusammengeschachtelt sind, und wieder **Häuser**, die gleich Adlerhorsten in schwindelnder Höhe in die Nischen der fast unersteiglichen Felswände der Cañons geklebt sind.

Aus dem Vorhandensein dieser menschlichen Wohnstätten muß einesteils geschlossen werden, daß nicht immer der Zustand dieser Landschaften ein so trostloser gewesen ist, sondern, daß vielmehr in früheren Zeiten hierselbst ein reicher Waldbestand und ein feuchteres Klima geherrscht haben müssen, infolge dessen die Wasserrinnen längere Zeit hindurch mit Wasser gefüllt waren und einen Anbau des Bodens ermöglichten. Anderenteils kann aus der überaus seltsamen Lage der einzelnen Wohnstätten gefolgert werden, daß die Bewohner derselben sich sehr häufig der Anfälle feindlicher Nachbarstämme zu erwehren hatten.

Bevor wir aber geschichtliche Untersuchungen über diese verschollenen Völker anstellen, wollen wir einen Blick auf die von denselben hinterlassenen Ruinen selbst werfen.

Schon die ersten spanischen Eroberer, Coronado, Cabeza de Vacca und andere,

---

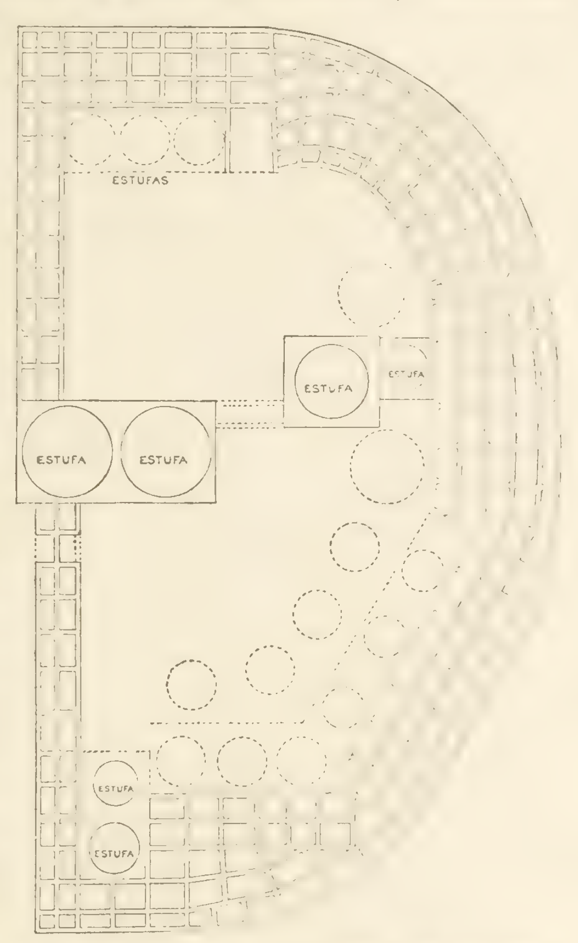
[1] Das spanische Wort „Cañon“ bedeutet eigentlich „Röhren“, ist aber für die vielfach äußerst engen Steilschluchten des Westens so bezeichnend, daß es daselbst allgemein zur Annahme gekommen ist.



Pueblo Bonito, reconstruirt von Rudolf Cronau.

welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts diese Gebiete durchzogen, fanden derartige Ruinen, die nach dem Zeugnisse der damaligen Indianer bereits viele Hundert Jahre alt waren. Einige dieser Ruinen sollen, wie Cabeza angiebt, die Stadt Mexiko an Größe übertroffen haben.

Zweifelsohne waren die Erbauer der „Pueblos" und der „Cliff Dwellings" (Pueblo, spanisch, bedeutet „Dorf", Cliff-dwelling, englisch, bedeutet „Klippenhaus") ein und dasselbe Volk, und mögen sich die einzelnen Stammesmitglieder da, wo die Beschaffenheit der Thäler ein größeres Ausbreiten ermöglichte, zur gemeinsamen Begründung eines Pueblos zusammengethan haben, wohingegen die Bewohner der engeren Thäler, mehr auf sich selbst angewiesen, die weniger zugänglichen Felsnischen zur Anlage ihrer vereinzelt gelegenen Wohnstätten wählten.



Plan des Pueblo Bonito im Cañon des Rio Chaco, Neu Mexiko.
Nach einem Restaurationsversuch von Simpson.

Von wie verschiedenen Verhältnissen die einzelnen Flußthäler in den Pueblo Gebieten sind, ergiebt sich daraus, daß das 50 englische Meilen lange Montezumathal durchschnittlich 10 Meilen breit ist, wohingegen die Thäler des San Juan und Las Animas nur 3 englische Meilen, das Cañon des Rio Chaco gar nur $^1/_2$ bis 1 Meile breit ist.

Namentlich die Thäler des San Juan, La Plata, Animas, Hovenweep, Pine, Chaco, de Chelly und des Rio Mancos waren Hauptsitze der Pueblo Indianer.

Das großartigste Gebäude im Thale des Rio Chaco ist das Pueblo Bonito, am Fuße der steilen Felsen gelegen, welche das Cañon des de Chaco bilden. Das Bauwerk wich insofern von dem zumeist geübten, viereckigen Grundplane ab, indem es die Gestalt einer unregelmäßigen halben Ellipse von 180 Meter Länge und 103 Meter Breite hatte.

Das Mittelgebäude hatte fünf Reihen von Zimmern, wohingegen der linke Seitenflügel drei, der rechte Flügel fünf Zimmerreihen hat. Dem Hauptgebäude gegenüber erheben sich, den mächtigen Hofraum schließend, ziemlich wohlerhaltene Mauern, die Reste von zwei parallelen Zimmerreihen. Gegen den Hof hin liegen nicht weniger als 21 „Estufas", kreisrunde, bis 20 Meter im Durchmesser haltende Gemächer, die höchst

wahrscheinlich zu Beratungszwecken, zur Abhaltung ritueller Versammlungen und zur Aufbewahrung des heiligen Feuers dienten, welches niemals erlöschen, aber auch niemals aufflammen durfte.

Die zum Teil noch erhaltenen 10 Meter hohen Mauern zeigen, daß das Pueblo Bonito mehrere Stockwerke hatte, welche terrassenartig eines über dem anderen emporstiegen.

Der Berechnung des Leutnant Simpson zufolge umschloß das ganze Bauwerk bei einem Umfange von 570 Meter nicht weniger als 641 Räume, die zum mindesten an 3000 Indianern Wohnung zu bieten vermochten.

Die nicht sehr hohen Gemächer selbst sind 4 bis 6 Meter lang, 4 bis 5 Meter breit und zumeist durch 1 Meter hohe und $^2/_3$ Meter breite Thüröffnungen miteinander verbunden. Die Fensteröffnungen haben etwa $^2/_3$ Quadratmeter. Das bei der Thür- und Fensterkonstruktion verwendete Holz ist Zedern- oder Fichtenholz, welches mit scharfen Instrumenten grob zugehauen wurde.

Irgend welche Treppenanlagen zur Vermittelung des Verkehrs zwischen den verschiedenen Terrassen des Bauwerkes sind nicht vorhanden, man bediente sich vielmehr zahlreicher Leitern, welche von einem Stockwerke zum anderen führten und, im Falle den Bewohnern des Pueblos ein Angriff drohte, einfach emporgezogen wurden. Vergegenwärtigt man sich, daß die hohen Außenmauern eines solchen Pueblos glatt abfielen und unersteiglich waren, auch keine Thüröffnungen nach den Innenhöfen hinausführten und die emporziehbaren Leitern die einzigen Kommunikationsmittel bildeten, so wird man die Überzeugung gewinnen, daß die Pueblos förmliche Festungen darstellten, die mit Leichtigkeit auch gegen weitaus überlegene Feinde verteidigt werden konnten.

Das Mauerwerk dieser großartigen Kasernenbauten läßt zumeist eine große Sorgfalt und Genauigkeit in der Ausführung erkennen. Die verwendeten Steine sind gut zugehauen und durch einen Mörtel aus mit Wasser verrührtem Thon miteinander verbunden. Man wählte die größten Steine zur Einrahmung der Öffnungen und fügte sie genau rechtwinkelig aneinander. Die zumeist 1 Meter dicken Hauptmauern selbst sind manchmal durch 10 bis 12 Centimeter starke vertikale und 16 bis 20 Centimeter starke horizontale Holzpfähle verstärkt, vermutlich, um den Mauern eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Erderschütterungen zu verleihen.

Im Cañon des Rio Chaco erheben sich noch mehrere andere derartige Riesenbauten, so liegen weiter stromab die Pueblos Vetche Tchi, Une Vida, Hungo Pavie, Ketro Kete, Grande, Del Arroya und Penasca Blanca, von denen das letztere, in Gestalt einer Ellipse angelegt, Umfassungsmauern besitzt, deren äußere Länge 165 Meter beträgt. Die Mauern des Pueblos Ketro Kete (auch Chettro Kettle genannt) haben sogar bei einer Höhe von 13 Meter eine Länge von 310 Meter.

In der Nähe, vom Thale aus kaum sichtbar, liegen auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Tafellandes die Ruinen des Pueblo Alto, zu denen man sich nur auf einer Serie von in den Felsen gemeißelten Stufen emporzuarbeiten vermag. Rechts und links dieser Stufen sind Löcher eingehauen, in welche man, zur besseren Stütze des Körpers, mit den Händen eingreifen kann.

Ähnliche Kasernenbauten befinden sich in den Thälern des Rio de las Animas, des las Frijoles und San Domingo. In ersterem Cañon erheben sich die Reste eines Pueblos, welches fünf, wenn nicht gar sechs Stockwerke mit je 70 Wohnräumen hatte. Wohl als ein Fortschritt ist zu betrachten, daß hier einige Räume der verschiedenen Etagen oder Stockwerke nicht nur durch Fallthüren miteinander verbunden sind, sondern auch zwei Thüren und mehrere Fensteröffnungen aufzuweisen haben.

Die Ruinen ähnlicher Pueblos ziehen sich nun durch Arizona bis ins nördliche Mexiko hinein, und sind unter diesen südlicheren Ruinenstädten die Casas grandes am Rio Gila die berühmtesten. Sie wurden bereits von dem Pater Mange beschrieben, der in Gemeinschaft mit dem deutschen Jesuiten Kühn, spanisch Kino, im Jahre 1697 diese Ruinen besuchte und dieselben in weitaus besserem Zustande fand, als sie sich heute darbieten. Höchst wahrscheinlich waren hier elf verschiedene, mehrstöckige Gebäude zusammengelegen, welche von einer ziemlich hohen, bis $1^2/_3$ Meter dicken Schutzmauer umgeben waren. Der Umstand, daß alles Mauerwerk nicht aus Steinen, sondern aus den noch heutzutage in diesen Gebieten gebräuchlichen Adobes, an der Sonne getrockneten Lehmziegeln, aufgeführt war, läßt zugleich die Ursache des Verfalles dieser ehemaligen Stadt erkennen, die allen Anzeichen nach einst der Mittelpunkt eines stark bevölkerten Gebietes war. Soweit nämlich das Auge reicht, ist der Boden mit eingestürzten Mauern und Trümmerhaufen bedeckt, auch finden sich Spuren alter Bewässerungskanäle, von deren einem Pater Mange schon zu berichten wußte, daß er sich bei einer Breite von 9 Meter und einer Tiefe von $2^1/_4$ Meter 3 Meilen weit bis zum Gila Flusse erstrecke.

Lange, 4 bis 6 Meter hohe Erdmauern, die sich neben vielen dieser Pueblos finden, haben wohl als Viehhürden gedient.

Zweifellos besaßen die Bewohner der alten Pueblos ein halb kommunistisches Regime, das Land war wohl Allgemeingut und wurde alljährlich, wie es noch gegenwärtig bei den Pueblo Indianern in Neu Mexiko der Fall ist, unter die verschiedenen Stammesmitglieder verlost oder verteilt, so daß die Erträge der einzelnen Grundstücke Eigentum der betreffenden Familien wurden.

Neben diesen Riesenbauten sind auch die sogenannten Cave dwellings und Cliff houses, die „Höhlenbauten" und die „Klippenhäuser", von besonderem Interesse. Obwohl in ihrer Erscheinung von den Pueblos sehr verschieden, zeigen sie doch denselben Plan und dieselbe Ausführung und wurden augenscheinlich auch von Menschen derselben Abstammung und derselben Lebensweise bewohnt.

Sie finden sich zumeist in den engeren Cañons, wo der fruchtbare Alluvialboden zu geringe Ausdehnung hat, um durch seine Erträge eine größere Menschenmenge ernähren zu können. Die vielfach nur aus wenigen Familien bestehenden Bewohner dieser abgeschiedenen Distrikte hatten besondere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um sich gegen Überfälle übermächtiger Feinde zu wahren. Sie errichteten daher ihre Wohnstätten an sehr schwer zugänglichen Orten, hoch oben an Felswänden und in Klüften, oder in den unzähligen Höhlungen und Nischen, welche durch die Witterung in den aus Schichten

sehr verschiedenartiger Widerstandsfähigkeit bestehenden Sandsteinmassen gebildet wurden. Da kleben diese Schwalbennesterbauten mitunter in schwindelnder Höhe an den Felswänden, und es ist interessant zu sehen, mit welcher Kunst die Mauern dem Gestein angefügt sind und wie sorgfältig auch Bedacht darauf genommen war, das äußere Ansehen der Bauwerke dem der benachbarten Felsen möglichst ähnlich zu machen.

Als Stevenson, einer der ersten Erforscher dieser Gegenden, unter Führung eines alten Häuptlings hierher gelangte, hatte er durch den Mund der Indianer einige Andeutungen über derartige Klippenhäuser vernommen und er ersuchte seinen Führer, ihm einige solche zu zeigen.

Der alte Mann aber war offenbar nicht geneigt, sehr mitteilsam zu sein, schließlich aber, um die Sache hinauszuschieben, sagte er: „Sie wünschen also alte Häuser zu finden. Nun ich will Ihnen einige zeigen. Dieselben befinden sich etwa zwölf Meilen von hier.“

Am nächsten Tage war das Wetter regnerisch und es war unmöglich, den alten Häuptling zu bewegen, Stevenson nach der gesuchten Stätte zu begleiten. Dieser machte sich daher ohne den Indianer auf den Weg, zog etwa zehn Meilen in der von letzterem angedeuteten Richtung, ohne aber irgend etwas von Interesse zu entdecken. Er nahm an, der Häuptling habe ihn getäuscht und kehrte unverrichteter Sache zurück. Zwei oder drei Tage später erklärte sich der Alte bereit, der Wegweiser nach der verlassenen Stadt zu sein und man schlug den Weg nach einer entfernten Hügelreihe ein, in deren Hintergrunde sich ein ausgebrannter Vulkan erhob. Als Stevenson dem Fuße der Hügel näher kam, nahm er eine große Anzahl von schwarzen Flecken wahr, welche sich, Schwalbennestern gleichend, reihenweise hoch oben an den Klippen entlang zogen. Er fragte seinen Begleiter, was dies sei. „Häuser,“ war die Antwort.

„Nein, nicht die auf der Spitze. Ich meine die schwarzen Flecke an den Klippen,“ sagte Stevenson. „Häuser,“ wiederholte der Indianer, „Häuser, sage ich Ihnen, sehr alte Häuser.“

Der Indianer hatte die Wahrheit gesprochen, denn sechzig Meilen weit erstreckten sich derartige alte Wohnplätze längs der sich windenden Klippen in zwei, drei, vier und manchmal fünf Reihen übereinander. Stevenson durchforschte diese verlassenen Stätten mehrere Tage lang und besuchte verschiedene Teile, die manchmal 45 Meilen voneinander entfernt lagen, aber immer noch konnte er mit seinem Fernrohre erkennen, daß die Höhlungen noch 15 oder 20 Meilen weiter reichten. Bei weitem die Mehrzahl der Häuser war unzugänglich, nur an einigen Stellen fanden sich alte Pfade, durch die Füße der einstigen Bewohner dieser abgeschiedenen Regionen tief ausgetreten. Auf diesen Pfaden gelangte der Entdecker hinauf zu den alten Wohnstätten, welche in Form und Konstruktion ziemlich große Übereinstimmung zeigten. Überall fanden sich die vielfach künstlich erweiterten Höhlungen je nach ihrem Umfange zur Anlage einzelner Häuser oder ganzer Dörfer benutzt. Die Manier, in welcher die Höhlen ausgehauen waren, wurde anschaulich durch die Form und Richtung von Furchen, welche mehrere Centimeter voneinander entfernt parallel liefen während dazwischen, wie die rauhe

Oberfläche zeigte, das Gestein weggebrochen war. Vorn waren die Höhlen durch Mauern geschlossen, in denen sich Fenster- und Thüröffnungen fanden, durch welche zugleich auch der Rauch der Feuerherde seinen Abzug nehmen mußte. Vielfach fanden sich neben den Wohnungen auch kleinere Aushöhlungen, in welchen noch Bohnen und Maiskolben lagen, was zu dem Schlusse berechtigt, daß die Klippenbewohner hier ihre Vorräte an Lebensmitteln aufzubewahren pflegten. Auch wurden Stallungen für Vieh aufgefunden, noch mit dem zu Staub zerfallenen Miste desselben gefüllt, und ist es ganz unerklärlich, wie man das Vieh in diese kaum zugänglichen Höhen zu bringen vermochte.

Höchst wunderliche Bauten entdeckte man namentlich auch in dem Cañon des Rio Mancos, dessen Felswände aus abwechselnden Schichten von Kreidekalkstein und einer Thonart bestehen, welch letztere vielfach durch Regen und Witterung weggewaschen worden ist. Bei einer Breite von nur $1/_2$ bis 1 englische Meile ist das 30 Meilen lange Cañon von Felswänden umschlossen, die zwischen 300 und 650 Meter Höhe wechseln. Zehn Meilen oberhalb der Mündung des Cañons befinden sich in einer großen Aushöhlung 13 Meter über dem Spiegel des Flusses sieben Häuser, von denen drei noch so wohl erhalten sind, als seien sie erst vor wenigen Tagen verlassen worden. Der feine, sehr harte Mörtel, mit welchem die rauh zubehauenen Steine verbunden sind, zeigt noch stellenweise in äußerst guter Erhaltung die Eindrücke der Hände und Finger, welche vielleicht vor vielen Hundert Jahren diese Bauwerke emporführten. Desgleichen wurden außer einer polierten Steinaxt und mancherlei Topfscherben in einem kellerartigen Gelaß noch Haufen von Maiskolben gefunden, die einer noch jetzt in Neu Mexiko heimischen Art angehörten.

Ganz besonders bemerkenswert sind in dem Cañon des Rio Mancos zwei größere Wohnstätten, die volle 260 Meter über dem Flusse an der fast senkrechten Felswand kleben und so wohl in zwei übereinanderliegenden Nischen verborgen liegen, daß die Entdecker dieser Adlerhorste erst mit Hilfe eines Fernglases die Umrisse derselben zu zeichnen vermochten. Nur mit großer Mühe gelang es, diese in schwindelnder Höhe liegenden Häuser zu erreichen, und erwies sich das untere als 20 Meter lang und an seiner tiefsten Stelle 5 Meter tief. Durch dünnere Quermauern war es in mehrere Räume geteilt, vor allen merkwürdig war die in der Mitte gelegene kreisförmige Estufa, zu welcher der Zutritt nur durch einen 6 Meter langen, festgemauerten tunnelartigen Gang von nur 52 Centimeter Höhe und 70 Centimeter Weite möglich war, wahrscheinlich, um den Zutritt Unbefugter zu dieser heiligen Stätte zu erschweren oder zu verhindern. In einem der Wohnräume fand man zwei große irdene Gefäße, welche durch grobe Steindeckel sorgfältig geschlossen waren. Beide auf einer Schilfmatte stehenden Gefäße, von denen ein jedes etwa 15 Liter Rauminhalt haben mochte, waren leer, das eine derselben war noch dadurch besonders interessant, daß man ein in seinem Boden befindliches Loch durch einen mit Thon festgekitteten Gefäßscherben von der Innenseite her geflickt hatte.

Scherben derartiger Thongefäße finden sich in der Nähe fast aller Pueblobauten und Klippenwohnungen in mitunter so überraschender Massenhaftigkeit, daß man häufig von einem einzigen Pueblo ganze Wagenladungen solcher Scherben zusammenbringen

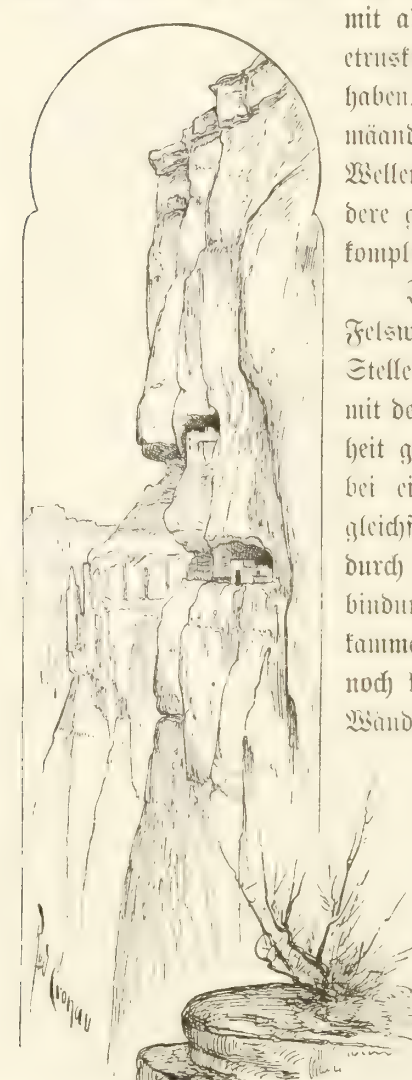
kann. Die an Qualität die Moundgefäße weit übertreffenden Geschirre wurden aus einem feinen Thon angefertigt, dem man durch beigemengten Sand, zerstoßene Backsteinziegel und Muschelsplitter eine erhöhte Konsistenz zu verleihen suchte. Nach dem Formen wurden alle Gefäße gebrannt und vielfach bemalt, mitunter auch mit schwarzen, blauen, braunen, roten, weißen und metallisch schillernden Glasuren überzogen. Höchst bemerkenswert sind außer bizarren Tier-, Vögel- und Menschengestalten, mit denen man die äußerst dünnen Wandungen der Gefäße schmückte, allerhand Ornamente, welche die genaueste Ähnlichkeit mit altgriechischen und etruskischen Mustern haben. So erscheinen mäandrische Linien, Wellenbänder und andere geometrische Dessins in den einfachsten wie auch in den kompliziertesten Variationen. —



Ornamentirter Krug und Ornamentmuster der Klippenbewohner.

Jäh über dem unteren der beiden Gebäude steigt die Felswand weitere 10 Meter senkrecht empor, nur an einer Stelle sind in dieselbe kleine stufenartige Löcher eingemeißelt, mit deren Benutzung man in die obere, unübertroffene Sicherheit gewährende Felsenwohnung gelangen kann. Dieselbe ist bei einer größten Tiefe von 3 Meter 40 Meter lang und gleichfalls durch Quermauern in mehrere Gelasse geteilt, welche durch enge, niedrige Thüröffnungen miteinander in Verbindung standen. Einige der Gelasse scheinen als Vorratskammern benutzt worden zu sein, fand man doch in denselben noch kleinere Quantitäten von Mais und Bohnen. Decke und Wände eines dritten Raumes waren durch den Rauch eines Herdfeuers geschwärzt.

Eine Meile weiter stromauf sind zwei andere Felsenfesten gelegen, von denen das eine, zwei Stockwerke aufweisend und vorzüglich erhalten, 230 Meter über der Thalsohle an die Felswand geklebt und überaus schwer zugänglich ist. Von wo man diese beiden Bauwerke aus erblicken mag, von der tiefen Thalsohle oder von den gegenüberliegenden Höhen aus, der Eindruck, den sie in ihrer absonderlichen Lage hervorrufen, ist ein ungemein überraschender und läßt sofort die Überzeugung erkennen, daß nur



Klippenhäuser im Cañon des Rio Mancos.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.



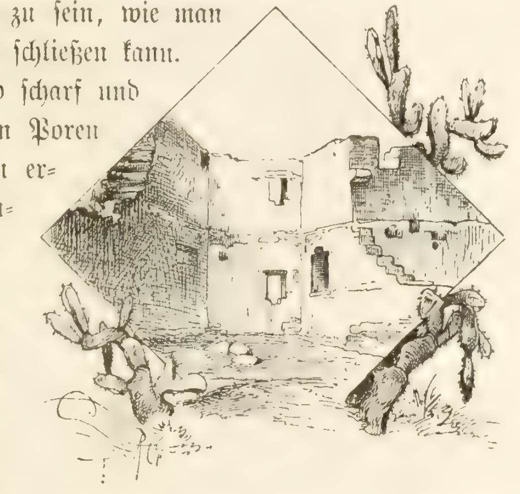
Eine Wohnstätte der Klippenbewohner in Neu-Mexiko.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

ungewöhnliche Umstände die ehemaligen Bewohner dieser Landschaften zwingen konnten, mit ihrem Hab und Gut in solche Höhen zu flüchten.

Das eine der beiden Gebäude ist wegen seiner zwei Stockwerke „Two Story Cliff House“ genannt worden und enthält mehrere ziemlich große Räume, von denen einer 3 Meter lang und $3^1/_3$ Meter breit ist.

Sowohl die Innen- wie Außenmauern des Hauses sind mit mehreren Lagen eines feinen Mörtels überzogen, der augenscheinlich mit der Hand aufgestrichen wurde. Diese Arbeit scheint den Frauen zugeteilt gewesen zu sein, wie man aus der Kleinheit verschiedener Handabdrücke schließen kann. Diese Handabdrücke sind an vielen Stellen so scharf und wohlerhalten, daß man sogar noch die feinen Poren der inneren Handflächen aufs deutlichste zu erkennen vermag. — Der Mörtel der Außenmauern hat, wohl nicht zufällig, genau die Färbungen des benachbarten Gesteins.



Inneres einer Klippenwohnung im Cañon des Rio Mancos.

Auch in dem völlig wasserleeren Cañon des Hovenweep treffen wir allenthalben Spuren einer früheren Besiedelung. Besonders eigentümlich erscheint die Anlage einiger Häuser, die in mehreren übereinanderliegenden Höhlungen eines steilen Vorgebirges eingenistet liegen. Der Zugang zu denselben ist namentlich von der ersten zur zweiten Häusergruppe schwierig und kann nur mit Benutzung einiger in die fast senkrechte Felswand eingehauenen Höhlungen für Hände und Füße bewerkstelligt werden. Noch schwieriger gestaltet sich die Passage von der zweiten zu der dritten Gruppe, indem die tablettförmige Felsplatte, auf welcher diese Wohnstätten errichtet sind, weit über die Klippenwand hinausragt.

Auf den Mesas, den tafelförmigen Plateaus oberhalb der Klippen, wurden Reihen von großen, aufrecht eingepflanzten Sandsteinplatten gefunden, in ihrer Anordnung an die Menhirs der Bretagne erinnernd. Sie umschlossen mitunter kleinere und größere Räume, innerhalb welcher aber außer einigen Holzkohlen nichts gefunden wurde, was über den Zweck dieser Steinreihen irgend einen Aufschluß zu geben vermöchte.

Auf den benachbarten Felshöhen und Plateaus des Hovenweep finden sich außerdem noch die Ruinen uralter runder Warttürme.

Überaus interessante Ruinen wurden auch in den nahe gelegenen Cañons des Montezuma- sowie des San Juan Flusses entdeckt; vor allen überraschte an letzterem Strome der Anblick eines ganzen Dorfes, welches in eine ungeheuere halbkreisförmige und domartige Höhlung von 65 Meter Länge, 30 Meter Tiefe und 65 Meter Höhe eingebaut war. Das Kolorit der oben hell, unten dunkelrot gefärbten Klippenwand, in welcher sich diese Höhlung befand, das eigentümlich gedämpfte Licht innerhalb der von keinem Sonnenstrahl berührten Höhle, der Reichtum der in der halbfeuchten Luft



Ruinen eines Wartturmes im Epsom Creek Valley.

üppig gedeihenden Vegetation, die überraschende, fast unheimlich berührende Deutlichkeit, mit welcher jedes gesprochene Wort in der domartigen Wölbung widerhallte, ließ das Ganze noch um so phantastischer, geisterhafter erscheinen.

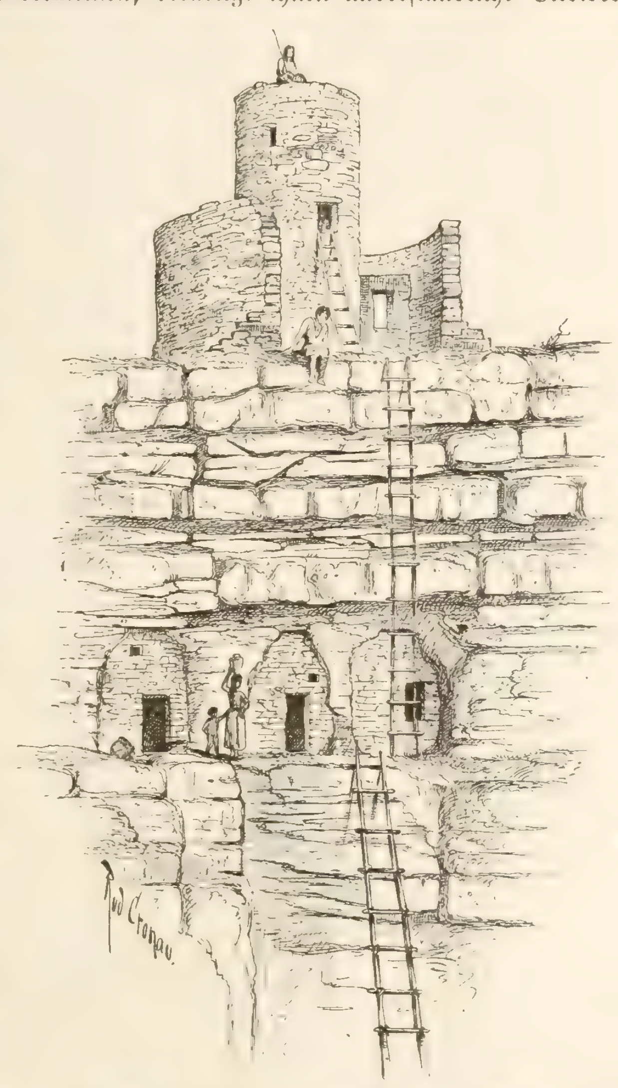
Eine ähnliche Höhlenstadt wurde im Cañon des Rio de Chelly aufgespürt. Sie erstreckte sich in einer Länge von 180 Meter und einer größten Tiefe von 13 Meter in der Höhlung einer 100 Meter hohen Felswand. In der Mitte der aus zahlreichen Häusern bestehenden Stadt befand sich auch die unerläßliche Estufa. Mancherlei Funde an bemalten Thongeschirren, steinernen Werkzeugen und Pfeilspitzen aus Feuerstein wurden hier gemacht.

Auch das Epsom Creek Valley, sowie die in dasselbe einmündenden engeren Seitencañons erwiesen sich als überaus reich an Höhlenbauten, deren Innenräume durch den Rauch der Herdfeuer über und über geschwärzt erschienen. An einer Stelle einer mehrere Hundert Meter hohen Klippenwand waren ein halbes Dutzend dieser Häuser in den Höhlungen der verschiedenen Schichten übereinander gebaut worden. Durch seine höchst eigentümliche Lage auffallend erschien auch ein viereckiger Wartturm, der sich auf dem Gipfel eines ungeheueren Felsblockes erhob und gänzlich unersteiglich war. Die Ruinen ähnlicher Warttürme und Aussichtsposten wurden vielfach auf den benachbarten Höhen und Mesas entdeckt. Daß diese Türme lediglich Verteidigungszwecken dienten, ist namentlich aus den Ruinen ersichtlich, die von Holmes auf den Klippen des Rio San Juan, 10 Meilen unterhalb der Mündung des Rio Mancos, entdeckt wurden. Hierselbst ziehen sich lange, 13 Meter hohe Felswände die Flußufer entlang, zahlreiche größere und kleinere Höhlungen aufweisend, welche von den Cliff Dwellers erweitert und als Wohnungen ausgebaut wurden. Waren die Insassen derartiger Wohnungen gegen das Eindringen von Feinden vom Thalgrunde aus durch die Steilheit der Wand gesichert, so suchten sie das Eindringen von oben her (etwa vermittelst zusammengeknüpfter Lassos) durch die Anlage massiver Warttürme zu vereiteln. Diese Warttürme wurden mitunter noch durch Außenmauern besonders verstärkt.

Aus einem unserer hier beigegebenen Zeichnung zu Grunde liegenden Restaurationsentwurfe von Holmes ist ersichtlich, in welcher Weise die Kommunikation vom Thalgrunde bis zu den Wohnungen, von diesen bis zum Rande des Tafellandes und wieder bis zum hochgelegenen Eingange des Wartturmes durch wegnehmbare Leitern bewerkstelligt wurde.

Daß alle derartigen Schutz- und Vorsichtsmaßregeln nur durch die Nähe und den zeitweiligen Einbruch starker, kriegerischer Feinde veranlaßt wurden, ist leicht ersichtlich, und legen auch vielfältig in den Fugen der Klippenhäuser wie auch der benachbarten Felsen steckende Pfeilspitzen aus Feuerstein beredtes Zeugnis für blutige Kämpfe ab, welche die Cliff Dwellers gegen beutegierige Feinde zu bestehen hatten.

Im Gegensatze zu den Moundbuilders besaßen die Pueblobewohner und Cliff-Dwellers eine Art Bilderschrift, und besonders sind die Thäler des Rio Mancos, San Juan und des Gila reich an derartigen Überlieferungen. Mitunter finden sich diese in die Felswände gemeißelten oder auch mit bunten Farben aufgemalten Darstellungen an völlig unzugänglichen Stellen, und möchten wir schon aus diesem Umstande solchen Forschern nicht beipflichten, welche vermeinen, derartige ihnen unverständliche Bildwerke nur als Spielereien ansehen zu dürfen. Im Gegenteil wissen die Urbewohner Amerikas vielfach mit sehr wenigen Strichen und Figuren ungemein viel auszudrücken und ihren Stammesgenossen ganz bestimmte Vorgänge zu berichten, ohne daß es uns, die wir nicht mit dem Geiste derartiger Bilderschriften vertraut sind, gelingen will, einen Zusammenhang der seltsamen Figuren zu finden.



Eine Klippenwohnung im Cañon des Rio San Juan.
Nach einem Restaurationsentwurfe von H. Holmes gezeichnet von Rudolf Cronau.

Von hohem Interesse ist eine hier wiedergegebene Bilderschrift, welche sich auf den Felswänden des Rio San Juan, zehn Meilen unterhalb der Mündung des La Plata findet. Sämtliche Figuren sind augenscheinlich mit großer Mühe einen Centimeter tief in den harten Sandstein eingemeißelt und stellen eine große Prozession von Menschen, Vögeln, Tieren und seltsamen Figuren dar, die sich alle in einer Richtung fortbewegen. Die Tierfiguren der Hauptgruppe sind alle durch eine Linie miteinander verbunden. Wollen wir diese Bildergruppe zu deuten suchen, so haben wir zunächst zu bemerken, daß

die indianischen Völkerstämme zumeist in kleinere Unterabteilungen, in sogenannte Banden zerfallen, deren eine jede in der Regel irgend ein Tierbild als Totem oder Kennzeichen führt. Es mag demnach die ganze Skulptur die Wanderung eines aus vielen Banden bestehenden größeren Stammes versinnbildlichen.



Skulpturen auf den Felsen des Cañons des Rio San Juan, Neu Mexiko.

Daß solche Völkerwanderungen vielfach in Amerika stattfanden, ist historisch nachgewiesen, und ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein großer Teil der alten Pueblo Indianer und Cliff Dwellers, müde der harten Kämpfe gegen die von Norden her einströmenden Jägerstämme, müde des fruchtlosen Ringens gegen das unbeugsame, alle Wasservorräte mehr und mehr entziehende Klima, sich zur Auswanderung entschloß.

Ist auch als feststehend anzunehmen, daß die noch gegenwärtig im Thale des Rio Grande in Neu Mexiko wohnenden Pueblo Indianer, mit denen wir uns noch später zu beschäftigen haben werden, direkte Nachkommen der alten Pueblo Bewohner sind, so liegen aber auch Anzeichen der Auswanderung eines größeren Teiles vor und scheint diese Wanderung nach Süden gerichtet gewesen zu sein. So entdeckte z. B. Leutnant Schwatka, der Erforscher Alaskas, während der letzten Jahre in den noch wenig bekannten Gebirgen des mexikanischen Staates Chihuahua ähnliche Felsenburgen, wie man sie in Arizona und Neu Mexiko findet, nur mit dem Unterschiede, daß die Höhlenbauten bei Chihuahua noch bewohnt sind. Diese mexikanischen Höhlenbewohner, deren Zahl auf 3—10 000 Köpfe geschätzt wird, erwiesen sich als ein sehr unzugänglicher Volksstamm von dunkler Kupferfarbe, sie sind Sonnenanbeter und führen noch gegenwärtig Pfeile, Bogen und Steinäxte. Wohl zweifellos können wir sie als Nachkommen jener rätselhaften Völker betrachten, welche die Ruinen jener wunderbaren Bauten in den jetzt menschenleeren Wüsten von Arizona, Utah und Neu Mexiko hinterließen.



Gefäß mit Mäanderornament
der Klippenbewohner.



El Castillo zu Chichen Itza.
Nach einer photographischen Aufnahme von Charnay gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die alten Kulturvölker von Mexiko und Centralamerika.

In unserem vorigen Abschnitte sprachen wir die Vermutung aus, daß ein großer Teil der Pueblo- und Klippenbewohner, durch Mißwachs und feindliche Nachbarn gezwungen, sich zur Auswanderung entschlossen haben möge. Wenn auch eine solche Wanderung nicht historisch nachgewiesen werden kann, so fehlt es aber nicht an Andeutungen, welche dieselbe wahrscheinlich machen.

Unzweifelhaft war der Zug der Auswanderer gen Süden gerichtet, und mögen sie dort mit den ihnen sprachlich und kulturell verwandten Völkern Mexikos verschmolzen sein, oder aber auch eines jener Völker bilden, welche unter einem uns bekannten Namen in der Geschichte Altmexikos eine hervorragendere Rolle spielten.

Nachgewiesenermaßen waren Mexiko sowohl wie Centralamerika in alter Zeit der Schauplatz großartiger Völkerbewegungen; wie die Wogen des Meeres, so folgten einander die verschiedensten Nationen, sich gegenseitig verdrängend oder unterdrückend. Und fast bei jeder dieser Nationen, welche alle mehr oder minder ausgedehnte Spuren ihres Daseins hinterließen, finden sich Sagen, welche auf ehemalige Wanderungen hinweisen.

So hatten die Nahua Völker gemeinsam eine Sage, nach welcher sie vor langen Zeiten aus den „sieben Höhlen" (Chicomoztoc) gekommen seien, welche weit im Norden in dem Lande Aztlan, „dem Lande des weißen Reihers", oder in Teocolhuacan, „der himmlischen Heimat des Colhua" gelegen sein sollten. Als Urheimat anderer Völker wird ein Land Huehue Tlapallan, das „alte Rotland" angegeben, welches bald nach dem Süden, bald nach dem Norden verlegt wird, das aber mit ziemlicher Sicherheit im Norden angenommen werden kann, da die Herkunft einiger dieser Stämme aus dem Norden feststeht, auch eine sprachliche Verwandtschaft der großen Familie der Sonora Stämme mit den Nahuas nachgewiesen ist. Anklänge an das alte Nahuatl finden sich sogar noch heute in der Sprache der Pueblo Indianer von Neu Mexiko und Arizona. —

Sind die Überreste, welche die Mound-builders, die Pueblo Indianer und die Cliff Dwellers hinterließen, von hohem Interesse, so sind sie aber nicht die einzigen Überraschungen, welche Nordamerika in archäologischer Hinsicht dem Forscher bietet. Im Gegenteil finden wir in mehreren Distrikten von Mexiko, in Yucatan, in Honduras, Guatemala und Nicaragua Ruinen, welche an Umfang und Schönheit dem stolzen Theben, dem herrlichen Persepolis sich kühn zur Seite stellen können und nur in wenigen Gegenden der alten Welt vergleichbare Gegenstücke haben.

Es sind die Trümmer namenloser Städte; Spuren längst verschollener Reiche und Völker, welche lange vor dem Eindringen der Spanier existierten und blühten, von deren Entwickelung und Verfall die Geschichte aber nur wenig zu melden weiß. Ein Schleier ruht über diesen Ruinen, welche in dichten Urwäldern verborgen liegen und kaum andere Gäste kennen, als die in ihnen hausenden Tiere der einsamen Wildnis.

Alle Jahrzehnte einmal mag es sich ereignen, daß ein Forscher, von Wissensdurst aus fernen Landen hierher getrieben, die entlegenen und schwer zugänglichen Stätten aufsucht, um die Pracht derselben später in dickleibigen Folianten zu schildern.

Einzelne dieser Ruinen waren schon den spanischen Eroberern bekannt, doch schenkten sie, nicht nach der Lösung historischer Rätsel, sondern nur nach Gold lüstern, den Ruinen wenig oder gar keine Beachtung und haben demgemäß auch nur sehr dürftige Nachrichten über dieselben hinterlassen.

Erst der Forscherwelt unseres Jahrhunderts blieb es vorbehalten, diese versunkene Pracht aus dem Schutte erstehen zu lassen.

Eine der schönsten und großartigsten dieser Ruinenstädte wurde durch einen reinen Zufall entdeckt, als der Hospitalarzt von Puerto de Sisal, Dr. Lewis Mitchel, von einem Ausfluge in die Sierra Marina von Yucatan zurückkehrend, in der regnerischen Nacht des 1. November 1828 auf der Suche nach einem geeigneten Lagerplatze von einem Indianer nach einer Sacristia, einem alten Heidentempel in der Tiefe des Urwaldes geleitet wurde.*) Beim Scheine des Lagerfeuers gewahrte der Arzt über der Tempelthür eine Reihe wunderlicher Arabesken und machte sich mit Spänen und Papierstreifen ein paar kleine Fackeln, um das Innere des Gebäudes zu untersuchen. Das Mauerwerk

---

*) Wir folgen hier der Angabe eines neueren Reisewerkes, „Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko und Centralamerika" von Felix Oswald.

war mit Spinnegeweben bedeckt, bei deren Entfernung sich eine dreifache Reihe gemeißelter Verzierungen zeigte, welche in gleichmäßigen Zwischenräumen an der Wand entlang liefen und sich über den Thüren und Fensterscharten vereinigten. Über dem Haupteingange war eine Steintafel mit eigentümlichen Basreliefs und Symbolen, die für Zierate zu unregelmäßig erschienen und aller Wahrscheinlichkeit nach Hieroglyphen sein mußten. Bei Tagesanbruch durchstöberte der Arzt einen Steinhaufen hinter dem Tempel und fand den Torso einer kleinen Statue.

Und bald darauf führte der mit einem Trinkgelde belohnte Indianer den Arzt durch die pfadlosen Wildnisse des Rio Macoba, wo seiner Versicherung zufolge in dem Chapporal, dem Dornwalde, eine Quadratmeile Boden mit solchen alten Gebäuden bedeckt sei. Am dritten Tage der Reise gelangte man an ein waldüberwachsenes Pompeji, dessen Umfang die Erwartungen des Forschers so weit übertraf, daß er sich zu augenblicklicher Rückkehr entschloß, um die Nachricht nach Sisal und Campeche zu bringen. Er hatte die Ruinen von Uxmal entdeckt, jener wunderbaren Stadt der Paläste, welche ohne den Regen jener Novembernacht vielleicht noch jahrhundertelang in dem sie verhüllenden Urwalddickicht fortgeschlummert haben würde.

Bald nach dieser Entdeckung kam der Maler Baron von Waldeck nach Yucatan und sind ihm die ersten Schilderungen von Uxmal zu verdanken. Ihm folgten die Amerikaner Stephens und Catherwood, Norman, Charnay, Brasseur de Bourbourg, Plongeon, Squier, Karl Scherzer, Boyle und andere, welche bald da, bald dort in den ungeheueren Urwäldern Centralamerikas großartige Ruinenstädte fanden.

Die Kenntnis dieser Ruinenstädte ist aber auch heute noch sehr fragmentarisch und wird sich auch nur allmählich erweitern, da zweifellos noch zahlreiche Ruinen unter dem ewigen Grün der Wälder verborgen liegen.

Den größten Reichtum an solchen Überresten hat Yucatan, das Ägypten der Neuen Welt, aufzuweisen, denn es sind daselbst bis jetzt über vierzig Städte von ansehnlicher Ausdehnung bekannt*), und mit Recht zählen die hier zu findenden Ruinen von Uxmal, Xabá, Labná, Mayapan, Izamal, Aké, Mérida, Kabah und Chichen Itza zu den Wundern Amerikas.

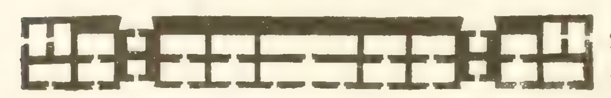
Die Ruinen von Uxmal sind nicht nur die wichtigsten ihrer Ausdehnung nach, sondern auch darum, weil sie die zumeist besuchtesten und durchforschtesten sind.

Am bemerkenswertesten unter den Bauwerken von Uxmal ist die von den Spaniern sogenannte Casa del gobernador, welche sich auf einer kolossalen, dreifachen Terrasse erhebt. Mit ihren felsenähnlichen Säulen und grottenartigen Nischen ist die Casa gegen 116 Meter lang, 13 Meter breit und 8 Meter hoch. Die aus regelmäßig zubehauenen und durch Mörtel verbundenen Steine der Wandflächen sind bis zu halber Höhe des Bauwerkes ohne Verzierung, von da ab aber auf allen vier Seiten des Palastes mit tausendfachen Skulpturen bedeckt, welche Menschenköpfe, fabelhafte Vögel und Vierfüßler sowie die verschiedensten Ornamente darstellen.

---

*) Nach Bancroft sogar zwischen 50 bis 60.

Nicht weniger als elf Eingänge gewähren an der Frontseite, je einer an den beiden Schmalseiten Zutritt zum Inneren des Palastes, welcher, wie aus dem hier beigefügten Grundplane ersichtlich ist, außer zahlreichen Räumen von gleichem Umfange auch zwei größere umschloß, welche je 20 Meter lang und 3 bis 4 Meter tief waren.



Plan der Casa del gobernador zu Uxmal.

Die unteren Hallen sind zum Teil verschüttet, die oberen hingegen sind mit ihren balkonartigen Freigalerien und Balustraden um so interessanter, denn ihre Wände sind über und über mit Basreliefs bedeckt, welche, wenn auch in der Ausführung etwas mangelhaft, aber einen sehr gefälligen Gesamteindruck machen. Da finden sich lange Prozessionen verschiedenartig bewaffneter Männer, wechselnd mit Gruppen von Tieren, Sternen und menschlichen Köpfen. Auf einer der Hauptwände sehen wir die Darstellung eines Kriegers, der über eine Reihe ausgestreckter Körper hinwegschreitet, auf einer anderen wieder zieht eine Gruppe verstümmelter Figuren dahin, welche augenscheinlich aus dem Kampfe heimkehrende Streiter darstellen sollen.

Kriegerisch mutet auch die Mosaikpflasterung eines dieser oberen Räume an, welche eine Schlacht zwischen nackten Riesen und schwerbewaffneten kleinen Figuren zeigt. Wie umfangreich diese Skulpturen sind, geht wohl am ehesten aus der Vermessung des Señor Devegas hervor, nach welcher die Mauern der beiden oberen Stockwerke an 3400 Ellen oder fast 2 Kilometer von Basreliefs enthalten.

Das ursprünglich mit einer cementartigen Masse bekleidet gewesene flache Dach ist jetzt mit einer üppigen Pflanzendecke überwuchert, mit einer Wildnis von phantastischen Tropenblumen, Strauch- und Baumwuchs.

Nahe diesem Prachtgebäude erhebt sich gleichfalls auf einer Terrasse ein anderes, welches seiner vielen zellenartigen Gemächer halber die Casa de las Monjas, das „Nonnenkloster" getauft worden ist, jedenfalls aber niemals einer derartigen Bestimmung gedient haben wird. Noch in seinem gegenwärtigen Verfall weist dieser aus vier Gebäuden bestehende Palast 87 große und 50 kleine Kammern auf, ferner endlose Galerien, Hallen und Kellergewölbe. Die vier Gebäude umschließen einen großen, rechtwinkeligen Hof, und alle nach diesem Hofe gerichteten Wände, Balustraden, Erker, Thüren und Fenster sind mit einer geradezu erstaunlichen Menge von Skulpturwerken bedeckt, die manchmal so grotesker oder weltlicher Natur sind, daß man vermeinen möchte, irgend ein Künstler der „Satanischen Schule" habe dieselben erfunden. Da ist ein Gewirre von sonderbaren Götzengestalten, fein gearbeiteten Stab- und Mäanderlinien, Rosetten, Quadraten u. dergl., ferner sind die Wände mit grellfarbigen Bildern, die Fußböden mit bunten Mosaiken in so reichem Maße verziert, daß mit Recht die Meinung wachgerufen wird, an die Casa de las Monjas hätten ihre Erbauer die Schätze eines großen Reiches verschwendet. Schätzte doch ein mexikanischer Architekt die heutigen Kosten eines solchen Gebäudes ohne den Werth des Materials auf fünf Millionen Thaler, was nicht weiter verwunderlich erscheinen dürfte, wenn man bedenkt, daß die

Skulpturen mancher der größeren Säulen einen Bildhauer über sechs Monate beschäftigen würden.

Eine Viertelstunde von diesem Palaste entfernt erhebt sich auf einem 30 Meter hohen, mit Steinen umschlossenen künstlichen Hügel die Casa del Enano, „das Haus des Zwerges“. Dasselbe besteht aus zwei getrennten Gebäuden, von denen das eine vorhallenähnlich etwa auf 17 Meter Höhe desselben Hügels beginnt, aber bis zum Fuße des den Hügel krönenden Hauptgebäudes hinanreicht. Die Vorderseite des unteren Gebäudes stellt ein Ungeheuer dar, halb Mensch, halb Tier. Das weite Thor ist das Maul, die Stäbchen des ausgehauenen Thürsturzes sind die Zähne; darüber nimmt man noch deutlich die Augen wahr, während die Nase den Verheerungen der Zeit erlegen ist. Auch die Wandungen dieser Gebäude sind aufs reichste mit Skulpturen geschmückt, so erwähnt der Reisende Felix Oswald die Figur eines vierarmigen Riesen mit unverhältnismäßig großem Kopfe. Zwei seiner Arme sind auf die Hüften gestemmt, die anderen dagegen, wie segenspendend, ausgestreckt. Der Leib ist von einem Korsett umspannt, das an den Schuppenpanzer eines Alligators erinnert. Gerade über diesem Riesen steht der Halbtorso eines Jünglings mit einer Zackenkrone auf dem Kopfe und einer Kugelschnur um die Hüfte. Beide Arme sind an den Ellbogen abgebrochen, scheinen aber einen Schild emporgehalten zu haben.

Höchst bemerkenswert sind auch einige Figuren mit Tierköpfen, welche durch ihre gewundenen Rüssel, die Hängeohren sowie die kleinen Schweinsaugen unverkennbar an die Köpfe von Elefanten erinnern, obwohl Andeutungen von Stoßzähnen fehlen. Da nachgewiesenermaßen elefantenartige Tiere außer dem der ältesten Vorzeit angehörigen Mammut niemals in Amerika existierten, so haben diese Köpfe zu den vielfältigsten gelehrten Theorien und Vermutungen Anlaß gegeben und haben namentlich die Verfechter der Ansicht, die altmexikanische Kultur möge auf indische oder siamesische Einflüsse zurückzuführen sein, diese Elefantenköpfe mit als Hauptstützen ihrer Annahme benutzt. In der That bilden sie im Verein mit anderswo aufgefundenen elefantenköpfigen Figuren sowie den bereits beschriebenen elefantenförmigen Thonpfeifen der Moundbuilders eines der vielen Rätsel, welche dem die Urgeschichte Amerikas studierenden Archäologen auf Schritt und Tritt aufstoßen.

Außer diesen bemerkenswertesten Überresten enthält Uxmal noch zahlreiche andere Ruinen, so den Palomal, „den Taubenschlag“, ein umfangreiches aber kunstloses Gebäude, das seinen Namen den zahlreichen Nischen in den Außenmauern verdankt und wohl als eine Wohnung für gewöhnliche Krieger oder Bedienstete des Palastes anzusehen ist. Ferner wäre noch die Casa de las Tortugas, „das Schildkrötenhaus“ zu erwähnen, welches seinen Namen nach einer Reihe von Schildkröten erhalten hat, welche am Karnies eingehauen sind. Unweit desselben erheben sich zwei je 40 Meter lange und 10 Meter breite Bauwerke, welche ein jedes von einer kolossalen steinernen Schlange umwunden gewesen zu sein scheinen.

Die größte Mehrzahl aber der stolzen Paläste und Tempel zu Uxmal sind so sehr zerfallen oder von Schlingpflanzen überwuchert, daß es unmöglich ist, ein Bild von

denselben zu gewinnen. Ein unbeschreibliches Wirrsal von Bäumen, Wurzelgeflecht, Lianen und Moder verbirgt fast alle diese Ruinenstädte und trägt zugleich auch zur weiteren Zerstörung derselben bei. Und diese Zerstörung durch die üppige Tropenvegetation ist eine so umfangreiche und nachdrückliche, daß nach wenigen Jahrhunderten wohl auch die letzten, heute noch stehenden Paläste in Schutt und Moder gesunken sein werden. Wo immer eine Fuge im Gestein sich bietet, wo irgend eine Fensteröffnung Einlaß gewährt, da drängen sich die zähen Arme der Lianen und Korderoranken herein und winden sich mit ihrem schlangenähnlichen Geflecht um Mauern und Säulenschäfte, mit der Zeit auch die schwersten Steine zersprengend oder aus den Fugen hebend.

Und diesem Werke der Verwüstung ist kein Einhalt zu thun, denn die Tropennatur ist im Erzeugen einer üppig wuchernden Vegetation ungleich mächtiger und erfolgreicher, als die Menschheit im Beseitigen derselben.

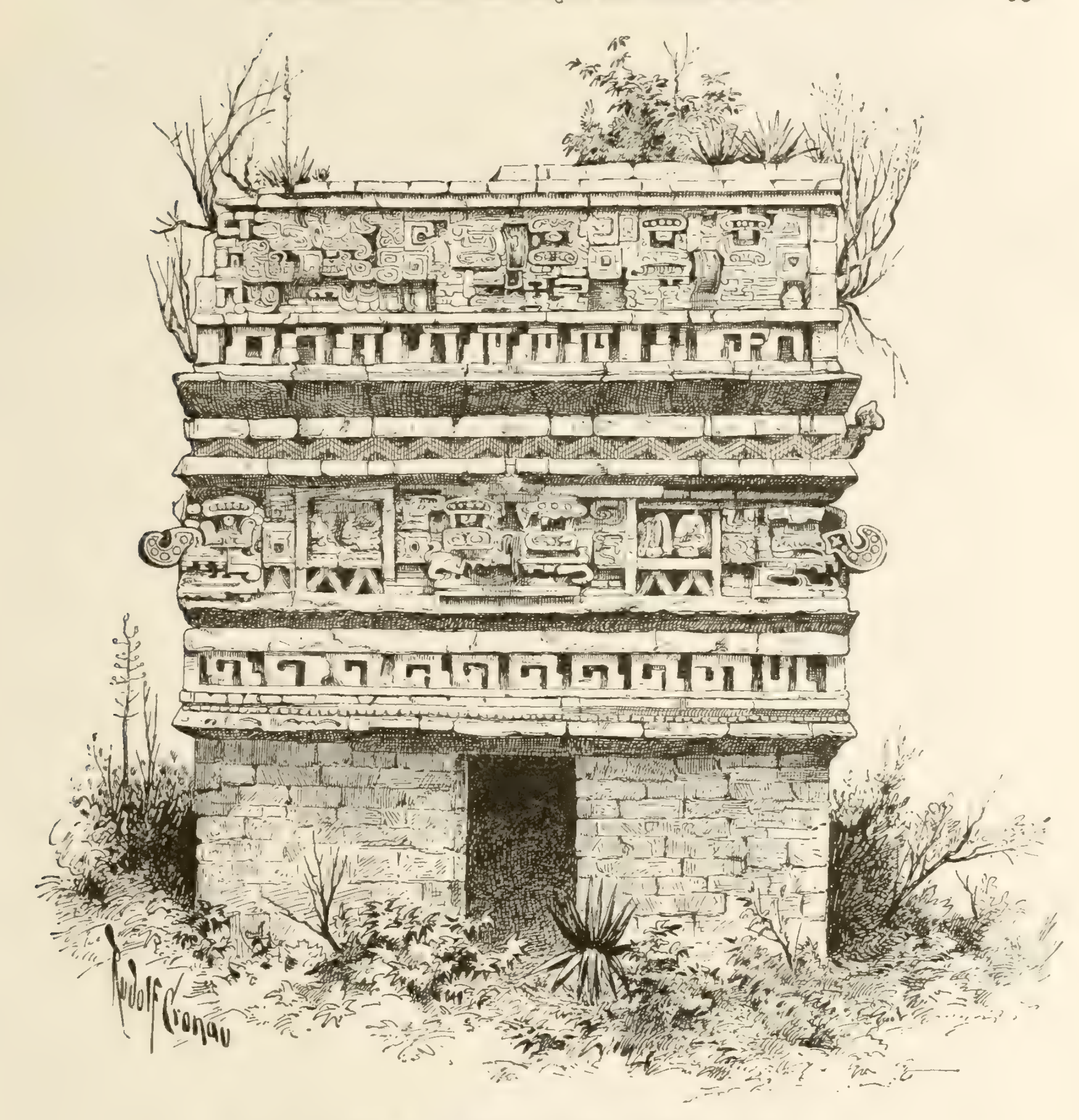
Diese nicht zu überwältigende Tropenvegetation hat auch den größten Teil der südlich von Uxmal gelegenen Ruinenstadt Kabah dem nahen Untergange entgegengeführt, denn auch hier liegen die meisten Bauwerke unter ewiggrünen Wäldern vergraben, so daß man den Umfang und die Ausdehnung dieser Stadt nicht mehr zu erkennen vermag.

Zweifellos war auch Kabah einst eine Stadt von großer Bedeutung, denn hier erhoben sich zahlreiche Terrassen- und Pyramidenbauten, Triumphbogen, Tempel und stolze Paläste. Nur ein Teil derselben ist bis jetzt erforscht, und ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß zahlreiche Ruinen noch unter dem Gewirre der Schlingpflanzen verborgen liegen.

Die Fassade eines der noch zugänglichen Paläste ist mit in Stein ausgeführten Ornamenten so reich geschmückt, daß die architektonischen Züge des Gebäudes unter diesem Reichtume förmlich verschwinden. In allen Sälen waren die Mauern mit Figuren und Inschriften bedeckt, wie man noch aus einzelnen Überresten erkennt; wahrscheinlich war auch die Außenseite der Gebäude selbst in gleicher Weise geziert und mit bunten Farben bemalt, wodurch die wilde Pracht der Skulptur eigentümlich gehoben wurde. Stephens, dem die erste Beschreibung dieser hochinteressanten Ruinenstadt zu verdanken ist, rühmt die künstlerische Schönheit dieser altindianischen Ornamentik mit schier überschwenglichen Worten.

Nördlich von Uxmal liegen die Ruinenstädte Aké, Mayapan, Izamal und Mérida, alle reich an hochinteressanten Baudenkmälern der Vergangenheit. In Aké und Izamal erheben sich zahlreiche großartige Pyramiden.

Die Pyramide ist die Grundform für die gesamte Architektur des mittleren Amerika, und zwar tritt sie am klarsten bei den religiösen Monumenten, weniger deutlich bei den Palastbauten zu Tage. Die Teokallis oder Tempel stellen sich stets als zu riesiger Höhe emporgebaute Altäre dar, sind zumeist vierseitige, genau nach den Weltgegenden orientierte Pyramiden, auf deren abgeflachten Gipfeln sich häufig noch andere Baulichkeiten erheben. Sie steigen entweder in einfachen, schiefen Flächen empor, oder erheben sich in mehreren großen terrassenartigen Absätzen. Zur oberen Plattform führen an einer oder mehreren Seiten breite und steile Treppen; bisweilen laufen die Aufgänge auch zickzackförmig von



Der linke Flügel des Nonnenpalastes zu Chichen Itza.

Nach einer Photographie von Charnay gezeichnet von Rudolf Cronau.

einem Absatze zu dem andern. Rings um die Teocallis befanden sich die Wohnungen der Priester sowie andere für den Götterkultus nötige Räume.

Unter den Pyramiden zu Izamal ist die einen Umfang von 220 Meter aufweisende Pyramide Kinih Kakmo, d. i. „das Gesicht der Sonne, mit feurigen Strahlen umgeben", die bedeutendste. Hier brachten noch zur Zeit der spanischen Eroberer die Eingeborenen Opfer dar, und zu Zeiten großer Bedrängnis versammelte sich hier alles Volk, um durch den Mund der Priester den Willen der Götter zu vernehmen.

Südlich von dieser Pyramide erhob sich auf einem hohen künstlichen Hügel das Haus der Priester, östlich hingegen gleichfalls auf einer hohen Pyramide der Tempel Izamnas, des großen Begründers des alten Mayareiches. Seine Beinamen waren „die

Wunderhand", „der Starke", „der langhändige Häuptling", und ihm wurden die Kranken, die Altersschwachen zugeführt, damit er sie durch eine Berührung seiner Hand heile oder verjünge. Von seinem Tempel aus führten vorzügliche, 7 bis 8 Meter breite Straßen bis nach Tabasco, Chiapas und Guatemala, denn selbst von diesen fernen Ländern her pilgerten die Kranken herzu, um Erlösung von ihren Leiden zu finden.

Westlich von der großen Pyramide liegt die Pyramide, auf deren Plattform der Palast Hunpictoks gelegen war, „des Befehlshabers von 8000 Pfeilspitzen". Am Fuße der mächtigen Steinpyramide waren zwei gigantische Köpfe zu sehen, von denen der eine $2^1/_4$ Meter, der andere sogar über 4 Meter hoch waren.

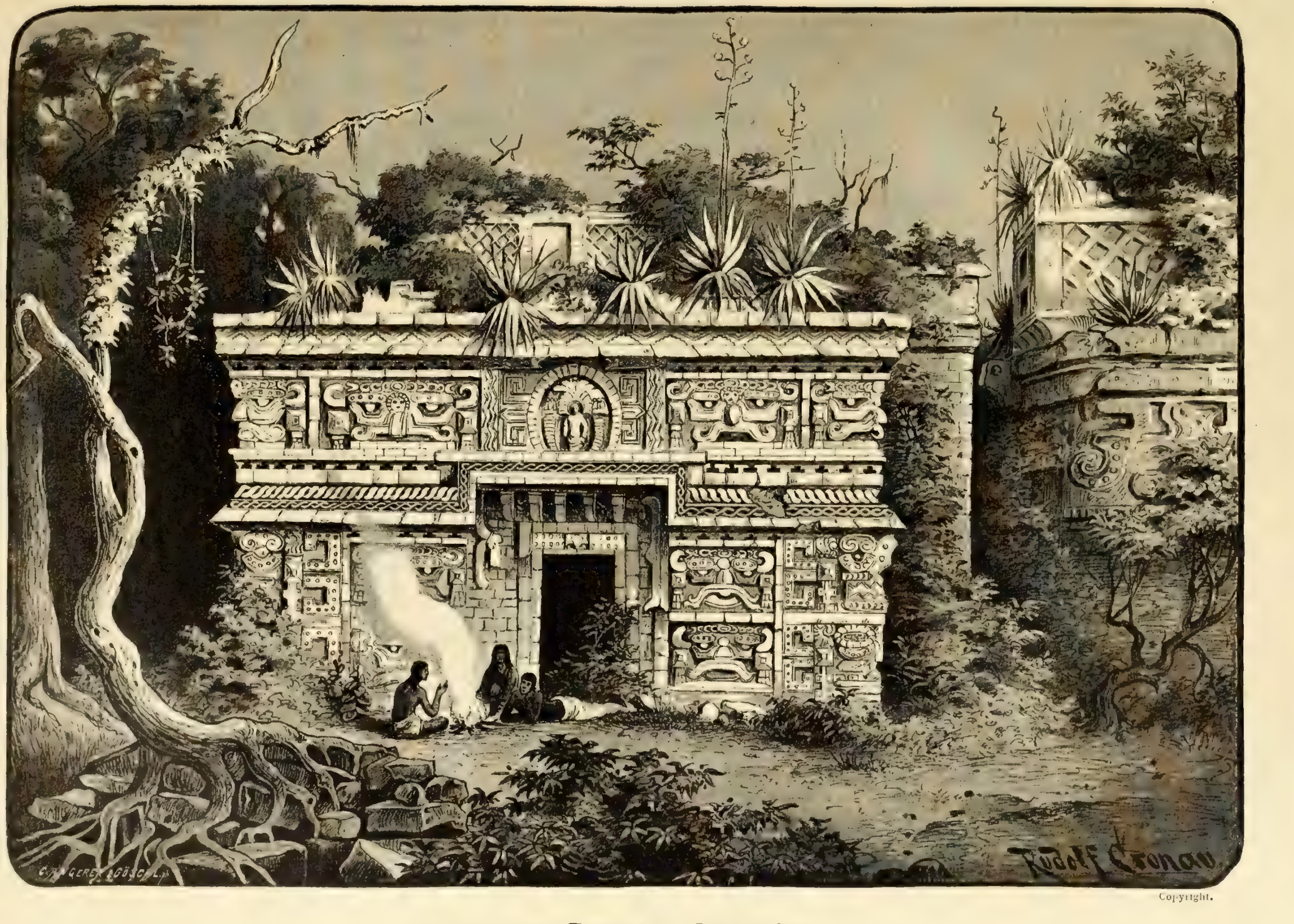
Ein Grad östlich von Uxmal ist eine zweite Wunderstadt gelegen, Chichen Itza, jetzt ein weites Ruinenfeld von mehreren Meilen Umfang. Zweifellos war Chichen Itza neben Mayapan, der alten Hauptstadt, eines der Centren des Mayareiches, dafür sprechen die Größe und die Zahl der gesunkenen Tempel und Paläste, die an Pracht der Ausschmückung mit denen von Uxmal wetteifern.

Da ist vor allem der Nonnenpalast zu erwähnen, ein 11 Meter hohes, massives Gebäude, welches mit der Casa de las Monjas zu Uxmal eine gewisse Ähnlichkeit hat. Eine breite Treppe führt zu dem mit reicher Ornamentik versehenen Palaste hinauf, in dessen Innerem ein $15^1/_2$ Meter langer Saal sich befindet, welcher mit Figuren von Menschen mit Federkronen geschmückt ist. Die Fassade des Palastes ist mit zwei ebenso geschmackvollen als künstlerischen Dessins verziert. Im Mittelpunkte über der Thüre sehen wir eine kreisrunde Nische, in welcher sich die Reste einer sitzenden Figur befinden. Die übrigen Zieraten tragen das eigentümliche Gepräge, welches alle diese altamerikanischen Städtebauten charakterisiert. Eine ungemein malerische Wirkung bringen die mannigfachen Tropenpflanzen hervor, welche auf dem Dache wachsen und das Karnies gleich grünem Fransenwerke überschatten.

Höchst malerisch präsentiert sich auch ein rundes Gebäude von 7 Meter Durchmesser, welches sich, wie die Mehrzahl dieser altmexikanischen Bauten, auf einer Doppelterrasse erhebt. Die 20 Stufen zählende und 150 Meter breite steinerne Treppe, welche die beiden Terrassen verbindet, hat ein Geländer, welches aus ineinander verstrickten Schlangenleibern gebildet ist. Das Gebäude selbst besteht aus einem Rundturme mit rings herumlaufendem, sehr engen, doppelten Korridor und hat, ähnlich den Estufas der Pueblo Indianer, wahrscheinlich zur Ausübung religiöser Ceremonien gedient.

Vorzüglich erhalten ist das „rote Haus", Chichan Chob, ein auf einer niedrigen Terrasse stehender, viereckiger Palast. Drei Eingänge führen in einen Korridor, der sich über die ganze Länge des Gebäudes erstreckt und durch drei Thüren den Eintritt in ebenso viele Säle vermittelt. Den ganzen Korridor entlang über den Thüren läuft eine Bilderschrift, für welche aber sich noch kein Entzifferer gefunden hat.

Von einer anderen, 25 Meter hohen, 65 Meter breiten und 67 Meter langen Terrasse hernieder leuchtet fernhin über die Ebene ein von den Spaniern „El Castillo" genannter Tempel (vergl. Vignette Seite 59), zu welchem eine 13 Meter breite und 90 Stufen zählende Treppe hinanführt. Nach oben hin laufen die Geländer der Treppe



Façade eines Tempels zu Chichen Itza.

Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

in zwei gigantische Schlangen aus, deren scheußliche Köpfe mit den hervortretenden Zungen weit über die Brüstung herabhängen. Die West- und Ostseite des Gebäudes haben als ornamentalen Schmuck nur zwei prachtvolle Karniese aufzuweisen; die gen Norden gerichtete Hauptfassade dagegen hat einen weiten Eingang, der durch zwei mit Skulpturen fast überladene Steinsäulen gestützt ist. Durch dieses Thor gelangt man in eine Galerie, durch diese wieder in ein weites Gemach, dessen Decke durch zwei Pfeiler mit viereckigen Kapitälen getragen wird.

Alle Pfeiler der Thoreingänge und zur Stütze der Gemächer sind mit Skulpturen bedeckt, welche langbärtige, reich mit Federkronen, Ohrgehängen, Perlenketten, Arm- und Beinringen geschmückte Männer darstellen. Dieser figürliche Schmuck kehrt auch in anderen Gebäuden von Chichen Itza wieder, wir sehen Prozessionen von bewaffneten Kriegern und Opferspenden tragenden Priestern, angethan mit weiten Gewändern und seltsamen Kopfputzen. Vielfach auch sind diese Darstellungen mit bunten Farben, schwarz, rotbraun, rot, grün, blau, gelb und weiß, auf die Wände gemalt. —

Gewaltig ergreifend ist der Eindruck dieser verfallenen Wunderstadt inmitten der Einöde und wir glauben es den ersten Erforschern derselben gerne, wenn sie sagen, daß Stunden verflossen seien, ehe sie sich so weit gesammelt hatten, um die Einzelheiten betrachten zu können. „Staunen und Schweigen ist hier am Orte," so äußert sich Norman, „Reden wäre mir wie Entweihung erschienen. In der That, eine Offenbarung vom Himmel herab hätte keinen tieferen Eindruck auf mich machen können, als diese gewaltigen Monumente, diese geheiligten Gräber einer dahingeschwundenen Civilisation, über welchen nun Grabesstille liegt."

Die historischen Nachrichten, welche wir über diese yucatekischen Ruinenstädte besitzen, sind von äußerster Dürftigkeit. Wir wissen nur, daß die Halbinsel Yucatan schon viele Jahrhunderte vor der spanischen Invasion von den Maya Völkern eingenommen war, und daß diese Völker, in mehrere Stämme zerfallend, vielfach unter einander, wie auch mit den benachbarten Nahua- und Azteken Völkern im Kampfe um die Oberherrschaft lagen.

Über diese Kämpfe fehlt es zwar nicht an Angaben, doch sind dieselben so sagenhaft und mitunter so widersprechend, daß sichere Ergebnisse erst nach weiteren gründlichen Forschungen zu erwarten sind. Historisch nachgewiesen ist, daß in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Herrscher zu Mayapan mit Hülfe aztekischer Krieger, die er ins Land gerufen, die ganze Halbinsel Yucatan unterworfen und nach Zerstörung der Städte Uxmal, Kabah, Labna u. A. die Kaziken derselben gezwungen hatte, als Vasallen an seinem Hofe zu verweilen.

Nach wenig Jahren aber wurde dieser Alleinherrscher von den vereinigten Stämmen der Gebirge besiegt und vertrieben, seine Residenz erobert und verwüstet. Den Herrschern von Uxmal, Kabah und Labna aber ward gestattet, heimwärts zu kehren, allwo sie zur Feier ihrer Befreiung zahlreiche prächtige Tempel und Paläste errichteten.

Als die Spanier nach Yucatan kamen und erobernd das Land durchzogen, lag die Mehrzahl der alten Städte schon in Ruinen, nur wenige waren noch bewohnt, aber

auch sie sanken bald in Verfall, ohne daß die eigentliche Ursache desselben klar zu erkennen wäre.

Aus den Schriften einzelner spanischer Chronisten geht übrigens hervor, daß noch die Indianer des 16. und 17. Jahrhunderts den alten Göttern in den verfallenen Tempeln allerhand Spenden und auch Weihrauchopfer brachten, indem sie Kopal verbrannten. —

Die heutigen Indianer von Yucatan, die Nachkömmlinge der Mayas, haben keine oder nur dunkle Ahnungen davon, wer einst die Wunderstädte gebaut und wer in denselben gewohnt habe. Jede Überlieferung fehlt ihnen. Im Fortgange der Zeit und





Skulpturen aus Yucatan.

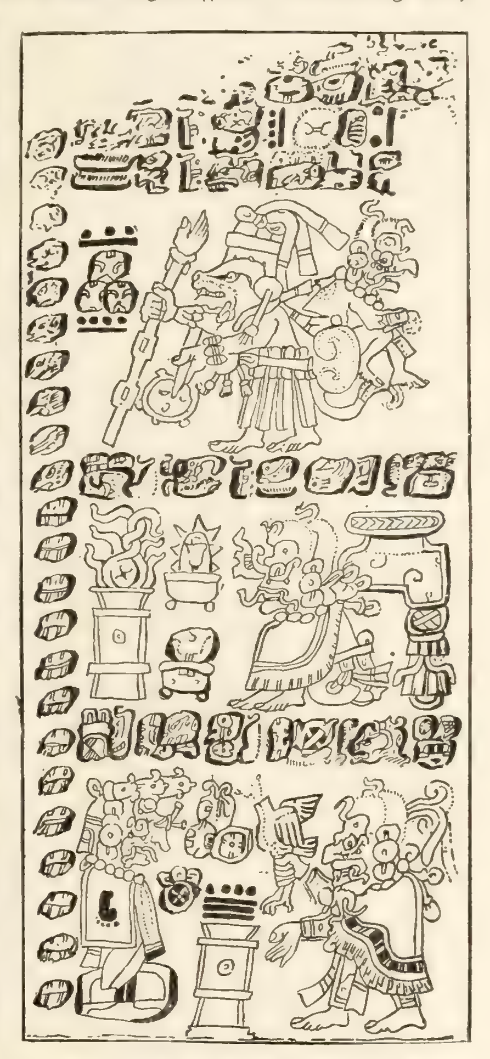
durch den Druck der spanischen Gewalthaber ist das alles verloren gegangen; kein Band der Erinnerung leitet in die Vorzeit zurück, dasselbe ist völlig durchschnitten worden.

Die Maya Völker von Yucatan waren wohlgebaute, intelligente Menschen mit offenen Gesichtern. Sie hatten eine monarchische Regierung und schieden sich in Edle, Priester, Handwerker und Sklaven. Das Land war den Herrschern, sowie den drei ersten Klassen eigentümlich, doch hatten die Herrscher, die Edlen und Priester sich den Löwenanteil zu sichern gewußt, wie sie das Volk überhaupt in härtester Weise zu unterdrücken und auszubeuten verstanden. Der dem Volke verbleibende Teil des Landes war gemeinschaftliches Eigentum, so daß einem jeden Stammesgliede erlaubt war, ein Stück desselben so lange auszunutzen, als es dasselbe bebaute.

Die Handwerker wußten vortreffliche Geräte, Schmucksachen und Waffen aus Stein anzufertigen, manche waren besonders tüchtig in der Herstellung vorzüglicher Thongefäße und Terrakotten, einzelne sogar hatten die Anfänge der Kunst weit überschritten und lieferten figürliche Darstellungen mythologischer und profaner Bedeutung, Götzenbilder aus Holz, Stein und Thon, sowie auch Porträts von Personen verschiedener

Stände, welche alle mit großer Lebendigkeit aufgefaßt und wiedergegeben wurden und für das Studium des Kostüms, sowie der bei den Mayas üblichen Tätowierung wichtig sind. Beschränkte sich das Kostüm des gewöhnlichen Volkes vielfach nur auf einen Lendenschurz, so fügten die Edlen dieser dem Klima angemessenen Bekleidung noch buntfarbige Tuniken und Mäntel hinzu. Ohren, Nase und Lippen wurden mit Juwelen geschmückt, die unter den Mayas konstatierte Sitte der künstlichen Abplattung des Vorderschädels scheint sich aber nur auf die Edlen und Priester erstreckt zu haben.

In Kriegszeiten bemalten die Streiter ihre Körper mit den buntesten Farben und den verschiedensten Ornamenten, während groteske Kopfputze aus Federn und roher Baumwolle den Köpfen ein furchtbares Aussehen verliehen. Die Feldzüge selbst waren kurz, aber äußerst blutig und endigten in der Regel erst mit völliger Vernichtung des Feindes und gründlicher Zerstörung seiner festen Plätze und Städte.



Verkleinerte Nachbildung einer Seite der Maya Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Dresden.

Was die Mayas aber ganz besonders über die Moundbuilders, Cliff Dwellers und Pueblo-Bewohner erhebt, ist der Umstand, daß sie eine sehr entwickelte Bilderschrift besaßen, in welcher sie ihre Geschichte, ihre sonstigen Beobachtungen, ihre Kalender, Gebete und Ceremonien aufzeichneten. Diese Bilderschrift wurde mit der Zeit zu einer Letternschrift abbreviert, inwieweit diese aber einer wirklichen Schrift sich nähert, ist eine noch ungelöste Frage, da die Entzifferung der noch erhaltenen Inschriften und Codices bisher noch nicht gelungen ist. Derartige Bilderschriftwerke scheinen sehr zahlreich gewesen zu sein, schreibt doch der spanische Historiker Herrera, daß nach der Vertreibung des Despoten zu Mayapan die von ihm gefangen gehaltenen Herrscher von Uxmal, Labna, Kabah und anderen Städten so viele wissenschaftliche Bücher mitgenommen hätten, als ihnen wegzuschaffen möglich gewesen wäre.*)

Leider aber wurden alle diese Bücher von den fanatischen spanischen Mönchen, welche die Erinnerung an das Alte im Bewußtsein des Volkes mit Gewalt auslöschen

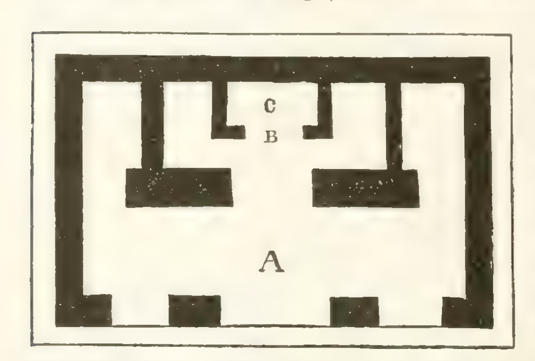
---

*) Herrera, Decade IV. lib. X. cap. II.

wollten, verbrannt*) und in so gründlicher Weise zerstört, daß nur vier dieser Manuskripte erhalten worden sind, welche gegenwärtig zu den kostbarsten Schätzen der Bibliotheken von Dresden, Paris und Madrid gehören. Unsere hier wiedergegebene Abbildung stellt eine Seite des aus 39 Blättern bestehenden Kodexes in der Königlichen Bibliothek zu Dresden dar. Die einzelnen Blätter sind aus Baumrinde angefertigt, zumeist auf beiden Seiten beschrieben, mit bunten figürlichen Darstellungen versehen und mit einem durchsichtigen Firnis überzogen. —

Uralten toltekischen Völkern sind die weltberühmten Ruinenstädte von Palenque, Copan und Quirigua zu verdanken, welche in den menschenleeren Waldwildnissen von Chiapas und Guatemala so verborgen liegen, daß die Spanier, welche unter Cortez z. B. ganz nahe bei Palenque vorüber marschierten, nicht das geringste von den höchst merkwürdigen Monumenten bemerkten. Ein unermeßlicher Urwald bedeckt die südliche Hälfte der Halbinsel Yucatan und erstreckt sich über Guatemala bis weit in den Staat Honduras. Nur wenige Forscher sind in einzelne Striche dieser nur zum kleinsten Teile bekannten Wildnis vorgedrungen, in welcher noch gegenwärtig unzweifelhaft die Trümmer großartiger Städte liegen, die seit Jahrhunderten vielleicht von keines Menschen Fuß betreten worden sind.

Mit unsäglicher Mühe und mit Aufwand enormer Kosten mußten die Pfade zu diesen Ruinen durch das fast undurchdringliche Unterholz des Tropenwaldes geschlagen werden, und ebenso ungeheure Arbeit erforderte es, die Hauptgebäude der über mehrere Meilen große Gebiete sich erstreckenden Städte so weit von dem sie umstrickenden Gewirr der Schlingpflanzen zu reinigen, daß ihre architektonischen Grundzüge erkennbar wurden. Die den altamerikanischen Völkern eigenen Terrassenbauten sind auch hier zu finden, so ist z. B. die Pyramide, welche dem sogenannten großen Palast zu Palenque zum Unterbau dient, 13 Meter hoch und an der Basis 103 Meter lang und 85 Meter breit. Das mehr und mehr dem Verfalle entgegengehende Prachtgebäude ist ein wahrer Irrgarten von größeren und kleineren Häusern mit kostbaren Galerien, Säulengängen, Hallen, Höfen und mächtigen Treppen. Offenbar ist der Palast ein Produkt verschiedener Zeiten und ebenso verschiedener Bedürfnisse.



Grundriß des Tempels des Kreuzes zu Palenque.
A. Korridor. B. Eingang zum Allerheiligsten. C. Tafel des Kreuzes.

Mehrere der Galerien sind mit Stuckornamenten, Figuren und Medaillons geschmückt, welch letztere in ihrer ornamentalen Umrahmung stark an Medaillons der Rokokozeit

*) Charnay führt eine Notiz des Don Domingo, eines Jesuiten an, wonach Landa, der Bischof von Mérida, ein zügelloser Fanatiker, allein 5000 Idole und Bildsäulen, 13 größere und 22 kleinere Altäre, 27 Manuskripte auf Hirschhaut und 197 andere Schriften verschiedener Größe zerstört habe. Eine wohl eben so große Zahl wurde bei dem Autodafé zu Mani dem Untergange geweiht.

erinnern. Die Medaillons enthalten Porträts, möglicherweise von Priestern und Priesterinnen, welche in diesem von Charnay für ein altindianisches Heiligtum gehaltenen Palaste fungierten.

Vier Meter hohe Priesterfiguren sind auch auf einigen großen Steintafeln in



Die Gruppe des Kreuzes im Tempel des Kreuzes zu Palenque.

Gebäuden des großen Innenhofes zu sehen, alle geschmückt mit Mitra, Lendenschurz und kostbaren Kleinodien.

Zweifelsohne war Palenque ein heiliger Ort, eine Wallfahrtsstätte, wohin die Großen der toltekischen Völker zogen, um den Göttern Opfer zu bringen und Tempel zu errichten, oder auch, um hier im Schatten der Heiligtümer die letzte Ruhestätte zu finden. Es ist dies nicht nur aus der großen Zahl der Tempel und Gräber, sondern auch aus dem gänzlichen Mangel profaner Gebäude zu schließen, ferner aus dem Fehlen der in Ruinenstätten weltlicher Natur stets zu findenden Skulpturen von Kriegern und kriegerischen Darstellungen.

Keine einzige solche ist in Palenque bekannt, es tritt vielmehr der heilige Charakter des Ortes in den zahlreichen Bildwerken überall zu Tage, und die Mehrzahl der

Figuren tragen Opfergaben in den Händen. (Vergl. die Schlußvignette S. 78.) Von hohem Interesse sind namentlich die Bildwerke, welche den sogenannten „Tempel des Kreuzes" zierten. Derselbe erhebt sich auf einer abgestumpften Pyramide und hat an seiner Vorderseite drei Eingänge, deren trennende Pfeiler mit Figuren geschmückt sind. Durch diese Thore tritt man zunächst in eine weite Galerie, um sodann in einen aus



Basreliefs am Eingange zum Tempel des Kreuzes zu Palenque.

drei Kammern bestehenden Raum zu gelangen, deren mittlere augenscheinlich das Allerheiligste war. Überall sind die Wände mit Inschriften bedeckt, im Allerheiligsten aber bildete ein auf drei großen Steintafeln dargestelltes Basrelief den Mittelpunkt: ein mächtiges, von Symbolen aller Art umgebenes Kreuz, auf welchem die abenteuerliche Gestalt des an einen Hahn erinnernden heiligen Vogels zu sehen ist. Zwei reichgeschmückte Figuren in Lebensgröße stehen, Opfergaben tragend, zu beiden Seiten des Kreuzes. (Vergl. Illustr. S. 71.)

Eine aus vielen seltsamen Zeichen bestehende Hieroglypheninschrift findet sich über das ganze Bildwerk verstreut, vornehmlich aber hinter den beiden Figuren.

Nach dem oberen Teile des Baues ist weder eine Treppe noch sonst eine Verbindung zu finden und gelangten die ersten Erforscher dieser Trümmerstätte dahin, indem

sie einen Baum erkletterten, dessen Zweige sich über das Dach neigten. Dieses Dach war ziemlich steil und trug reichen ornamentalen Schmuck. Auf dem Simse befand sich eine nur 2/3 Meter breite Plattform, hinter welcher das Dach in zwei weiteren Stockwerken aufsteigt, zu denen man auf vorspringenden Quadern emporsteigen kann. Flache, quer übergelegte und vorragende Steine bilden das Dach des oberen Stockwerkes. Die Längsseiten sind mit Stuckarbeit verziert, welche die sonderbarsten Gebilde menschlicher Figuren mit ausgespreizten Armen und Beinen darstellt. Von der oberen Galerie aus erblickt man, jenseits des unübersehbaren Waldes, den See Terminos und weiterhin in endloser Ferne die Wasserfläche des mexikanischen Golfes.

Ganz in der Nähe dieses merkwürdigen Heiligtumes erhebt sich ein zweiter Tempel von fast gleicher Konstruktion, welcher ebenfalls eine aus drei Steintafeln sich zusammensetzende Platte mit einer Kreuzesdarstellung enthält. Sind die opfernden Figuren zu beiden Seiten desselben denen der oberen Darstellung fast gleich, so weicht das Kreuz dagegen stark ab, indem es von zwei kauernden Figuren getragen wird. Über demselben befindet sich ein verzerrtes Gesicht, hinter welchem zwei mit symbolischen Attributen geschmückte Stäbe trophäenartig sich kreuzen.

Sehr gut erhalten zeigten sich die beiden Basreliefs, welche die Pfeiler des Einganges zu diesem Tempel schmückten, und stehen dieselben, was Ausführung und Vollendung der Formen betrifft, wohl hinter keinem der Bildwerke des alten Ägypten oder Assyrien zurück. (Vergl. Abbildung S. 72.)

Ruinen von zahlreichen ähnlichen Terrassenpyramiden, Tempeln, Hallen und Grabkammern ziehen sich amphitheatralisch fast bis zum Gipfel des Cerro Alto hinauf. Zur Zeit der Blüte von Palenque waren alle diese Gebäude durch breite, feste Straßen mit einander verbunden; über die reißenden Bäche führten kunstvolle steinerne Brücken, doch sind dieselben sämtlich seit langer Zeit der vernichtenden Macht des Urwaldes erlegen.

Den Ruinen von Palenque stehen diejenigen von Copan, im westlichen Teile von Honduras, hart an der Grenze des Staates Guatemala gelegen, an Interesse keineswegs nach. Sie waren schon den Spaniern des 16. Jahrhunderts bekannt, genauere Kenntnis derselben haben wir aber erst den beiden Amerikanern Stephens und Catherwood zu verdanken, welche in ihren „Incidents of travel in Centralamerica. Chiapas and Yucatan“ nicht nur vortreffliche Schilderungen, sondern auch ebenso getreue Zeichnungen lieferten.

Neuerdings haben sich auch zwei deutsche Gelehrte, Meye und Schmidt, durch die Publikation ihrer Schrift: „Die Steinbildnisse zu Copan und Quirigua“ verdient gemacht.

Die Ruinen liegen in den Wäldern hart am Ufer des Flusses Copan. Gewaltige Mauern von 20 bis 30 Meter Höhe, an der Basis 8 Meter stark, aus 2 Meter großen Steinblöcken zusammengefügt, fallen gegen den Fluß wie eine senkrechte Wand ab. Über ihr erheben sich die üblichen Pyramiden und Terrassen, auf deren Plattformen die Bilder der Götzen und die Altäre standen, die so oft von dem Blute geopferter Menschen rauchten. Berge von Ruinen erstrecken sich nach allen Seiten, nur zum Teil erst erforscht,

denn auch hier bilden die Wurzeln der Urwaldbäume, sowie die Schlingpflanzen ein Gewirre, welches dem Vordringen der Forscher schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Die Ruinen von Copan sind vor allem berühmt durch die große Zahl der in ihnen aufgefundenen Bildsäulen, Altäre, Tierfiguren und anderen Skulpturen.

Die Bildsäulen sind höchst eigenartige, bis über 4 Meter hohe Idole, ein jedes aus einem einzigen ungeheuren Steinblocke herausgemeißelt und auf allen vier Seiten



Steinernes Idol aus Copan. Nach Catherwood.

in überschwenglicher Weise mit bizarren Ornamenten bedeckt. Die Vorderseiten dieser Monolithe stellen in der Regel die Bildnisse männlicher oder weiblicher Figuren dar, doch sind die Köpfe und Gliedmaßen zumeist so in die übrige Ornamentation verwebt, daß das Ganze ein förmliches kaum zu lösendes, trotzdem aber einheitlich und angenehm berührendes Gewirre bildet. Alle diese Bildwerke sind mit äußerster Sorgfalt gearbeitet, behauptet doch Stephens, daß es selbst mit Hilfe unserer besten modernen Werkzeuge kaum möglich sein würde, die Feinheit der Ausführung zu übertreffen. Die Seiten-



Opferaltar zu Copan. Nach Catherwood.

und Rückwände dieser auch Spuren einstiger Bemalung zeigenden Säulen sind in der Regel mit Hieroglyphen bedeckt, deren Deutung aber noch keinem gelungen ist.

In einer Entfernung von 2—3 Meter vor diesen Bildsäulen erhebt sich vielfach ein altarförmiger runder oder viereckiger Steinblock, dessen Seiten gleichfalls mit figürlichen oder ornamentalen Darstellungen geschmückt sind. Die Seiten eines dieser Altäre zeigen eine Reihe von Männern, die auf ihren gekreuzten Beinen sitzen, ein anderer ist mit Totenköpfen und äußerst grotesken Masken bedeckt. Die Oberflächen der $1^1/_3$ Meter hohen und $2^1/_3$ Meter breiten Steine zeigen Höhlungen und Rinnen, welche wohl zum Ablaufen des Blutes der geopferten Menschen oder Tiere bestimmt waren.



Teil eines Basreliefs von S. Lucia de Cozumalhuapa, jetzt im Museum für Völkerkunde zu Berlin.
Nach der Natur gez. von Rudolf Cronau.

Daß Menschenopfer hier, wie in ganz Mittelamerika gebräuchlich waren, ergiebt sich nicht nur aus den Mitteilungen der spanischen Chronisten, sondern auch aus Basreliefs, welche an anderen Punkten Guatemalas entdeckt wurden.

Eines dieser Basreliefs, bei S. Lucia de Cozumalhuapa aufgefunden und von Professor Bastian für das Museum für Völkerkunde zu Berlin erworben, stellt ein derartiges Menschenopfer dar und mag dasselbe, wie bei den Azteken, durch Ausschneiden des Herzens mit einem Steinmesser vollzogen worden sein. Außerdem wurden, wie aus der nebenstehenden Abbildung ersichtlich, den Geopferten die Köpfe abgeschnitten, welche, bei den aztekischen Völkern wenigstens, in besonderen Gebäuden aufbewahrt wurden.

Ähnliche Ruinen toltekischen Ursprunges sind diejenigen von Peten, Tayasal, Tical, Lorillard Town, Xochicalco, Cholula und Tula, den Forscher bald durch die Pracht verfallener Tempel und Paläste mit bewundernswerten Skulpturen entzückend, bald imponierend durch die Höhe gewaltiger Pyramidenbauten.

Zu Mitla ferner finden sich Ruinen von Tempeln, welche dem Volke der Zapoteken zugeschrieben werden. Besonders berühmt ist die große Pyramide von Cholula, dem alten, unweit der Stadt Puebla de los Angeles gelegenen Sitze toltekischer Kultur. Aus an der Luft getrockneten und durch Mörtel mit einander verbundenen Lehmziegeln erbaut, und sodann ganz mit Stuck überkleidet gewesen, übertrifft sie die große Pyramide des Cheops in Ägypten an Umfang um das doppelte, steigt aber in vier Absätzen nur bis zur Höhe von 60 Meter empor. Auf der Plattform befand sich einst ein prächtiger Tempel des Windgottes Quetzalcoatl, welcher aber nach Ankunft der Spanier einem christlichen Gotteshause weichen mußte. Auch die sagenumwobene Pyramide selbst hat so viel von Wind und Wetter erleiden müssen, daß ihre künstlichen Formen nur noch schwer zu erkennen sind.

Auch die Ruinen von Xochicalco, einige Meilen südwestlich von Mexiko, sowie die Reste der ehemaligen Toltekenhauptstadt Tula predigen die Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Gemahnen an ersterem Orte noch die mit symbolischen Tier- und Menschenfiguren, Ornamenten und Hieroglyphen bedeckten Grundmauern großartiger Bauwerke an einstige, jetzt längst verschollene Pracht, so sind auch die stolzen Paläste von Tula im Laufe der Zeit zu formlosen Hügeln zusammengesunken, über welchen buntblühende Cacteen und Mesquitegestrüppe eine dichte Decke bilden.

Die Tolteken waren Stämme, welche der großen Familie der Nahuas, d. h. der die Nahuatlsprache redenden Völker angehörten, welche sich vom siebenten bis zum vierzehnten Jahrhundert über Mexiko und Centralamerika verbreiteten. Große, wohlgewachsene Menschen von verhältnismäßig heller Hautfarbe, schwarzen Augen, schönen Zähnen, glänzend schwarzem Haar, dicken Lippen, Adlernasen und zurückweichender Stirn, intelligent und lernbegierig, waren sie die Begründer des ältesten uns bekannten Reiches in Mexiko, des Reiches der Tolteken in Tollan oder Tula, welches mehrere Jahrhunderte lang blühte. Auch die Tolteken zerfielen in mancherlei Stämme, welche zum Teil selbständige Dynastien gründeten und sich südlich bis nach Guatemala und Honduras verbreiteten. Ob die Mayas von Yucatan, wie einige Forscher wollen, gleichfalls zu den toltekischen Völkern gerechnet werden können, muß erst durch gründlichere Untersuchungen erwiesen werden. Die Tolteken waren die eigentlichen Begründer der altmexikanischen Kultur, verstanden sie doch Metalle zu bearbeiten, Stoffe zu weben und zu färben, Stickereien und Federmosaiken anzufertigen und Edelsteine zu schleifen. Sie trieben Ackerbau, gründeten Dörfer und Städte, errichteten Tempel und Paläste, erbauten vortreffliche Straßen und Brücken und unterhielten einen lebhaften Handelsverkehr nicht nur unter einander, sondern auch mit den benachbarten Völkern, wurden doch regelmäßige Messen in Tollan und Cholula abgehalten, wo die Produkte von ganz Mexiko zusammenströmten.

Für die hohe Kulturstufe, die sie errungen hatten, spricht auch der Umstand, daß sie ein kompliziertes System der Zeitrechnung, sowie eine Schreibschrift ähnlich derjenigen der Mayas besaßen; sie waren ferner auf dem Gebiete der Kunst wie auch der Heilkunde weit vorgeschritten.

Altmexikanischer Tempel. (Nach Charnay.)

Der Reichtum und die Prachtliebe der Tolteken traten namentlich an den Höfen der Edlen und Herrscher zu Tage. So enthielt zum Beispiel der Palast Quetzalcohuatls vier Hauptsäle, von denen der erste, gen Osten gelegene, „der vergoldete Saal" genannt wurde. Seine Wände waren mit fein ciselierten Goldplatten bedeckt. Nach Westen lag der mit kostbaren Steinmosaiken geschmückte Smaragd- und Türkissaal; die Wände des nach Süden gelegenen Saales waren mit unzähligen, in Silberplatten gefaßten bunten Muscheln bedeckt, während ein nach Norden gewendeter Saal über und über mit fein bearbeitetem roten Jaspis ausgelegt war. In einem anderen Palaste waren die Wände in ähnlicher Weise mit den kostbarsten Federn in verschiedener Farbe ausgeschmückt.

Dieses blühende Reich fand seinen Untergang wahrscheinlich gegen Mitte oder Ende des elften Jahrhunderts. Vielerlei Umstände, wie Hungersnot, verheerende Krankheiten, Erdbeben, innere Zwistigkeiten, Aufstände aller Art, sowie Ausschweifungen und Luxus seitens der Vornehmen waren die Ursachen des Zerfalles der toltekischen Macht. Feindliche Völker brachen von allen Seiten herein, und einem derselben, den in Kriegen hart gewordenen Chichimeken, gelang es, die Hauptstadt der Tolteken, Tula, zu erobern, die Tolteken teils zu unterwerfen, teils zu verdrängen. Der Führer dieses Volkes war Xolotl, welcher seine Residenz in Tenayuca errichtete und sich den Namen Chichimecatl Tecutli, „der den Chichimeken entsprungene Herrscher" beilegte. Zwischen Siegern und Besiegten jedoch trat eine Verschmelzung ein; während anfänglich die Chichimeken im Kriege die führende Stellung übernahmen, die Tolteken sich aber mehr dem Ackerbau, den Handwerken und Künsten zuwandten, so nahmen dennoch die Chichimeken mit der Zeit Sitte und Sprache der Unterworfenen an.

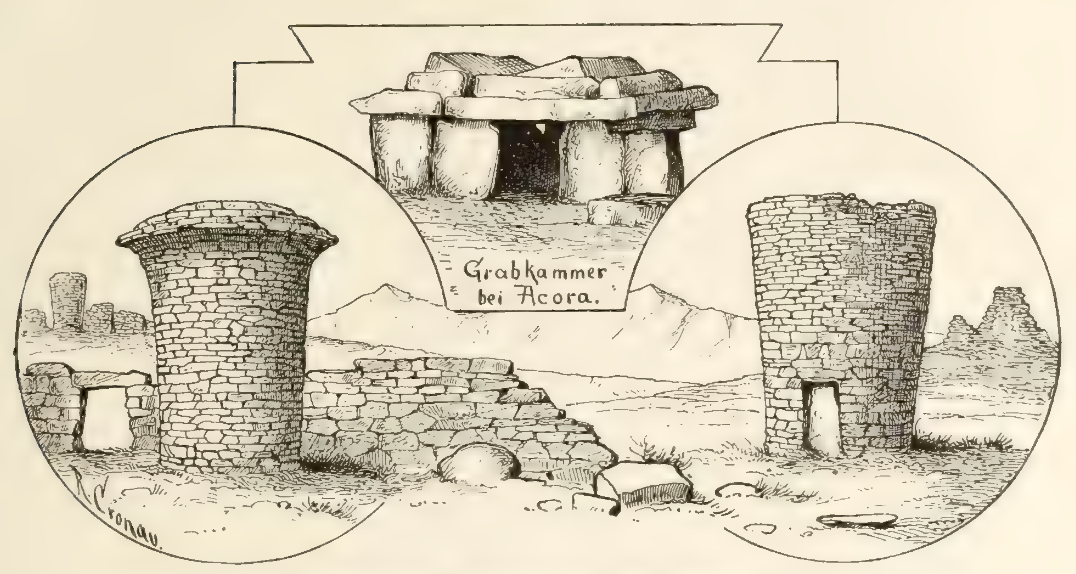
Aber auch diesem mit einander verschmolzenen Volke war die Führerschaft auf die Dauer nicht beschieden. Sie ging vielmehr nach vielen blutigen Kriegen im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte an ein anderes Nahuatlvolk, an die Azteken, über, welches seinen Namen von der alten gemeinsamen Heimat Aztlan entlehnte. Ursprünglich ein unbedeutender Stamm, welcher sich am Nordwestufer, später aber, von da verdrängt, auf einer Insel des Sees von Mexiko niedergelassen hatte, wußten diese Azteken durch kriegerische Tüchtigkeit und Intelligenz sich zu großer Bedeutung emporzuschwingen. Ihre auf eingerammten Pfählen errichtete Stadt Tenochitlan oder Tenochtitlan*) wuchs immer mehr empor, und mancherlei glückliche Umstände vereinigten sich, um mit der Zeit den Azteken die Führerschaft im Bunde der altmexikanischen Völker zu sichern, wie auch Tenochtitlan, die spätere Stadt Mexiko, alle anderen Städte Centralamerikas über-

*) Der Name Tenochtitlan bedeutet: „An dem Kaktus auf dem Stein", und wird mit einem wunderbaren Vorzeichen in Verbindung gebracht, welches die Gründung der Stadt an dieser Stelle veranlaßte. Die Azteken erblickten nämlich, wie eine Sage berichtet, auf einem inmitten des Sees hervorragenden, von den Wellen umspülten Felsen (tetl) einen Feigenkaktus (nochtli), auf diesem einen Adler, welcher in seinen Fängen eine Schlange hielt und seine mächtigen Schwingen der aufsteigenden Sonne öffnete. Dieses Sinnbild ist bekanntlich in dem noch heute geführten Wappen der Republik Mexiko verkörpert worden.

flügelte. Die Darlegung der Ereignisse aber, welche hierzu beitrugen, sowie der Zustände, in welchen die Azteken und die benachbarten Völker sich befanden, möge, um Wiederholungen zu ersparen, bis auf die Schilderung der Entdeckung und Eroberung Mexikos durch die Spanier verschoben werden.



Basrelief im Palaste zu Palenque.



Altperuanische Begräbnisstätten bei Quellenata.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die alten Kulturvölker Südamerikas.

Hatten die alten Völker von Mexiko und Centralamerika in gesellschaftlicher, religiöser und materieller Kultur bereits eine hohe Stufe errungen, welche derjenigen sicher weit überlegen war, welche die Spanier an ihre Stelle zu setzen versuchten, so war es auch einigen Völkern Südamerikas beschieden, durch eigene Kraft, ohne jede fremde Beihilfe und ohne jede Beeinflussung von außen höchst bemerkenswerte Fortschritte auf dem langen Wege menschlicher Kultur zu machen.

Obenan unter diesen alten Kulturvölkern Südamerikas stehen die Völker von Peru, ursprünglich eine größere Anzahl besonderer Nationen bildend, welche aber mit der Zeit durch die überlegene Macht der Inkas in einen einheitlichen, straff organisierten Staat zusammengefaßt und in so glücklicher Weise mit einander verschweißt wurden, daß die einst scharf getrennten Stämme allmählich eine einheitliche Nation bildeten.

Wann eine solche Zusammenschweißung dieser Nationen statt hatte, ist chronologisch nicht mehr festzustellen, doch deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß dies lange vor Ankunft der Spanier geschehen sein muß, welche bereits die Völker von Peru als eine festgeschlossene Masse mit einem wohlgeordneten Staatswesen vor sich sahen. Daß auch die Kultur derselben bis in eine nebelgraue Vorzeit zurückreichen muß, geht mit Bestimmtheit aus verschiedenen Umständen hervor. So sind der Mais, die Baumwolle, sowie verschiedene eßbare Wurzeln nur noch als hochentwickelte Kulturpflanzen in Peru bekannt, und zweifellos mußten viele Jahrhunderte verfließen, bevor sich z. B. der in mehreren Arten vorkommende Mais aus der ursprünglichen wilden Form zu so hoher Vollkommenheit zu entwickeln vermochte. Die in Chile und Peru wild wachsende Kartoffel

ist ein sehr unbedeutendes Kraut, und konnten die großen und vorzüglichen Knollen der verschiedenen, durch Anbau gezogenen Kartoffelarten, welche die Spanier bereits vorfanden, gleichfalls nur durch jahrhundertelange, sorgfältige Kultur erzielt worden sein.*) Ein anderes Zeichen des hohen Alters der peruanischen Kultur ist in dem Lama und Alpaka zu erblicken, welche beide Haustiere der Inkavölker waren und in Farbe und Haar von einander sehr verschieden sind, hat doch das erstere ein rauhwolliges, das andere dagegen ein weiches, seidige Flocken tragendes Vlies. Beide Arten stammen von dem wildlebenden, stets gleichfarbigen Huanaco und dem Vicuna ab, welche beide völlig unzähmbar sind. Auch hier mußten manche Jahrhunderte vergehen, bevor aus diesen wilden, nur in den hochgelegenen Einöden der Anden lebenden Tiere sich die Geschöpfe entwickeln konnten, welche heute nicht ohne den Menschen zu leben vermögen.

Die ältesten Reste der ursprünglichen Bewohner Perus sind Steingräber, Cromlechs, die aus vier oder mehr je $1^2/_3$ Meter hohen und etwa 10 bis 20 Centimeter dicken Steintafeln bestehen, welche eine, durch eine darüber gelegte Steinplatte wohlverschlossene Kammer bilden. Zur größeren Sicherung der in diesen Steinkisten geborgenen Leichen ist das Ganze mit einem Hügel von Erde und Steinen überdeckt.

Derartige alte Gräber sind bei Acora nahe dem Titicaca See zu finden, allwo sich auch zahlreiche jener in unserer Vignette abgebildeten Chulpas oder Grabtürme erheben, die ebenfalls der älteren peruanischen Zeit angehören. Diese Chulpas haben entweder die Form gewöhnlicher vierseitiger Türme, oder aber sind sie auch von runder Form und gehören in architektonischer Hinsicht zu den bemerkenswertesten Baudenkmälern Südamerikas. Sie sind teils aus rohen, teils aus behauenen Steinen errichtet, manchmal mit Lehm, Stuck und wahrscheinlich auch mit Farbe bedeckt gewesen und enthalten in ihrem Innern Nischen und Kammern, in denen Leichen beigesetzt wurden. In der Titicaca Gegend stehen derartige Türme vielfach in Gruppen von 20 bis 100 Stück beisammen, erheben sich fast immer auf Felsrücken, Hügelspornen oder sonstigen Erhöhungen des Bodens und bilden so einen höchst eigentümlichen und interessanten Zug der Landschaft, besonders wenn sie sich auf ihren felsigen Erhöhungen kühn gegen den Himmel abheben.

Namentlich finden sich derartige Grabtürme auch auf der weit in den Umayo See hineinreichenden Halbinsel Sillustani und erreichen einige derselben bei einem Durchmesser von über 5 Meter eine Höhe von über 13 Meter. Der Eingang in diese Grabmale ist in der Regel eine niedrige Öffnung, eben groß genug, um den Körper eines Menschen durchzulassen. Der Innenraum ist äußerst wechselnd, bald ist es eine einzige gewölbte Kammer, bald sind es mit flachen Steinen zugedeckte Gelasse im Boden, bald sind es Nischen, welche die Toten aufnahmen.

*) Mit einer in Mexiko vorkommenden wilden Kartoffelart, deren Knollen die Größe einer Nuß erreichen, wurden eine Reihe von Jahren hindurch Versuche gemacht, die Knollen durch eine regelrechte Kultivierung zu vergrößern, doch hatten diese Versuche nicht den geringsten Erfolg. Dies zeigt, daß auch die alten Peruaner erst durch jahrhundertelange Kultivierung die ursprünglich wilde Kartoffel zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit erheben konnten, wie sie es unzweifelhaft thaten.

Auf der Halbinsel Sillustani finden sich ferner höchst interessante Steinkreise und Halbzirkel, die aus glatten, wohl aneinandergefügten Steintafeln gebildet sind. Innerhalb eines solchen Kreises steht eine gleichfalls kreisrunde Reihe aufrechter unbehauener Steine, und erinnern diese sogenannten Sonnenkreise in merkwürdiger Weise an die ähnlichen Steinringe, welche von den Menschen der Vorzeit in England und an anderen Gegenden Nordeuropas sowie Asiens errichtet wurden.

Vielleicht aus denselben, oder aber auch aus späteren Zeiten mögen die cyklopischen Bauten stammen, welche sowohl durch ihre Verbreitung und ihren Umfang darauf



Steinkreise auf der Halbinsel Sillustani am Umayosee.

hinzudeuten scheinen, daß schon vor der Begründung der Inkadynastie in Peru irgend ein mächtiges Reich bestanden haben muß. Dem Charakter der Inkaarchitektur völlig fremd, können diese cyklopischen Bauwerke nur durch ein starkes, über ungeheuere Arbeitskräfte verfügendes Volk aufgeführt sein. Daß dieselben einer älteren Periode als der Zeit der Inkas angehören, geht auch aus einer Notiz des altspanischen Chronisten Garcilasso hervor, welcher berichtet, daß, als die Peruaner unter Mayta Ccapac, dem vierten Inka, zum erstenmal erobernd in die Hochebene des Titicaca Sees vordrangen, sie beim Anblicke der gewaltigen Ruinen von Tiahuanaco aufs höchste betroffen waren und sich nicht zu erklären vermochten, durch welche technischen Mittel die Aufrichtung so großartiger Monumente bewerkstelligt worden sei.

Die Ruinen von Tiahuanaco liegen auf einer öden Hochebene zwei Meilen südlich vom Titicaca See, mehr als 4300 Meter über dem Meeresspiegel, wohl das einzige Beispiel einer großen Residenz in einer so enormen Höhe bildend. Zugleich sind sie wohl das Gewaltigste, was Amerika an alten Bauwerken überhaupt aufzuweisen hat, wenngleich auch die Ruinen heute bereits sehr zerstört sind und bei weitem nicht mehr so interessante und großartige Monumente aufweisen, als zur Zeit der Eroberung Perus durch die

Spanier, deren Chronisten sich in Ausdrücken des höchsten Erstaunens über die Großartigkeit der Ruinen von Tiahuanaco ergingen.

Vor allem waren dieselben durch die große Zahl von Monolithen bemerkenswert, ungeheuere Steinplatten, welche, in regelmäßigen Abständen von einander stehend, an die cyklopischen Monumente von Stonehenge erinnern. Diese Monolithe besaßen mitunter erstaunliche Dimensionen, hatte doch z. B. eine von Tschudi gemessene Steinplatte bei einer Breite von $4^2/_3$ Meter eine Länge von 7 Meter 44 Centimeter. An einem kleineren Tempel findet sich sogar ein Steinblock, der bei einer Breite von $2^1/_2$ Meter volle 12 Meter lang ist. Das Gewicht desselben wird auf 200 Tonnen geschätzt und ist es unbegreiflich, wie solche ungeheuere und umfangreiche Lasten von den 15 bis 40 engl. Meilen entfernten Steinbrüchen hierher befördert werden konnten.

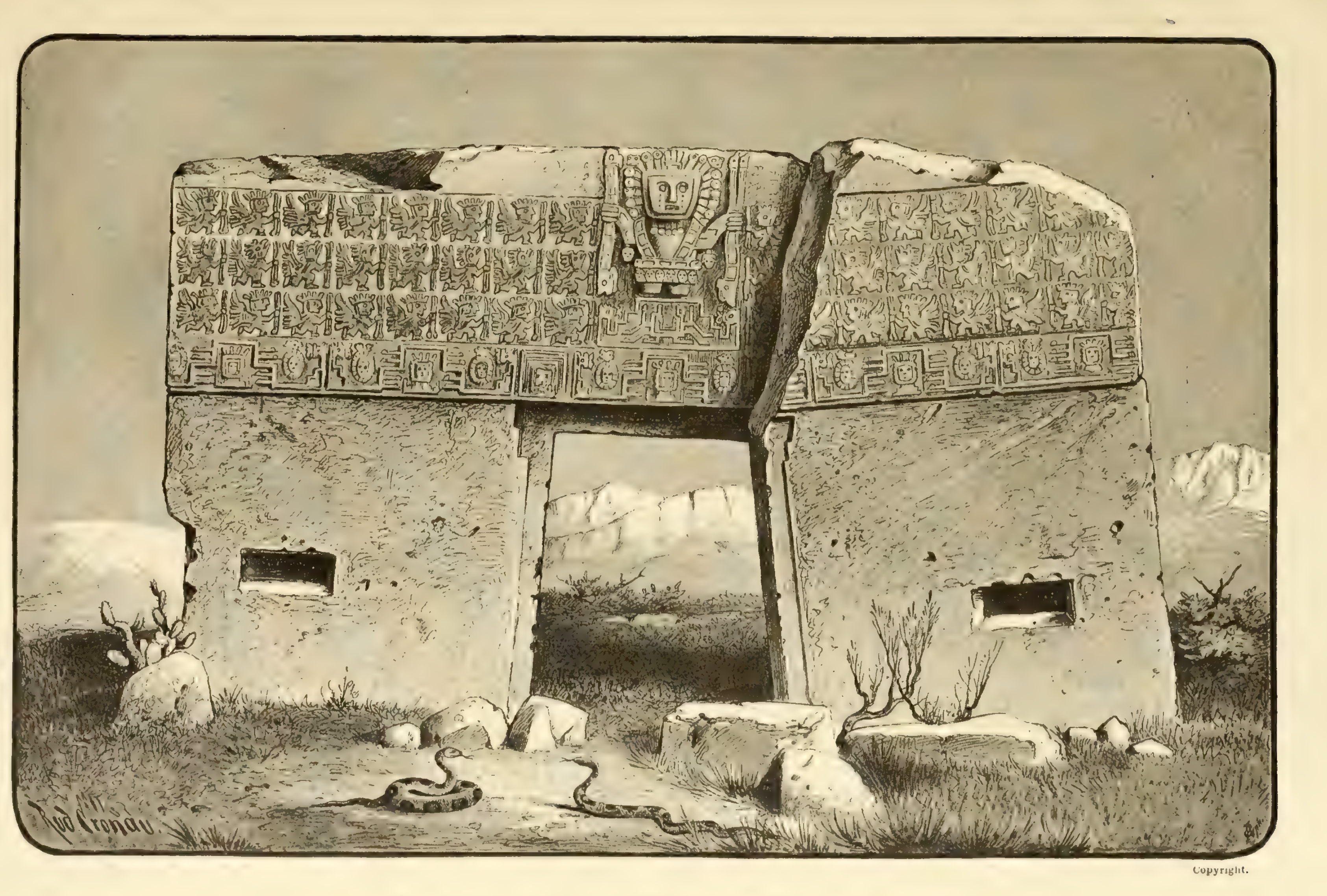
Viele dieser gewaltigen, mit Skulpturen aller Art bedeckten Monolithe sind jetzt verschwunden, eine große Zahl wurde zu Kirchen- und Profanbauten verwendet, andere wurden zur Herstellung von Mahlsteinen für eine Schokolademühle benutzt, kurz, die Ruinen sind ein wahrer Steinbruch gewesen, aus dem die benachbarten Städte und Dörfer nach Bedarf ihre Baumaterialien entnahmen.

Unter den erhaltenen Ruinen fesselt zunächst die Citadelle, die „Festung", unsere Aufmerksamkeit, ein künstlicher Hügel, der in mehreren, durch massive Mauern gestützten Terrassen zu einer Höhe von 50 Meter emporsteigt. Den noch sichtbaren Fundamenten nach erhoben sich dereinst auf der geräumigen Plattform mancherlei Bauwerke, welche, wie diejenigen der Teocallis von Mexiko und Centralamerika, heiligen Zwecken gedient haben mögen.

Die Sage, daß hier Schätze von unermeßlichem Werte begraben liegen, hat zweifellos zur Zerstörung dieser Heiligtümer ungemein beigetragen, denn wohl kaum ein Ort der Erde ist von Schatzgräbern so oft und so nachdrücklich zum Operationsfelde ihrer alles umstürzenden Thätigkeit gemacht worden.

Nördlich von dieser Citadelle sind die Überreste eines 150 Meter langen und 125 Meter breiten Tempels gelegen. Dieser ein Rechteck bildende Tempel war augenscheinlich ein offenes Heiligtum ohne Bedachung, und seine Ausdehnung wird durch Reihen teils bearbeiteter roter Sandsteinblöcke bezeichnet. Diese Blöcke sind 1 bis $1^1/_3$ Meter breit und $2^1/_2$ bis 3 Meter hoch, und stehen mit ihren Enden noch 2 Meter tief in der Erde. Der Zwischenraum zwischen je zwei Pfeilern mag annähernd 5 Meter betragen. Die oberen Enden der Pfeiler zeigen eingehauene Schultern oder Lager, als ob dieselben als Stützpunkte für Querpfeiler hätten dienen sollen. Squier ist der Meinung, daß dieses Heiligtum eine Konstruktion und einen ähnlichen Anblick gewährt haben möge, wie die berühmten Ruinen von Stonehenge im südlichen England.

Eine vor drei Jahrhunderten von Cieza de Leon beschriebene großartige „Gerichtshalle" ist jetzt nur noch ein einziger gewaltiger Trümmerhaufen. Dieselbe bildete ein ungeheueres Rechteck und hatte Mauern aus behauenen Steinen. Am östlichen Ende war eine Art Plattform, deren Steinblöcke durch Kupferklammern zusammengehalten wurden. Einzelne dieser Steinblöcke waren über 8 Meter lang, $4^1/_2$ Meter breit und



Der große monolithische Thorweg zu Tiahuanuco.

Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

2 Meter dick. An der östlichen Seite der Plattform und in diese Steinblöcke eingemeißelt fanden sich drei Gruppen von Sitzen.

Nahe bei dieser Gerichtshalle liegen die Ruinen eines anderen Gebäudes, innerhalb welcher ein eigentümlich ausgehauener, $3^1/_3$ Meter im Quadrat haltender Stein gelegen ist, dessen Zweck völlig rätselhaft ist.

Sind die meisten Skulpturwerke zu Tiahuanaco zerstört und verschwunden, so präsentiert sich dagegen noch heute in vorzüglichster Erhaltung das merkwürdigste von allen Gebäuden, die „große Pforte". Dieselbe ist aus einem einzigen Trachytblocke gebildet, und ragt bei einer Breite von $4^1/_3$ Meter $2^1/_3$ Meter hoch über den Erdboden empor, eine Thoröffnung von $^2/_3$ Meter Breite aufweisend.

Während die nach Westen gerichtete Rückseite dieses Monolithen mehrere Nischen hat und durch breite Bänder und Leisten in gefälliger Weise geschmückt ist, zeigt die vordere, nach Sonnenaufgang gerichtete Seite oberhalb der Thoröffnung einen reichen Fries von in Basrelief ausgeführten wunderbaren Skulpturen, die uns von den Traditionen und Glaubensanschauungen einer alten, längst verschollenen Civilisation erzählen. Im Mittelpunkte dieses Frieses, gerade über der Durchgangsöffnung, ist in Hochrelief das Bild einer Gottheit dargestellt. Das Haupt derselben ist von Strahlen umgeben welche teils in Kreise oder in Schlangenköpfe auslaufen. Die Brust ist gleichfalls mit zwei durch ein viereckiges Ornament verbundene Schlangen geschmückt. Um den Nacken ist ein gegliedertes Band gelegt, dessen Enden bis zum Gürtel reichen, von welchem sechs Menschenköpfe herniederhängen, deren auch zwei an jedem Ellbogen befestigt sind. In jeder Hand trägt die Figur ein Scepter, welche beide nach unten in einen Condorkopf enden. Das Scepter der linken Hand gabelt sich in zwei Teile, deren jeder eine Schlange mit dem Kopfe eines Condors darstellt. Unterhalb der tiefliegenden Augen der Figur befinden sich je drei Löcher, welche vielleicht eine Tätowierung andeuten sollen. Manche Forscher glauben dieselben als Thränen ansehen zu müssen. Wenig unterhalb des Gürtels sind die Beine der Figur abgeschnitten und unterhalb derselben zieht sich ein phantastisches, aus Schlangenleibern und Condorköpfen gebildetes Ornament.

Zu beiden Seiten dieser Gottheit stehen nun in je drei Reihen über einander 48 Figuren, je 16 in einer Reihe und eine jede in einem 8 Zoll großen Quadrate. Sämtliche Figuren sind geflügelt und scheinen mit gebeugtem Knie der Hauptgottheit Huldigungen darzubringen. Während die Figuren der oberen und unteren Reihe menschliche, mit einem seltsamen Schlangendiadem gekrönte Köpfe tragen, haben sämtliche Figuren der Mittelreihe nach aufwärts gerichtete Condorköpfe. Alle Figuren tragen in den Händen phantastische Scepter und an den Gewändern abenteuerlichen, aus Schlangenleibern, Fischen und Vogelköpfen zusammengesetzten Schmuck.

Unterhalb dieser drei Figurenreihen zieht sich eine vierte quer über den ganzen Steinblock hin, unter allerlei grotesken Ornamenten die unverkennbaren Abbilder der von Strahlen umgebenen Sonne und des Mondes enthaltend. Leider ist dieses höchst merkwürdige Monument, wahrscheinlich infolge eines Erdbebens, auseinandergeborsten.

Von anderen reich mit Skulpturen bedeckten Bildsäulen und Monolithen, welche

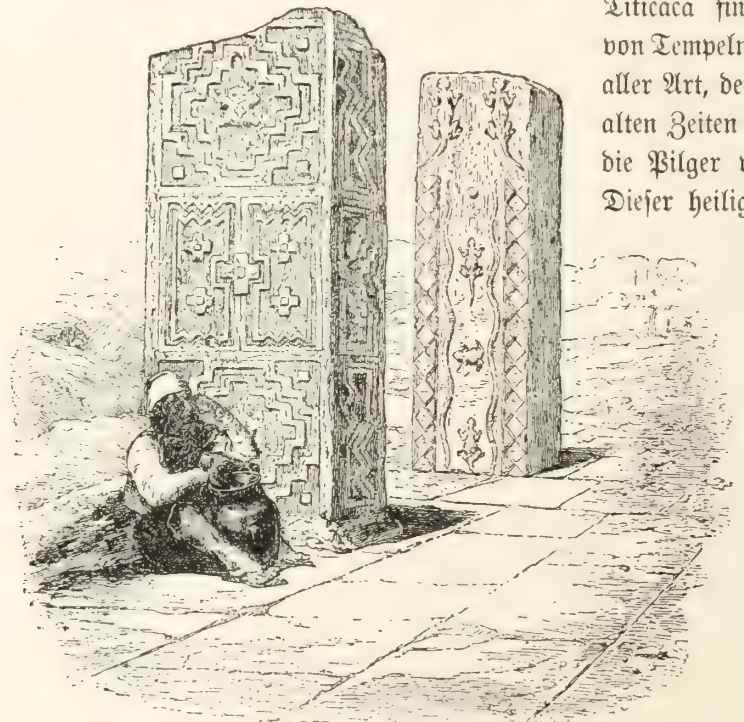
von Cieza de Leon und Alcobasa vor 300 Jahren beschrieben wurden, sind alle Spuren verschwunden.

Was die noch jetzt vorzufindenden Überreste auszeichnet, ist die ungewöhnlich gute Ausführung der Steinmetzarbeiten. Die dunklen und äußerst harten Trachytblöcke sind mit einer solchen Präzision bearbeitet, ihre Flächen sind so vorzüglich behauen, daß es nicht möglich wäre, dieselben zu übertreffen. Sagt doch auch Squier, einer der tüchtigsten Durchforscher dieser Altertümer, daß wohl weder in Amerika noch in einem anderen Kontinente vollendetere Steinhauerarbeiten gefunden werden möchten.

Welchem Volke die Ruinen von Tiahuanaco zuzuschreiben sind, ob den Colla, welche lange vor den Inkas hier seßhaft waren und von denen die letzteren die Sonnenverehrung übernommen haben sollen, ist noch ungewiß, wie man auch bezüglich der Deutung der oben beschriebenen Skulpturen noch nicht einig ist, ob man in denselben das Bildnis eines Herrschers und seiner Vasallen, oder die Darstellung einer Gottheit mit den ihr huldigenden Repräsentanten verschiedener Nationen zu erblicken habe.

Ebensowenig kennt man den Zweck von zwei sonderbaren Sandsteinpfeilern, welche sich in dem Städtchen Hatuncolla, zwei Meilen vom Titicaca See erheben und über und über mit Figuren von Eidechsen, Fröschen, Schlangen und fein ausgeführten geometrischen Bildhauerarbeiten bedeckt sind.

Zu den älteren Ruinen Perus gehören auch diejenigen, welche am Ufer und auf verschiedenen Inseln des Titicaca Sees gefunden werden. Namentlich auf der Insel Titicaca finden sich ansehnliche Reste von Tempeln, Thoren und Monumenten aller Art, denn hier befand sich in uralten Zeiten ein Heiligtum, zu welchem die Pilger von weither wallfahrteten. Dieser heilige Charakter blieb der Insel auch während der Inkaperiode bewahrt, denn hier sollten den Mythen zufolge Manco Capac und Mama Oello geboren sein; hier befand sich ferner der „heilige Fels", Titicaca genannt, welcher mit kostbaren, gold- und silbergeschmückten Teppichen bedeckt war und von den Pilgern, welche Weihegeschenke zu seinen Füßen niederlegen ließen, nur aus der Ferne in Augen-



Steinpfeiler zu Hatuncolla.
Nach Squier.

schein genommen werden durfte. Es war der Glaube verbreitet, daß sich kein Vogel auf diesem heiligsten Orte Perus niederlasse, kein Tier ihn zu betreten wage, kein Mensch seinen Fuß darauf zu setzen die Kühnheit haben werde. Von hier sollte die Sonne aufgestiegen sein, um die Urdünste zu zerstreuen und die Welt zu durchleuchten. Drei Thore führten zu diesem Heiligtume, das erste, wo die Sünden gebeichtet werden mußten, hieß Pumapuncu, „das Löwenthor“; das zweite, wo sich die Pilger mancherlei Ceremonien zu unterwerfen hatten, wurde Quentipuncu, „das Thor des Vogels Quenti“ auch „das krumme Thor“ genannt. Als drittes folgte Uillcapuncu, „das heilige oder das Thor der Priester“.

Wohl zum Aufenthalte für die Pilger dienten die Tampus, die Herbergen, während die äußerst kleinen Gelasse eines anderen Gebäudes nach Meinung einiger Forscher den Sonnenjungfrauen zur Wohnung dienten. Dieses Gebäude, Chincana oder „Labyrinth“ genannt, hat außer diesen Kammern zahlreiche enge Korridore und kellerartig gewölbte Räume und diente nach Meinung der Spanier als Vorratskammer und zur Aufbewahrung des Tempelschatzes.

Heutzutage liegen all diese Bauten in Ruinen, die alten Götter sind entthront und der heilige Felsen ist nichts mehr als eine zerbröckelnde und verwitterte Masse roten Sandsteins, die ungefähr 42 Meter lang und 8 Meter hoch ist und kaum die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde.

Am äußersten Ende der Insel stand auf einem hohen Felsen der Sonnentempel, ein 10 Meter breites und 35 Meter langes Heiligtum, dessen Hauptfassade fünf Thore hatte. Das ganze, aus Feldsteinen errichtete Gebäude war mit Stuck überzogen, und barg zur Zeit der Eroberung des Inkareiches durch die Spanier unermeßliche Schätze an Gold- und Silbergefäßen, welche aber, um sie nicht in die Hände der beutegierigen Konquistadoren gelangen zu lassen, in den See versenkt wurden. Nahe diesem Tempel lag auf einer die Gegend weithin beherrschenden Höhe der Palast der Inkas, ein nicht allzu großes Gebäude, welches gleichfalls innen wie außen mit gelb bemaltem Stuck bekleidet war. Die Thürpfosten und die zahlreichen Nischen in den Wänden waren rot bemalt. Auffallend war noch das pyramidale Dach, welches aus übereinandergreifenden Steinen hergestellt war. Ringsum war der Palast von Gärten und Esplanaden umgeben, überall plätscherten durch unterirdische Leitungen herbeigeführte Quellen und aus den Fenstern des zwei Stockwerke hohen Gebäudes erschloß sich eine wundersame Fernsicht über den See und die ihn umschließenden Schneegipfel.

War die heilige Insel Titicaca der Sonne geweiht, so die benachbarte Insel Coati dem Monde. Auch hier finden sich ausgedehnte Ruinen von Tempeln und klosterähnlichen Gebäuden, welche den Priestern und den Vestalinnen zur Wohnung dienten.

Uralte, vielbesuchte Heiligtümer waren auch zu Pachacamac, 20 Meilen südlich von Lima gelegen. Von den entlegensten Stämmen kamen die Pilger herbei, um hier zu opfern und zu beten, war Pachacamac doch das Mekka Südamerikas und durfte dahin jedermann unbehelligt wallfahrten, selbst wenn auch die einzelnen Stämme mit einander im Kriege lagen. Der Name Pachacamac bedeutet so viel wie: „Er, der das Weltall

belebt", „Der Schöpfer der Welt". Um das Heiligtum desselben war schon lange vor dem Einbruche der Inkas eine Stadt entstanden mit zahlreichen „Tambos", Karawansereien, in denen die Pilger Unterkunft fanden. Als die Inkas ganz Peru sich unterwarfen und auch nach diesem Orte kamen, beließen sie dem Orte klugerweise seinen heiligen Charakter und erbauten hierselbst noch einen großen Sonnentempel, wie auch ein Haus für die Sonnenjungfrauen. Jetzt ist all die Pracht dieser Heiligtümer verschollen, der Sonnentempel wurde von den beutegierigen Spaniern ausgeplündert und sank wie alle anderen Bauten von Pachacamac in den Staub. Wo früher reges Leben herrschte, wo tausende von Pilgern zusammenströmten, da ist alles still und leblos und nichts kann die Kahlheit und Öde dieser Ruinen übertreffen. Kein lebendes Wesen ist zu sehen, ausgenommen vielleicht ein vereinzelter Condor, der über dem verwitterten Tempel seine Kreise zieht; nichts ist zu hören außer dem regelmäßigen Wellenschlage des Großen Ozeans, der sich am Fuße jener Erhöhung bricht, von der einst der Tempel herniederschaute. Pachacamac war aber auch schon zu alten Zeiten eine Stätte des Todes, denn es war der Begräbnisplatz vieler Tausende der ehemaligen Bewohner und Besucher und scheint der Raum um den Tempel herum ein einziger großer Friedhof gewesen zu sein. Wo man nur in den trockenen Sand hineingräbt, da stößt man auf ausgedörrte Mumien, die in drei Lagen über einander beigesetzt sind, woraus hervorgeht, wie stark einst der Zusammenfluß von Leuten an dieser Stätte war und wie begierig das Verlangen, hierselbst in geheiligter Erde einen Ruheplatz zu finden.

Wie überall im alten Peru, so wurden auch hier die Toten meist in kleinen Gewölben und Kammern begraben und mit allem dem versehen, was zum häuslichen Bedarfe der Altperuaner gehörte.

Im ganzen Inkalande verstreut liegen nun noch zahlreiche andere Ruinen von Tempeln, Palästen und gewaltigen Festungen, außerdem sind noch die Reste von Brücken und großartigen Kunststraßen zu sehen, deren Beschreibung aber wir uns für ein späteres Kapitel, die Eroberung Perus durch die Spanier betreffend, vorbehalten, da sie mit dieser Geschichte in engstem Zusammenhange stehen.

* * *

Mehrere Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier in Südamerika bestand im Nordwesten Perus gegen die Grenze von Ecuador hin ein mächtiges Reich, welches unter der Herrschaft des Fürsten Chimu stand und nach diesem auch seine Bezeichnung erhalten hat. Über den Ursprung dieses Chimureiches und seines eine eigene Sprache redenden Volkes verlautet nichts, Garcilasso, ein Abkömmling des Inkageschlechtes, ist der Meinung, daß das Chimuvolk möglicherweise älter als dasjenige der Inkas sei.

Die Hauptstadt des Reiches trug gleichfalls den Namen Chimu und war in der Gegend des heutigen Truxillo gelegen. Noch heute künden großartige Ruinen, welche sich über eine 12—15 englische Meilen lange und 5—6 Meilen breite Ebene hinziehen, von der Ausdehnung dieser ehemaligen Cazikenresidenz. In dem wüsten Durcheinander der labyrinthartigen Ruinen erheben sich hier und da riesige Pyramidenbauten, aus Roll-

kieseln errichtet, welche mittels eines thonigen Mörtels zu einem festen Konglomerate vereinigt wurden. Einer der bedeutendsten dieser Tumuli ist der „El Obispo" genannte. Derselbe ist 50 Meter hoch und bedeckt mit seiner 50 Millionen Kubikfuß haltenden Masse eine Fläche von 8 englischen Acres. Wahrscheinlich wurde seine Spitze mittels eines zickzackförmigen Weges erstiegen, da die Wände selbst so steil sind, daß man kaum an ihnen emporzuklettern vermag.

Zwei andere Pyramiden, Conchas und Toledo genannt, haben ähnliche gigantische Maßverhältnisse. Mehrere der Hügel dienten als Grabstätten und enthielten zahlreiche Kammern, in denen die Chimus ihre Toten beizusetzen pflegten. Der letztgenannte dieser Hügel wurde dadurch berühmt, daß im Jahre 1566 der Spanier Garcia de Toledo in ihm kolossale Schätze entdeckte, von denen er als Abgabe an den Staat im genannten Jahre 85 547 Castellanos de oro (4 448 440 Mark) und 1592: 47 020 Castellanos de oro (2 445 040 Mark) entrichtete. Jenseits des kleinen Dorfes Moche erhebt sich ein anderer Pyramidenbau, der eine rechtwinkelige Form hat und bei einem Flächenraum von 7 Acres an 70 Meter hoch ist. Auf seinem Gipfel befanden sich ehemals Gebäude, von denen aber nur geringe Spuren erhalten sind. Am Südende der Pyramide erhebt sich eine andere, welche in neun verschiedenen Terrassen emporstieg, von denen noch sieben deutlich erkennbar sind. Alle diese Hügel sind von Schatzgräbern nach allen Richtungen hin durchwühlt und ist in den Obispo ein Loch gegraben worden, daß er wie ein ausgebrannter Vulkan mit einem mächtigen Krater erscheint.

Nach der der Stadt Truxillo zu gerichteten Seite hin scheint die alte Chimuresidenz durch eine Mauer abgeschlossen gewesen zu sein, von der noch jetzt beträchtliche Reste erhalten sind, wie auch noch Reste der aus Erde und Steinen aufgeführten 20 Meter hohen Acequia oder Wasserleitung, vermittelst welcher das Wasser meilenweit von den Quellen des Rio Moche hergeführt wurde.

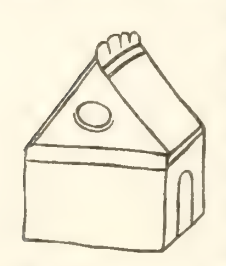
Von dem Hauptkanale dieser Wasserleitung zweigten sich in der Stadt zahlreiche Seitenkanäle ab, durch welche sowohl die Stadt wie auch die zahlreichen Lustgärten mit dem allbelebenden Naß versehen wurden. Seit Jahrhunderten liegen diese Wasserleitungen trocken und eine salpetrige Ausschwitzung überzieht die einst fruchtbaren Flächen, welche das Wasser in vergangenen Zeiten hatte grünen und blühen machen.

Von den Gebäuden der alten Chimuresidenz sind nur wüste Trümmer erhalten und nur da und dort zeigen geringe Spuren, daß viele dieser Gebäude in ihrer Ausschmückung einen einzig dastehenden und sehr schönen Stil ursprünglicher amerikanischer Architektur aufwiesen. Die Monotonie der äußeren Mauern wurde durch die mannigfachsten Ornamente unterbrochen, durch gitterartig ineinanderlaufende Linien, durch blattartige, stern- und strahlenförmige oder gezackte Arabesken. Die Innenwände zeigten reiche Stuckverzierungen, Greques- und Tapetenmuster, in welche allerhand Tierfiguren verwoben waren. Und alle diese Ornamente erglühten in den glänzendsten Farben, unter welchen ein herrliches, zartes Purpurrot besonders hervortretend war.

Was die Bauart der einzelnen Häuser betrifft, so waren die Wohnungen des gewöhnlichen Volkes sehr regelmäßig längs der Straßen und um die Plätze geordnet. Die

1 Meter starken und 4 Meter hohen Lehmwände neigten sich nach innen um ein geringes und trugen ein scharf zugespitztes Dach. Fensteröffnungen sind nicht vorhanden. Eine auf einer aufgefundenen Thonvase befindliche Malerei stellt ein derartiges Haus dar, und zeigt dasselbe außer der Thüre noch eine ovale Öffnung im Giebel, welche wohl angebracht war, um das Licht einfallen und den Rauch des Herdfeuers entweichen zu lassen.

Außer diesen einfacheren Wohnstätten gab es auch noch sehr umfangreiche Paläste, von denen aber leider wenig mehr als die Grundmauern erhalten sind. Vornehmlich waren es die Reste zweier rechtwinkeliger Gebäude, von denen das eine gegen 530 Meter lang und gegen 360 Meter breit ist und noch gegenwärtig über 3 Meter dicke und über 10 Meter hohe, nach einwärts leicht geneigte Mauern besitzt. Um diesen aus rauhen Steinen und zähem Lehm zusammengefügten Mauern mehr Festigkeit zu geben, wurden in Abständen von wenigen Fuß Holz- und Bambusstämme eingerammt, welche vielleicht durch horizontale Stämme verbunden waren. Den Spuren nach waren zahlreiche Räume, Hallen und Gänge mit Figuren dekoriert. Höchst bemerkenswert ist in einem zweiten größeren Gebäude das Vorkommen von nicht weniger als fünfundvierzig Zellen oder Kammern, die in neun Reihen mit je fünf hinter einander liegenden Zellen geordnet sind. Eine jede Zelle ist $4^1/_3$ Meter lang, $2^1/_3$ Meter breit und $2^1/_3$ Meter hoch. Die Form und Größe der Eingänge ist nicht mehr genau festzustellen, aber allen Anzeichen nach waren sie nur so klein, um den Leib eines Menschen durchzulassen.


Modell eines Hauses. Nach einer Malerei auf einer Vase aus Chimu.

Squier schließt hieraus, daß das besagte Bauwerk ein Gefängnis gewesen sei, welche Annahme durch den Umstand bestätigt werden mag, daß nicht nur das ganze Fundament aus schweren Steinen besteht, welche ein Eingesperrter nicht zu durchbrechen vermochte, sondern daß derartige Steine auch zu den Mauern der einzelnen Zellen verwendet wurden, wahrscheinlich, um einen Ausbruch der Gefangenen in horizontaler Richtung zu verhindern.

In der Nähe eines anderen Palastes befindet sich ein großer Hügel, der nach Meinung Squiers vielleicht die Totenstatt der Herrscher von Chimu umschließt. Fanden sich doch hier zahlreiche Gänge, Kammern und Gewölbe, welche an den Seiten der Eingänge oder diesen gegenüber Nischen aufwiesen. In mehreren Räumen befinden sich zwei Reihen von Nischen über einander und in denselben fand man mit goldenen und silbernen Schmucksachen, Woll- und Federmänteln bekleidete Skelette. Die Zeugstoffe waren überaus fein gewebt und zum Teil mit allerlei Figuren, namentlich von Tieren geschmückt. So zeigte ein Stück dieses Gewebes Reihen von gelben Eidechsen mit roten Augen, die mit Vögeln mit roten Augen und Füßen, gelben Beinen und Schnäbeln abwechseln. Ein anderes aus den Chimugräbern entnommenes Gewand ist ganz mit Silberplättchen bedeckt, welche in Form von Fischen zugeschnitten sind. Auch wurde die Mumie einer Frau aufgefunden, deren Brust und Rippen mit dünnen Goldblechen bedeckt waren. An einigen Schädeln entdeckte man Spuren ehemaliger Bemalung vermittelst roter Farbe, andere waren vergoldet, mit verzierten Goldreifen umgeben oder trugen hellfarbige Faden-

geflechte um die Stirne, in welche über dem Vorderkopfe federähnlich gestaltete Zierate aus dünnem Golde gesteckt waren, welche bei jeder Bewegung zitterten und ihre Bewegung kleinen goldenen Scheiben mitteilten, welche in entsprechenden Öffnungen des Reifes hingen.

Allem Anscheine nach war bei den Chimus der sogenannte Ahnenkultus im Schwange, d. h. sie verehrten die Gebeine oder Mumien der Vorfahren. Die Leichen wurden fast durchweg in hockender Stellung beigesetzt, derart, daß die Kniee hoch bis an die Brust angezogen wurden. Das Haupt wurde auf die Kniee gesenkt, die Arme um die Kniee geschlagen und nun der Leichnam derart mit verschiedenen Decken aus Vicuña Wolle umwickelt, daß das Ganze einem großen Ballen gleich sah. Häufig noch wurde der ganze Ballen mit einem Netzwerk von Stricken umschnürt und ein aus Holz geschnitzter, mit Aloefasern als Haar eingerahmter und mit bemaltem Zeuge überzogener falscher Kopf aufgesetzt, der dem ganzen Ballen das Ansehen einer menschlichen Figur giebt.



Altperuanische Mumie aus Ancon in ihrer Umhüllung.
Nach dem im Museum für Völkerkunde zu Berlin befindlichen Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

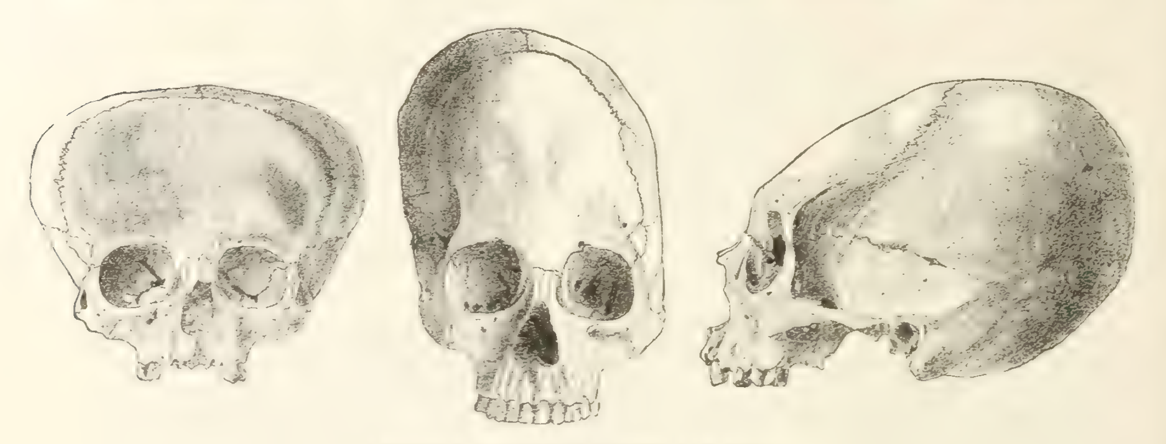
Geräte, Dinge des täglichen Gebrauchs und Waffen wurden mit beigesetzt, und damit man zu den Toten gelangen könne, wurden Röhren in der Grabdecke freigelassen, durch welche man dem Toten allerhand Speisen und Getränke in thönernen und silbernen Gefäßen zuführen konnte.

Für die Toten gab es auch besondere Priester, welche namentlich an den bestimmten Tagen, wo die verschiedenen Stämme und Sippen der Chimus zusammen kamen und die getrockneten Körper ihrer Vorfahren mitbrachten, eine große Rolle spielten. In Festgewänder gehüllt und mit Federn geschmückt schritt die hohe und niedere Geistlichkeit dahin, kupferne und silberne Trompeten oder große Seemuscheln blasend, die Tamburins bearbeitend und Gefäße mit Chincha in den Händen tragend. „Es ist, als wenn Lebende und Tote zum jüngsten Gerichte erschienen,“ bemerkt ein altspanischer Historiker.

Großen Aufschluß über die Begräbnisweise dieser altperuanischen Völker haben vor allem auch die großartigen Untersuchungen ergeben, welche die deutschen Forscher Reiß und Stübel an der Stätte des ehemaligen Ancon, einer anderen bei Lima gelegenen Chimustadt, anstellten. Die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, eine bedeutende Sammlung

von Mumien und altperuanischem Hausgeräte, bilden jetzt einen der wichtigsten und wertvollsten Bestandteile der Museen für Völkerkunde zu Berlin und Leipzig.*)

Die Untersuchungen dieser und anderer Gelehrten haben auch ergeben, daß die künstliche Deformation der Schädel unter manchen peruanischen Völkern betrieben wurde



Künstlich deformierte Schädel aus Peru.
Im Besitze von Professor Emil Schmidt in Leipzig.

und stellt unsere Abbildung einige dieser umgeformten Schädel dar. Es wurden Lang-, Flach- und Spitzköpfe erzeugt, jedenfalls wohl in derselben Weise, wie sie bis vor kurzem noch bei einigen Stämmen Nordwestamerikas erzielt wurden.

Mancherlei in den Ruinen gemachte Funde lassen darauf schließen, daß die alte Chimuresidenz reich an sehr geschickten Handwerkern war, welche Metalle zu bearbeiten und kunstreiche Gefäße aus Gold, Silber und Juwelen zu fertigen verstanden. Im Museum zu Lima befindet sich eine goldene Vase, deren Verzierungen von innen her getrieben sind. Ebendaselbst wird eine silberne in Form eines Menschenkopfes aufbewahrt. Vornehmlich häufig wurden Tierfiguren, Vögel, Fische, Eidechsen, Schlangen u. s. w. in edlen Metallen nachgebildet, daneben wurden zuweilen auch genreartige Scenen geliefert, so stellt eine Gruppe einen Mann mit zwei Frauen in ziemlich obsköner Situation im Walde vor, eine andere zeigt ein Kind, welches in einer zwischen zwei Bäumen schaukelnden Hängematte liegt. An dem Baume kriecht eine Schlange empor, als wenn sie das Kind anfallen wolle, während dicht daneben ein Kessel über einem Holzfeuer hängt.

Auch verstanden die Metallarbeiter von Chimu Bronze zu bereiten und kam diese aus Kupfer und Zinn zusammengesetzte Legierung vornehmlich bei Herstellung von allerhand Werkzeugen, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schwertern, morgensternartigen Kriegskeulen und dergleichen zur Verwendung.

Die Töpferwaren zeigen eine erstaunliche Verschiedenheit der Gestalt, kaum zwei Exemplare sind einander gleich und haben alle möglichen Gegenstände, Früchte, Pflanzen,

*) Wissenschaftlich wurde diese Ausbeute in dem kostbaren Werke: „Das Totenfeld zu Ancon" bearbeitet.

alle Geschöpfe der Luft, des Wassers und der Erde als Vorbilder zu kuriosen Töpfen und Vasen dienen müssen.

Daß auch die menschliche Gestalt viel nachgeahmt wurde, ist selbstverständlich, und so haben wir namentlich diesen leichtzerbrechlichen figürlichen Darstellungen, welche die Gesichtszüge, Scenen des häuslichen Lebens und dergleichen verewigen, den Einblick in das Leben und Treiben der ehemaligen Bewohner von Chimu zu verdanken.



Thongefäß aus Chimu, einen festlich bemalten Trommler darstellend. Auf dem Bauche des Gefäßes eine festliche Scene mit Pfeifern und Tänzern. (Siehe die folgende Illustration.)

Nach dem im Museum für Völkerkunde zu Berlin befindlichen Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Häufig wurden diese Gefäße noch mit den mannigfachsten Malereien verziert, welche mitunter ganze Reihen von Personen zum Gegenstande der Darstellung hatten. So beschreibt Squier*) die Malerei einer Chimu Vase folgendermaßen: „Das Gemälde stellt ein Gebäude dar' welches auf einem aus vier Etagen bestehenden künstlichen Hügel errichtet ist. Diesen Hügel ersteigt man auf Stufen. Das Haus oben hat vorn eine Veranda, und sein Strohdach ruht auf krummen Pfählen. Im Innern sitzt, anscheinend auf einer kleinen Erhöhung des Bodens, eine wichtige Persönlichkeit, deren Haupt ein kunstreicher Helm mit Federbusch oder ein ähnlicher Kopfschmuck bedeckt. Sie hält einen Pokal in der Hand, wodurch wohl angedeutet wird, daß chicha (ein aus Mais bereiteter Branntwein) sowohl im alten wie im neuen Chimu bekannt war. Diesem Manne von Auszeichnung nähert sich ein behelmter Krieger, welcher sein Schwert oder irgend eine ähnliche Waffe so hält, als ob er damit grüßte. Hinter ihm ist ein langer



Die auf obiger Vase befindliche Rundmalerei.

Zug von Männern und Frauen dargestellt, die teils in Tragsesseln getragen werden, teils zu Fuße gehen, und sie alle eilen mit dem lebhaftesten Zeichen der Beeiferung dem Hause des vermutlichen Häuptlings zu.

Hochinteressant ist auch die Malerei auf einem im Museum für Völkerkunde zu Berlin aufbewahrten Gefäße, welches in schlagendster Weise den Sinn der ehemaligen

*) Squier, Peru. S. 217.



Krieger des Chimureiches.
Malerei auf einem im Museum für Völkerkunde zu Berlin befindlichen Gefäße.

Bewohner von Chimu für Musik und Tanz illustriert. Stellt das Gefäß selbst einen eine Art Tambourin schlagenden Mann dar, dessen Gesicht mit grotesker Malerei verunstaltet ist, so zeigt der Bauch des Gefäßes eine ganze Gruppe von bemalten Männern, Weibern und Kindern, die den Klängen der von zwei Spielern geblasenen Pansflöten folgen und zum Tanze herbeieilen. Daß es während dieses Tanzfestes nicht trocken hergehen soll, deuten zwei mächtige Krüge an, welche inmitten der Gruppe dargestellt sind.



Kampf zwischen dem „Mann der Erde“ und dem „Mann der See“.

Auch fehlt es nicht an Scenen kriegerischen Charakters, so zeigt eine gleichfalls in Berlin aufbewahrte Vase eine Reihe schwerbewaffneter Krieger. Dieselben sind nur mit Lanzen bewaffnet, deren Schäfte mit großen kreuzförmigen Aufsätzen versehen sind. Als Schutzwaffe führte nur die äußerste rechte Figur einen Schild, alle übrigen tragen hohe, spitze, unter dem Kinn durch Bänder befestigte Helme mit halbmondförmigem aufgesetzten Helmschmuck. Die Gewänder sind in der Form des Ponchos der heutigen Südamerikaner gearbeitet; Arme, Beine und Gesichter sind nackt, aber reich bemalt.

Auch mythologische Auftritte kommen zur Wiedergabe, so ist auf einem in Lima befindlichen Gefäße der Kampf zwischen dem „Mann der Erde“ und dem „Mann der See“ in höchst drastischer Weise zum Ausdruck gebracht worden. Ersterer trägt einen Panzer aus Schlangenhaut und eine Eidechse als Kopfschmuck, letzterer ist in Gestalt einer riesigen Krabbe gedacht. In allen Fällen dieser häufig dargestellten Kampfscene scheint der „Mann der Erde“ der Angreifer und Sieger zu sein.

Nach augenscheinlich mehrere Jahrhunderte langem Bestehen fand das Chimureich

seinen Untergang durch den Einbruch der von Süden her kommenden Inkavölker, welche nach hartnäckigem Widerstande die Chimus völlig besiegten und ihre Hauptstadt zerstörten. Squier ist der Meinung, daß die letzte entscheidende Schlacht zwischen den beiden, seit uralten Zeiten einander befehdenden Völkern dicht unter den Mauern der Stadt Chimu ausgefochten wurde, da die weite Ebene vor derselben mit durch Wind und Wetter bloßgelegten Knochen von erwachsenen Männern bedeckt sei und daß ein großer Teil der Schädel Spuren von Gewalt an sich trage. Viele der Schädel seien augenscheinlich von Schwerthieben zerspaltet worden, andere seien eingeschlagen, so als wenn es durch Schläge mit einer Keule geschehen sei, noch andere sind wie von Lanzen oder Pfeilen durchbohrt. Ferner wird Squiers Meinung durch den Umstand gestützt, daß man hier die künstlich umgeformten, viereckigen, später im Leben zusammengedrückten Schädel der Küstenstämme, die künstlich verlängerten Schädel der Aymarás und die regelmäßigen normalen der Quichuas der Sierra vermischt findet.

Die Sieger zogen nun durch das Land, führten den Sonnendienst ein und errichteten eine große Festung im Barranca Thal, welche von da an das Chimureich in Schach hielt. Viele der ihrer Geschicklichkeit halber berühmten Handwerker wurden mit nach der Inkaresidenz Cuzko geführt.

* *
*

Neben den Chimus saßen in den Thälern Cañete, Chincha und Runachuana die Mochico oder Chincha, deren jetzt ganz ausgestorbene Sprache ein Dialekt der Chimusprache gewesen zu sein scheint. Auf sie folgten weiter südlich in den Thälern Ica, Nasca, Camana und Arica noch andere Stämme, welche aber nach den Angaben spanischer Historiker sich in Sitten und Gebräuchen nur wenig von einander unterschieden.

Alle diese einzelnen Stämme und Völker wurden von den einer Lawine gleich über ganz Peru sich ausbreitenden Inkavölkern unterworfen.

Die erobernden Inka versuchten nicht, das bei diesen Völkern Vorhandene mit Stumpf und Stiel auszurotten, sondern bemühten sich, die vorhandenen Traditionen durch die eigenen zu ersetzen. Neben die Landestempel setzten sie Tempel ihrer eigenen Götter, sie ließen vielfach die Landessprachen bestehen und dank dieser weisen Vorsicht gelang es den Inkas, die verschiedenen Stämme zu jenem Staatswesen zusammen zu fügen, dessen fester Bau und dessen Ordnung die Bewunderung der Spanier erregte.

Die Inkavölker, deren eigentliche Heimstätten die zwischen den Hochketten der Anden gelegenen Thäler und schluchtartigen Vertiefungen waren, gedenken wir, um Wiederholungen zu ersparen, eingehender erst mit der Geschichte der Entdeckung und Eroberung Perus durch die Spanier zu schildern.

Auch im Norden von Peru, in Ecuador und Columbia saßen mancherlei Völker, deren Reiche gewissermaßen einzelne Kulturcentren darstellten. So bewohnten die Hochebene von Quito mehrere den Inka-Peruanern verwandte Stämme, die eine eigene Dynastie, die Scyri, hatten, welche einem besonderen Stamme, den Caras angehörten, die der Tradition zufolge ursprünglich an der Küste wohnten, später aber auf Flößen

den Rio Esmeraldas hinauffuhren und sich die Oberherrschaft über die Stämme der Hochebene von Quito aneigneten, um später aber gleichfalls unter die Botmäßigkeit der Inkas zu kommen. In Columbia, dem Neu-Granada der Spanier, saßen außer völlig wilden Stämmen, die vollkommene Menschenfresser waren und anderen, die nur geringe Fortschritte in der Kultur gemacht hatten, ferner die Chibcha. Von den spanischen Autoren vielfach Muysca oder Moska, d. h. „Menschen“ genannt, hatten sie sich gleichfalls zu Herren über eine Anzahl andere Stämme aufgeworfen. Da die Geschichte dieser Völker aber gleichfalls in engem Zusammenhange mit der Geschichte der spanischen Eroberungszüge steht, so möge dieselbe gleichfalls bis auf spätere Kapitel erspart bleiben.



Die Vorahnung einer westlichen Welt

bei den klassischen Völkern des Altertums.





Die Erde nach der Vorstellung Homers.

Die Vorahnung einer westlichen Welt bei den klassischen Völkern des Altertums.

Homer, der Barde des klassischen Altertums, dachte sich die Erde als eine muldenartige Scheibe, am Rande hoch und nach innen, wo das Mittelmeer brauste und die Ströme mündeten, vertieft. Aus dem kimmerischen Felsen Leukas entsprang der Weltstrom Oceanus, welcher die Erde rings umgürtete. Mittelpunkt der Erde war der wolkenumzogene Olympus, der Wohnsitz der Götter.

Fern im Osten lag Kolchis, jenseits welches Helios und Eos, die Gottheiten der Sonne und des Lichtes, alltäglich mit feurigem Gespann durch das Himmelsthor eingebogen, über die Dunstluft der Tagseite hinwegfuhren, um abends durch ein anderes Thor im Westen der Erde zu verschwinden und um die Nachtseite der Erde herum zu ihren Wohnungen am östlichen Sonnenteiche zurückzukehren.

Von dem Gewässer des Oceanus floß ein Zehnteil ab und bildete den Styx der Unterwelt, sich mit anderen sumpfigen Flüssen und Feuerstrudeln verbindend. Die Unter-

welt, der Hades, lag innerhalb der westlichen Hälfte der dicken Erdscheibe, fern im nächtlichen Kimmerien, allwo eine Kluft in das Reich der Toten hinabführte. Fern im westlichen Oceanos lag Elysium, die Gefilde der Seligen, eine Insel, auf welcher die Lieblinge des Zeus ein wonneerfülltes, kein Alter und keinen Tod kennendes Dasein führten.

Diese poetischen Anschauungen Homers wurden das ganze klassische Altertum hindurch als die allein richtigen geographischen Vorstellungen angesehen und wurzelten so fest in dem Glauben der Völker wie ein religiöses Dogma.

Daneben aber gab es auch einzelne hervorragende Denker, welche, dieses Dogma nicht achtend, sich andere Vorstellungen von der Form und Gestalt der Erde machten, da sie mancherlei Beobachtungen nicht mit der Homerischen Anschauung in Einklang zu bringen vermochten.

So stellte sich Anaximander die Erde als eine Walze, Anaximenes als eine tischartige Ebene, Pythagoras als einen Würfel, Xenophanes als einen Kegel, Eudoxos als ein längliches Viereck vor, und Thales aus Milet soll um 600 v. Chr. zuerst die Kugelgestalt des Himmels gelehrt haben, welcher die Erde umschließe, wie die Schale des Eies das Innere desselben.

Wem die Ehre gebührt, zuerst den sphärischen Charakter der Erde erkannt zu haben, ist nicht nachweisbar, möglich, daß es Pythagoras oder einer seiner Schüler war.

Plato, vertraut mit den Lehren der Pythagoräer, adoptierte ihre Anschauungen über die Erde und that viel, dieselben unter seinen Landsleuten zu verbreiten, und spätere Forscher wie Aristoteles, Eratosthenes, Hipparch und Ptolemäus befestigten nicht nur diese Lehren, sondern trugen auch wesentlich zur Bereicherung der Erd- und Himmelskunde bei. Vornehmlich war es Eratosthenes, welcher in den Jahren 270—190 v. Chr. die geographischen Schätze der berühmten Bibliothek zu Alexandrien zusammenfaßte und in drei Büchern alle bisher gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der physischen, mathematischen und politischen Geographie sowie auch die Geschichte derselben vereinigte. Eratosthenes schloß sich in dieser Erdbeschreibung, welche allen späteren Geographen zum Vorbilde diente, der Lehre an, daß Himmel und Erde kugelförmig seien, sich um ein und dieselbe Achse drehten und ein und denselben Mittelpunkt hätten.

Bezeichnend für den ungemein hohen Standpunkt des Eratosthenes ist seine Schilderung der verschiedenen Zonen, die er in der Dichtung „Hermes“ in folgenden Worten beschreibt:

„Fünf auch wurden ihm Zonen umher im Kreise gedreht.
Zwei davon geschwärzter, als dunkele Bläue des Stahles;
Eine davon zur Wüste gedörrt und wie vom Feuer gerötet.
Diese kam in die Mitt' und loderte ganz durch den Umfang,
Angeprallt von den Flammen; denn g'rad auf jenen Bezirk her
Liegen gedrängt und glüh'n stets sommernde Sonnenstrahlen.
Aber die zwei seitwärts an die Pole sich schmiegenden Zonen
Sind stets schaudernd vor Frost und stets vom Gewässer belastet.
Wasser doch nicht, nein, selber gehärtetes Eis von dem Himmel
Liegt im weiten Gefild und umher starrt alles von Kälte.
Drum sind dort Einöden, den Sterblichen unzugänglich.

Doch die anderen beid' erstrecken sich gegeneinander,
Zwischen der Sonnenglut und dem schlackigen Regen des Eises,
Wohl gemäßiget beid' und der eleusinischen Ceres
Lebensgewächs anhäufend in Segnungen, diese bewohnen
Gegenfüßige Männer."

Damit war aber die richtige Erkenntnis des Eratosthenes von der Beschaffenheit der Erde noch nicht geschlossen. Strabo schreibt in seiner 17 Bücher umfassenden „Geographie" (1. 4, § 6): „Eratosthenes sagt, daß wenn die ungeheuere Ausdehnung des Atlantischen Ozeans nicht ein Hindernis wäre, man leicht zur See, denselben Breitengrad beibehaltend, von der iberischen Halbinsel aus nach Indien gelangen könne. Der zu durchmessende Teil dieses Breitengrades betrage nämlich mehr denn ein Dritteil des ganzen Erdumfanges."

Strabo fügt hinzu, es sei sehr wahrscheinlich, daß man auf dieser zu durchmessenden Strecke zwei, vielleicht auch mehrere bewohnbare Erdteile (*οἰκουμένας*) antreffen möge.

Diese Vorahnungen von der Existenz eines oder auch mehrerer großen Länder inmitten des Ozeans beschäftigten die Dichter und Philosophen jener Zeit mächtig und dieses Denken kam am lebhaftesten in der von Plato erzählten Sage von der Insel Atlantis zum Ausdrucke, welcher Erzählung zufolge westlich von den Säulen des Herkules ein wundersames Eiland, groß wie ein Kontinent, gelegen sein solle. —

Aber nicht nur die Philosophen und Denker waren es, welche, die alten Schranken durchbrechend, der Erdkunde immer neue Gebiete erschlossen, sondern auch einzelne kühne Seeleute, welche sich bestrebten, dem stürmischen Ozean seine Geheimnisse zu entreißen. So sehen wir schon um das Jahr 1000 v. Chr. die Phönizier die Säulen des Herkules, welche bisher als westlichste Endpunkte der Erde galten, kühn überschreiten und ausgedehnte Fahrten der westafrikanischen Küste entlang unternehmen. Daß ihnen die Kanarischen Inseln bekannt waren, ist zweifellos; um das Jahr 600 v. Chr. sogar sollen der Tradition zufolge phönizische Schiffer ganz Afrika umschifft haben. Herodot, der Vater der Geschichte, erzählt, daß dieselben aus dem Roten Meere in das Südmeer gelangten. „Als es Herbst ward, gingen sie ans Land und besäeten das Feld, und erst wenn sie eingeerntet hatten, gingen sie wieder zu Schiffe, also daß sie nach zwei Jahren, im dritten Jahre, durch die Säulen des Herkules wieder in Ägypten ankamen. Und sie erzählten, wie sie um Libyen, d. i. um Afrika geschifft, hätten sie die Sonne zur rechten Seite gehabt — was ich freilich nicht glauben kann."

Gerade dieser Umstand, welcher Herodot zweifeln ließ, an die Wirklichkeit dieser Fahrt zu glauben, dürfte eine Bestätigung derselben sein, beweist doch derselbe, daß die Schiffer, wenn sie die Sonne auf der rechten Seite, d. i. im Norden sahen, sich wirklich auf der südlichen Erdhälfte befunden haben müssen. Unkundige Schiffer würden schwerlich eine solche Thatsache als täuschende Bestätigung einer vorgeblichen Fahrt ersinnen können.

Nordwärts erstreckten die Phönizier ihre Handelsfahrten bis nach Albion, Hibernia und den germanischen Küsten, von wo sie Zinn und Bernstein holten.

Ihnen folgten später die ebenso kühnen Karthager, welche die Kanarischen Inseln kolonisierten und anscheinend bis ins Sargassomeer vordrangen.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts ging sogar eine großartige Kolonisationsexpedition unter Hanno von Karthago aus ab, an welcher an 30 000 Männer und Frauen teilgenommen haben sollen.

Der Bericht dieser ungewöhnlichen Unternehmung ist in einer griechischen Übersetzung vollständig erhalten und lautet nach einer in Löwenbergs „Geschichte der Entdeckungsreisen“ enthaltenen Übersetzung folgendermaßen: „Als wir die Straße des Herkules passiert waren, schifften wir zwei Tage weit und gründeten eine Stadt, die wir Thymiaterium nannten. Darauf steuerten wir nach Westen zu dem Libyschen Vorgebirge Soloe; wir bauten hier einen Neptunstempel und steuerten wieder einen halben Tag ostwärts, bis wir an einen See in der Nähe des Meeres kamen, der dicht mit Schilf bewachsen war und in dem Elefanten und viele Tiere weideten.

Eine Tagereise weiter gründeten wir die Städte Karikum-Teichos, Gyte, Akra, Melite und Arambe. Von hier kamen wir zu dem Flusse Lixos, der aus Libyen kommt. Neben ihm wohnen Nomaden, die Lixiten, weiter aufwärts aber wohnen wilde Äthiopier in einem bergigen, tierreichen Lande. Die Menschen sind hier von fremdartiger Gestalt und Höhlenbewohner und sollen schneller laufen als Pferde.

Mit einem Lixiten-Dolmetscher kamen wir nach einigen Tagen bis zur Insel Cerne, die von den Säulen des Herkules ebensoweit entfernt sein mag als Karthago. Von hier fuhren wir einen Fluß aufwärts bis zu einem großen See mit drei Inseln, an dessen Ende ragen hohe Berge empor, wo uns aber wilde Menschen in Tierhäuten zu landen hinderten. Ein anderer Fluß aber war voll von Krokodilen und Flußpferden.

Zwölf Tagereisen von Cerne war das Land von Äthiopiern bewohnt, die vor uns flohen und eine selbst dem Lixiten-Dolmetscher unverständliche Sprache redeten. Am zwölften Tage legten wir bei hohen Bergen an, die mit verschiedenem wohlriechenden Holze bewachsen waren. Sieben Tagereisen von hier erreichten wir einen großen Busen, den der Dolmetscher das Westhorn nannte. Am Tage sahen wir nichts als Wald, des nachts aber viele lodernde Feuer; auch hörten wir unter gewaltigem Lärmen den Schall von Pfeifen, Zimbeln und Pauken. Die Furcht trieb uns von dannen. Wir schifften am heißen Lande Thymiamata vorbei. Es war voller Feuerströme, die ins Meer flossen, das Land war aber vor Hitze unnahbar. Auch von hier vertrieb uns die Furcht.

Vier Tage waren wir wieder in der See und erblickten das Land des nachts stets voll Feuer. In der Mitte desselben aber sahen wir ein sehr hohes Feuer, das bis an die Sterne zu reichen schien. Des Tages sahen wir einen sehr hohen Berg, den man den Götterwagen nannte. Drei Tage schifften wir an diesen Feuerströmen vorbei und kamen dann an einen großen Meerbusen, der das Südhorn hieß. In der Mitte desselben war eine Insel, auf dieser ein See und in diesem wieder eine Insel voll wilder Menschen. Die Männer konnten wir nicht greifen, von den Weibern aber fingen wir drei, die sich sehr wehrten, ihre Führer bissen und kratzten und nicht folgen wollten. Wir töteten

sie daher und zogen ihnen die Haut ab, die wir nach Karthago brachten. Weiter aber konnten wir nicht und kehrten zurück."

Um das Jahr 340 v. Chr. unternahm Pytheas, ein Bürger der von den Karthagern gegründeten Stadt Massilia, seine berühmte Meerfahrt, die ihn weit über die Küsten Englands hinaus nach der geheimnisvollen Insel Thyle oder Thule führte, während zur selben Zeit sein Landsmann Euthymenes die afrikanische Westküste entlang bis zum Senegal segelte. Im Jahre 80 v. Chr. wissen eben von den „Atlantischen Inseln" heimgekehrte Seeleute dem aus Spanien vertriebenen Sartorius viel von dem wunderbaren Klima dieser Inseln zu erzählen, welche, zwei an Zahl, 10000 Stadien westlich von Afrika gelegen seien. Diese Erzählungen machten so tiefen Eindruck auf das Gemüt des Verbannten, daß er nur durch die Weigerung seiner Mannen, ihm zu folgen, davon abgehalten wurde, diese atlantischen Inseln aufzusuchen und zu seiner Heimstätte zu machen.

Diese atlantischen Eilande waren wohl unzweifelhaft die Kanarischen Inseln, auf die sich nun alle die sagenhaften Erzählungen, welche die Völker des Altertums von Hesperien, von den Gefilden der Seligen und von der Insel Atlantis zu erzählen wußten, konzentrierten. Erscheinen sie doch auf den kartographischen Darstellungen jener und späterer Zeiten unter der Bezeichnung Fortunatae Insulae, „die glücklichen Inseln", sind sie doch auch mit ihrer üppigen Fruchtbarkeit, mit ihrem überaus milden Klima in der That die verkörperten Phantasiegebilde der Dichter und Philosophen jener klassischen Zeiten.

Wie der strebende Menschengeist aber nie stille steht, so sagte man sich, daß der Ozean fern im Westen noch weitere Geheimnisse bergen müsse; und diese Vermutung mag durch ein Ereignis, welches sich im 1. Jahrhundert v. Chr. zutrug, mächtige Nahrung erhalten haben. Um jene Zeit wurde ein Boot mit Menschen einer unbekannten Rasse, wie man sie nie vorher gesehen, an die Küste Deutschlands zwischen Weser und Elbe geworfen. Ein germanischer Häuptling nahm die Schiffbrüchigen auf und machte sie später dem gallischen Konsul Cancilius Metellus Celer (62 v. Chr.) zum Geschenke.*) Wissen gleichzeitige Historiker, wie Mela (De Chorogr. III. 5, § 8) und Plinius (Hist.

*) Daß eine solche Verschlagung amerikanischer Eingeborenen nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, wird von vielen Forschern anerkannt. Auch ist das von Mela und Plinius berichtete Ereignis nicht das einzige dieser Art, von welchem die Geschichte zu erzählen weiß. So erzählt Gomara in seiner Historia generale de las Indias 7, daß unter der Regierung Friedrich Barbarossas 1152—1190 gleichfalls ein Boot mit wilden Menschen von bisher nie gesehener Hautfarbe an die deutschen Küsten geworfen worden wäre. Äneas Silvius berichtet in seiner Historia rerum II. 8 über dasselbe Ereignis und bezieht sich auf die Mitteilung eines Otho, womit wahrscheinlich der Chronist Otto von Freisingen gemeint ist († 1158).

Noch seltsamer ist ein Bericht des Kardinals Bembo in Rerum Venetarum Hist. VII, wonach im Jahre 1508 ein nicht weit von der britischen Küste kreuzendes französisches Schiff ein aus Baumrinde gefertigtes kleines Boot aufgenommen hätte, in welchem sieben Männer von dunkler Hautfarbe mit breiten offenen Gesichtern saßen. Sie trugen Gürtel aus verschiedenfarbiger Fischhaut und Kopfbedeckungen aus buntem Stroh, in welches sieben ohrähnliche Dinge eingeflochten waren. Diese Wilden, deren Sprache unverständlich war, aßen rohes Fleisch und tranken Blut. Sechs derselben starben bald darauf, den einzigen Überlebenden aber brachte man nach Roano (Rouen), wo der König sich aufhielt.

Natur. II. 67) über dieses Ereignis zu berichten, so schweigt die Geschichte aber über das Schicksal der Fremdlinge.

Möglich ist, daß durch dieses Ereignis Marcus Änäus Seneca, welcher um die Zeit von Christi Geburt als Dichter und Lehrer der Rhethorik zu Rom lebte, veranlaßt wurde, den Chören, welche in seinem Drama „Medea" mitzuwirken hatten, folgende prophetischen Worte in den Mund zu legen:

Venient annis saecula seris
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens patebit tellus
Tethisque novos deteget orbes
Nec sit terris ultima Thule.*)

„Es werden in späteren Zeiten Jahrhunderte kommen, denen der Ozean die Schranken der Dinge lockert, denen die weite Erde sich öffnet und Thetis neue Erdkreise entdeckt, und denen Thule nicht mehr das äußerste der Länder ist."

Daß Seneca, gleichwie Eratosthenes, ein völlig klares Bild von der Gestalt der Erde besaß, geht auch aus einer anderen Stelle seiner Schriften hervor, wo er sagt: „Die Erde, welche Ihr durch Feuer und Schwert so ängstlich unter Euch theilt, ist ein Punkt, ein winziger Punkt im Universum". Und ferner: „Wie weit es ist von den äußersten Küsten Spaniens bis nach denen von Indien? Nur wenige Tage Segelfahrt mit günstigem Wind."

Lassen diese Aussprüche darauf schließen, daß die hervorragenden Denker jener Zeit ganz bestimmte Vorahnungen von großen zukünftigen Entdeckungen besaßen, so fehlt es aber an allen Anzeichen und Beweisen, welche zu der Annahme berechtigen könnten, daß die alten Völker die Küsten der neuen Welt jemals erreicht hätten. Wohl sind in Amerika Steine mit angeblichen phönizischen und karthagischen Inschriften aufgefunden worden, doch haben sich dieselben ausnahmslos als schamlose Fälschungen erwiesen.

*) Seneca, Medea 376—380.



Angebliche und wirkliche
Fahrten nach Amerika vor Columbus.



Fusang.

Von verschiedenen Gelehrten wurde die Ansicht ausgesprochen, daß ostasiatische Völker bereits im grauen Altertum Verbindung mit Amerika gehabt hätten und daß sehr wahrscheinlich der Ursprung der altamerikanischen Kulturen von ostasiatischen abzuleiten sei.

Diese Gelehrten glaubten, aus einigen älteren chinesischen Geschichtswerken folgern zu müssen, die Westküste Nordamerikas sei bereits im Jahre 499 der christlichen Zeitrechnung von China aus besucht worden. Vor allem war es die Reisebeschreibung eines Buddhistenpriesters Hoei Shin, welcher im genannten Jahre aus dem Lande Fusang nach China zurückkehrte und von diesem Lande Fusang eine Schilderung gab. Fusang liege etwa 20 000 Li östlich von Ta hañ, östlich vom Reiche der Mitte; in ihm wachsen viele Fusangbäume, woher das Land seinen Namen habe; die Blätter des Baumes seien denen des Baumes Thon (Paulownia imperialis) gleich und seien im jungen Zustande eßbar wie Bambussprossen. Ferner trage der Baum rote, birnenähnliche Früchte und man verspinne die Fasern der Rinde und verfertige daraus Kleider.

Von den Bewohnern von Fusang wird erzählt, daß sie Häuser aus Brettern erbauten, ummauerte Städte aber nicht kennen, daß sie im Besitze einer Schrift seien und Papier aus den Fasern des Fusang zu bereiten verständen. Panzer und Lanzen seien nicht bekannt, auch lieferten die Bewohner keine Schlachten.

Weiter wird gesagt, daß in Fusang zwei Gefängnisse seien, eines im Norden und eines im Süden; ein Edelmann, welcher ein Verbrechen begangen habe, werde in ein unterirdisches Gewölbe geschafft, wo man ihm Speise und Trank vorsetze; dann umgebe man ihn mit Asche und nehme Abschied von ihm. Der König heiße J-ki. Die Edelleute erster Klasse würden als Tuï-lu bezeichnet, jene der zweiten Klasse als kleine Tui-lu, der dritten Klasse als Na-to-tscha.

Der König werde beim Aufzuge von Trommlern und Hornbläsern begleitet; die Farbe seiner Kleidung wechsele nach den Jahreszeiten.

Im Lande Fusang gebe es Ochsen, welche fähig wären, auf ihren sehr langen Hörnern ein Gewicht von 20 Ho (1 Ho hat 10 Scheffel) zu tragen. Man habe Wagen, welche von Pferden, Ochsen und Hirschen gezogen würden. Die letzteren würden gezüchtet, wie man in China das Rindvieh ziehe. Aus Milch würde Käse bereitet; man habe eine Art roter Birne, die sich ein ganzes Jahr hindurch halte, ohne zu verderben. Ferner gebe es viele Trauben. An Metallen sei das Kupfer sehr häufig, Gold und Silber würden wenig geachtet und Eisengruben seien ganz unbekannt.

Der Bericht schließt mit folgenden Worten: „Vor alten Zeiten kannte man in Fusang die Lehre Buddhas nicht, aber im zweiten Jahre der Periode Tamings, von der Songdynastie (458 n. Chr.) kamen fünf Bhitschus (Bettelmönche) aus dem Königreiche Kipiñ (dem heutigen Kabulistan, welches damals buddhistisch war) als Reisende in das Land; sie verbreiteten Gesetze und die Bücher und Bilder Buddhas. Durch ihre Lehre wurden die Leute bewogen, sich dem religiösen Leben zuzuwenden, ihre Sitten wurden anders und sie nahmen die Vorschriften Buddhas an."

Aus mancherlei Einzelheiten dieses Berichtes hat man nun schließen wollen, daß Fusang in Amerika liege und mit Mexiko indentisch sei. Den Baum Fusang hielt man für die in Mexiko einheimische Magueypflanze, welche allerdings mit dem Baume Fusang mancherlei ähnliche Eigenschaften besitzt.

Der erste, welcher diese Theorie aufbrachte, war de Guignes, welcher im Jahre 1761 eine längere Abhandlung über Fusang brachte und in dem 28. Bande der „Académie des Inscriptions" die Identität von Mexiko mit Fusang nachzuweisen suchte. Seit jener Zeit ist diese Frage mancherlei Diskussionen unterworfen gewesen, und gehören zu den Gelehrten, welche einen geistigen Zusammenhang und Wechselverkehr zwischen Ostasien und Westamerika annehmen, Leland, Hippolyte de Paravey, d'Eichthal, d'Hervey, Neumann und Vining. Gegner derselben waren unter anderen Klaproth, welcher im Jahre 1831 nachwies, daß Fusang eher mit Japan identisch sei, Bretschneider und Vivien de St. Martin, welch letzterer folgendes sagt: „Unter den 20 000 Li, welche für die Entfernung bis nach Fusang angegeben werden, ist weiter nichts zu verstehen, als überhaupt eine weite Entfernung. Will man aber die Angabe buchstäblich gelten lassen und dazu die Richtung nach Osten, so kommt man vom unteren Amur, um Sachalin, an den Kurilen vorüber, der langen Kette der Aleuten entlang und kaum über die Halbinsel Alaschka hinaus, demnach in ein sehr nordisches Klima mit einer sehr niedrig stehenden Bevölkerung. Das paßt aber nicht zum Text. 1000 Li sind etwa drei Äquatorgrade; 20 000 Li wären 60 Grade; so rechnete man im achten Jahrhundert in China.

Nun suchen manche das Fusang gar in Mexiko! Aber von Alaschka dorthin sind es 700 deutsche Meilen.

Die Beschreibung des Baumes Fusang paßt nur wenig auf Amerika. In China wird heute der Hibiscus rosa chinensis als Fusang bezeichnet.

Die Stämme in Nordwestamerika haben niemals eine Schrift gehabt oder Papier bereitet. In Mexiko war das Volk nicht friedlich, sondern sehr kriegerisch und stets in Kämpfe verwickelt.

Der Ochs, wenn man darunter den mit sehr kurzen Hörnern versehenen Bison versteht, ist niemals von einem amerikanischen Volke als Lasttier benutzt worden, ferner hat kein eingeborenes Volk Amerikas jemals Wagen gekannt und Zugtiere gehabt, weder Ochsen, noch Pferde oder Hirsche. Pferde waren gar nicht vorhanden*), die Peruaner hatten nur das Lama als Wolltier. Die Amerikaner haben niemals milchgebende Tiere gemolken, kannten den Gebrauch der Milch nicht und bereiteten folglich auch keinen Käse.

Die Schilderung des alten Buddhisten paßt, wie man sieht, nicht im mindesten auf Amerika, am allerwenigsten auf Mexiko. Das Plateau von Anahuac hatte schon zur Zeit der Tolteken, also wenige Jahrhunderte nach Christi Geburt, eine sehr respektable Civilisation, religiöse Bauwerke, großartige Paläste und große, volkreiche, festgemauerte Städte. Von solchen würde der Bericht des Buddhisten ohne Zweifel etwas erwähnt haben, weil sie einem fremden Reisenden auffallen und imponieren mußten.

Noch mehr, in der Zeit, in welche der Bericht fällt, würde eine Fahrt vom Amur nach Mexiko und von dort zurück sehr schwierig, wo nicht unmöglich gewesen sein. Der Bericht redet aber nicht von einer einmaligen, zufälligen Fahrt, sondern von einer regelmäßigen Verbindung.

Also fort mit den hohlen Hypothesen und den ganz unnützen Wahnspekulationen. Fusang hat mit Amerika ganz und gar nichts zu schaffen."

Zu welchen Wahnspekulationen die Meinung, die altamerikanischen Kulturen von solchen der alten Welt ableiten zu müssen, geführt haben, ist wohl am ehesten aus dem im Jahre 1827 zu London erschienenen Werke eines John Ranking zu ersehen, welcher mit Aufwand vieler Gelehrsamkeit ausführt, daß im dreizehnten Jahrhundert ein Mongolenherrscher, Kublai Khan, eine Flotte gen Japan sandte, welche, vom Sturme verschlagen, zum Teil die Küste von Peru erreichte, allwo der Sohn des Kublai Khan sich zum ersten Herrscher des Inkareiches aufwarf. Der volle Titel dieses an haarsträubenden Behauptungen reichen Werkes nennt sich: „Historical researches on the conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco, in the thirteenth century, by the Mongols, accompanied with elephants; and the local agreement of history and tradition with the remains of elephants and mastodontes found in the new world."

An ähnlichen wahnwitzigen Werken, welche beweisen sollen, daß Amerika „eine westasiatische Kolonie" sei, ist die Amerikalitteratur reich, ist man doch sogar so weit gegangen, die neue Welt durch die verlorenen Stämme Israels bevölkern zu lassen.

Kein Mensch würde wohl auf diese abenteuerlichen Ideen verfallen sein, wenn nicht gewisse alttestamentliche Vorstellungen Jahrhunderte hindurch sich bis in unsere Tage fortgepflanzt hätten, und wenn man sich nicht gescheut hätte, mit diesen fest eingewurzelten Vorstellungen, die mit der Wissenschaft absolut nichts zu thun haben, zu brechen.

Die Ansicht, daß die große westliche Erdhälfte ihre Urbewohner aus Asien oder irgend sonst woher aus weiter Ferne bekommen habe, ist bis jetzt durch nichts begründet

---

*) Die während der Urzeit in Amerika einheimischen Pferdearten starben wahrscheinlich gegen Einbruch der Eiszeit aus.

und durch nichts bewiesen, und mit Recht behauptet ein neuerer Forscher, daß die Annahme von einer Einwanderung z. B. über die Behringstraße nichts als eine klägliche Notbrücke sei.

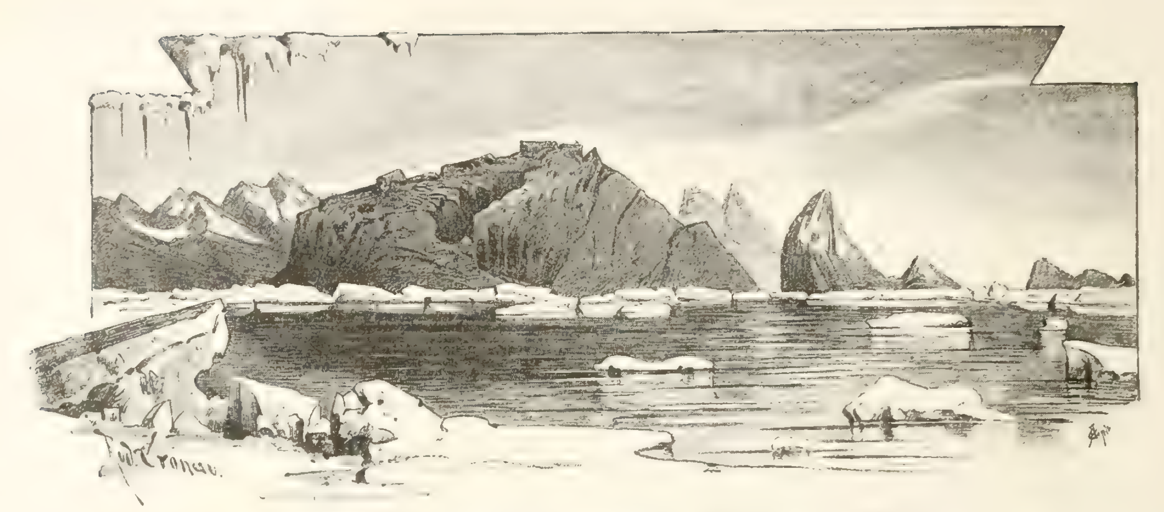
In den früheren Abschnitten unseres Werkes haben wir bereits dargelegt, daß der Mensch in Amerika schon zur Eiszeit existierte, also in einer Epoche, welche ungeheuer zurückreicht hinter den Zeitpunkt, in welchem uns die geschriebene Geschichte den Menschen in unbestimmten Umrissen zu zeigen anfängt. „Damit," so lauten die hochbedeutungsvollen Worte, welche Professor Emil Schmidt, einer der trefflichsten Kenner der Vorgeschichte Amerikas, auf dem Amerikanisten-Kongresse zu Berlin im Jahre 1888 aussprach, „ist eine Mahnung zur Vorsicht gegeben, wenn wir über die Einwanderung des Menschen in Amerika aus der alten Welt urteilen wollen. Was will es gegenüber diesem in geologische Urvorzeiten zurückreichenden Alter des amerikanischen Menschen heißen, wenn wir hören, daß die Einwanderung etwa durch Schiffe von Ostasien, oder Westeuropa, oder gar Westasien (Phönizien) stattgefunden habe; was wollen all die Übereinstimmungen in ethnologischen Dingen, die man mit so großem Eifer aufgesucht hat, für die Herkunft des amerikanischen Menschen beweisen? Sie könnten höchstens für Berührungen mit dem Ausland in einer ganz jungen Zeit sprechen, nicht aber für die Abstammung des amerikanischen Menschen, der sicher schon die neue Welt bewohnte, als noch keine der jetzigen Rassen der alten Welt weder ihre jetzigen Wohnsitze, noch auch selbst ihre jetzige Rassenausprägung gewonnen hatte."

Müssen demnach alle Versuche, eine Ableitung der amerikanischen von altweltlichen Kulturen mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden und insbesondere die konkreten Fälle, welche sich auf „Fusang" und den Mongolenkaiser Kublai Khan beziehen, so ist aber die Möglichkeit, daß Ostasiaten schon in vorcolumbianischen Zeiten auf dem Wege der Schiffahrt nach den westlichen Gestaden Amerikas gelangten, nicht ausgeschlossen. Im Gegenteil ist dies sehr wahrscheinlich und der Beweis dafür liegt in der Thatsache, daß japanische Dschonken häufig nach den Nordwestküsten von Nordamerika verschlagen werden. Im Jahrgange 1873 des „Overland Monthly" von San Franzisko sind allein fünfzehn beglaubigte Fälle aufgeführt, welche sich innerhalb der letzten neunzig Jahre ereigneten. Der Kuro Siwo, der schwarze Strom, ist es, welcher jene Fahrzeuge nach Osten treibt. So scheiterte im Jahre 1805 eine Dschonke in der Nähe von Sitka. Im Jahre 1813 traf Kapitän Jennings von der englischen Brigg „Forrester" bei den Königin Charlotte Inseln eine große japanische Barke, welche lange umhergetrieben war und auf welcher nur noch drei Mann von der Besatzung lebten. Kapitän Cop aus Neu London rettete 1815 etwa 15 bis 20 japanische Seeleute von einer entmasteten Dschonke unter 40° n. Br. und 170° w. L. und setzte sie auf Lahaina (Sandwich Inseln) ans Land. Am Kap Flattery im Staate Washington strandeten im Jahre 1833 Japaner, die von den Indianern teils ermordet, teils zu Sklaven gemacht wurden. Bald darauf strandete eine mit Wachs beladene Dschonke an der Mündung des Columbia. 1853

wurde das Wrak eines ähnlichen Fahrzeuges bei den San Benito Inseln an der Küste von Unterkalifornien gefunden; 1855 fand Kapitän Brooks von dem Schiffe „Leverett" eine verlassene Dschonke unter 42° n. Br. und 170° w. L., 1862 scheiterte eine japanische Dschonke mit zwölf Mann Besatzung an der Aleuten Insel Attu. Das Schiff hatte drei Monate vorher Japan verlassen. Von derselben Insel wurden im Juli 1871 durch einen amerikanischen Zolldampfer vier schiffbrüchige Japaner aufgenommen, und am 16. Dezember desselben Jahres brachte der Schoner „Hutchinson" drei Japaner nach San Franzisko, die an der Insel Atka gestrandet und die einzigen Überlebenden von der Bemannung der Dschonke „Jinko Maru" aus Matsakka waren.

Alle diese Fälle beweisen, wie der Mensch auch wider seinen Willen von Ostasien nach Amerika gelangte, und daß solche Fälle sich auch schon vor vielen Jahrhunderten ereignet haben mögen, scheint aus der Thatsache hervorzugehen, daß in alten indianischen Mounds auf der Vancouver Insel chinesische Münzen des fünfzehnten Jahrhunderts gefunden wurden.





Hvitserkr, das heutige Kap Farewell, die Südspitze von Grönland.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Fahrten der Skandinavier nach Grönland und Vinland.

Von ungleich höherem Interesse als die völlig sagenhaften und wenig wahrscheinlichen Fahrten der Chinesen nach dem Nordwesten Amerikas sind die historisch begründeten Fahrten der norwegischen Skandinavier nach Grönland und den östlichen Küsten des nordamerikanischen Kontinentes.

Kühnere, verwegenere Freibeuter, als diese skandinavischen „Wikingar", d. h. Krieger, wie sie sich selbst nannten, haben schwerlich jemals gelebt, durchstreiften sie doch in ihren Schiffen nicht nur die heimischen Meere, sondern sie wagten sich auch auf den hohen Ozean und erstreckten ihre Raub- und Eroberungszüge mit unbegreiflicher Kühnheit bis nach Spanien, bis in das Mittelländische Meer, wo sie in Sizilien und Süditalien Niederlassungen gründeten und sogar wagten, das griechische Kaiserreich anzugreifen.

In schneller Folge unterwarfen diese Seeräuber die Faröer-, die Shetlands-, die Orkney- und Hebrideninseln, gründeten verschiedene Königreiche in Irland, warfen sich zu Herrschern in Rußland auf und drangen mit ihren Flotten die Ströme hinauf bis tief ins Binnenland des fränkischen Reiches, allenthalben Städte und Dörfer erobernd, plündernd und niederbrennend. Alle europäischen Küstenlande waren ihnen preisgegeben, auf der Elbe drangen sie bis Hamburg, auf dem Rheine bis Köln und Bonn, auf der Loire bis Orleans, auf der Garonne bis Toulouse, auf dem Tajo bis Lissabon, auf dem Guadalquivir bis Sevilla vor. Im Jahre 885 gar kam eine 40 000 Mann starke Schar auf 700 Schiffen die Seine hinauf bis gen Paris, für die Aufhebung der Belagerung 7000 Pfund Silber als Lösegeld davonführend.

Ihre leichten und schnellen Fahrzeuge auf Schultern und Wagen fortschleppend, suchten sie auch die Binnenländer zwischen den Strömen heim, so verheerten sie die alte Kaiserstadt Aachen und stallten ihre Pferde in der von Karl dem Großen gegründeten

Kirche ein. Hatten sie sich im Jahre 911 schon in der Normandie dauernd festgesetzt, so machten sie im Jahre 1066 in der Schlacht bei Hastings auch dem Reiche der Angelsachsen ein Ende.

So groß war die Furcht vor ihrer rauhen Tapferkeit, ihrer unwiderstehlichen Kühnheit, daß man allgemein in den Kirchen der fränkischen und deutschen Lande betete: „A furore Normannorum, libera nos, domine!“ „Befreie uns, Herr, von der Wut der Normannen!“

Die Veranlassung zu diesen ausgedehnten Kriegs- und Eroberungszügen war zunächst der Umstand, daß der wenig fruchtbare Boden der skandinavischen Länder der zahlreichen Bevölkerung nicht den genügenden Unterhalt bot, dann auch gab es viele Fürstensöhne, welche in ihrer Heimat keine Aussichten auf die Thronfolge hatten und darum, von Thatendrang erfüllt, ein beutelustiges Gefolge zusammenrafften, um als „Seekönige“ an anderen Küsten Ruhm und Beute zu gewinnen und sich womöglich eigene Reiche zu erobern. Gegen Mitte des neunten Jahrhunderts kam noch die Einführung des Christentums sowie das Aufkommen eines nationalen Königtums hinzu, welche viele, an ihrem alten Glauben und an ihrer Unabhängigkeit festhaltenden Nordländer zur Aufgabe ihrer Heimat und zur Auswanderung trieben.

Diese Seekönige, deren Ruhm es war, nie „unter rauchgeschwärzten Balken zu schlafen, nie am häuslichen Feuer ihr Trinkhorn zu leeren“ und die beständig ein abenteuerndes Räuberleben auf dem Ozean führten, benutzten zu ihren Raubzügen schnelle, nicht allzu große Fahrzeuge, „schaumhalsige Wellenrosse“, die durch Segel und Ruder gelenkt wurden. Eines der größten dieser Schiffe war der „Drache“, auf Geheiß Olafs gebaut. Es soll 35 Meter lang und mit 24 Ruderbänken versehen gewesen sein; Vorder- und Hinterende waren mit reich vergoldetem Schnitzwerk bedeckt. Die Schiffe, mit denen Swein im Jahre 1004 an der Küste von Norfolk landete, besaßen hohe Decke, waren an ihrem Bug mit aus vergoldetem Kupfer gefertigten Figuren von Löwen, Delphinen, Männern und Ochsen verziert und führten an den Mastspitzen Windfahnen in Gestalt von Vögeln mit ausgebreiteten Flügeln. Sweins eigenes Schiff, der „Große Drache“ war in Form eines solchen fabelhaften Tieres gebaut und durch eine große, weißseidene Standarte gekennzeichnet, auf welcher die drei Schwestern Sweins einen fliegenden Raben mit offenem Schnabel gestickt hatten.

Außer diesen Fahrzeugen besaßen die Normannen kleinere Boote, „Holker“, und mittelgroße mit Ruderbänken versehene Schiffe, „Snekkar“ oder Schlangenschiffe, welche leicht über Land transportiert werden konnten. Um auf hoher See Land auszuspähen, bediente man sich vielfach der Raben.

Altnordisches Ruderboot.
Nach einer Skulptur auf dem Stein zu Höggeby.

Während derartiger Eroberungs- und Raubzüge ereignete es sich häufig, daß in den stürmischen Regionen der nördlichen Meere die Schiffe der Wikinger weithin verschlagen wurden, und wurde auf diese Weise im Jahre 861 von dem Wiking

Naddodd, als er von Norwegen aus nach den Faröer Inseln segeln wollte, das entlegene Island entdeckt, woselbst sich nun in der Folge zahlreiche blühende Kolonien und Niederlassungen bildeten.

Auf der Fahrt nach diesen isländischen Kolonien wurde ein gewisser Gunnbjörn, des Ulfr kráka Sohn, westwärts um die Insel getrieben und er entdeckte nicht nur eine nördlich derselben gelegene Gruppe kleinerer Eilande, welche nach ihm „Gunnbjarnarsker", die „Schären Gunnbjörns" genannt wurden, sondern sah auch in der Ferne ein weiteres Land: das heutige Grönland.

Dies Ereignis trug sich gegen Ende des neunten, spätestens zu Anfang des zehnten Jahrhunderts zu.*) Zwischen den Jahren 970 bis 980 ward von dem Isländer Snaebjorn galti der Versuch gemacht, auf den Schären Gunnbjörns zu überwintern. Es gelang dies auch, doch verhinderte ein unter seinen Leuten ausgebrochener Zwist die dauernde Ansiedelung.

Als nun in den Jahren 982 oder 983 ein aus vornehmem isländischen Geschlechte stammender Mann, Eirikr hinn Raudi, Erik der Rotkopf, eines Mordes halber auf drei Jahre von Island verbannt wurde, beschloß derselbe nach dem Lande zu ziehen, welches Gunnbjörn vordem gesehen hatte.

Über seine Reise berichtet der isländische Priester Are Thorgilsson Frode: „Das Land, welches Grönland genannt wird, wurde von Island aus entdeckt und bebaut. Erik der Rote hieß der Mann aus Bredefjord, welcher von hier dahin zog, und die Landstrecke in Besitz nahm, die später Eriksfjord genannt wurde. Er gab dem Lande einen Namen und nannte es Grönland (Grünland), indem er meinte, daß es die Leute verlocken würde, dahin zu ziehen, wenn das Land einen guten Namen hätte. Sie fanden dort sowohl im Osten wie im Westen des Landes Wohnstätten sowie Stücke von Booten und Steinschmiedesachen, woraus man sehen kann, daß dieselben Leute, welche in Vinland wohnen und welche die Grönländer Skrälingar nennen, dort umhergezogen sind. Er fing an das Land zu bebauen, ungefähr vierzehn oder fünfzehn Winter ehe das Christentum in Island eingeführt wurde, nach dem was Thorkel Gellersen auf Grönland von einem Manne erzählt wurde, welcher selbst Erik den Roten dahin begleitet hatte."

Dieser wörtlich wiedergegebene Bericht des im Jahre 1068 geborenen isländischen Predigers ist wenig über ein Jahrhundert nach der Entdeckung Grönlands verfaßt und wurde nach einer Original-Pergamenthandschrift in isländischer Sprache zum erstenmal im Jahre 1688 in Skalholt auf Island gedruckt.

Nach Ablauf der Zeit seiner Verbannung kehrte Erik nach Island zurück, um aber im Sommer des Jahres 986 mit fünfunddreißig Schiffen aufs neue nach Grönland aufzubrechen. Doch erreichten nur vierzehn derselben den Bestimmungsort, während die anderen zum Teil zu Grunde gingen, zum Teil von widrigen Winden nach Island zurückgetrieben wurden.

Erik selbst ließ sich in dem nach ihm benannten Eriksfjördr nieder und gründete

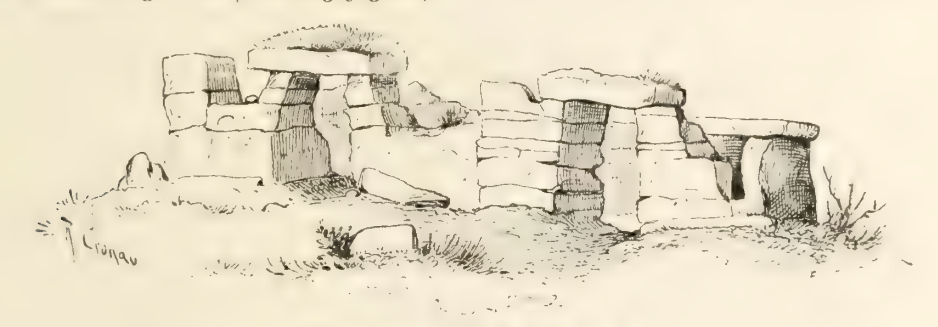
*) Von verschiedenen Autoren wird das Jahr 876 n. Chr. angenommen.



Skandinavische Schiffe aus dem 9. und 10. Jahrhundert an der Westküste von Grönland.

Gezeichnet von Rudolf Cronau.

daselbst die Ansiedlung Brattahlid. Einige Forscher meinen, daß der Eriksfjord mit dem heutigen Igalikofjord identisch sei und glauben, in den 1 Meter dicken Grundmauern eines über 16 Meter langen und über 6 Meter breiten Gebäudes die Überreste des ehemaligen Brattahlid zu erkennen, wo nicht nur Erik der Rote seinen Hauptsitz gehabt, sondern von wo aus auch später Leif, der Entdecker Vinlands und somit Amerikas, zu seinen denkwürdigen Reisen ausgezogen sei.



Ruinen von Erik Raudas Haus.
Nach einer Aufnahme der zweiten Deutschen Nordpolexpedition.

Die Zuzüge isländischer und norwegischer Kolonisten nach Grönland mehrten sich, und mit ihnen wurde die Zahl der an den Fjorden und Buchten gelegenen Höfe und Orte größer und größer. Diese Kolonien gelangten allgemach zu großer Blüte; umfaßten sie doch im 13. Jahrhundert an 280, zusammen gegen 10 000 Einwohner zählende Wohnsitze, von denen gegen 200 in dem Distrikte „Eystribygd“, die anderen in dem Distrikte „Vestribygd“ gelegen waren. Über die Lage dieser beiden Distrikte war man lange Zeit im unklaren, da man dachte, daß Eystribygd seinem Namen entsprechend auf der Ostküste von Grönland gesucht werden müsse, während man Vestribygd an die Westseite verlegte.

Nach der Annahme anderer aber sollten beide Bezirke sich auf der Westseite Grönlands befunden haben, doch scheint nach neuerdings aufgefundenen normannischen Ruinen auf der Ostseite Grönlands, sowie aus der weiter unten mitgeteilten Beschreibung Ivar Bardsens die Richtigkeit der ersteren Annahme hervorzugehen.

Gleichwie in Island, so wurde auch in Grönland bald nach seiner Entdeckung das Christentum eingeführt, denn bereits im Jahre 999 kam der erste christliche Missionar mit Leif, dem Sohne Eriks, aus Norwegen hierher. Waren die Bemühungen dieser christlichen Sendboten unter den mit echt nordischer Zähigkeit an ihrem alten Glauben hängenden Kolonisten anfänglich auch nicht von besonders glänzenden Erfolgen gekrönt, so befestigte sich doch im Laufe des folgenden Jahrhunderts die neue Religion mehr und mehr, es entstanden Schulen, Kirchen und Klöster, welche unter der Diözese des Erzbistums in Drontheim in Norwegen standen. Im Jahre 1121 erhielt Grönland sogar in Arnald seinen eigenen Bischof, und man kennt sechzehn seiner Nachfolger, von deren letztem noch im Jahre 1409 berichtet wird.*)

*) Später gab es nur noch Titularbischöfe von Grönland, deren Reihe erst 1537 schließt.

Der Sitz dieser Bischöfe war Gardar, woselbst man die Ruinen der Kirche, sowie des damit verbundenen Klosters fand.

Von hohem Interesse für die späteren Verhältnisse der grönländischen Kolonien ist eine heute noch erhaltene Beschreibung Grönlands, von Ivar Bardsen, welcher als Vorsteher des bischöflichen Stuhles im 14. Jahrhundert zu Gardar lebte. Wir geben diese wertvolle Beschreibung in getreuer Übersetzung wieder.*)



Bischof Henrik 1388.





Bischof Jakob 1417.

Bischof Jakob 1417.

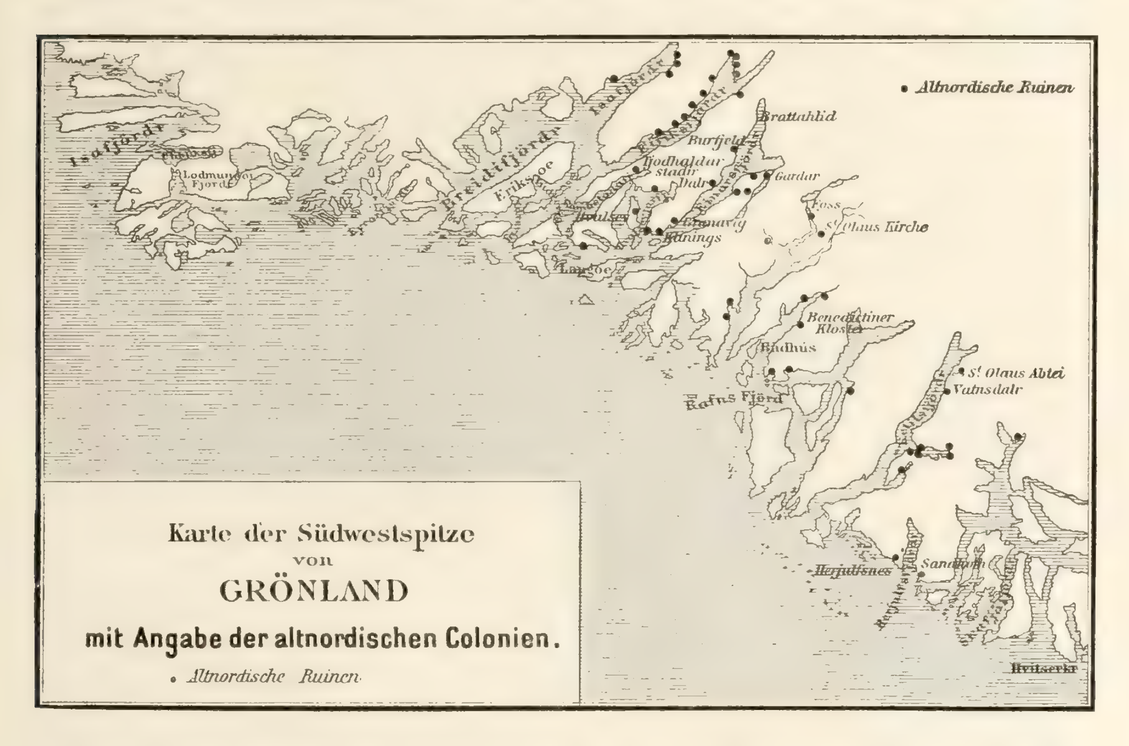
Siegel grönländischer Bischöfe.

„Von letzthin hierher gekommenen erfahrenen Männern, Eingeborenen von Grönland, wird berichtet, daß von Stad in Norwegen nach Horn an der Ostküste von Island eine siebentägige Segelfahrt gen Westen ist. Von Snäfjeldsnäs in Island, von wo die Entfernung nach Grönland die kürzeste ist, gelangt man in weiterer Fahrt gen Westen in zwei Tagen und zwei Nächten an die Gunnbjörns Felsen, die auf der Hälfte des Weges zwischen Grönland und Island gelegen sind. In älterer Zeit war dies die gewöhnliche Route, doch jetzt hat das von Norden gekommene Eis diese Felsen so umschlossen, daß niemand ohne Lebensgefahr den alten Weg einzuhalten vermag. Von Longnäs, dem nördlichsten Punkt in Island nahe Horn, gelangt man gleichfalls in zweitägiger Segelfahrt nach Svalbard in Havsbotnäs. Diejenigen aber, welche direkt von Bergen in Norwegen nach Grönland segeln wollen, ohne Island zu berühren, müssen gerade gen Westen fahren, bis sie sich 12 Seemeilen südlich von Reykianäs, einem Vorgebirge an der Südküste Islands, befinden. Von dort werden sie in weiterer westlicher Fahrt nach den Höhen von Havarf in Grönland kommen. Einen Tag zuvor wird man aber bereits einen andern hohen Berg Namens Hvitserkr**) (vergl. Vignette Seite 110) gewahren. Zwischen diesen beiden Bergen ist das Hochland Herjulfsnäs, nahe welchem der von Norwegern und andern Schiffern häufig besuchte Hafen „Sandhavn“ liegt. Jemand, der von Island nach Grönland segeln will, muß seinen Kurs von dem 12 Seemeilen

*) Das Original dieser Schilderung ist verloren, jedoch sind mehrere Kopien derselben erhalten.

**) Das heutige Kap Farewell.

westlich von Reykianäs gelegenen Snäfjeldsnäs in westlicher Richtung nehmen, dann aber in südwestlicher Fahrt die Eismassen bei den Gunnbjörns Felsen umgehen, um ferner nordwestlich steuernd in einem Tage nach Havarf zu gelangen. Der Herjulfsnäs zunächst gelegene bewohnte, östlichste Teil von Grönland wird Skagefjord genannt und ist ein sehr vielbesuchter Platz. Der noch weiter östlich von diesem Punkte gelegene Hafen Berefjord ist unbewohnt. Seine Einfahrt ist durch lange Sandbänke versperrt, so daß größere Schiffe nur zur Zeit der Hochflut einlaufen können, mit welcher zugleich auch eine ungeheure Menge von Walfischen in die Bucht eindringt. Die Walfischfängerei in diesem überaus fischreichen Golf steht jedermann frei, jedoch nur mit Erlaubnis des Bischofs, da der Fjord der Kathedralkirche gehört. Innerhalb dieses Fjordes befindet



Karte der Südwestspitze von GRÖNLAND mit Angabe der altnordischen Colonien.
• Altnordische Ruinen

sich ein großer Strudel, der Walfischstrudel, da in demselben diese Tiere zur Zeit der Ebbe zu verbleiben pflegen. Noch weiter östlich von Berefjord eröffnet sich ein anderer Fjord Ollumlengri, „der längste von allen". An seiner Mündung ist derselbe ziemlich eng, doch erweitert er sich später beträchtlich, und seine Länge ist so groß, daß bis jetzt niemand das Ende kennt. Er ist von einer großen Zahl kleiner Inseln erfüllt und allenthalben werden Vögel und Vogeleier in Menge gefunden. Zu beiden Seiten des Fjordes dehnen sich weite mit Gras bewachsene Ebenen. Weiter östlich liegt ein Hafen Finnsbuda, so genannt, weil in den Zeiten des heiligen Olaus ein Schiff hier zu Grunde ging, wobei einer von Olaus' Priestern mit mehreren anderen ertrank. Die Überlebenden bestatteten die Umgekommenen und errichteten über ihren Gräbern große steinerne Kreuze, welche gegenwärtig noch stehen. Noch weiter gen Osten gegen die Eisberge hin kommt man zu der großen Insel Korsöe, welche der Hauptjagdgrund für Eisbären ist. Da

aber auch diese Insel der Kirche gehört, kann ohne Erlaubnis des Bischofs auch hier nicht gejagt werden. Weiter gen Osten bietet sich dem Auge nichts mehr, als Schnee und Eis.

Kehren wir nun zu den grönländischen Kolonien zurück, so haben wir bereits bemerkt, daß Skagefjord von allen bewohnten Distrikten Grönlands der östlichste ist. Von Herjulfsnäs westwärts gelegen ist der Ketilsfjord mit zahlreichen Ansiedlungen. Am Eingange des Fjords zur Rechten befindet sich eine große Bucht, in welche verschiedene Ströme münden. Nahebei erhebt sich die dem heiligen Kreuz geweihte Kirche von Auroos, welcher auf der Außenseite des Fjordes das ganze Land bis Herjulfsnäs gehört, Inseln und Felsen und was immer die See auswirft. Auf der Innenseite eignet sie gleichfalls alles bis gen Petersvig. Dort erstreckt sich ein großes unbewohntes Gebiet, Vatsdal, bei welchem sich ein großer, 2 Seemeilen breiter und überaus fischreicher See befindet, der mit allem umliegenden Gebiete der Kirche zu Petersvig gehört. Nicht fern von hier erhebt sich ein großes Kloster der kanonischen Brüder, dem heiligen Olaus und dem heiligen Augustin geweiht. Nach dem Ketilsfjord folgt der Rafnsfjord, an dessen Innenseite ein Kloster der Benediktinerinnen liegt. Dieses Kloster besitzt alles, was innerhalb des Fjordes sich befindet, wohingegen der St. Olauskirche alles Land außerhalb des Fjordes gehört. Im Fjorde selbst sind viele kleine Inseln zerstreut, auf denen heiße Quellen entspringen, welche im Winter sehr heiß, im Sommer dagegen von gemäßigterer Temperatur sind und nicht allein zum Baden, sondern auch zum Heilen von mancherlei Krankheiten dienen. Nun folgt der Einarsfjord. Das Land zwischen diesem und dem bereits erwähnten Rafnsfjord ist Eigentum der Könige und wird Foß genannt. Es erhebt sich hierselbst eine prächtige, dem heiligen Nikolaus geweihte Kirche, deren Priester von dem Könige erwählt werden. In der Gegend befindet sich ein großer, fischreicher See, dessen Wasser gleich dem des Meeres der Ebbe und Flut unterworfen ist. Links von der Mündung des Einarsfjordes zieht sich ein Meeresarm, genannt Thorvaldsvig, und weiter an der Innenseite des Fjordes ragt das Vorgebirge Klining. Noch weiter innerhalb des Fjordes liegt die Bucht Gravevig mit dem der Kathedralkirche zugehörigen Orte Dalr. Die Kathedralkirche erhebt sich im äußersten Winkel des Fjordes, ebendaselbst breitet sich ein großes Gehölz, in welchem das der Kirche gehörige Vieh zur Weide getrieben wird. Die Kirche besitzt sowohl den ganzen Einarsfjord als auch die große Insel Rensöe am Eingang desselben. Rensöe ist im Herbst ein großer Sammelpunkt der Renntiere, dieselben dürfen aber nicht ohne die Erlaubnis des Bischofs gejagt werden. Auch wird auf Rensöe der bearbeitungsfähigste, beste Stein gefunden, aus welchem Krüge und Töpfe gemacht werden, die auch dem Feuer ausgesetzt werden können. Unter diesen steinernen Gefäßen befinden sich solche, welche 10 bis 12 Hogsheads Wasser hielten.

Weiter gen Westen gegenüber dem Hauptland erstreckt sich die Insel Langöe, woselbst acht große Baumgärten sind. Die Kathedralkirche besitzt auch diese ganze Insel, die Zehnten hingegen sind an die im Hvalsöer gelegene Kirche zu entrichten, welche nicht nur diesen Fjord, sondern auch den danebenliegenden Kambstadefjord besitzt. An den

Ufern dieses Fjordes erstreckt sich auch ein großes königliches Besitztum, Thjodhildestad genannt.

Der nächste ist nun der Eriksfjord, an dessen Eingang die Insel Eriksöe liegt, welche zur Hälfte der Kathedralkirche, zur Hälfte der Kirche von Dyrnäs zu eigen ist. Die letztere ist von allen Kirchen in Grönland die besuchteste, sie erhebt sich auf dem linken Ufer des Eriksfjordes und besitzt das ganze Land bis zum Midfjord, welch letzterer sich von Eriksfjord nordwestlich erstreckt. Weiter innerhalb des Eriksfjordes liegt die Kirche von Solfjall, welcher der größte Teil von Midfjord angehört; noch weiter landeinwärts ist die Kirche von Leide, der das Ende des Fjordes, wie auch die jenseitige Gegend bis Burfjall eigen ist, von wo ab alles der Kathedralkirche gehört. Dort ist die große Ansiedlung Brattahlid, woselbst der Vorsteher gewöhnlich seinen Wohnsitz hat. Weiter westlich von Langöe sind vier Inseln verstreut Namens Lamböe; auch ist daselbst der Lamböe Sund. Mehr einwärts, näher dem Eriksfjord zieht sich der Fossasund. Die



Die Ruinen von Brattahlid, Grönland.
Nach einer Photographie gezeichnet von Rudolf Cronau.

eben erwähnten Inseln sind Eigentum der Kathedralkirche. Nördlich vom Eriksfjord befinden sich zwei Meeresarme, Ydrevig, „der Äußere“ und Indrevig, „der Innere“. Nördlich von denselben ist der Bredefjord mit dem Mjönfjord. Weiter folgen dann der Eyrar-, der Borge-, der Lodmunder- und sodann der Isefjord, welcher der letzte der zu der Oster Bygd gehörigen Fjorde ist. Alle die dazwischen liegenden Inseln werden von den Bewohnern besucht.

Die beiden großen Ansiedlungskomplexe Oster- und Wester Bygd sind durch ein 12 Seemeilen langes, völlig unbewohntes Gebiet von einander getrennt. In der Wester Bygd ist die große Kirche Steinnäs, welche eine Zeit lang die Kathedrale und der Bischofssitz war; jetzt aber haben die Skrellinger von der ganzen Ansiedlung Wester Bygd Besitz ergriffen. Es giebt daselbst viele Pferde, Ochsen und Schafe, aber alle in verwildertem Zustande. Die Gegend ist menschenleer, und giebt es daselbst weder Christen noch Heiden.

Ivar Bardsen, ein Grönländer, welcher viele Jahre hindurch Verwalter zu Garda, dem Episcopal Sitz auf Grönland, war, berichtet uns, daß er all das gesehen, was hier oben beschrieben ist, und daß er einer derjenigen gewesen, welche vom Gouverneur dazu ausgesandt waren, die Skrellinger von Wester Bygd zu vertreiben. Doch als sie daselbst anlangten, fanden sie weder Christen noch Heiden, nur einige verwilderte Schafe und Rinder, von welchen sie so viele davonführten, als ihre Schiffe zu tragen vermochten. Nördlich von Wester Bygd erhebt sich der große Berg Hemelrachi, über welchen hinaus kein Mensch ohne Lebensgefahr segeln mag, denn es befinden sich allda gewaltige Wirbel in der See.

Grönland ist reich an Silberminen, an weißen Bären mit rotgefleckten Köpfen, an weißen Falken, an Walfischbarten und Walroßzähnen, und übertrifft alle anderen Länder durch seinen Reichtum an allerlei Fischarten. Außerdem besitzt es verschieden gefärbte Steinarten, aus welchen die Grönländer Töpfe, Urnen und andere Gefäße verfertigen, die von 10 bis 12 Hogsheads Flüssigkeit fassen.*) Ferner sind Renntiere äußerst zahlreich. Grönland hat niemals von heftigen Stürmen zu leiden. Wohl fällt der Schnee in Menge, doch ist der Frost nicht so streng als wie in Island oder Norwegen. Es wachsen vielmehr auf den Gipfeln der Hügel, wie in den Thälern Früchte in Gestalt gewisser Äpfel und von bestem Geruch, ferner wächst daselbst Weizen der besten Sorte."

So die Beschreibung Ivar Bardsens.

Die Hauptbeschäftigung der alten Grönländer war im Sommer der Fischfang, welcher auf die Weise betrieben wurde, daß jeder Großgrundbesitzer große Boote ausschickte, welche teils dem Fischfange, teils der Aufsammlung von Treibholz obliegen mußten.

Grönlands Landbau brachte nicht viel; es war hauptsächlich das Meer, von welchem die Bewohner sowohl ihre Nahrung als die Handelswaren für das Ausland holen mußten. Einen Hauptartikel dieser Handelswaren bildeten außer getrockneten Fischen und Fellen die kostbaren Walroßzähne, sowie die Haut dieser Tiere, aus welcher die stärksten Schiffstaue bereitet werden.

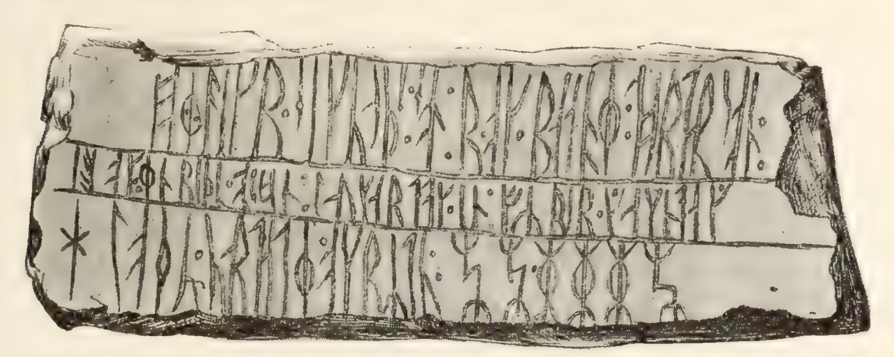
Für die kirchlichen Verhältnisse Grönlands ist noch bezeichnend, daß die Bischöfe bis gegen das Jahr 1400 ihren Zehnten oder Peterspfennig an den päpstlichen Stuhl in Rom zu entrichten hatten, und zwar geschah dies einer aus dem Jahre 1327 stammenden Notiz zufolge in dentibus de Roardo, d. i. in Walroßzähnen, deren Wert noch höher als der des Elfenbeins geschätzt wurde. Die Menge dieser zu entrichtenden Zähne betrug in genanntem Jahre 130 Liespfund. —

Die Erforschung ihres Landes ließen sich die normannischen Ansiedler auf Grönland angelegen sein. So wurden nicht nur die Küsten genau untersucht, sondern man suchte sich auch Kenntnis über die weitere Nachbarschaft zu verschaffen. Und daß dies bis zu gewissem Grade gelang, geht aus dem Umstande hervor, daß den Normannen das heutige Baffinsland sowie die Inseln am Lancaster Sunde bekannt waren.

Im Jahre 1266 gar rüsteten die Grönländer unter den Auspizien einiger Männer

*) Nach Nordenskiöld entspricht ein Hogshead dem Gehalte einer Tonne.

der Kirche eine förmliche Polarexpedition aus, welche den bestimmten Zweck hatte, die nördlichen Gewässer zu untersuchen. Die Geschichte dieses Unternehmens ist in einem Schreiben enthalten, welches der Geistliche Haldor an den ehemals in Grönland angestellt gewesenen Kaplan Arnald richtete, der sich jetzt am Hofe des Königs Magnus Lagabanter in Norwegen befand. Zu jener Zeit besaßen fast alle in Grönland ansässigen Skandinavier oder Normannen von irgend welcher Bedeutung wohl ausgerüstete Fahrzeuge, mit denen sie in den grönländischen Gewässern den Fischfang betrieben. Die nördlichsten Regionen, welche auf diesen Jagdzügen regelmäßig besucht wurden, nannte man Norosetur, und waren die Hauptstationen daselbst Greipar und Kroksfjardarheidi. Als die erste dieser beiden Stationen glaubt man einen Punkt südlich von Disco annehmen zu dürfen, daß aber die Normannen noch viel weiter gen Norden vordrangen, geht aus der Thatsache hervor, daß auf der unter 72° 55′ n. Br. gelegenen Insel Kingiktorsoak im Jahre 1824 durch den Polarfahrer Graah ein mit Runeninschriften bedeckter Stein aufgefunden wurde.



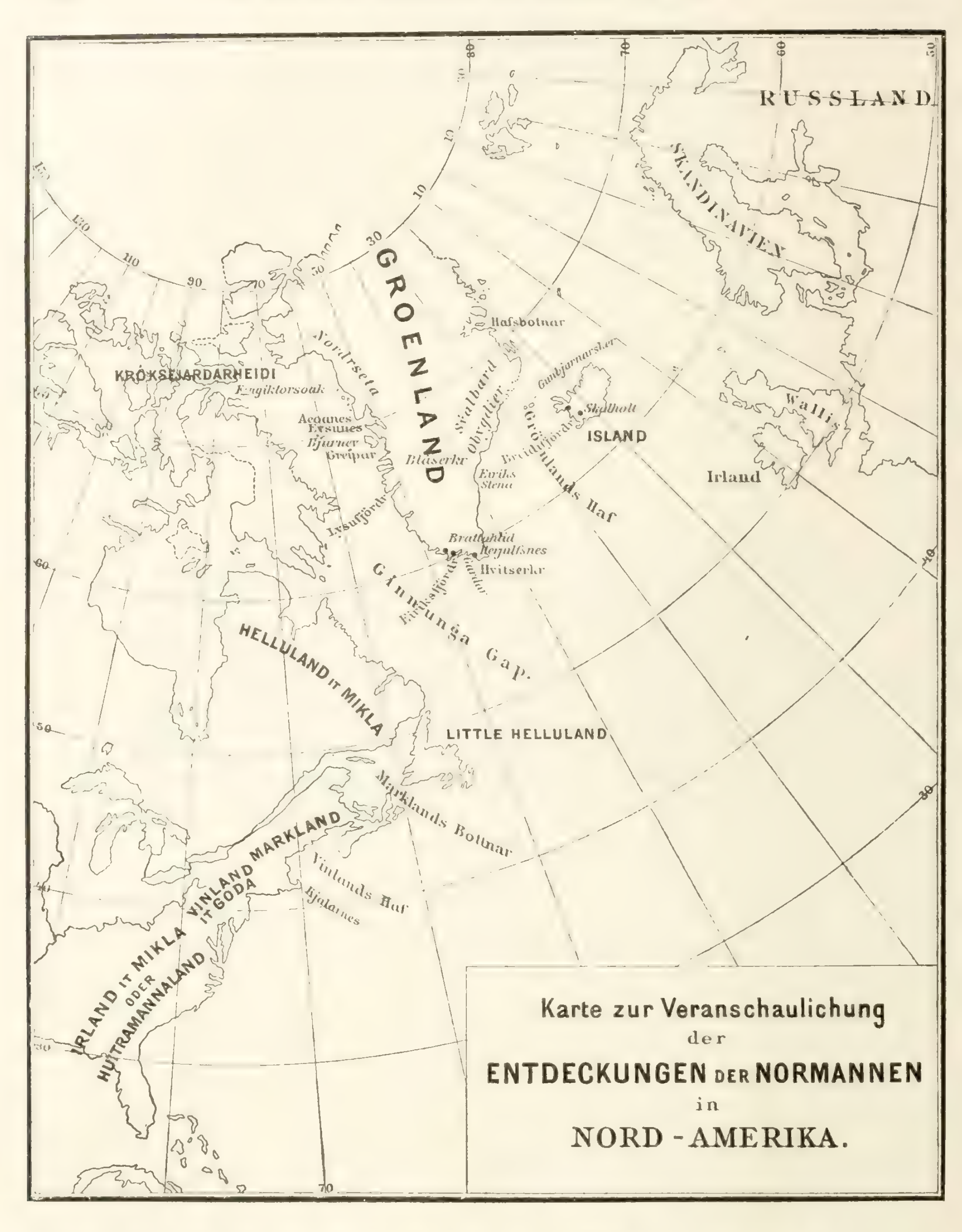
Runenstein von der Insel Kingiktorsoak, jetzt im Museum für nordische Altertümer zu Kopenhagen.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Inschrift desselben lautet in altnordischer Sprache:

ELLIGR · SIGVADS · SON · R · OK · BJANNE · TORTARSON:
OK : ENRIDI · ODSSON · LAUGARDAG · IN · PYRIR · GAGNDAG
HLODU · VARDATE · OK · RUDDU : MCXXXV.

„Erlingr Sigvatsson und Bjarn Tordisson und Endridius Oddison errichteten dieses Denkmal am siebenten Tage vor dem Gagntage (den 25. April) und ritzten diese Runen Anno 1135.“

Von Kroksfjardarheidi, wo die den Fischfang betreibenden Normannen ihre Sommerquartiere aufschlugen, ging die altgrönländische Polarexpedition bei südlichen Winden gen Norden, hatte aber gleich anfänglich viel mit dickem Nebel zu kämpfen. Als das Wetter sich aufklärte, sahen die Seefahrer zahlreiche Inseln vor sich, die von Scharen von Seelöwen, Seehunden und anderen Robbenarten belebt wurden. Desgleichen erblickte man zahlreiche Walfische und eine große Menge von Eisbären. Bis in den äußersten Teil des Golfes vordringend, sahen sie sich allenthalben von Gletschern und Eisbergen umgeben. Verschiedene Anzeichen ließen erkennen, daß in früheren Zeiten diese Regionen von „Skrälingern“, Eskimos, bewohnt worden waren, doch wagte man nicht, aus Furcht



vor den überaus zahlreichen Bären, zu landen. Der Küste entlang segelten die Entdecker nun drei Tage gen Süden und fanden hier wiederum Spuren der Skrälinger und zwar auf einigen Inseln, die südlich von einem Gebirge lagen, welches man Sniofell nannte. Nachdem setzte man die Reise südwärts fort, einen ganzen Tag lang fleißig rudernd. Die Nächte in diesem Striche waren bitter kalt, obgleich die Sonne bei Tag und Nacht

über dem Horizonte verblieb. Glücklich gelangte die Expedition nach Gardar zurück. Aus verschiedenen Beobachtungen, welche während der Reise gemacht wurden, kann geschlossen werden, daß die Expedition bis zu 75° 46′ vorgedrungen war, ein Umstand, welcher nicht unwahrscheinlich ist, obwohl darnach die Normannen nur von den berühmtesten unter den modernen Erforschern dieser Polarregion übertroffen werden.

Auch die Ostküste Grönlands entlang wurden Fahrten unternommen und ist es höchst wahrscheinlich, daß die alten Grönländer diese Küstenstrecken, deren Wiedererschließung unseren heutigen Nordpolfahrern noch nicht völlig gelungen ist, ganz und gar kannten. Man nannte diese Küste Svalbard oder Svalbardi. —

Von weitaus höherem Interesse als diese Fahrten sind für die Geschichte Amerikas aber die sogenannten Vinlandfahrten der Kolonisten Grönlands. Über diese Vinlandfahrten berichten eine ganze Reihe von Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts, die in isländischen Klöstern aufgefunden wurden und jetzt in verschiedenen Bibliotheken Dänemarks und Norwegens aufbewahrt werden. Die wichtigste dieser Handschriften, der Codex Flateyensis, wurde im 17. Jahrhundert in der Büchersammlung des im Jahre 1172 gestifteten Klosters Flatey auf der gleichnamigen kleinen Insel bei Island entdeckt und befindet sich jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen. Andere Berichte sind in der sogenannten Heimskringla Saga, in der Geschichte Adams von Bremen und anderen Orten enthalten.

Eine genauere Untersuchung dieser alten Handschriften haben wir namentlich den dänischen Gelehrten Rafn, Rink und anderen zu verdanken, und stellen sich nach diesen Untersuchungen die Vinlandfahrten in nachstehender Reihenfolge zusammen.

1. Die Reise des Bjarne Herjulfson.

Im Frühling 986, als Erik der Rote von Island nach Grönland zog, sich dortselbst niederließ und den Wohnsitz Brattahlid am Eriksfjord errichtete, begleitete ihn ein Isländer Namens Herjulf Bartson. Derselbe baute gleichfalls auf Grönland eine Ansidelung, welche er Herjulfsnes nannte. Herjulf hatte einen Sohn Bjarne, der sich zur Zeit dieses Zuges auf einer Handelsreise in Norwegen befand und erst nach Island heimkehrte, nachdem sein Vater bereits die Reise nach Grönland angetreten hatte. Obwohl ohne Kenntnis der grönländischen Gewässer und der Richtung, wohin die Auswanderer gezogen, beschloß er doch seinen Vater zu suchen, und ohne die Ladung seines Schiffes zu löschen, stach er mit seinen Leuten wieder in See.

Nach dreitägiger Fahrt trat heftiger Nordwind ein und es ward zugleich so nebelig, daß man nicht mehr wußte, wo man sich befand. Eine Reihe von Tagen verging, bis die Sonne wieder zum Durchbruch kam, aber zugleich kam auch Land in Sicht. Demselben sich nähernd, sahen die Schiffer, daß das Land ziemlich flach und reich bewaldet war, demnach Grönland nicht sein könne, da es dort hohe Eisberge geben solle. Die Küste zur Linken liegen lassend, segelte man mit Südwestwind weiter und erblickte nach zwei Tagen ein anderes, gleichfalls flaches und reich bewaldetes Land. Ohne auch hier anzulegen, wurde die Fahrt mit Südwestwind drei Tage lang fortgesetzt, bis abermals

Land in Sicht kam. Dasselbe war aber so voller Felsen und Eisberge und so wenig verlockend anzuschauen, daß auch hier anzulegen unterlassen wurde. Der Küste entlang steuernd entdeckten die Fischer, daß das Land eine Insel war. Von demselben Winde ins offene Meer hinausgetrieben, fuhr man weitere vier Tage und stieß endlich auf Küsten, welche der Beschreibung nach Grönland angehören mußten. Bjarne beschloß zu landen, und legte in der Abenddämmerung bei einem Vorgebirge an, welches sich als Herjulfsnes, der Wohnsitz seines Vaters, herausstellte. Seine Handelsreisen aufgebend, verblieb Bjarne auf Herjulfsnes, welches später nach dem Tode seines Vaters sein eigen wurde.

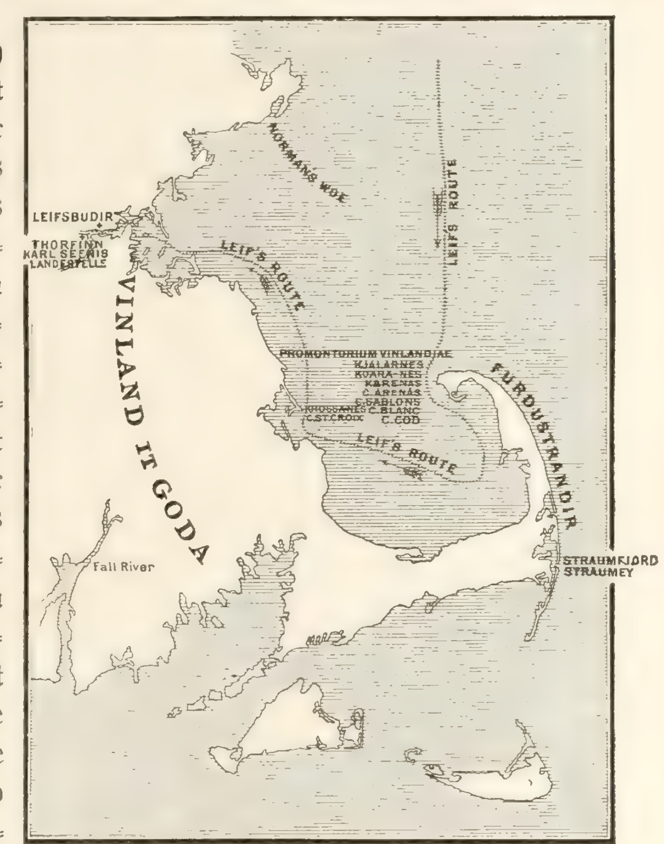
Wenn sich auch nicht mit Sicherheit feststellen läßt, ob die Annahme begründet ist, daß das erste von Bjarne gesehene Land das jetzige Neu England, das zweite Neu Schottland und das dritte Neu Fundland gewesen sei, so ist aber Bjarne Herjulfsson höchstwahrscheinlich der erste Europäer gewesen, welcher das Festland von Amerika erblickte.

2. Die Vinlandreise Leif Eriksons.

Einige Zeit nach diesen Fahrten, wahrscheinlich im Jahre 994, unternahm Bjarne von Grönland aus eine Reise nach Norwegen und kam daselbst an den Hof des Herzogs Erik. Diesem erzählte Bjarne von den unbekannten Ländern, welche er gesehen, wurde aber getadelt, daß er dieselben nicht näher untersucht habe. Dies Versäumte nachzuholen machte sich später Leif, Eriks des Roten Sohn, auf, fuhr nach Grönland zu dem mittlerweile heimgekehrten Bjarne Herjulfsson, kaufte das Schiff desselben und warb 35 Mann, um mit denselben eine Entdeckungsreise nach den geheimnisvollen Ländern zu unternehmen.

Es war im Jahre 1000, als sie die abenteuerliche Reise begannen. Schon nach kurzer Zeit fanden sie das Land, welches Bjarne zuletzt gesehen, warfen daselbst Anker und ruderten mit Booten an die Küste. Gras war auf derselben nicht zu erblicken, landeinwärts erhoben sich überall mächtige Eisberge, während der Raum zwischen diesen und der See sich als eine öde Steinwüste darstellte, nach welcher die Seefahrer das Land Helluland (das ist „Klippenland“) nannten. Zweifelsohne ist dasselbe identisch mit dem jetzigen Neu Fundland. Die kühnen Wikinger verblieben nur kurze Zeit auf diesen unwirtlichen Gestaden und kamen auf ihrer Weiterfahrt gen Süden an ein anderes Land, welches flach, bewaldet und mit weißen Sanddünen bedeckt war. Die Beschreibung dieser von Leif „Markland“ genannten Küste entspricht dem heutigen Neu Schottland. Von hier gelangten die Seefahrer, von günstigem Nordostwind getrieben, in zwei Tagen an ein drittes Land, woselbst sie in eine Bucht einfuhren, die zwischen einer Insel und einem Vorgebirge lag, welch letzteres sich in östlicher und nördlicher Richtung vom Festlande abzweigte. Die Schiffer ruderten durch einen Fluß in einen Binnensee, warfen ihre Anker aus und beschlossen, hierselbst Hütten zu bauen. An Stelle dieser leichteren Hütten errichteten sie gegen Einbruch des Winters große Häuser und nannten die Ansiedelung Leifsbudir. Die Gegend erwies sich als äußerst fruchtbar, See und Fluß wimmelten von großen Lachsen und das Klima war so mild, daß man

das Vieh im Winter nicht in die Stallungen zu bringen brauchte. Der Unterschied zwischen Tag- und Nachtlänge war weit geringer als auf Grönland und Island, denn am kürzesten Tage schien die Sonne von 9—3 Uhr, welches einen Breitengrad von 41° 24′ 10 ergiebt, woraus verschiedene Forscher schließen, daß Leifs Ansiedlung in dem heutigen Massachusetts gelegen haben müsse. Um eine genauere Untersuchung des Landes zu bewerkstelligen, teilte Leif seine Mannen in zwei Abteilungen, von denen die eine zur Bewachung der Ansiedlung zurückblieb, während die andere Streifzüge in die Umgegend zu unternehmen hatte.



Karte von Vinland.
Nach Angaben von Professor Eben Horsford in Cambridge entworfen von Rudolf Cronau.

Eines Tages ereignete es sich nun, daß einer der zur Kundschaft ausgesandten Männer fehlte und dieser Vermißte war ein Deutscher Namens Tyrkir (Dietrich), ein unansehnliches Männchen, aber sehr geschickt in allerlei Handwerk. Derselbe hatte schon in den Diensten von Leifs Vater gestanden und hatte Leif von dessen Kindheit an sehr geliebt. Um den Vermißten zu suchen, brach Leif selbst sofort mit 12 Männern auf, doch war man noch nicht weit gekommen, als Tyrkir ihnen entgegeneilte, augenscheinlich in einem ganz aufgeregten Zustande. Die Fragen Leifs beantwortete er in der Erregung zuerst in deutscher Sprache, zugleich lachte er vor sich hin. Erst nach einer Weile fing er an isländisch zu reden, und berichtete, daß er Reben und Weintrauben in Fülle gefunden habe, welche er von seinem deutschen Heimatlande aus sehr wohl kenne.

Die kühnen Seefahrer gaben sich nun zwei Beschäftigungen hin. Sie beluden ihr Schiff mit Holz und sammelten Weintrauben, mit welch letzteren sie das Langboot füllten. Als dann der Frühling kam, segelten sie mit ihrer Ladung von dannen. Leif gab dem Lande den Namen Vinland („Weinland“).

3. Die Fahrten Thorwald Eriksons.

Leifs Berichte über seine Entdeckungen erregten großes Aufsehen in Grönland und bereits im Jahre 1002 machte sich der Bruder Leifs, Thorwald, in Begleitung von 30 Mann auf, um mit Leifs Schiff gleichfalls eine Reise nach Vinland zu unternehmen.

Glücklich landeten sie auch bei Leifsbudir, verbrachten den Winter daselbst und lagen dem Fischfange ob. Im Frühling des nächsten Jahres sandte Thorwald einen Teil seiner Leute in dem Langboot des Schiffes aus, um die südlichere Küste zu erforschen. Dieselbe erwies sich als reich an Wald, das Fahrwasser war seicht und mit Inseln erfüllt, nirgends aber gewahrte man Spuren von Menschen, ausgenommen auf einer im Westen gelegenen Insel, woselbst man eine Schutzvorrichtung aus Holz entdeckte. Im Herbste kehrte die Entdeckungsexpedition nach Leifsbudir zurück. Im Sommer des Jahres 1004 segelte Thorwald mit seinem großen Schiffe ostwärts und gelangte, eine nördliche Richtung einschlagend, an ein großes Vorgebirge, welches eine Bai umschloß. Man nannte dasselbe Kialarnes („Kielkap"). Von dort gelangte man an ein zweites Vorgebirge, das mit reichen Waldungen bedeckt war. Die ganze Landschaft erwies sich als so herrlich, daß Thorwald mit all seinen Gefährten ans Land stieg, um einen geeigneten Platz für eine Hütte zu suchen.

Im Begriffe wieder an Bord zurückzukehren, erblickten die Wikinger auf dem Sande der Bucht in der Ferne drei kleine Erhöhungen und entdeckten beim Näherkommen, daß dieselben drei Fellboote waren, unter welchen je drei Menschen verborgen lagen. Sie gerieten mit denselben in Streit und töteten alle bis auf einen, welcher entkam.

Von Müdigkeit übermannt versanken die Seefahrer an Bord ihres Schiffes in Schlaf, wurden aber plötzlich erweckt durch einen grellen Schrei aus Hunderten von Kehlen, und bald sahen sie sich umgeben von einer unzähligen Menge von Fellbooten, welche alle dichtbesetzt von „Skrälingern", kleinen, wenig ansehnlichen Leuten, waren. In Eile ließ Thorwald die Kampfschilde an den Seiten des Schiffes befestigen, um sich nach besten Kräften zu verteidigen. Die Skrälinger („Schwächlinge") — so nannten die Wikinger diese, wahrscheinlich einem Eskimostamme angehörenden Eingeborenen — beschränkten sich aber darauf, das Schiff mit Pfeilen zu überschütten und flüchteten dann, so schnell sie konnten. Einer dieser Pfeile verwundete Thorwald unter dem Arm, und als sich die Wunde als tötlich erwies, riet der sterbende Wiking seinen Mannen, das feindliche Land so bald wie möglich zu verlassen, ihn aber vorher auf dem Vorgebirge zu bestatten, welches er sich zu seiner Heimstätte auserkoren hatte. Die Mannen thaten, wie ihnen geheißen worden, errichteten über der Ruhestätte des toten Helden ein Kreuz zu Häupten und eines zu Füßen, nannten die Stelle „Krossanes", und kehrten sodann nach Leifsbudir zurück, ihren daselbst zurückgebliebenen Genossen den traurigen Verlauf der Fahrt berichtend. Den Winter hindurch belud man nun das Schiff mit Trauben und Holz, und kehrte im Frühling des Jahres 1005 nach Eriksfjord in Grönland zurück.

4. Die mißglückte Vinlandfahrt Thorstein Eriksons.

Um die Leiche des verstorbenen Recken Thorwald zu holen und in heimischen Boden zu betten, rüstete Eriks dritter Sohn Thorstein dasselbe Schiff aus, bemannte es mit 25 auserlesen großen und starken Leuten, nahm auch sein Weib Gudrid mit sich und segelte gen Süden in das offene Meer hinaus. Doch gelang es der wackeren

Schar nicht, ihr Ziel zu erreichen, sie irrte vielmehr den ganzen Sommer umher, ohne zu wissen, wo sie sich befand, und sah sich schließlich mit Einbruch des Winters gezwungen, in Lysefjord, an der Westbygt von Grönland, wieder an Land zu gehen. Thorstein und seine Frau wurden daselbst von einem Manne Namens Thorstein Svarte aufgenommen. Bald nach ihrer Ankunft brach aber unter Thorsteins Leuten eine Seuche aus, die auch ihn ergriff und ihn nebst vielen seiner Leute hinwegraffte. Der überlebende Thorstein Svarte verkaufte im Frühling sein Gehöft und segelte mit Gudrid nach Eriksfjord, woselbst auch die Verstorbenen beerdigt wurden.

5. Der Ansiedlungsversuch Thorfinns in Vinland.

Im Sommer des Jahres 1006 langten in Grönland zwei Schiffe an, von denen das eine unter dem Befehle Thorfinns stand, der den bezeichnenden Beinamen „Karlsefni" führte, d. h. „derjenige, der ein großer Mann sein wird".

Einem der vornehmsten norwegischen Geschlechter entstammend und mehrere Könige unter seinen Vorfahren zählend, war er selbst ein bewährter Seemann, der bereits viele Reisen gemacht hatte. Als Gast Leifs blieb Thorfinn Karlsefni den Winter über mit seiner ganzen Mannschaft auf Brattahlid, feierte daselbst das Julfest und freite um Gudrid, die noch immer schöne Witwe Thorstein Eriksons. Noch im selben Winter wurde die Hochzeit gefeiert.

Selbstverständlich bildeten die Vinlandfahrten Bjarnes, Leifs und Thorwalds sehr häufig den Gegenstand der abendlichen Unterhaltung und Thorfinn Karlsefni ließ sich leicht von seinem Weibe wie von anderen bestimmen, gleichfalls eine Vinlandfahrt zu unternehmen. Die Expedition wurde im Jahre 1007 in großem Stile ausgeführt, beteiligten sich doch im ganzen 160 Männer an der Reise, von denen viele von ihren Frauen begleitet wurden. Thorfinn Karlsefni übernahm den Oberbefehl über die aus drei Schiffen bestehende Flotte, welche allerlei Lebensbedürfnisse, sowie zahlreiche Haustiere mit sich führte. Wohlbehalten gelangten die Auswanderer nach Helluland, wo sie viele Füchse sahen. In weiteren zwei Tagen erreichten sie Markland und endlich Kialarnes. Hier landeten sie und setzten zwei schottische Leibeigene aus, welche Leif in früherer Zeit von dem norwegischen Könige Olaf Trygvason erhalten hatte und die wegen ihrer Schnelligkeit berühmt waren. Sie erhielten den Auftrag die Beschaffenheit des Landes zu untersuchen. Nach dreitägiger Abwesenheit kehrten diese Kundschafter zurück mit Trauben und den Ähren von wildem Weizen beladen.

Nunmehr setzten die Seefahrer ihre Reise fort und stießen auf eine Insel, welche von so vielen Eidergänsen belebt war, daß es kaum möglich war, einen Schritt zu thun, ohne auf die Eier derselben zu treten. Der Insel gab man den Namen Straumey, der Bucht, in welcher die Insel gelegen war, hingegen den Namen Straumfjörder. Hier verblieben die Nordländer den ganzen Winter. In der Absicht die Gegend noch weiter zu erforschen, fuhr einer von Thorfinn Karlsefnis Leuten Namens Thorhall mit acht Begleitern um Furdustrandir und Kialarnes, wurden aber dortselbst von westlichen

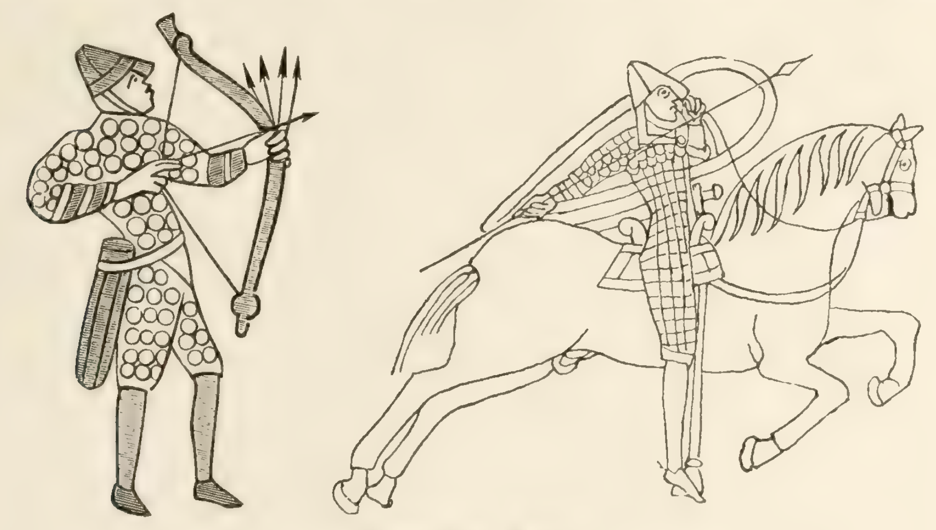
Stürmen so verschlagen, daß sie an die Küsten von Irland getrieben wurden, woselbst man sie zu Sklaven machte. Thorfinn Karlsefni zog mit seinen Mannen hingegen gen Süden, bis er an einen Fluß kam, welcher sich aus einem Binnensee in das Meer ergoß. Der Flußmündung gegenüber befanden sich einige große Inseln. Den Fluß hinauf steuerte Thorfinn Karlsefni mit seinen Leuten bis in den See und fand die Niederungen bedeckt mit wildem Weizen, auf den Anhöhen hingegen Wein in Fülle. Die Bäche waren erstaunlich reich an Fischen, desgleichen wimmelten die Wälder von allerlei Getier. Man verblieb allhier und errichtete am Ufer des Flusses eine Ansiedlung. Der Winter war äußerst milde, es fiel kein Schnee und das Vieh konnte auf den Weiden bleiben, wo es Futter in Menge fand.

Dieses sorglose Leben wurde plötzlich durch das Erscheinen von Eingebornen gestört. Eines Morgens nämlich erblickten die Ansiedler auf dem Wasser eine große Anzahl von Fellbooten. Die Insassen derselben waren von dunkler Hautfarbe und hatten ein bösartiges Aussehen, struppige Haare, große Augen und breite Backenknochen. Auf die friedlichen Zeichen der Wikinger ruderten die Wilden aber auf sie zu, staunten die Fremden an, wunderten sich über alles was sie sahen und entfernten sich nach kurzem Verweilen wieder in ihren Booten. Im Frühling des Jahres 1008 kehrten sie hingegen in so großer Zahl zurück, daß die Menge ihrer Boote einen Eindruck hervorrief, als sei die ganze Bucht mit Kohlen bestreut. In Kürze entspann sich nun ein Tauschhandel zwischen den Ansiedlern und den Eingebornen. Von letzteren wurde rotes Zeug besonders bevorzugt, gegen welches sie allerlei Felle und Pelzwerk tauschten. Für ein spannenlanges Stück Zeug gaben die Wilden ein ganzes Fell, und als allmählich der gesuchte Tauschartikel knapper wurde, zerschnitt man das Zeug in kleine fingerbreite Streifchen, für welche die Eingebornen aber ebensoviel, ja fast noch mehr, als früher gaben. Ihrem Verlangen, auch Schwerter und Lanzen der Wikinger einzutauschen, kamen die letzteren aber nicht nach, da Thorfinn Karlsefni in weiser Voraussicht seinen Mannen aufs strengste verboten hatte, dieselben zu verkaufen oder zu vertauschen. Dagegen war auch Milch ein sehr begehrter Artikel. Während dieser Handel noch in vollem Gange war, ereignete es sich, daß einer der zu Karlsefnis Herden gehörigen Stiere ein lautes Gebrüll ausstieß, worüber die Eingebornen so heftig erschraken, daß sie Hals über Kopf zu ihren Booten stürzten, davonruderten und volle drei Wochen verschwunden blieben.

Kurz nach diesem Ereignisse gebar Gudrid, Thorfinn Karlsefnis Weib, einen Sohn, welcher den Namen Snorre erhielt. Dieser Snorre ist der erste Weiße, welcher auf dem Festlande Amerikas das Licht der Welt erblickte.

Mit Einbruch des Winters erschienen die Eingebornen aufs neue, aber in einer so ungeheuren Menge, daß ihre Boote einem gewaltigen Strome gleich von Süden her sich näherten. Mit langen Stangen bewaffnet stießen die Skrälinger ein lautes Geheul aus und äußerten auch so viele Zeichen der Feindseligkeit, daß Thorfinn Karlsefni mit seinen Leuten an Stelle des den Frieden bedeutenden weißen Schildes einen roten Kampfschild erhoben und denselben den Näherkommenden entgegenhielten. Ein heftiger Kampf

entbrannte alsbald. Thorfinn Karlsefni und seine Krieger wurden von Steinen und Wurfgeschossen überschüttet, desgleichen hatten die Wilden eine sehr schwere Kugel von bläulicher Farbe und in Form eines Schafsmagens an einer langen Stange befestigt und schleuderten dieselbe mit entsetzlichem Getöse zwischen die Wikinger. Dieses ungewohnte Wurfgeschoß erregte solche Bestürzung unter den Normannen, daß sie den Fluß entlang flüchteten, bis sie an einige Felsen gelangten, wo sie sich tapfer zur Wehr stellten, um so mehr als Fröjdisa, eine der Frauen, sie wegen ihrer Verzagtheit schalt und ihnen zurief: „Warum flieht ihr vor diesen armseligen Schwächlingen, ihr, die ihr doch so tapfere Krieger sein wollt? Hätte ich nur eine Waffe, so wollte ich mutiger streiten als



Normannische Krieger.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung auf einem Teppich von Bayeux.

ihr!" So zog sich der Kampf bis in den Wald hinein. Fröjdisa, die ein Kind unter dem Herzen trug, befand sich mitten unter den Streitenden und bereitete sich, als die Eingebornen ihr näher kamen, auf die Verteidigung vor. Im Gehölze fand sie die Leiche des Thorbrand Snorrason, ein flacher Stein war demselben in die Schläfe gedrungen, doch lag sein bloßes Schwert ihm noch zur Seite. Fröjdisa ergriff dasselbe, entblößte ihre Brust und setzte die Spitze des Schwertes auf dieselbe, um im entscheidenden Augenblick ihrem Leben ein Ziel zu setzen. Dieser Anblick erregte unter den Eingebornen so große Verwirrung, daß sie zu ihren Booten eilten und von dannen ruderten. Karlsefni mit seinen Leuten, wenn auch fast sämtlich verwundet, hatten nur zwei Tote zu beklagen, die Eingebornen dagegen ließen viele der ihrigen als Leichen auf der Kampfstätte zurück.

Die Ansiedler sahen ein, daß dies schöne Land keine bleibende Stätte für sie sein könne, und entschlossen sich daher nach Grönland zurückzukehren. Der Küste entlang nördlich segelnd, kamen sie nach Straumfjörder, wo sie zunächst verblieben. Hier nahm Thorfinn Karlsefni eines der Schiffe, um Thorhall zu suchen, doch blieben alle Forschungen nach demselben erfolglos. Nach einem ziemlich unruhig verbrachten Winter

wurde die Rückreise nach Grönland fortgesetzt. In Markland traf man mit fünf Eingebornen zusammen, augenscheinlich eine Skrälingerfamilie, welche aus einem bärtigen Manne, zwei Frauen und zwei Knaben bestand. Man bemächtigte sich der Knaben und führte dieselben mit nach Grönland, wo sie in der nordischen Sprache unterrichtet und später getauft wurden.

Von diesen Knaben erfuhren die grönländischen Kolonisten viel über die Verhältnisse ihres Heimatlandes, so z. B. daß die Eingebornen in Höhlen und zwischen Klippen wohnten und von Häuptlingen beherrscht wurden, von denen einer Avalldamon, ein anderer Valldidida hieß.

Im weiteren Verlaufe der Rückreise Thorfinn Karlsefnis und seiner Expedition wurde eines der Schiffe vom Sturme bis an die felsigen Küsten von Irland verschlagen und das Schiff begann zu sinken. Da aber nur ein brauchbares Boot zur Stelle war, welches bloß die Hälfte der Mannschaft fassen konnte, ließ der Führer des Schiffes, Bjarne Grimolfsson, unter den Leuten das Los ziehen, wer von ihnen zurückbleiben und wer das Boot besteigen solle. Bjarne selbst befand sich unter den letzteren und hatte bereits mit den anderen das Boot bestiegen, als einer der Zurückbleibenden, ein Isländer, rief: „Bjarne, gedenkst du dich jetzt von mir zu trennen?“ Dieser erwiderte, es sei der Wille des Schicksals. „Aber du gelobtest doch meinem Vater,“ entgegnete der erste, „daß du dich nicht von mir trennen wolltest, daß uns stets dasselbe Los treffen solle.“ „Nun denn,“ antwortete Bjarne, „da ich sehe, wie sehr dir daran liegt, dein Leben zu sichern, so möge es anders sein. Gehe du ins Boot und ich kehre auf das Schiff zurück.“ Der Isländer that also und segelte mit den übrigen von dannen. Sie erreichten Dublin, wo sie berichteten, was sich ereignet hatte. Von Bjarne und den anderen zurückbleibenden Leuten ward nie wieder etwas vernommen.

Das von Thorfinn Karlsefni geführte Schiff erreichte glücklich Eriksfjord in Grönland.

Über den weiteren Lebenslauf der einzelnen Personen ist noch folgendes bekannt. Thorfinn Karlsefni verließ bald nach seiner Rückkehr Grönland, und fuhr mit seinem Schiffe gen Norwegen. Dasselbe war mit wertvollen Dingen so beladen, daß allgemein betont wurde, noch niemals habe ein an Schätzen so reiches Schiff einen grönländischen Hafen verlassen. In Norwegen traf Thorfinn mit einem deutschen Kaufmann aus Bremen zusammen, welcher ihm für ein aus Vinland mitgebrachtes Stück Maserholz eine halbe Mark Goldes gab. Im Jahre 1015 zog Thorfinn Karlsefni nach Irland, wo er sich in Skagefjord, im nördlichen Teile der Insel, niederließ. Sein in Vinland geborner Sohn Snorre übernahm nach dem Tode Thorfinns die Besitzungen desselben. Seine Mutter Gudrid machte später eine Pilgerfahrt nach Rom und kehrte dann in das Haus ihres Sohnes nach Glaumboe zurück, wo inzwischen Snorre eine Kirche errichtet hatte.

Snorres Tochter Halfrida war die Mutter des berühmten Bischofs Thorlak Runolfsson, der im Jahre 1085 geboren wurde und welchem hauptsächlich die Aufzeichnungen über die älteren Vinlandreisen zu verdanken sind. Snorre wurde der

Stammvater eines angesehenen Geschlechtes, welchem zahlreiche berühmte Männer entsprangen. Einer der bekanntesten ist der Bildhauer Berthel Thorwaldsen, dessen in dem Thorwaldsen Museum gesammelte Werke eine der Hauptzierden der dänischen Hauptstadt Kopenhagen bilden.

6. Die Vinlandreise der Frögdisa, des Helge und Finnboge.

Im Sommer des Jahres 1011 kam von Norwegen ein Schiff, unter dem Befehle von zwei Brüdern, Helge und Finnboge, stehend, welche aus Oestfjordena in Island stammten. Sie ließen sich von Frögdisa, der Teilnehmerin an der Fahrt Thorfinn Karlsefnis, bereden, mit ihr eine neue Vinlandfahrt zu unternehmen und den Gewinnst derselben zu teilen. Es wurde ein förmlicher Vertrag geschlossen, wonach ein jeder der Beteiligten außer den Frauen 30 kampffähige Männer zu stellen hätte. Der Bruder Frögdisas, Leif, ließ sich bereit finden, ihnen die Häuser zu überlassen, die er während seines früheren Aufenthaltes in Vinland hatte bauen lassen. Schon gleich zu Anfang der Reise brach aber Frögdisa den geschlossenen Vertrag, indem sie fünf Männer mehr als die festgesetzte Zahl mitnahm und dieselben verbarg, bis sie in Vinland ankamen.

Das Schiff landete in Leifsbudir im Jahre 1012 und wurde der Winter daselbst verbracht. Gleich bei der Ankunft in Vinland entspannen sich zwischen den beiden Brüdern und Frögdisa Streitigkeiten, indem letztere die Hütten Leifs für sich allein in Anspruch nahm. Um ernstere Zwistigkeiten zu vermeiden, trugen die Brüder ihr Hab und Gut aus den Häusern fort und errichteten, weiter vom Meere entfernt, am Ufer eines Sees eigene Wohnstätten. Trotzdem wuchsen die Streitigkeiten zwischen den beiden Parteien immer mehr, so daß schließlich kein Verkehr zwischen den Niederlassungen derselben stattfand.

Um sich nun in den Alleinbesitz der Schiffe und des sonstigen Eigentums zu setzen, schmiedete Frögdisa einen Plan, wie er hinterlistiger kaum erdacht werden kann. Sie verließ zu diesem Zwecke in aller Morgenfrühe ihr Bett, hüllte sich in den Mantel ihres Mannes und ging bloßen Fußes bis vor das Haus der beiden Brüder.

Die Thür des Hauses öffnend, veranlaßte sie Finnboge, der am äußersten Ende der Stube lag, aufzustehen und mit ihr ins Freie zu kommen, da sie mit ihm zu reden habe. Hier forschte sie ihn zunächst über seine Pläne aus, und ersuchte ihn zugleich, sein größeres Schiff gegen das ihrige auszutauschen, da sie das Land verlassen wolle. Finnboge erklärte sich dazu bereit, falls sie dann zufrieden sein wolle. Nach dieser Vereinbarung kehrten beide in ihre Hütten zurück.

Zu ihrem Manne Thorvard heimgekehrt, erweckte sie denselben und erzählte ihm, daß sie bei den beiden Brüdern gewesen sei, um in friedlicher Weise bezüglich ihres Schiffes zu verhandeln, daß sie aber aufs schändlichste und unbarmherzigste geschlagen und zugerichtet worden sei. Würde er diese Schmach nicht rächen, so werde sie ihn sofort verlassen. Thorvard weckte alsbald seine Mannen, befahl ihnen, sich zu bewaffnen und fiel an der Spitze seiner Schar über die friedlich schlafenden Nachbarn her, fesselten sie und führten sie so ins Freie, wo Frögdisa einen nach dem anderen töten ließ.

Zur Tötung der gleichfalls gefangenen Frauen (fünf an der Zahl) wollte sich keiner der Männer verstehen. Da forderte Frögdisa eine Axt, erschlug eigenhändig die Weiber, verweilte bei ihnen bis sie ihren Geist aufgegeben hatten und kehrte sodann, ohne Reue über diese Unthat zu empfinden, in ihre Wohnung zurück.

Im Frühling des Jahres 1013 kehrte Frögdisa mit ihren Mannen nach Grönland zurück, reiche Ladung mit sich führend. Die Fahrt war eine so glückliche, daß sie bereits früh im Sommer Eriksfjord erreichten. All ihren Mannen gab Frögdisa reiche Geschenke, um ihr Schweigen zu erkaufen, außerdem bedrohte sie den mit dem Tode, welcher das Geheimnis der in Vinland verübten Gewaltthaten verraten werde.

Nichtsdestoweniger ward aber die Sache ruchbar, und Leif, Frögdisas Bruder, ließ drei der Männer aus Frögdisas Gefolge greifen und so lange foltern, bis sie einen ausführlichen Bericht gegeben hatten.

„Ich kann gegen meine Schwester Frögdisa nicht handeln, wie sie verdiente,“ sagte er, „aber soviel weiß ich, daß sich ihre Unthat noch an ihren Nachkommen rächen wird. —

* * *

Aus den altisländischen Manuskripten geht hervor, daß auch späterhin noch mehrere Fahrten von Grönland aus nach Vinland stattfanden, doch sind die Nachrichten über diese Unternehmungen zu wenig zusammenhängend, um aus denselben befriedigende Bilder der einzelnen Fahrten gewinnen zu können.

Im Jahre 1059 soll sich ein Priester irischer oder angelsächsischer Abkunft, Namens John, von Island nach Vinland begeben haben, um den dortigen Kolonisten zu predigen. Der Sage nach aber sei er von Heiden daselbst erschlagen worden. Bestimmt ist, daß im Jahre 1121 Bischof Erik Gnupson von Grönland eine Reise nach Vinland unternahm und auch wohlbehalten daselbst anlangte, und muß aus dieser Fahrt fast geschlossen werden, daß eine größere Ansiedlung der Normannen in Vinland bestanden habe. Die letzte Vinlandfahrt, von welcher berichtet wird, fand von Grönland aus im Jahre 1347 statt, und wurde unternommen, um von Markland her eine Ladung Bauholz zu holen. Auf der Rückfahrt wurde das mit 17 Leuten bemannte Schiff von einem Sturme nach Island verschlagen und erreichte mit Verlust aller Anker Straumfjord in Westisland. —

Über die Kolonien der Norweger auf Grönland ist noch zu berichten, daß dieselben anscheinend in Abhängigkeit zu dem alten Mutterlande Norwegen gestanden zu haben scheinen und an die norwegischen Könige Tribut entrichteten. Einer alten dänischen Chronik zufolge verweigerten sie diesen Tribut aber im Jahre 1256, worauf auf Ersuchen des Königs Magnus der mit ihm nahe verwandte König Erik von Dänemark eine Flotte ausrüstete, um den Tribut gewaltsam einzutreiben. Diese Flotte erschien auch im Jahre 1261 vor Grönland und erregte daselbst so große Bestürzung, daß die dortigen Kolonisten reumütig um Frieden nachsuchten.

Mit der Zeit gestalteten sich die Verhältnisse der grönländischen Kolonien äußerst ungünstig. War schon die Herrschaft des alten Mutterlandes Norwegen der Blüte der-

selben nicht sonderlich förderlich, so geriet die Verbindung mit Europa noch mehr in Verfall, nachdem die Königin Margarete die Kronen Norwegens und Dänemarks vereinigte. Es wurde den Schiffern bei Verlust des Lebens verboten, nach Grönland zu fahren, höchstwahrscheinlich, weil man eine Erhebung des Tributes seitens Unbefugter befürchtete. So entgingen im Jahre 1389 einige Schiffer, die im Verdachte standen, daß sie die königlichen Abgaben in Grönland erhoben hätten, dem Tode nur nach eidlicher Versicherung, daß sie durch Stürme an die Küsten Grönlands verschlagen worden waren. „Die Gefahr aber," so berichtet eine dänische Chronik („Bericht von Gröhnland, gezogen aus zwo Chroniken" von Henrich Sievers, Hamburg 1674), „aus welcher sie gekommen wahren, und das zum andermahl gegäben gar stränge Verboht, daß niemand ohn Uhrlaub nach Gröhnland fahren solte, schrekkete die andern dermassen, daß von der Zeit an weder Kauffman noch Schiffer dahin sich wagen dürffen. Die Königin hat zwahr eine Zeitlang hernach etzliche Schiffe dahin gesand, es seind aber dieselbe nicht wider zu Gesichte gekommen und hat man nicht gewust, ob sie zu Grunde gegangen, weil man weder wo, noch wie erfahren können. Dis hat die alten Schiffer von Norwägen in Furcht gesätzet, daß sie also auf dises Mähr sich nicht mehr wagen wollen. Die Königin, welche in Swedische Krige geraten wahr, haht sie auch nicht dazu genöthiget, und auf Gröhnland keine Achtung gehabt."

Zu diesen mißlichen Verhältnissen gesellten sich noch manche andere. Der Verkehr wurde durch Seeräuber aufs empfindlichste gestört, so unternahm z. B. im Jahre 1418 eine größere Bande englischer Freibeuter einen Angriff auf die Eystribygd und verwüstete dieselbe zum großen Teil. Vestribygd hingegen vermochte sich der Skrälinger, der Eskimos, nicht zu erwehren und wurde völlig verlassen. Von Norden her schoben sich der Ostküste entlang gewaltige Eismassen, welche die Landung daselbst unmöglich machten und den im Jahre 1408 von Drontheim nach Grönland fahrenden letzten Bischof, den siebzehnten in der regelmäßig aufeinander folgenden Reihe, zur Umkehr zwangen. Hierzu kam im Jahre 1423 ein furchtbar kalter Winter im Norden, welcher Hungersnot und Pestseuchen im Gefolge hatte. Möglich ist, daß hierdurch die überlebenden Kolonisten auf Grönland zu Grunde gingen, möglich ist aber auch, daß dieselben, nachdem jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten worden war, sich mit den Eskimos vermischten und also vollständig eskimoisierten. Diese letztere, von Nordenskiöld aufgestellte Annahme scheint durch folgenden, von Finn Magnusen mitgeteilten Auszug aus einer lateinischen Handschrift bestätigt zu werden, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Bischof Gissle Oddsön in Skalholt auf Island unter Benutzung der dortigen Archivsammlung verfaßt wurde: „Im Jahre 1342 fielen Grönlands Bewohner von dem wahren Glauben und Christentum ab, und gingen, alle Ehrbarkeit und Tugend vergessend, zu den amerikanischen Völkern über. Man hält nämlich dafür, daß Grönland den Westländern ganz nahe liegt. Hierdurch ist es gekommen, daß die Christen sich der Schiffahrt nach Grönland enthalten haben." —

* *
*

Waren alle Beziehungen zu Grönland auch abgeschnitten und das Land, sowie die andern wichtigen Entdeckungen der Wikinger auf dem Festlande Amerikas der Vergessenheit verfallen, so erhielt sich aber der Name und der Begriff der ungefähren Gestaltung dieser amerikanischen Gebiete das ganze Mittelalter hindurch. So findet sich Grönland noch auf einer von Nordenskiöld in der Stadtbibliothek von Nancy aufgefundenen handschriftlichen Karte, die im Jahre 1427 von Claudius Clavus*) angefertigt wurde. Auf derselben ist westlich von dem in Form eines Halbmondes dargestellten Island ein größeres Gebiet angedeutet und mit dem Namen „Gronlandia provincia“ bezeichnet worden. Unter dem Namen „Engroueland“ finden wir diese nordischen Regionen auf einer Karte des nördlichen Europa in der von Nicolaus Donis im Jahre 1482 zu Ulm herausgegebenen „Cosmographia“ des Ptolemäus**), desgleichen auf einer von Benedetto Bordone im Jahre 1547 gezeichneten Karte von Skandinavien. Ferner ist Grönland auf einer handschriftlichen Weltkarte des 15. Jahrhunderts im Britischen Museum***), auf der Karte des nördlichen Europa in Olaus Magnus „Historia de gentium septentrionalium etc.“ (Basel 1567) dargestellt†), und zwar auf letzterer Karte unter dem Namen „Gruntlandia“ mit dem Zusatze: Hic habitant Pygmei vulgo Screlinger dicti, d. h.: „Hier wohnen Zwerge, welche Skrelinger genannt werden“.

Die Vorstellung von jenem Lande wurde aber immer unklarer und verschwommener, und erscheint Grönland bald als eine Insel, bald als eine langgestreckte Halbinsel, die, bei Lappland ansetzend, weit über Skandinavien und Großbritannien hinaus in den Ozean reicht.

Von ganz besonderem Interesse sind aber zwei Karten, von denen die erste der in einem der folgenden Kapitel enthaltenen Reiseschilderung der venetianischen Brüder Zeno beigegeben ist. Die zweite, hier reproduzierte, hingegen ist der Aufschrift zufolge von dem Isländer Sigurd Stephanius im Jahre 1570 entworfen worden, und zwar, wie angenommen wird, auf Grund der in den alten Manuskripten enthaltenen Reiseberichte.

Der Verfertiger dieser Karte giebt zu den in dieselbe eingetragenen großen Buchstaben folgenden Schlüssel:

„A. In dieses Gebiet kamen die Engländer, es ist bekannt seiner Unfruchtbarkeit halber, die durch Sonne und Kälte erzeugt sein mag. B. Nahebei liegt Vinland, nach der Menge der daselbst zu findenden brauchbaren Dinge oder nach seiner Fruchtbarkeit Gooda, „das Gute“ genannt. Unsere Landsleute haben gedacht, daß es gen Süden in die See ausläuft, und daß ein Sund oder ein Fjord es von Amerika scheiden. C. Dies Land heißt Riseland oder „das Land der Riesen“, sie haben Hörner und werden Skrikfinna, „Finnen, welche Schreck einflößen“, genannt. D. ist ein weiter östlich gelegenes Land, dessen Bewohner infolge ihrer langen Nägel Klofinna, „Finnen mit

---

*) In Faksimile abgebildet in Nordenskiölds „Studien“ S. 64 u. ff.

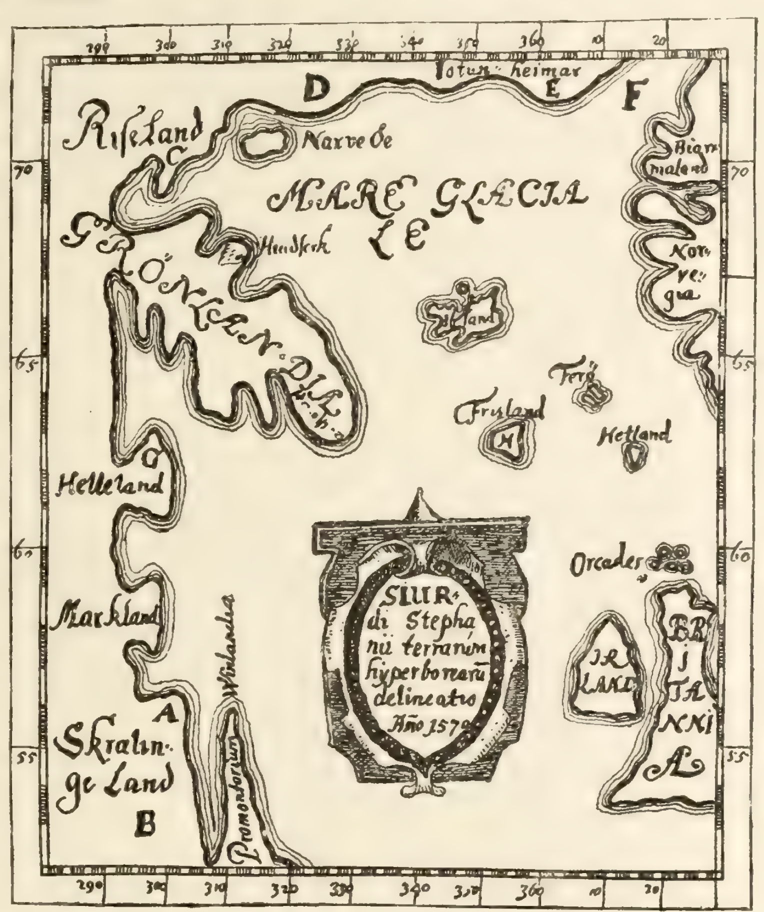
**) Abgebildet in Nordenskiölds „Studien“ S. 31.

***) Ebendaselbst S. 33.

†) Ebendaselbst S. 37.

Klauen" genannt werden. E. ist Jotunheimar, der Wohnsitz der mißgestalteten Riesen. F. Hier glaubt man an das Vorhandensein eines Fjordes oder Sundes, der gen Rußland führt. G. Ein in den Historien oft erwähntes felsiges Land. H. Welche Insel dies ist, weiß ich nicht, es mag die Insel sein, welche ein Venediger fand und welche die Deutschen Friesland nennen.

Aus allen diesen Karten geht zweifellos hervor, daß die Erinnerung an Grönland und die anliegenden Länder nicht, wie so oft behauptet wird, den Europäern des späteren Mittelalters gänzlich entschwunden war. Bereits Christian I. von Dänemark sandte im Jahre 1476 eine Expedition unter dem Polen Johann von Kolno (auch Scolnus, Szolvus, Scolve und Szolny genannt) aus, mit dem bestimmten Auftrage, die mit Grönland unterbrochenen Verbindungen wieder aufzunehmen. König Christian III. „vergönnete", wie die bereits angeführte dänische Chronik von Sievers berichtet, „einem jeden, wer Belibung solches zu tuhn hätte, nach Gröhnland zu fahren ohne seine besondere Zulassung. Aber die Norwäger wahren damahln so swach von Schiffen, auch sonst so arm, daß sie keine Mittel hatten, um zu solcher swären und gefährlichen Reise sich auszurüsten."



Karte des Isländers Sigurd Stephanius vom Jahre 1570.

Christian IV. rüstete sogar selbst zu Anfang des 17. Jahrhunderts drei Expeditionen zur Aufsuchung der grönländischen Kolonien aus, die sämtlich auch ihren Bestimmungsort erreichten, mit den dortigen Eingebornen, den Eskimos, Handel trieben, von Bewohnern europäischer Abkunft aber nichts zu berichten wußten. Eine von der Grönländischen Gesellschaft zu Kopenhagen im Jahre 1636 ausgesandte Expedition blieb gleichfalls erfolglos.

Auch der dänische Missionar Hans Egede, welcher im Jahre 1721 nach Grön=

land reiste, hatte die direkte Weisung, sich nach dem Schicksal der verschollenen Kolonien umzusehen, was derselbe aber schließlich fand, waren nur Ruinen und Gräber. Die ersten Nachrichten über derartige „Rudera oder Vestigia von den alten Nordischen Leuten" erhielt Egede im Oktober 1722 und er sagt darüber in seinem Tagebuche*), daß drei junge Grönländer zu ihm kamen und ihm berichteten, „daß ohngefehr 3 Tage-Reise von uns nach Osten zu ein großes Stein-gemauertes Haus zu sehen wäre, so vor langer Zeit, nach Bericht ihrer Väter, von den Kablunanen soll erbauet seyn (also nennen sie uns und alle anderen Nationen). Die aber so es erbauet, wären vorlängst gestorben, so daß nur hier und dar noch die Plätze zu sehen seyn, darauf sie gewohnet, nebst einigen zerfallenen Hütten. Die Wahrheit nun deßfalls zu erfahren, war wegen der jetzigen Jahres-Zeit keine Gelegenheit darzu, wurde aber nachgehends von mir in allem so befunden."

Aus dieser Notiz ergiebt sich zugleich, daß das Andenken an die ehemalige nordisch-europäische Bevölkerung noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter den Eingebornen Grönlands, den Skrälingern oder Eskimos, lebendig war.

Die alten Ruinen, welche seit dieser Entdeckung Gegenstand vielfacher und sorgfältigster Untersuchungen seitens hervorragender Gelehrten geworden sind, bestehen nach der Einteilung von Nordenskiöld 1) aus niedrigen, oft im Grasteppich verborgenen Grundmauern viereckiger Gebäude, gewöhnlich 4 bis 6 Meter breit, in ihrer Länge aber je nach der Zahl der Wohnräume, oder der mit einer gemeinsamen Mauer aufgeführten Gebäude verschieden. Die Mauern haben eine Dicke von 1 Meter und darüber, sind ohne Hilfe von Mörtel aus mitunter so ungeheuer großen Steinen zusammengefügt, daß es sich schwer begreifen läßt, wie es möglich war, dieselben ohne Winde und passende Hebegeräte genau in ihren Platz einzupassen. Die Thüröffnungen sind klein, und von Fenstern findet sich keine Spur. Die Fußböden bestehen aus Lehm, scheinen aber, nach den aufgefundenen Spuren zu urteilen, mit Brettern belegt gewesen zu sein.

2) Aus Überresten von Kirchen, von denen die hier abgebildete Ruine von Kakortok, in der Nähe des heutigen Igalikofjordes, die am besten erhaltene ist. Der Engländer Major hält dieselbe als identisch mit der in Ivar Bardsens Bericht erwähnten Kirche von Hvalsöerfjord. Da bei ihrer Aufführung Mörtel zur Anwendung kam, so glaubt man, die Kirche der späteren Zeit des Bestehens der grönländischen Kolonien zuschreiben zu müssen.

3) Aus ringförmigen Mauern von unbedeutendem Durchmesser, welche möglicherweise als Wacht- oder Glockentürme dienten.

4) Aus ringförmigen Steinpflasterungen verschiedenen Umfanges, die für Grundmauern zu Rundhäusern, als Richtplätze oder Einfriedigungen von Viehplätzen angesehen werden.

5) Aus Steinwahrzeichen und anderen zufälligen Baulichkeiten verschiedener Art.

*) Ausführliche und wahrhafte Nachricht vom Anfange und Fortgange der grönländischen Mission von Hans Egede (Hamburg 1740), S. 50—51.



Ruine der Kirche zu Kakortok.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

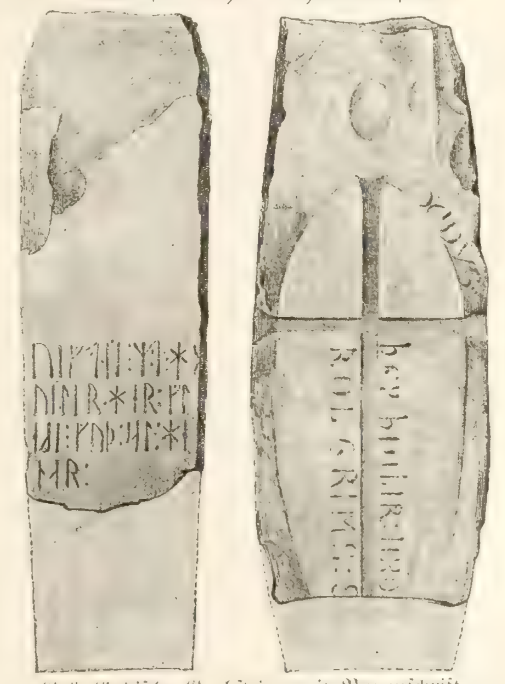
6) Aus Begräbnisplätzen in der Nähe früherer Kirchen. Die in diesen Grabstätten ruhenden Leichen sind manchmal noch von Resten von Wollstoffen umgeben und liegen oft in Holzkisten, die mit Holz- oder Eisennägeln zusammengefügt sind. Oft fehlt sowohl Sarg wie Leichenkleid, was wohl darauf beruhen dürfte, daß die Toten in Leichenkleidern aus Fellen begraben wurden, von denen jetzt keine Überreste mehr vorhanden sind.

In der Nähe von mehreren dieser Kirchenruinen wurden Bruchstücke von Grabsteinen mit Runenschriften aufgefunden, so auf dem Kirchhofe zu Brattahlid ein solcher mit der Inschrift: VIGDIS MD HVILIR HER · GLEDE GUD SAL HENNAR, zu deutsch: „Hier ruht Vigidis, M. D. Möge Gott ihre Seele mit Freude erfüllen.“

Ein zweiter Grabstein aus Granit, 1 Meter lang, wurde im Jahre 1831 bei der Kolonie Friedrichsthal auf dem Friedhofe der ehemaligen Kirche zu Herjulfsnäs aufgefunden. Er trägt innerhalb einer ovalen Umfassung ein Kreuz und daneben in Runen die folgende Inschrift:

HER : HVILIR : HRO . . . . .
KOLGRIMS : S.

zu deutsch: Hier ruht Hro . . . . .
Kolgrims : Sohn



Grönländische Grabsteine mit Runenschrift.
Nach den im Museum zu Kopenhagen befindlichen Originalen gezeichnet von Rudolf Cronau.

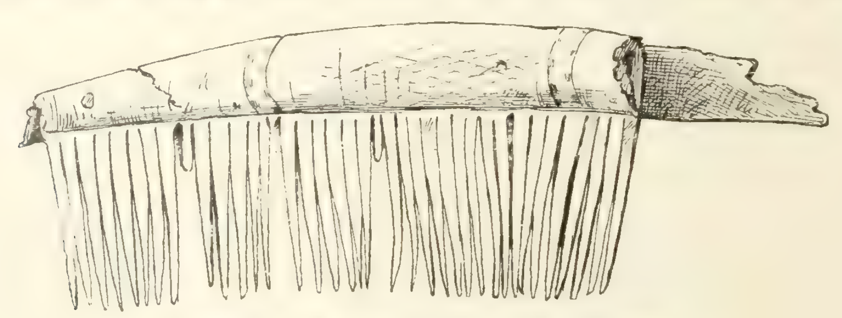
Außerhalb der ovalen Einfassung ist noch das Wort IDVS zu lesen.

In der Nähe der Kirchenruinen von Igaliko wurden gleichfalls einige Bruchstücke alter Grabsteine gefunden, desgleichen sechs kleine Kreuzchen aus Holz, von denen eines einige Runenzeichen trägt. Im Museum für nordische Altertümer zu Kopenhagen wird

Zwei Holzkreuzchen und ein Metallplättchen, die Kreuzigungsszene darstellend, gefunden in Grönland, jetzt im Museum für nordische Altertümer zu Kopenhagen.
Nach den Originalen gezeichnet von Rudolf Cronau.

ferner eine kleine, wenige Centimeter große Metallplatte aufbewahrt, auf welcher in rohen Zügen der gekreuzigte Erlöser mit zwei danebenstehenden Frauenfiguren dargestellt ist.

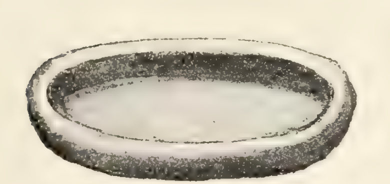
Auffallend spärlich sind die Funde von altnordischem Hausgeräte in Grönland. Sie beschränken sich auf wenige Topfscherben, einige Senksteine zum Beschweren der Fischnetze, einige Nägel und Pfriemen, Handmahlsteine, mehr oder weniger bearbeitete Stücke Fischbein, zwei aus Holz geschnitzte Kämme und zwei kleinere Gefäße aus sogenanntem



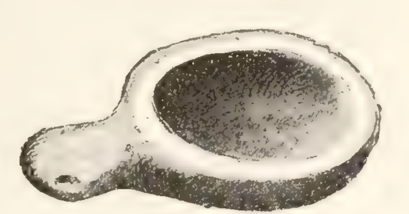
Altnordischer Holzkamm, gefunden in Grönland, jetzt im Museum für nordische Altertümer zu Kopenhagen.

Glockenmetall. Dieses Glockenmetall ist eine eigentümliche bleigraue bis messinggelbe Metalllegierung, welche man zur Herstellung von allerlei größeren und kleineren Gefäßen, zu Lanzenspitzen, Schmucksachen und dergl. verwendete. Das Museum zu Kopenhagen

bewahrt außer diesen beiden Schalen noch zahlreiche Bruchstücke von verschiedenen Gefäßen, welche aus dieser eigenartigen Metalllegierung gefertigt wurden.


Schale aus Glockenmetall.


Senkstein.


Schale aus Glockenmetall.

Ebendaselbst werden ein grobes, dunkelbraunes Wollgewand, eine Anzahl bunte Glasperlen, sowie ein kleines, aus Kupfer gefertigtes Pferd aufbewahrt.


Figürchen aus Kupfer. (Grönland.)

Selbstverständlich hat man auch den Spuren der nordischen Kolonisten in Vinland und Markland nachzugehen gesucht, doch blieben diese Bemühungen bis vor kurzem ohne ein positives Resultat. Lange Zeit glaubte man, die Ruinen eines in der Stadt Newport in Massachusetts errichteten Rundturmes als Überrest einer von den grönländischen Skandinaviern erbauten Kapelle ansehen zu dürfen, doch stieß diese Annahme auf so mancherlei Bedenken, daß dieselbe neuerdings aufgegeben worden ist. Auch die von Rafn und anderen als Runen gedeuteten Skulpturen des berühmten Felsblockes bei Dighton erwiesen sich als Bilderschriften unzweifelhaft indianischen Ursprunges, ebenso konnte die Behauptung, daß ein im Jahre 1831 am Fall River in Massachusetts aufgefundenes Skelett, angeblich in eine Rüstung gehüllt, die Überreste eines nordischen Kriegers seien, nicht aufrecht erhalten werden.

Erst neuerdings scheint es dem Professor Eben Horsford in Cambridge bei Boston nach langjährigen Bemühungen gelungen zu sein, die Lage der normannischen Kolonien in Vinland mit Sicherheit zu bestimmen. Die meisten der zahlreichen Forscher, welche sich mit den Vinlandsagen beschäftigten, darunter Alexander von Humboldt, Rafn und viele andere, waren in ihren Schlüssen darin übereingekommen, daß der Sitz dieser altskandinavischen Kolonien in dem heutigen Massachusetts gesucht werden müsse, und diese Annahme scheint sich durch die Ergebnisse der Untersuchungen Horsfords bewahrheiten zu sollen. An den Ufern des Charles Rivers bei Cambridge entdeckte er nicht nur die Spuren von zwei ehemaligen größeren Blockhäusern, sondern auch von fünf Hütten, die ihrer Anlage und ihrem Grundrisse zufolge mit denen der normannischen Bauten in Grönland übereinstimmen. In der Nähe dieser uralten Wohnplätze befanden sich drei ausgeworfene Tümpel, Fischfallen, in denen die mit der Flut hierher gelangenden Fische bei eintretender Ebbe verblieben und so leicht eine Beute der Fischer wurden. Die

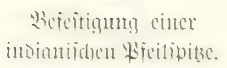
Anlage solcher Fischfallen durch die grönländischen Kolonisten wird in den alten Sagas ausdrücklich erwähnt. Ferner wurden künstliche Kanäle, Dämme, terrassierte Versammlungsplätze nachgewiesen, desgleichen verschiedene bearbeitete Steine zum Beschweren der Fischnetze, sowie ein großer Steinmörser ähnlich denjenigen aufgefunden, wie sie in alter Zeit in Norwegen zum Mahlen des Getreides in Gebrauch waren. Auch eine Reihe von anderen Übereinstimmungen lassen darauf schließen, daß Professor Horsfords Meinung, hierselbst sei die Lande- und Wohnstätte Leifs und Thorfinns gewesen, Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat. (Vergleiche die nach den Angaben des Professor Horsford entworfene Kartenskizze S. 123.)

Der Verfasser dieses möchte die Aufmerksamkeit der Forscherwelt auf einige Gegenstände lenken, welche bisher kaum beachtet unter den Schätzen des Königl. Ethnographischen Museums zu Kopenhagen aufbewahrt werden.

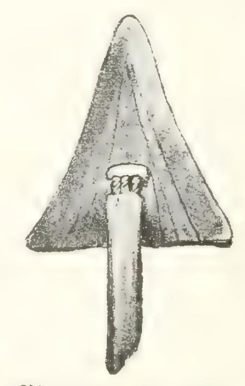
Dieselben sind in dem Kasten 41 vereinigt und bestehen aus verschiedenen Sachen von Kupfer, Bronze und Silber, welche in indianischen Gräbern bei Middleborough und Four Corners in Massachusetts gefunden wurden, und sich bereits seit den Jahren 1843 und 44 im Besitze des Museums befinden.

Unter diesen Gegenständen wollen uns der obere Teil, sowie verschiedene Bruchstücke einer gutgearbeiteten, dünnen silbernen Vase, einige Löffel aus Kupfer und Bronze, zwei Pfeilspitzen aus Bronze, sowie die Bruchstücke eines eigentümlichen Gürtels als besonders wichtig erscheinen. Alle diese Gegenstände bezeugen eine bedeutende Fertigkeit im Bearbeiten der Metalle und ist auch die verwendete Bronze von einer ungewöhnlich schönen Legierung. Die Urbewohner der atlantischen Küsten Nordamerikas, wie auch der Binnenländer haben es niemals verstanden, Metalle zu schmelzen und anders als in kaltem Zustande zu bearbeiten, noch weniger vermochten sie es, Zusammensetzungen verschiedener Metallarten zu erzeugen. Sodann wollen uns auch die Formen der hier abgebildeten Pfeilspitzen und Löffel als abweichend von indianischen Gegenständen dieser Art erscheinen.





Befestigung einer indianischen Pfeilspitze.



Pfeilspitze aus einem Mound bei Middleborough.

Die Urbewohner Amerikas wie auch die Indianer der Jetztzeit pflegen ihre soliden, niemals durchbohrten Pfeilspitzen vermittelst tierischer Sehnen an dem Schafte zu befestigen und zwar dergestalt, daß die Sehnen um zwei kleine seitliche Hervorragungen am unteren Ende der Pfeilspitze, wie auch um den oberen Teil des Schaftes gewunden werden.

Die Befestigung der uns hier interessierenden Pfeilspitzen, welche in ihrer Mitte ein rundes, resp. viereckiges Loch aufweisen, ist nur vermittelst wollener Fäden geschehen und ganz abweichend von der in fast ganz Amerika üblich gewesenen und noch üblichen Weise.

Besonders auffallend sind auch die Formen der hier gleichfalls abgebildeten Löffel

und vornehmlich ist es der langgestielte aus Kupfer, welcher in seiner Gestalt gar zu auffallend an europäische Vorbilder erinnert, unter echt indianischem Geräte dagegen schwerlich ein Gegenstück findet. Auch das ringförmige Öhr am Ende des Löffelstieles scheint auf europäischen Ursprung hinzuweisen. Dasselbe ist augenscheinlich angebracht, um den Löffel an einer Wand aufhängen zu können. Die Urbewohner Amerikas wie auch der Jetztzeit kannten aber weder Nägel, noch pflegten sie die von ihnen gefertigten Gegenstände mit zum Aufhängen derselben bestimmten Öffnungen zu versehen.

Die alten Skandinavier und die Kolonisten Grönlands dagegen kannten bereits derartige Löffel seit langer Zeit. Diese Kenntnis ist ihnen möglicherweise von den Römern



Kupferne Löffel,
gefunden in indianischen Mounds bei Middleborough in Massachusetts,
jetzt im Museum für nordische Altertümer zu Kopenhagen.
Nach den Originalen gezeichnet von Rudolf Cronau.

überkommen, da sich ähnlich gestaltete Kellen und Löffel mit denselben Öhren zahlreich unter den in Schleswig und Jütland gemachten römischen Moorfunden befinden, welche jetzt im Museum für nordische Altertümer zu Kopenhagen und zwar in den Schränken 126, 127, 156 und 157 aufbewahrt werden.



Eigentümlich sind auch die Bruchstücke eines Gürtels, welcher, über den Hüften eines im Jahre 1831 bei Fall River ausgegrabenen Skelettes liegend, gefunden wurde. Derselbe ist aus einer Reihe von Rohrtuben zusammengesetzt, welche eine jede wieder mit einer Hülse von Bronze überkleidet ist. Die einzelnen Tuben sind, wie aus unserer Abbildung ersichtlich, durch Lederstreifchen und Wollfäden mit einander verbunden.

Dieser letztere Fund, welcher unter den Forschern der alten wie neuen Welt großes Aufsehen erregte, und den berühmten amerikanischen Dichter W. Longfellow zu seiner Ballade „Das Skelett in Waffen" begeisterte, blieb aber nicht ohne heftige Widersacher, welche aus verschiedenen an demselben Begräbnisplatze gefundenen indianischen Gegenständen den Schluß ziehen zu müssen glaubten, daß es sich hier lediglich um die Überreste eines indianischen Kriegers, nicht aber um Überreste aus den Tagen der grönländischen Vinlandfahrer handeln könne.

Unsere Ansicht dagegen ist, daß die fraglichen Gegenstände, vor allem die oben beschriebenen Pfeilspitzen und Löffel, zweifellos europäische, möglicherweise altnordische Erzeugnisse sind, welche durch Tausch oder irgend eine andere Weise aus den Händen der

grönländischen Vinlandfahrer in den Besitz der Eingeborenen von Massachusetts kamen. Daß ein solcher Tauschhandel, und zwar in der lebhaftesten Weise zeitweise bestanden hat, ist ja aus der Sage Thorfinn Karlsefnis zur Genüge ersichtlich.

Zu wünschen wäre, daß noch weitere wichtige Funde die Ansicht Professor Horsfords, die Wohnstätten Leifs und Thorfinns seien am Charles River bei Cambridge in Massachusetts gelegen gewesen, bis zur Evidenz bestätigen möchten.



Skandinavisches Schiff aus dem zwölften Jahrhundert.
Nach einer gleichzeitigen Miniaturmalerei.

Die Sagen von Huitramannaland, von Are Marson, Björn Asbrandson dem Bredewigskämpen, und vom Prinzen Madoc.

In den verschiedenen Vinlandsagen wird mehrfach erwähnt, daß die nordischen Kolonisten von den mit ihnen verkehrenden „Skrälingern" erfuhren, südlich von Vinland liege ein Land, von Menschen bewohnt, welche in weißen Kleidern einhergingen und Stangen in den Händen trügen, an denen weiße Zipfel befestigt seien. Zugleich sängen die Leute auch und beteten laut.

Aus dieser Beschreibung glaubten die Vinlandfahrer schließen zu müssen, daß daselbst Kolonien der Irländer sich befinden möchten, und nannten daher diese Landschaften Huitramannaland („das Land der weißen Männer") oder auch Irland it Mikla („Groß Irland"). In den weißgekleideten, singenden und laut betenden Menschen glaubten sie irländische Mönche vermuten zu dürfen, um so mehr, als irländischen Sagen zufolge hierher bereits im Jahre 983 der mächtige Häuptling Are Marson, von Reykianes in Island, durch einen heftigen Sturm verschlagen worden war, und allhier auch die Taufe empfangen habe. Von Thorfinn Sigurdson, dem Herrscher von Orkney, gelangten Berichte nach Island, wonach Are Marson in Huitramannaland gesehen worden sei. Er habe daselbst in hohem Ansehen gestanden, doch sei es ihm verboten gewesen, das Land zu verlassen.

Weitere Andeutungen über dies geheimnisvolle Huitramannaland scheinen in den Berichten über die Fahrten des Björn Asbrandson und des Gudleif Gudlaugson enthalten zu sein. Der erstere, auch den Beinamen Breidvikingakoppi, „der Bredewigskämpe", führend, war einer der berühmten Jomburg Krieger, die mit Palnatoke in der Schlacht von Fyrisval in Schweden fochten. Später kam der Kämpe nach Island, geriet aber hier wegen eines Liebesverhältnisses zu der Schwester des mächtigen Häuptlings Snorre Gode, Thurid, in Streit, und wurde auf Betreiben desselben, sowie des Gemahles der Thurid, des Thorod, des Landes verwiesen. Dies geschah im Jahre 999. Von Hraunhöfn in Sniofelsnes aus ging Björn Asbrandson bei Nordostwind in See und blieb von dieser Zeit an während vieler Jahre verschollen.

Da ereignete es sich, daß im Jahre 1029 Gudleif Gudlaugson, ein Bruder des Vinlandfahrers Thorfinn, auf der Rückkehr von einer Handelsreise nach Dublin von

andauernden, heftigen Nordostwinden weit gen Südwesten in den Ozean verschlagen wurde. Nach langer Fahrt erreichte er endlich eine ihm gänzlich unbekannte Küste und landete mit seinen Leuten daselbst. Aber bald sahen sie sich von mehreren Hundert Menschen umgeben, welche sie ergriffen, fesselten und landeinwärts schleppten. Die Sprache derselben war ihnen unbekannt, doch schien es den Gefangenen, als ob sie Ähnlichkeit mit der irischen besitze.

In einer größeren Versammlung berieten nun die Eingeborenen, was mit den Fremden begonnen werden solle. Einige brachten den Vorschlag aus, sie zu töten, andere, sie als Leibeigene zu behalten. Während dieser Beratung erschien plötzlich eine große Kriegerschar, welche ein Banner in ihrer Mitte trug. Als die Truppe sich näherte, gewahrten die Gefangenen unter dem Banner einen großen, stattlichen Mann zu Pferde. Bart und Haar des Mannes waren ergraut und er selbst augenscheinlich hochbejahrt. Ihm wurde die Entscheidung über das Los der Gefangenen vorgelegt. Nach einer Weile ließ dieser Häuptling Gudleif und seine Leute vor sich führen und redete dieselben zu ihrem Erstaunen auf Norwegisch an, fragte sie, woher sie kämen und aus welchem Lande sie stammten. Auf Gudleifs Antwort, daß er ein Isländer sei, forschte der Häuptling, aus welchem Teile des Landes. Gudleif entgegnete: „Aus dem Bezirk, welchem man Borgarfjord nennt.“ Hiermit noch nicht zufrieden, verlangte der Alte, auch den Bezirk zu wissen, und nachdem Gudleif genügende Auskunft gegeben, fragte der Häuptling nach verschiedenen angesehenen Leuten in Borgarfjord, vor allem nach Snorre Gode, nach dessen Schwester Thurid und ihrem Sohn Kjartan, welch letzterer allgemein als der Sohn Björn Asbrandsons, des Bredewigskämpen, angesehen worden war und jetzt als Eigentümer der Niederlassungen zu Frodo lebte.

Nachdem die Schiffbrüchigen auf alles das Antwort gegeben, entfernte sich der Alte und saß längere Zeit mit seinen Kriegern zur Beratung beisammen, deren Resultat war, daß man die Isländer frei und ungehindert ziehen lassen wolle. Bevor die Isländer schieden, fragte Gudleif den alten Häuptling: „Was sollen wir sagen, wenn das Schicksal es uns vergönnt, in unsere Heimat zurückzukehren, wer Du bist, der uns die Freiheit geschenkt hat?“ Der Gefragte aber antwortete ausweichend, ließ ihr Schiff klar machen und blieb bei ihnen, bis sie günstigen Wind hatten. Bevor das Schiff jedoch in See stach, zog er eine goldene Spange von seinem Arm und übergab dieselbe samt einem guten Schwerte Gudleif mit dem Auftrage, letzteres dem Bauern Kjartan auf Frodo, erstere aber dessen Mutter Thurid zu bringen. „Was soll ich sagen, wer diese Geschenke sendet?“ fragte Gudleif. „Sage,“ entgegnete der Häuptling, „daß derjenige sie bietet, welcher ein besserer Freund der Hausfrau auf Frodo als ihres Bruders war, des Goden auf Helgafjaeld; wenn aber jemand vermeinen sollte, daß er erraten kann, wer der Besitzer dieses Ringes und dieses Schwertes ist, so sage nur, daß ich jedem verbiete, hierher zu kommen, um mich aufzusuchen, denn es ist ein gefahrvolles Unternehmen, wenn die Leute nicht zufälligerweise eine so glückliche Landestelle finden, wie Ihr. Das Land ist groß, hat aber nur wenige Häfen, und überall droht den Ausländern Verderben.“

Gudleif erreichte wohlbehalten im Spätherbste Irland, verblieb den Winter in Dublin, ging von dort im nächsten Sommer nach Island und lieferte Ring und Schwert ab, wie er versprochen hatte. Das Volk auf Island aber war fest überzeugt, daß der alte Häuptling niemand anderes als Björn Asbrandson, der Bredewigskämpe, gewesen sei.

* *
*

Einer Aufzeichnung des berühmten Geographen Adam von Bremen zufolge*) hätten auch die Deutschen zu Anfang dieses Jahrtausends eine Entdeckungsfahrt nach dem Norden unternommen.

Adam von Bremen erhielt die Kunde von dieser Fahrt aus dem Munde seines Erzbischofs Adalbert, welcher ihm berichtete, daß in den Tagen seines Vorgängers Aldebrand (1033—43) friesische Edelleute eine Fahrt nach Norden unternommen hätten, um das Meer zu durchstreifen und die unter den Landesbewohnern verbreitete Ansicht zu prüfen, daß man auf einer Fahrt von der Wesermündung aus in gerader Richtung nach Norden auf kein Land stoße, weil der Ozean hier unbegrenzt sei.

Dänemark und Britannien zur Seite liegen lassend, schifften diese Friesen mit mehreren Fahrzeugen beständig gen Norden und kamen an den Orcaden vorbei nach Island. Von hier aus, immer weiter gen Norden zu eilend, gerieten sie plötzlich „in die schwarze Finsternis des klebrigen Ozeans, die man kaum mit den Augen durchdringen konnte". Die wechselnde Strömung des Ozeans zog die verzweifelnden Seefahrer mit der größten Gewalt nach einem tiefen Chaos hin, welches der Schlund eines Abgrundes sein soll, von welchem gewaltige Strudel durch Einziehen und Wiederausstoßen der Wasser erzeugt werden. Die zurückströmenden Strudel der Meeresflut trieben einige Schiffe weit hinweg, während die anderen Wasser rückwärts gedrängt wurden.

Nur mit Mühe entkamen die Seefahrer dem Bereiche der gefährlichen Finsternis wie auch der kalten Zone, und kamen unverhofft an eine Insel, die von sehr hohen Klippen mauerähnlich umgürtet war. Hier landeten sie und sahen Menschen, welche zur Mittagszeit in unterirdischen Höhlen verborgen waren; vor den Eingängen dieser Höhlen lagen zahlreiche Gefäße aus Gold und edlen Metallen. Die erfreuten Seeleute nahmen von diesen Schätzen, soviel sie tragen konnten, gewahrten aber während ihrer Rückkehr zu den Schiffen, daß sie von riesenhaften Menschen verfolgt wurden. Diesen Riesen voraus liefen ebenso gewaltige Hunde, welche einen der Seefahrer ereilten und sofort zerfleischten.

Die übrigen Schiffer entkamen, obwohl sie fast bis auf die hohe See hinaus verfolgt wurden.

Leider bietet dieser Bericht in seinem phantastischen Aufputz keinerlei Handhabe, die uns in den Stand zu setzen vermöchte, zu bestimmen, ob diese Fahrt der friesischen Edlen mehr als eine bloße Sage ist. Erwähnen wollen wir noch, daß einige Forscher

---

*) Abgedruckt in Pertz: Monumenta T. IX. p. 386.

zu der Annahme geneigt sind, diese Friesen möchten die Insel Neu Fundland erreicht haben, auf welche die Beschreibung der felsenumgürteten Küste sowie der großen Hunde am ehesten Anwendung finden könne.

* * *

In alten wälischen Handschriften der Abteien von Conway und Strat Flur wird ferner erzählt, daß, als in den Jahren 1168 oder 1169 Owen Gwynedd, der Herrscher von Nord Wales, starb, unter seinen Söhnen bezüglich der Erbfolge große Streitigkeiten entstanden. Madoc, einer derselben, nahm hingegen keinen Anteil an den darob entstehenden Kriegen, sondern beschloß, nach jenen westlichen Ländern auszuwandern, von denen isländische und grönländische Schiffer berichtet hatten. Mit wenigen Schiffen verließ er im Jahre 1170 Wales, umschiffte das südliche Irland und wandte sich dann gen Westen, wo er nach langer Reise ein fruchtbares und schönes Land entdeckte und daselbst Ansiedelungen begründete. Hundertundzwanzig Personen zurücklassend, segelte Madoc sodann nach Walis, um weitere Kolonisten herüber zu holen, brachte auch eine größere Zahl derselben zusammen und verließ mit zehn Schiffen die heimischen Gestade, um von da ab für immer verschollen zu bleiben. Das Andenken an diese Fahrten Madocs erhielt sich nicht nur in diesen oben erwähnten Handschriften, sondern auch in den Gesängen der alten wälischen Barden, in deren Dichtungen mehrere auf Madocs Fahrten bezügliche Strophen nachgewiesen wurden. —

Zahlreiche Reisende des 17., 18. und 19. Jahrhunderts haben geglaubt, Spuren jener wälischen Kolonisten unter den Indianern Nordamerikas aufgefunden zu haben, so z. B. Rev. Morgan Jones 1686 unter den Tuscaroras, Griffeth 1764 unter den Shawnees, Jones 1772 unter den Stämmen Ohios und Georg Catlin in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts unter den jetzt ausgestorbenen Mandanen, doch haben sich diese Annahmen nicht als begründet erwiesen.

Fehlen auch positive Beweise für die Fahrten des Prinzen Madoc, so ist damit aber die wirkliche Ausführung derselben nicht als unwahrscheinlich anzusehen, denn ganz unzweifelhaft hat von Anfang dieses Jahrtausends bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts ein viel regerer Seeverkehr zwischen Europa, Island, Grönland und den östlichen Küsten Nordamerikas stattgefunden, als man sich gewöhnlich vorstellt. Wenn es auch an dem Vorhandensein skandinavischer oder irischer Elemente unter der Urbevölkerung Amerikas fehlt, „so irrt derjenige sehr, welcher glaubt, daß sich eine kleine Kolonie einer civilisierten Rasse, ohne jede Verbindung mit dem Mutterlande, zwischen einem wilden Jägervolke auf die Dauer halten könne. Die Vorliebe der Jugend für das Jägerleben macht, daß schon die zweite Generation großenteils die Lebensweise und die Sprache der Wilden annimmt, und die dritte hat in den meisten Fällen jede Erinnerung an ihre Herkunft verloren.“ Professor Nordenskiöld, dessen „Studien“ wir diese wohlbegründete und auch von uns beobachtete und durchaus bestätigt gefundene Behauptung entnehmen, erzählt z. B., daß er selbst Eskimos mit dem echt schwedischen Namen Broberg gekannt habe, welche, obgleich Söhne eines in Schweden geborenen Vaters und einer grönländischen

Mutter und in einer dänisch-grönländischen Kolonie erzogen, doch nur die Sprache der Eskimos redeten und in allem beinahe vollkommene Eskimos waren; von Schweden hatten sie nur eine dunkle Ahnung. Würde dem dänischen Grönland jetzt während eines ganzen Jahrhunderts alle Berührung mit dem Mutterlande fehlen, so würde nach dem Ablauf dieser Zeit die Bevölkerung so vollständig eskimoisiert sein, daß jede Erinnerung an die Verbindung mit Europa verschwunden wäre. Eine geringzählige civilisierte Kolonie geht deshalb, wenn sie nicht durch eine ständige Berührung mit dem Mutterlande erhalten wird, in der Hauptmasse der Bevölkerung auf, so spurlos, wie das Flußwasser im Meere verschwindet.

* * *

Als Andeutung einer Fahrt gen Westen wird auch ein Denkmal aus früherer Zeit betrachtet, von welchem altspanische Chronisten zu erzählen wissen.*) Denselben zufolge soll sich auf einer der äußersten Inseln der Azoren auf dem Gipfel eines Gebirges ein Standbild aus Stein befunden haben, welches auf einem viereckigen Felsen einen mit einem Mantel bekleideten Mann ohne Kopfbedeckung und hoch zu Roß dargestellt habe. Mit der einen Hand griff der Reiter in die Mähne des Tieres; den rechten Arm hingegen hatte er ausgestreckt, und deutete mit dem Zeigefinger gen Westen. König Emanuel von Portugal ließ durch seinen Diener Duarte Darmas von dieser merkwürdigen Figur eine Zeichnung anfertigen, gab später sogar auch den Befehl, das ganze Standbild nach Portugal zu bringen, doch gelangten nur Bruchstücke davon, unter anderm der Kopf des Mannes mit dem rechten Arme und der Hand, sowie Teile des Pferdes nach Lissabon, wo sie eine Zeitlang in der Garderobe des Königs aufbewahrt wurden, später aber verkamen.

Am Fuße des Felsens, auf dem sich das Steinbild erhoben hatte, waren Buchstaben eingehauen, die im Jahre 1529 von Pedro da Fonseca in Wachs abgedrückt wurden, aber von niemand gedeutet werden konnten.

Damiâo de Goes nimmt an, daß die Inschrift von hierhergekommenen Normannen herrühren möge, da dieselben die Gewohnheit gehabt hätten, ihre Thaten und Erlebnisse an Felsen zu verewigen. Wieviel von dieser Sage der Fabel und wieviel der Wirklichkeit angehört, ist heute nicht mehr zu entscheiden.

* * *

Neben den skandinavischen Nordländern, neben den Iren und Wallisern erheben auch die Basken Anspruch darauf, lange vor Columbus Fahrten nach den amerikanischen Gewässern ausgeführt zu haben.

In der That unterhielten baskische Stämme, vor allem die Bewohner der Gascogne mit den nordischen Völkern einen regen Handelsverkehr und importirten von denselben hauptsächlich Stockfische, Walöl und Walfett. Die Bänke von Neu Fundland sollen

*) **Chronica do serenissimo principe D. João escrita por Damiâo de Goes p. 21.** Vergl. auch Kunstmann, „Die Entdeckung Amerikas". S. 9.

ihnen lange vor der Entdeckung des Sebastian Cabot bekannt gewesen sein, und baskischen Chronisten zufolge soll ein Juan von Echaïde, aus dem Reiche Navarra, an der amerikanischen Küste, wahrscheinlich auf Neu Fundland, einen Hafen entdeckt haben, welchem seine Landsleute den Namen Echäade beilegten. Postlewayt behauptet, auf die Aussagen mehrerer Kosmographen gestützt, daß ein Biskayer, welcher sich in Neu Fundland niedergelassen, dem Columbus die Existenz des neuen Kontinentes mitgeteilt habe. Dies könnte in Zusammenhang mit einer Notiz des Las Casas stehen, nach welcher er in dem Vormerkungsbuche des Columbus die Aussagen zweier Seeleute aus St. Maria und Murcia aufgezeichnet gefunden habe, welche angaben, auf ihren Fahrten nach Irland so weit nach Nordwesten verschlagen zu sein, „daß sie die tartarische Küste sichteten".

Sichere historische Nachweise über diese Ansprüche der Basken sind aber bisher nicht erbracht und dürften wohl auch nie mehr zu erbringen sein, da die Archive der baskischen Städte während der vielfältigen Kriegsstürme, welche über diese Lande hinwegtobten, völliger Vernichtung anheimfielen.

Daß die Basken tüchtige und kühne Seeleute waren und in ganzen Flotten auszogen, um in den nordischen und westlichen Gewässern des Atlantischen Ozeans den Stockfischfang zu betreiben, ist historisch nachgewiesen.*) Von Wichtigkeit hierfür ist, daß in einem, in der St. Marcusbibliothek zu Venedig aufbewahrten Atlas, welcher von dem Kosmographen Bianco im Jahre 1436 entworfen wurde, weit im Westen des Atlantischen Ozeans eine Insel mit dem Namen Stocafixa angegeben ist. Die Lage derselben würde derjenigen von Neu Fundland entsprechen.

Der ausgezeichnete Forscher Harrisse spricht in seinen „Notes on Columbus" sogar aus, daß die Basken höchst wahrscheinlich bereits im siebenten Jahrhundert die amerikanischen Gewässer besuchten. Die Kenntnis solcher entlegenen Fischplätze schon zu Anfang unseres Jahrtausends scheint aus einigen gelegentlichen Notizen älterer Chronisten hervorzugehen, so schreibt Galvano: „Im Jahre 1153 kam nach Lübeck, einer Stadt in Deutschland, ein Boot mit wilden Menschen, anscheinend von der Küste von Baccalaos stammend, welches in derselben Breite wie Deutschland gelegen ist."

In der Jahren 1463 und 1464 soll auch ein Südländer Johann Vas Costa Cortereal nach Neu Fundland gelangt sein, doch sind die Nachrichten hierüber äußerst unbestimmt und fragwürdig.

Dieselbe Ungewißheit herrscht bezüglich der Reise des Franzosen Jean Cousin, welcher im Jahre 1488 von Dieppe aus eine Fahrt unternommen haben soll, um den Portugiesen bei der Entdeckung Indiens zuvorzukommen. Die Tradition erzählt, daß Cousin genau gewußt habe, wie weit die Portugiesen nach Süden vorgedrungen, ohne daß denselben die Umschiffung Afrikas gelungen wäre. Deshalb faßte er den Plan, schon in hoher See seinen Kurs derart zu richten, um noch weit südlicher als die südlichste der portugiesischen Besitzungen gelegen war, Land zu erreichen. In den niedrigen

*) Ausführlicheres hierüber möge man in der trefflichen Darstellung lesen, welche Professor Gelcich in der Abhandlung: „Der Fischfang der Gascogner und die Entdeckung von Neu Fundland" im 18. Bande der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1883) gegeben hat.

nördlichen Breiten erfaßte ihn aber ein starker westlicher Strom, welcher sein Schiff zu einer unbekannten Küste fortriß, wo er nahe an der Mündung eines mächtigen Stromes ankerte. Anstatt von hier aus heimwärts zu segeln, durchkreuzte er den südatlantischen Ozean gegen Südosten bis zu einem Kap, welches von den Portugiesen später die Nadelspitze genannt wurde. Cousin erstieg von da die Westküste Afrikas gegen Norden, tauschte seine Waren am Kap gegen dortige Produkte aus und langte 1489 wieder in Dieppe an.

Beruhte diese Fahrt des Cousin auf Thatsachen, so wäre der Erfolg kein geringerer als die Entdeckung Amerikas vor Columbus und jene des südlichen Endes von Afrika vor Vasco de Gama.

Diese angebliche Reise ist vielfachen Untersuchungen unterworfen gewesen und hat sowohl ihre Verteidigung wie ihre Verwerfung gefunden. Professor Gelcich, ein neuerer Forscher über die Entdeckungsgeschichte Amerikas, hält die Reise nicht für unwahrscheinlich, und äußert sich über dieselbe, daß Dieppe im Mittelalter einer der berühmtesten Seehäfen Westeuropas gewesen sei.*) Seehandel, Fischfang und Seeräuberei bildeten die Hauptbeschäftigungen dieser Nachkömmlinge der alten und zur See berühmten Normannen. Dem Walfischfänger sowie dem Seeräuber ist keine Gefahr zu groß, im Gegenteil, sie gewinnen ihren Unternehmungen erst dann einen Geschmack ab, wenn es sich um eine außergewöhnliche Leistung handelt. Je größer die scheinbaren Hindernisse eines Vorhabens sind, desto frischer sind sie bei der Hand, desto rüstiger und freudenvoller gehen sie zur That. Dazu gesellt sich ein anderer Umstand. Die Handelsleute von Dieppe führten alle ihre Geschäfte so geheimnisvoll als möglich durch. Aus Furcht, man könne ihnen von ihren reichen Seegeschäften einiges abjagen, bewahrten sie das von den Phöniziern beobachtete System und schwiegen vollkommen über Richtung und Ziel ihrer Fahrten. Daher erklären sich die kargen Nachrichten, welche wir über ihre Seegeschichte besitzen und der völlige Mangel jeglicher Schrift, welche nähere Aufklärung verschaffen könnte. Etwas hätte man zwar den alten Archiven durch den früher üblichen Usus entnehmen können, demzufolge die heimkehrenden Schiffe ihre Tagebücher bei den Ämtern der Admiralität abgaben. Unglücklicherweise ist aber gerade das Archiv der Stadt Dieppe gelegentlich der Einnahme dieser Stadt durch die Engländer in Brand gesteckt worden, und so hat die Hoffnung, daß früher oder später eine diesbezügliche glückliche Entdeckung mehr Licht verschaffe, keine Aussichten auf Erfolg.

* * *

Einige ältere Chronisten, wie Wytfliet, Pontanus und Horn berichten auch über die Fahrt des von uns bereits in der Geschichte der normannischen Entdeckungen erwähnten Polen Johann von Kolno, welcher im Jahre 1476 von dem Könige Christian I. von Dänemark mit dem bestimmten Auftrage ausgesandt wurde, die mit Grönland unterbrochene Verbindung wieder aufzunehmen.

---

*) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Jahrg. 1890. S. 123.

Der Name dieses Seefahrers, welcher über Island und Grönland hinaus gegen den Nordpol gefahren sein soll und auch Estotiland besucht habe, stammt von seinem Geburtsorte, dem kleinen Marktflecken Kolno im nördlichen Polen her und wird in latinisierter Form Johannes Scolnus (d. i. z Kolnus = von Kolno) genannt, kommt aber auch in den Formen Scolve, Szolny, Scolvus und Sciolvus vor.

Kolnos Fahrt wird durch eine Notiz auf der Karte des Michael Lok aus dem Jahre 1582 bestätigt, auf welcher westlich von Grönland, etwa in der Gegend des heutigen Labrador, ein zweiter Kontinent mit der Aufschrift Jac. Scolvus Groetland gezeichnet ist. Das Gerücht von dieser Fahrt des Johann von Kolno verbreitete sich bis nach Spanien und Portugal, denn auch die Chronisten Gomera in seiner 1553 veröffentlichten Historia general de las Indias und Herrera in seiner Historia general (Madrid 1601) erwähnen derselben, und unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß dieselbe stattgefunden hat.



Die Reisen der Gebrüder Nicolo und Antonio Zeno nach Frisland, Island, Grönland, Estotiland und Ikaria.

In engstem Zusammenhange mit der Geschichte der nordischen Kolonien auf Grönland, mit der Geschichte der Entdeckung des östlichen Teiles von Amerika stehen die vielumstrittenen Reiseberichte der Gebrüder Nicolo und Antonio Zeno, welche zu Ende des 14. Jahrhunderts in Venedig lebten, gegen das Jahr 1390 ausgedehnte Fahrten nach dem Norden Europas machten und, in Diensten eines Eroberers anscheinend normannischer Herkunft stehend, höchst abenteuerliche Fahrten nach Island, Grönland und verschiedenen anderen, bisher noch völlig unbekannten Ländern unternahmen. Während dieser langen Reisen schrieb Antonio, der eine der beiden Brüder, mehrere, eingehende Schilderungen seiner Fahrten enthaltende Briefe an seinen Bruder Carlo, welcher in Venedig eine große Rolle spielte. Diese Briefe blieben längere Zeit im Familienarchive des Zenischen Geschlechtes aufbewahrt, wurden aber nicht beachtet und gerieten in die Hände Nicolo Zeno des Jüngeren (geb. 1515), welcher, als Knabe den Wert der Papiere nicht erkennend, dieselben zum Teil zerriß. Erst später, in reiferen Jahren, suchte er die Bruchstücke zusammen und entwarf, zugleich seine Erinnerung zu Hilfe nehmend, eine Schilderung der abenteuerlichen Fahrten seiner Vorfahren. Diese Schilderung wurde im Jahre 1558 in Form eines Duodezbandes von ihm in Venedig bei Francesco Marcolini veröffentlicht und trug folgenden Titel:

„Dei commentarii del Viaggio in Persia di M. Caterino Zeno il K . . . et dello scoprimento dell' Isole Frislanda, Eslanda, Engrouelanda, Estotilanda, & Icaria, fatta sotto il Polo Artico, da due fratelli Zeni. M. Nicoló il K. e M. Antonio . . . con un disegno particolare di tutte le dette parte di Tramontana da lor. scoperte. In Venetia per Francesco Marcolini MDLVIII."

Das Werk ist in drei Abschnitte eingeteilt, von denen die beiden ersten die Reise eines Caterino Zeno nach Persien behandeln, während der dritte von den Reisen der beiden Brüder Nicolo und Antonio Zeno nach dem Norden handelt.

Wohl wenige geographische Fragen sind Gegenstand so zahlreicher Untersuchungen gewesen, als gerade diese Fahrten der Zenier, und während Gelehrte wie Mercator (1595),

de Laet (1643), Hornius (1652), Stüven (1714), Charlevoix (1744), Washington Irving (1828), Zahrtmann (1833), Peschel (1858) und andere sich gegen die Echtheit der Berichte erklärten, entschlossen sich auf Grund eingehender Untersuchungen eine Reihe anderer bedeutender Forscher, dieselben in ihren Hauptzügen als wahr anzusehen, so vor allen Ruscelli (1561), Moletius (1562), Ramusio (1583), Ortelius (1575), Hakluyt (1600), Forster (1784), Brache (1784), Zurla (1808), Barrow (1818), Alexander von Humboldt (1837), Bredsdorff (1845), Lelewel (1852), Gaffarel (1869), Major (1873), Gravier (1874), Vivien de St. Martin, Krarup und andere. Diesen schlossen sich neuerdings die Skandinavier Steenstrup, Erslef und Nordenskiöld an. Bevor wir an die Erörterung über die Frage der Echtheit dieser Zenischen Reiseberichte schreiten, wollen wir dieselben nachstehend in ihrer ungefähren Gestalt mit unwesentlichen Kürzungen wiedergeben, wie sie eben von Nicolo Zeno dem Jüngeren niedergeschrieben wurden.

„Im Jahre 1380 lebte in Venedig ein Ritter Nicolo Zeno, ein hochangesehener Mann, welcher, um sich Ruhm und Ehre zu erwerben, ein Schiff bauen und ausrüsten ließ, die Straße von Gibraltar durchsegelte und stets gen Norden steuerte in der Absicht, England und Flandern zu besuchen.*) Von einem furchtbaren Sturm überfallen, scheiterte schließlich das Schiff an der Insel Frislanda; die Mannschaft und der größte Teil der Ladung konnten aber gerettet werden. Die Bewohner der Insel sammelten sich in großen Scharen und griffen Nicolo und seine Leute an, welche von den überstandenen Mühseligkeiten noch so erschöpft waren, daß sie keinen Widerstand zu leisten vermochten. Zweifellos würden sie einem traurigen Geschick verfallen sein, wenn nicht einer der Beherrscher der Insel sich in der Nähe befunden hätte. Derselbe eilte herbei, redete die Schiffbrüchigen auf Lateinisch an und fragte, wer sie seien und woher sie kämen. Als er erfuhr, daß sie aus Italien stammten, zeigte er sich sehr erfreut, erklärte ihnen, daß sie keine Unannehmlichkeiten zu befürchten hätten und nahm sie alle in seinen Dienst. Der Name dieses Fürsten war Zichmni. Außer einem Teile der Insel Frislanda besaß er noch einige andere kleinere Eilande, welche Porlanda genannt wurden und in geringer Entfernung südlich von Frislanda gelegen waren. Ferner beherrschte er das Fürstentum Sorand, welches Schottland gegenüber gelegen war. Es schien mir nötig über diese nördlichen Gegenden die Kopie einer Seekarte mitzuteilen, welche sich unter alten Familienantiquitäten noch in unserem Hause befindet. Obwohl dieselbe vom Alter morsch und verwittert ist, gelang mir die Kopie derselben gut und wird für solche, welche an meiner Erzählung Interesse nehmen, von großem Nutzen sein, da sie Klarheit über sonst unverständliche Dinge verbreitet.

Zichmni, ein kriegerischer, von Mut und Unternehmungslust erfüllter Mann, vor allem durch seine kühnen Abenteuer zur See berühmt, ersuchte Zeno, sich mit seinen Leuten an Bord der ihm gehörigen Flotte zu begeben, welche aus dreizehn Fahrzeugen

*) Major hat nachgewiesen, daß die Abreise Nicolo Zenos mit größter Wahrscheinlichkeit ins Jahr 1390, nicht 1380 fällt.

CARTA DA NAVEGAR DE NICOLO ET ANTONIO ZENI FVRONO IN TRAMONTANA LANO·M·CCCC·LXXX·

TRAMONTANA

CROLANDIA

Mare et terre incognite

ENGRONELANT

ISLANDA

NORVEGIA

SVECIA

GOCIA

LEVANTE

PONENTE

ICARIA

ESTLAND

FRISLAND

SORAND

ESTOTILAND

PODALIDA

DROGEO

OSTRO

SCOCIA

Faksimile der Karte zu den Reisen der Gebrüder Zeno (etwa 1/3 der Originalgröße).

bestand. Dem Befehlshaber dieser Flotte wurde Zeno als ein Mann von großer Erfahrung in der Seemanns- und Kriegskunst besonders empfohlen. Mit dieser Flotte segelte Zeno gen Westen und bemächtigte man sich ziemlich mühelos der kleineren Inseln Ledeno und Ilofe, ferner auch einiger anderer Inseln, welche in der Bucht Sudero gelegen waren. Hier trafen die Seefahrer mit Zichmni zusammen, welcher sich unterdes mit seinem Heere zum Alleinherrscher der ganzen Insel Frislanda gemacht hatte. Nach kurzem Aufenthalte segelte man weiter gen Westen, und unterwarf noch verschiedene andere Inseln der Herrschaft Zichmnis. Bei einem zweiten Zusammentreffen mit diesem Häuptlinge wurden zur Feier der großen Siege glänzende Freudenfeste gefeiert und während derselben die Venetianer aufs höchste geehrt, da ihrem Rate und ihrer Tüchtigkeit zum großen Teile die Siege zur See zu verdanken waren.

Nach der Hauptstadt der Insel Frislanda zurückgekehrt, veranlaßte Nicolo Zeno brieflich seinen in Venedig verweilenden Bruder Antonio, ihn mit einem Schiffe aufzusuchen. Derselbe kam auch glücklich nach längerer Fahrt in Frislanda an und ließ sich daselbst nieder. Nicolo, zum Befehlshaber der Flotte Zichmnis ernannt, verbrachte als solcher mancherlei Heldenthaten und unterjochte die nördlich von Frislanda gelegenen Inseln Grislanda, Talas, Broas, Iscant, Trans, Mimant, Damberc und Bres. Ein Angriff auf die große Insel Islanda mißglückte hingegen.

Von Bres segelte Nicolo im Monat Juli des folgenden Jahres mit drei Barken nördlich nach Engroneland, wo er ein Mönchskloster des Predigerordens und eine dem heiligen Thomas geweihte Kirche fand, welche an einem Berge gelegen waren, der gleich dem Vesuv und Ätna Rauch und Feuer ausstieß. Ebendaselbst war eine Quelle heißen Wassers, vermittelst welcher sowohl die Klosterkirche, als auch die Zellen der Mönche erwärmt wurden. Desgleichen fand dieses kochendheiße Wasser in der Küche Verwendung, und bedurfte man in derselben kaum des Feuers, um die Speisen zuzubereiten. Das Brot wurde gebacken, indem man den Teig ohne Wasser in kupferne Töpfe legte, woselbst es durch die Hitze wie in einem Ofen gebacken wurde.

Bei dem Kloster befanden sich auch kleine, während der Winterszeit völlig überdeckte Gärten, welche durch Zuleitung des heißen Wassers gegen die verderblichen Einwirkungen von Schnee und Frost geschützt wurden. Es wurden auf diese Weise Blumen, Früchte und allerlei Kräuter gezogen, wie in den gemäßigten Gegenden während der warmen Jahreszeit. Die über jene merkwürdigen Dinge erstaunten wilden Eingeborenen verehrten die Mönche dieserhalb gleichsam als Götter und brachten ihnen Hühner, Fleisch und andere Gaben. Wenn strenge Kälte eintrat, erwärmten die Mönche ihre Wohnungen in der bereits erwähnten Weise und konnte die Erwärmung der Zellen in einem Augenblick reguliert werden, je nachdem man entweder mehr Wasser einströmen ließ oder ein Fenster öffnete und der frischen Luft Zutritt gewährte. Zum Bau des Klosters wurde kein anderes Material verwendet, als dasjenige, welches der nahe Berg bot. Die ausgeworfenen Schlacken und Bimssteine wurden noch in glühendem Zustande mit Wasser übergossen und erhielt man durch den Zerfall derselben eine ausgezeichnete, weiße kalkartige Masse, die äußerst haltbar war. Ähnliche vom Vulkan ausgeworfene Schlacken-

massen wurden zum Häuserbau verwendet, denn dieselben wurden nach ihrer Erkaltung so hart, daß sie nur mit eisernen Werkzeugen bearbeitet werden konnten. Infolge dieser günstigen Verhältnisse hatten die frommen Väter eine erstaunliche Menge von Gebäuden errichtet, deren Dächer in der Weise hergerichtet wurden, daß man die Mauern oben allmählich nach einwärts in Form einer Arche zusammenzog, so daß ein ausgezeichneter Schutz gegen den Regen gewonnen wurde. Der Regenfall in diesen äußerst kalten Regionen war freilich nicht groß, denn nachdem der erste Schnee gefallen, trat milderes Wetter erst nach Verlauf von neun Monaten wieder ein.

Die Nahrung der Mönche bestand meistens aus Wild und Fischen, welch letztere dort, wo das warme Wasser in das Meer floß, in großer Menge gefangen wurden.

Eine große Bevölkerung in der Nachbarschaft wurde von den Mönchen teils mit der Errichtung von Häusern, teils mit Vogel- oder Fischfang und tausend anderen für Rechnung des Klosters ausgeführten Verrichtungen beschäftigt.

Die Häuser dieser eingeborenen Bevölkerung waren alle am Berge gelegen, von runder Form, hatten je 25 Fuß im Durchmesser und wurden nach obenhin enger, so daß das Licht nur durch eine kleine Öffnung von oben her hereinfiel.

Von den benachbarten Inseln, von Norwegen und Drontheim, kamen während des Sommers viele Schiffe hierher, um den Mönchen allerlei Bedarfsartikel von Brenn- und Bauholz, Kleiderstoffe und Haustiere zuzuführen und dagegen Felle und getrocknete Fische einzutauschen. Da die zwei letztgenannten Waren in allen Ländern ringsum gesuchte Handelsartikel darstellten, so konnten sich die Mönche ohne Mühe alles verschaffen, was sie nur wünschten. Die dem Kloster angehörenden Mönche stammten teils aus Norwegen, Schweden und anderen Ländern, der größte Teil hingegen kam von den Shetlandsinseln.

Im Hafen lagen beständig zahlreiche Schiffe, welche, wenn das Meer zugefroren war, hier überwintern und den Einbruch wärmerer Jahreszeit abwarten mußten.

Die Boote der Fischerleute besaßen die Form von Weberschiffchen und wurden hergestellt, indem man die noch frischen Häute von Fischen*) zusammennähte und doppelt über Gestelle spannte, welche gleichfalls aus den Knochen derselben Tiere gemacht wurden. Diese Boote waren so sicher und seetüchtig, daß die Fischer, in denselben eingeschlossen, sich selbst bei stürmischem Wetter auf das Meer wagen konnten, ohne eine Gefahr befürchten zu müssen. Wurden die Boote auf Felsen geworfen, so konnten sie eine gute Anzahl von Stößen ertragen, ohne irgend welchen Schaden zu erleiden. Am Boden der Boote befand sich ein schlauchartiger, in der Mitte festgebundener Sack; drang nun Wasser in das Boot, so wurde dasselbe in diesen Sack gefüllt und derselbe auf eine eigentümliche Weise ins Meer entleert, was jederzeit ohne irgend welche Gefahr und Schwierigkeit ausgeführt werden konnte. —

Da das in dem Kloster verwendete Wasser schwefelhaltig und übelriechend war, wurde dasselbe in den Wohnungen der oberen Brüder in luftdichte Behälter von Kupfer, Zinn oder Stein geleitet, und solchergestalt die Zimmer wie Badestuben erwärmt, ohne

*) Wahrscheinlich sind hier Seehunde und Walrosse gemeint.



Grönländische Kajaks.
Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

daß sich ein übler Geruch verbreitet hätte. Ferner leiteten die Mönche das heiße Wasser durch eine gemauerte Rinne unter dem Erdboden hin, damit es nicht gefriere. Es floß nach der Mitte des Gartens, wo ein großer kupferner Behälter mitten in einer kochenden Quelle stand. Auf diese Weise wurde das Wasser zum Trinken und zum Bewässern der Gärten erwärmt, und die Brüder genossen so viele Vorteile von dem Berge, daß sie mehr nicht wünschen konnten. Ganz besonders widmeten sich die Mönche der sorgfältigen Pflege ihrer Gärten und dem Baue stattlicher, bequemer Wohnhäuser. Da sie sehr gut bezahlten, reiche Geschenke machten und besonders freigebig gegen solche waren, welche Früchte und Samen brachten, so fehlte es ihnen nie an fleißigen Arbeitern. Die Mönche, besonders die höherstehenden Brüder, bedienten sich zumeist der lateinischen Sprache. —

Wenig an die in Engroneland herrschende strenge Kälte gewöhnt, wurde Nicolo Zeno schließlich krank und starb kurz nach seiner Rückkehr nach Frislanda. Sein Bruder Antonio, welcher seine Reichtümer und Ehren erbte, vermochte trotz aller Bitten nicht, die Erlaubnis zur Rückkehr nach seiner Heimat zu erwirken, denn Zichmni hatte

beschlossen, ihn noch weiter in seinen Diensten zu verwenden und ihn mit einigen Fahrzeugen gen Westen auszusenden, allwo vor 26 Jahren vier vom Sturme verschlagene Fischerboote an einer Insel gelandet hatten. Diese Insel wurde Estotilanda genannt und sollte mehr als tausend Meilen westlich von Frislanda gelegen sein. Eines der Fahrzeuge war an der Küste gestrandet und die aus sechs Leuten bestehende Bemannung von den Eingeborenen gefangen genommen und nach einem schönen und volkreichen Orte geführt worden. Der Herrscher dieses Ortes ließ viele Dolmetscher rufen, vermochte aber außer einem, welcher lateinisch sprach und gleichfalls durch einen ähnlichen Unfall an die Insel geworfen worden war, niemanden zu finden, der die Sprache der Fischer verstanden hätte. Durch diesen Dolmetscher ließ der Herrscher die Schiffbrüchigen fragen, ob sie sich in seinem Lande niederlassen wollten, und da sie diesem Wunsche wohl oder übel Folge leisten mußten, so blieben sie fünf Jahre in Estotilanda, erlernten die Sprache der Eingeborenen, und vorzugsweise einer von ihnen besuchte verschiedene Teile der Insel. Seiner Beschreibung nach war Estotilanda wenig kleiner als Frislanda, aber weit fruchtbarer und reicher. Die Einwohner seien klug, in mancherlei Gewerben bewandert, und er glaube, daß sie in früheren Zeiten irgend welche Verbindung mit europäischen Völkern gehabt haben müßten, da er in der Büchersammlung des Herrschers lateinische Bücher gesehen hätte, welche keiner von ihnen mehr verstand. Die Bewohner von Estotilanda hatten dagegen eine eigene Sprache und eigene Schriftzeichen, kannten alle Arten von Metallen, und besaßen einen großen Reichtum an Gold. Mit Grönland wurde Handel getrieben und bezog man von da her Felle, Bimsstein und Pech. Ferner wurde in dem auch an großen Wäldern reichen Estotilanda Korn gebaut und ein metartiges Getränk bereitet. Die Häuser hatten Mauern und es gab viele Ansiedlungen und Ortschaften. Man besaß wohl kleine Segelboote, doch war die Magnetnadel unbekannt und man verstand nicht, den Norden durch den Kompaß zu finden. Ihrer Seetüchtigkeit halber wurden die schiffbrüchigen Frisländer mit zwölf Fahrzeugen gen Süden nach einem großen volk- und goldreichen Lande gesandt, welches Drogio hieß. Auf der Hinreise aber überfiel sie ein so heftiger Sturm, daß sie sich fast für verloren glaubten, und kaum waren sie diesem Verderben entronnen, so sahen sie sich einem noch schrecklicheren Tode ausgesetzt. Sie wurden nämlich an fremden Küsten gefangen genommen und die meisten von den Wilden, welche Menschenfresser waren und Menschenfleisch als eine sehr wohlschmeckende Nahrung ansahen, verzehrt. Als aber der frisländische Fischer, der Erzähler dieses Berichtes, den Wilden lehrte, mit Netzen Fische zu fangen, blieb er am Leben erhalten.

Das Gerücht von der Fertigkeit des Frisländers im Fischfang verbreitete sich zu den Nachbarstämmen, und einer der Häuptlinge derselben bekam so große Lust, den Fremdling zu besitzen, daß er nach einem siegreichen Kriege die bisherigen Herren desselben zwang, ihm den Fischer zuzusenden. Dreizehn Jahre lang lebte der letztere nun in diesen Gegenden, während dieser Zeit nicht weniger als fünfundzwanzig verschiedenen Herren dienend, von denen der eine stets mit dem anderen Händel anknüpfte, nur um den Fischer bei sich zu haben. Auf diese Weise lernte derselbe nahezu das ganze Land kennen, von dem er berichtete, daß es sehr groß und fast eine neue Welt sei. Die Menschen daselbst

aber waren roh, litten Mangel an vielem und gingen nackend, und obwohl sie von Kälte viel auszustehen hätten, verstünden sie es dennoch nicht, sich in die Felle der auf der Jagd erbeuteten Tiere zu kleiden. Metalle seien unbekannt und man übe die Jagd aus mit Lanzen von Holz, deren Enden scharf zugespitzt seien, ferner mit Bogen, deren Sehnen aus Tierhaut gemacht würden. Unter sehr verschiedenen Häuptlingen und Gesetzen stehend, seien die Menschen sehr wild und grausam, führten mörderische Kämpfe gegeneinander und fräßen einander auf. Je mehr man aber gen Südwesten vordringe, desto mehr Gesittung treffe man an, das Klima sei milder, ebenso gebe es daselbst Städte und Götzentempel, in welchen Menschen geopfert würden, die man später verzehre. Der Gebrauch von Gold und Silber sei einigermaßen bekannt.

Nach langer Gefangenschaft gelang es dem Fischer, durch die Wälder nach Drogio zu fliehen, welches er nach vielen Mühen und Gefahren erreichte. Dort nahm er später als Dolmetscher an den Handelsfahrten mehrerer von Estotilanda gekommenen Schiffe teil und wurde so reich, daß er sich selbst ein Schiff bauen und ausrüsten konnte, mit welchem er nach sechsundzwanzigjähriger Abwesenheit nach Frislanda zurückkehrte, allwo er dem Fürsten Zichmni seine Erlebnisse berichtete.

Durch diese Berichte zu neuen Eroberungen angestachelt, beschloß Zichmni, alle jene Länder zu unterjochen. Die Zurüstung zur Reise nach dem zunächst gelegenen Estotilanda begann aber mit einer schlechten Vorbedeutung, indem der Fischer, welcher als Führer dienen sollte, drei Tage vor der Abfahrt starb. Trotzdem stand Zichmni nicht von seinem Vorhaben ab, warb einige Seeleute an, welche mit dem Fischer von der fraglichen Insel gekommen waren und begann gen Westen zu steuern. Nachdem die Insel Ledeno und Ilofe passiert waren, segelte man auf das offene Meer hinaus. Bald aber wurde die Flotte von einem heftigen, acht Tage andauernden Sturme überfallen, infolgedessen mehrere Schiffe verloren gingen. Nachdem das Unwetter sich gelegt hatte, sammelten sich die zerstreuten Fahrzeuge, kamen mit gutem Winde an ein Land im Westen und fanden daselbst einen guten Hafen. Zugleich aber erschienen unzählige bewaffnete Menschen, die sich anschickten, einer etwa beabsichtigten Landung der Seefahrer Widerstand entgegen zu setzen. Als letztere Zeichen des Friedens machten, sandten die Bewohner der Insel zehn Männer ab, die zehn verschiedene Sprachen redeten, von denen sich aber nur einer von Islanda verständlich machen konnte. Von ihm erfuhren die Seefahrer, daß die Insel Ikaria genannt werde, nach dem ersten Könige, der ein Sohn des Königs Dedalo von Schottland gewesen sei und diese Insel erobert habe.

Da die Bewohner der Insel mit ihren Zuständen wohl zufrieden waren, so wollten sie die Insel auch von keinem Fremden betreten lassen und ließen Zichmni ersuchen, nicht zu landen. Hierauf gab Zichmni keine Antwort, ließ vielmehr, nachdem er sich nach einem guten Hafen erkundigt hatte, die Anker lichten, segelte um die ganze Insel herum bis an die Ostseite derselben und setzte seine Leute ans Land, um Holz und Wasser einzunehmen. Doch bald wurden dieselben von den bewaffneten Insulanern, welche einander durch Rauch und Feuer Zeichen gaben, so heftig angegriffen, daß viele der Leute Zichmnis verwundet oder getötet wurden. Alle Friedensbezeigungen blieben erfolglos, die

Insulaner kämpften vielmehr mit einer so erbitterten Raserei, als ob sie um alles stritten, was sie besäßen. Hierdurch zur Rückkehr auf die Schiffe gezwungen, segelten die Abenteurer in einem großen Bogen um die Insel, beständig aber von einer gewaltigen Schar von bewaffneten Männern beobachtet, welche durch lautes Geschrei und durch Pfeilschüsse ihre Feindseligkeit bekundeten. Nachdem also die nördlichen Küsten der Insel umschifft waren, kamen die Schiffe auf ausgedehnte Untiefen, auf denen die Fahrzeuge zehn Tage lang in steter Gefahr schwebten.

Endlich gelangte man an die östliche Spitze der Insel, wo man aber bei den Eingeborenen stets dieselbe feindliche Gesinnung wie früher vorfand und ihr wildes Kriegsgeschrei auf weite Entfernungen vernahm. Ein erneuerter Versuch, zu landen, mißlang abermals und beschloß daher Zichmni, da er sah, daß er nichts ausrichten könne, die Insel zu verlassen. Man segelte nun sechs Tage bei gutem Winde gen Westen, dann aber, als der Wind nach Südwesten umsprang, vier weitere Tage in der Richtung des Windes, worauf man endlich Land entdeckte. Einige der Bemannung stiegen ans Ufer und konnten zu ihrer Freude berichten, daß das Land nicht nur einen vorzüglichen Hafen besitze, sondern auch von ausgezeichneter Beschaffenheit sei. In großer Entfernung sah man einen hohen Berg, von welchem Rauch aufstieg, woraus geschlossen wurde, daß die Insel bewohnt sei. Zichmni sandte nun hundert der tapfersten Krieger auf Kundschaft aus, während die andern die Schiffe mit Holz und Wasser versahen und eine Menge von Fischen und Seevögeln fingen. Man fand so viele Vogeleier, daß die ganze Bemannung sich daran satt essen konnte.

Man befand sich im Monate Juni, während welches die Luft über alle Beschreibung mild und angenehm war; von Menschen war keine Spur zu entdecken. Dem Hafen legten die Seefahrer den Namen Trin, einem daneben in das Meer hinausspringenden Vorgebirge den Namen Capo di Trin bei.

Nach achttägiger Abwesenheit kehrten die hundert auf Kundschaft ausgesandten Krieger zurück und berichteten, daß sie zunächst nach dem Berge gezogen seien, von wo der Rauch aufgestiegen war. Man hatte entdeckt, daß am Fuße des Berges ein großes Feuer brannte, und daß dortselbst eine Quelle liege, welche eine pechähnliche Masse auswarf, die bis nach dem Meere rann. Gleichfalls sah man zahlreiche Menschen, klein von Gestalt, halbwild und so furchtsam, daß sie bei Annäherung der Fremdlinge in die Höhlen flüchteten, welche ihnen als Wohnung dienten. Ferner fanden die Kundschafter einen großen Fluß und einen guten, sichern Hafen. Dies alles bestimmte Zichmni, zu bleiben und eine Stadt anzulegen. Da aber viele seiner Leute der überstandenen Reisebeschwerden müde waren und heimzukehren wünschten, bevor der Winter käme, behielt Zichmni nur diejenigen seiner Leute zurück, welche mit ihm zu bleiben beschlossen. Die übrigen sandte er mit einem Teile der Schiffe zurück und ernannte Antonio Zeno, gegen den Willen desselben, zum Befehlshaber. Ohne jemals Land zu sehen, segelte die heimkehrende Flotte zwanzig Tage ohne Unterbrechung gen Osten; nachdem man dann eine mehr südöstliche Richtung eingeschlagen hatte, entdeckte man nach fünf Tagen Land und erkannte die Insel Neome, woselbst man von den unter Zichmnis Botmäßigkeit stehenden

Bewohnern Proviant aufnahm. Mit gutem Winde erreichte man in weiteren drei Tagen Frislanda, wo das Volk, welches infolge der langen Dauer der Reise geglaubt hatte, daß ihr Herrscher verloren sei, die Heimkehrenden mit größten Freudenbezeigungen empfing.

Von Zichmni verlautete in einem andern Briefe Antonio Zenos, daß er auf der neuentdeckten Insel eine Kolonie angelegt und von hier aus das Land und die Meerbusen sowohl auf der einen, wie auf der andern Seite desselben näher erforschte. Antonio Zeno schrieb ferner nach Venedig, daß er über die Länder, welche er gesehen, über die Sitten der Menschen und über die Tiere dortselbst ein besonderes Buch verfaßt habe, in welchem er nicht nur die ungeheuerlichen Fische, die Sitten und Gesetze in Frislanda, Islanda, Estlanda, im Königreich Norwegen, Estotilanda und Drogio beschrieben, sondern auch eine Schilderung des Lebens seines verstorbenen Bruders Nicolo und der von ihm gemachten Entdeckungen gegeben habe. Desgleichen habe er einen Abriß des Lebenslaufes Zichmnis geschrieben, — eines Fürsten, welcher wegen seiner großen Tapferkeit und Güte unsterblichen Andenkens mehr wert sei, als irgend ein anderer."

* * *

Dies sind mit unwesentlichen Kürzungen die Berichte aus den Briefen, welche Antonio Zeno an seinen in Venedig wohnhaften Bruder Carlo schrieb. Antonio erlangte endlich auf seine dringenden Bitten von Zichmni die Erlaubnis zur Heimkehr und traf um das Jahr 1405 glücklich in Venedig ein. Der Früchte seiner weiten Reisen vermochte er sich aber nicht lange zu erfreuen, denn seine Gesundheit war durch die vielen überstandenen Anstrengungen unter rauhen, ihm ungewohnten Himmelsstrichen so zerrüttet, daß er noch in demselben Jahre seiner Heimkehr starb. Sein früher Tod hatte die große Vernachlässigung seiner Papiere und Berichte zur Folge. Über ein Jahrhundert lang lagen sie unter Familienpapieren vergessen, und als man endlich ihren Wert für den Ruhm des Hauses entdeckte, waren sie bereits sehr unvollständig. Nicolo Zeno der Jüngere, ein Nachkomme Antonio Zenos, auf dessen Mitteilungen das ganze Werk sich gründet, gesteht über das Schicksal der Handschriften selbst: „Ich aber beklage, daß das Buch und viele andere Dokumente Antonios über diesen Gegenstand auf eine so bedauerliche Weise vernichtet worden sind; denn als ich noch ein Kind war, kamen sie in meine Hände, und ohne zu wissen, von welcher Bedeutung diese Papiere seien, riß ich dieselben in Stücke, wie Kinder es eben zu thun pflegen: ein Umstand, an den ich jetzt nicht ohne den größten Schmerz denken kann. Um aber nicht dasjenige, wessen ich mich erinnere, verloren gehen zu lassen, habe ich den obigen Bericht zusammengestellt, auf daß unsere Zeit mehr als die vergangene Vergnügen und Nutzen an den großen Entdeckungen finden möge, welche in solchen Teilen gemacht wurden, wo man sie am wenigsten erwartete. Bekundet doch auch unser Zeitalter ein großes Interesse an den Berichten über die Entdeckung neuer, bisher unbekannter Länder, welche infolge des hohen Mutes und der großen Thatkraft unserer Vorfahren aufgefunden wurden." —

Wie bereits erwähnt, hat es nicht an Forschern gefehlt, welche vermeinten, die Reiseberichte der Gebrüder Zeno als gefälschte, erdichtete ansehen zu müssen, da sich bei dem Versuche, die Namen der Lokalitäten zu enträtseln, welche den Schauplatz der Erlebnisse bilden, allerlei Schwierigkeiten herausstellten, ferner auch die den alten Bericht begleitende Karte nicht immer mit dem Texte und mit den gegenwärtig vollständig bekannten thatsächlichen Verhältnissen jenes Teiles der Erdoberfläche in Einklang zu bringen waren.

Erst den beiden Gelehrten R. H. Major*) und Professor A. E. Nordenskiöld**) gelang es, auf Grund der eingehendsten und umfassendsten Untersuchungen nachzuweisen, daß bei den Zenischen Berichten von einer fingierten Reise und einer Fälschung keine Rede sein kann, daß dieselben vielmehr neben manchen noch ungelösten Dunkelheiten einen durchaus echten Kern besitzen.

Es würde zu weit führen, diesen Untersuchungen bis in alle Einzelheiten zu folgen, wir müssen vielmehr auf die Arbeiten der beiden verdienten Forscher Major und Nordenskiöld verweisen, welch letzterer auf Grund seiner Untersuchungen und unter Hinzuziehung seiner eigenen reichen Beobachtungen im Norden zu dem Schlusse kommt, daß die dem Werke Zenos beigegebene Karte in bezug auf das nördliche Europa sich nicht nur in bemerkenswerter Weise über alle älteren und gleichzeitigen Kartenwerke derselben Länder erhebt und in der richtigen Darstellung der Wirklichkeit weitaus mehr nähert, als alle Vorgänger, sondern daß auch die Gebrüder Zeno Grönland, und die in ihrem Reiseberichte erwähnten frisländischen Fischer Neu Fundland, Kanada und die heutigen Vereinigten Staaten wirklich besucht haben.

„Der ganze Bericht der Reise," so führt Nordenskiöld aus, „ist einfach und prunklos und es fehlen ihm die Übertreibungen, denen man in erdichteten Reisebeschreibungen stets begegnet. Wohl ist dem Zichmni der Fürstentitel erteilt, auch ist ein Teil seiner Raubzüge mit dem nach unseren Begriffen unrichtigen Namen Kriegsunternehmungen erwähnt; bis auf diese Übertreibungen aber giebt uns der Reisebericht eine ungekünstelte Schilderung von dem Leben, welches bei einem der Freibeuter dieser Zeit geführt wurde, dessen Herrschaft auf die Insel, auf der er sich niedergelassen, und auf einige nahegelegene Küstenorte beschränkt war, welche sich durch freiwillige Tribute vor Plünderung bewahrten. Zichmni war offenbar recht und schlecht einer der kühnen Freibeuter — ich will den vielleicht mehr bezeichnenden Namen Seeräuber vermeiden — an denen das 14. und 15. Jahrhundert reich war, und deren Namen, mit wenigen Ausnahmen, niemals auf den Blättern der Geschichte verzeichnet worden sind. Bereits zwanzig Jahre nach der Entdeckung von Grönland ist von Seeräubern in den grönländischen Fahrwassern die Rede, und seitdem scheinen die nördlichen Meere bis tief in das 16. Jahrhundert hinein von geächteten Freibeutern aus allen Ländern, vorzugsweise aber von Skandinaviern, geplagt worden zu sein. Daraus, daß Zichmnis Schloß im

*) Major, The voyages of the Venetian brothers Nicolo & Antonio Zeno. Hakluyt Society Edition. London 1873.

**) Nordenskiöld, Studien und Forschungen. S. 1—62.

Reiseberichte nicht erwähnt ist, kann man schließen, daß er nicht einmal eine bemerkenswertere Wohnung hatte, sondern infolge des ersten und einzigen glücklichen Kampfes, dessen im Buche Erwähnung geschieht, sich auf einer der Faröer niedergelassen hatte, welche für seine Unternehmungen gegen die Shetland Inseln, Island, Schottland, Norwegen u. s. w. günstig gelegen war. Der Besuch der frisländischen Fischer auf Estotiland, Drogio und dem nahegelegenen großen Festlande trägt ein unverkennbares Gepräge der Wahrhaftigkeit. Der mit einer Menge Details angefüllte Bericht der Fischer stimmt vollkommen mit dem überein, was wir in Europa erst im 17. und 18. Jahrhundert von der Lebensweise der Wilden in Kanada und den Vereinigten Staaten von Amerika erfahren haben. Während die Eskimos und Tschuktschen, wenigstens heutzutage, mit großem Geschick Netze für den Seehunds- und Fischfang stricken, kannten die Einwohner auf der Halbinsel Kalifornien zur Zeit der Errichtung der Jesuitenmissionen daselbst noch nicht die Kunst, Fische mit dem Netze oder der Angel zu fangen. Die Schilderung des Aufsehens, welches die Geschicklichkeit im Fischfang der vom Sturme verschlagenen Fischer von Frislanda bei den Wilden hervorrief, enthält daher, wenn die Reisen derselben nach Amerika verlegt werden, ebensowenig etwas Unwahrscheinliches als die Angabe, daß die Wilden nackend waren und den Gebrauch der Metalle nicht kannten. Die Beschreibung ihrer von denen der alten Welt verschiedenen sozialen Verhältnisse und der durch Sprache, Sitten und Gesetze getrennten Stämme, welche einander stets bekriegten, ist, wie wir heute wissen, mit den früher bei den Völkern in den nördlichen und mittleren Teilen des nordamerikanischen Festlandes existierenden Verhältnissen übereinstimmend. Im Jahre 1558 aber konnten solche Angaben nicht erdichtet werden, selbst nicht einmal von den gelehrtesten und befähigtesten Kennern der verschiedenen Völker der Erde. Diese Angaben können gleichfalls auf keinen andern Erdteil als Amerika, am allerwenigsten auf Rußland bezogen werden, welches damals noch unter dem Joche der Tartaren seufzte und wo die Einwohner nicht nackend gingen, sondern in lange Schafpelze oder Kaftane aus Zeug gekleidet waren, wo man Metalle aller Art kannte, wo ein asiatischer Luxus herrschte und ein hochausgebildeter kirchlicher Kultus florierte.

So gewagt es nun auch erscheinen mag, anzunehmen, daß es auf Grönland ein Kloster St. Thomas gegeben habe, so ist es dennoch augenscheinlich, daß die Beschreibung desselben nicht erdichtet sein kann und daß es in einem hochnordischen Lande, wahrscheinlich Grönland, belegen gewesen ist. Seine Beschreibung kann nur von jemand verfaßt sein, der die Erwärmung von Wohnungen und Gewächshäusern mittels in Röhren geleiteten warmen Wassers gesehen und diese Heizungsmethode studiert hatte — was, soviel uns bekannt, damals in keinem europäischen Lande möglich war. Den Unterschied zwischen einem „schwefelhaltigen“, zum Trinken nicht brauchbaren Wasser und dem gewöhnlichen Quellwasser hätte kein Freihandzeichner erfunden; die Angabe, daß die Kaltwasserröhren unter der Erde geleitet wurden, damit das Wasser im Winter nicht gefriere, konnte nicht in Venedig zu einer Zeit erdichtet sein, wo selbst der Gelehrteste von den Temperaturverhältnissen in den Erdschichten dicht an der Erdoberfläche keine Ahnung hatte; die offene Stelle im Meereseise, welche von den warmen Quellen

selbst im Winter offen gehalten wurde, hätte man sich vielleicht denken können, die mit der Wirklichkeit so wohl übereinstimmende Angabe aber, daß Seehunde („Fische") und Vögel sich im Winter an derartigen offenen Stellen in großen Scharen sammelten, muß auf eigner Anschauung oder auf dem Studium der arktischen Litteratur des letzten Jahrhunderts beruhen und kann nicht im Jahre 1558 aufs geradewohl zusammengeschrieben sein. Übrigens ist es eine bekannte Sache, daß es auf Grönland noch heutigestags warme Quellen giebt, auch spricht Ivar Bardson von heißen Quellen auf Inseln im Rafnsfjord, welche teils einem Benediktinerinnenkloster, teils der Domkirche gehörten.

Die Beschreibung der grönländischen Kajaken, ihre Bauart und die Leichtigkeit, mit welcher man mit ihnen an einer offenen Küste anlegen kann, zeigt deutlich, daß sie von einer Person geliefert ist, welche diese eigentümlichen Fahrzeuge wirklich in Gebrauch gesehen hat. Was schließlich die Ankerung im Hafen Trin anbelangt, so enthalten die wenigen Worte, mit denen der Aufenthalt daselbst beschrieben ist, Einzelheiten, welche andeuten, daß man hier an eine Stelle an der Nordküste von Amerika gelangt war. Die Menschen, die man hier antraf, waren nämlich offenbar Eskimos. Der Reichtum an Seevögeln und Eiern in solcher Menge, daß die halbverhungerte Mannschaft der Flotte sich daran satt essen konnte, ist ein von den Verhältnissen im Süden derartig abweichender und mit den im Norden übereinstimmender Zug, daß die Angaben sich auch hier auf wirkliche Beobachtungen gründen müssen."

Ferner ist von verschiedenen Gelehrten, vornehmlich von dem Engländer Major, wie auch von Nordenskiöld, eine Übereinstimmung mancher auf der Karte Zenos vermerkten Namen mit solchen aus alten nordischen Manuskripten, wie auch mit heute noch gebräuchlichen konstatiert worden. So ist z. B. der Name Monaco der Zenoschen Karte unschwer in dem heutigen Monk, der südlichsten Insel der Faröer Gruppe wiederzuerkennen, desgleichen ist Sudero Golfo mit dem heutigen Suderöefjord, Sanestol mit Sandoe, Slofe oder Ilofe mit Skuöe, Ledovo mit Little Dimon identisch, wie auch der Name Faröer Island (altdänisch Faeröisland) zu Frislanda zusammengezogen zu sein scheint. Möglich ist, daß die Hauptinsel, das heutige Stromöe, wie auch die auf ihr gelegene Stadt, das heutige Thorshavn, zu jener Zeit den Namen Frislanda getragen haben.



Karte der Faröer Inseln zur Veranschaulichung der Route des Nicolo Zeno.

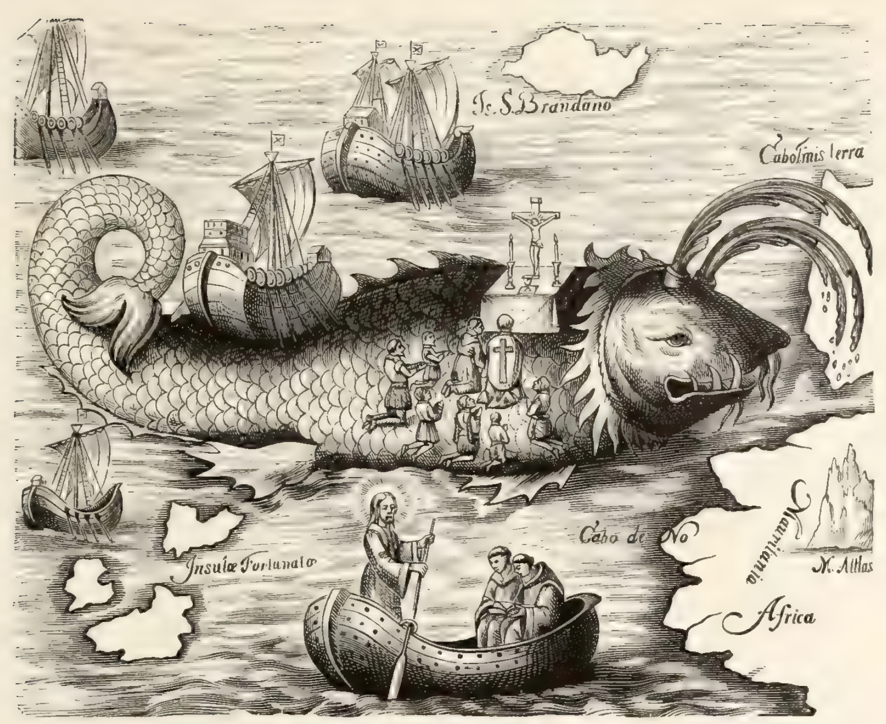
Estland ist augenscheinlich identisch mit den heutigen Shetland Inseln und sind die auf der Karte Zenos angegebenen Namen Onlefort in Olna Firth, Oloford in Ouge Firth, Sumbercouit in Sumbergh, Scaluogi in Scalloway,

Bristund in Brassasund, Lombies in Lambness wiederzuerkennen. Pondanda und Contanis sind wohl das heutige Pentland der Orkney Inseln und Caithness. Auf Island ist Anaford unschwer in Anarfjördr, Rok in Reykiavik, Flogascer in Fuglaskjer, Scalodin in Skalholt, Olensis in Holanes wiederzuerkennen. Eine genaue Kenntnis des südlichen Grönland verrät der Name der Südspitze, welche in Ivar Bardsens Bericht „Hvarf" heißt, wofür die Karte Zenos Af promontorium setzt.

Auf Grund weiterer, eingehender Untersuchungen über die Kartographie der nordwesteuropäischen Länder bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts kommt Nordenskiöld zu den Schlüssen:

„Daß die dem Buche Nicolo Zenos des Jüngeren beigegebene Karte sich auf eine alte vor 1482 gezeichnete, und wahrscheinlich von Antonio Zeno von Frislanda mitgebrachte Seekarte über den Norden gründen muß; daß ferner Zenos Karte, die allerdings nur in zwei mehr oder weniger veränderten Kopien bekannt ist, das Resultat einer von einsichtsvollen Seeleuten durch wiederholte Reisen nach diesen Gegenden erworbenen Erfahrung bilde und für ihre Zeit außerordentlich hoch stehe; daß Nicolo Zeno der Jüngere in dem von Marcolini herausgegebenen Buche eine in der Hauptsache wahrheitsgetreue Schilderung giebt von dem Aufenthalte seiner Vorfahren bei einem nordischen Freibeuter, der sich auf einer der Faröer Inseln niedergelassen hatte und von da aus ausgedehnte Raubzüge unternahm, wobei man unter anderem auch ein, wahrscheinlich auf der Ostküste von Grönland gelegenes, höchst merkwürdiges Kloster und einen irgendwo an der Südküste dieses Landes gelegenen Hafen besuchte; daß ferner vom Hauptaufenthaltsorte des Freibeuters Zichmni Fischer vom Sturme nach dem Festlande von Amerika verschlagen worden sind und dort, wahrscheinlich in Neu Fundland und Kanada, Reste kleiner, verhältnismäßig gebildeter Gemeinwesen angetroffen haben, die ursprünglich von Europäern gegründet waren, wie auch, daß diese Fischer, von den Verhältnissen dazu gezwungen, während fünf Jahren weit in dem mittleren Teile des amerikanischen Festlandes umhergereist sind, von dessen dermaligen sozialen Verhältnissen sie einige recht treffende Bilder geliefert haben."





Das Wunder des heiligen Brandan.
Nach einer alten Miniaturmalerei.

Über einige fabelhafte Inseln im Atlantischen Ozean.

Zum Schlusse unserer Untersuchungen über die Kenntnis Amerikas in vorcolumbianischer Zeit erübrigt uns noch, einiger fabelhaften Inseln im Atlantischen Ozean zu gedenken.

Die von Plato, dem Dichter des klassischen Altertums erfundene Sage von der wundersamen Insel Atlantis hatte sich zu tief in das Gedächtnis der Völker eingeprägt, als daß sie so bald wieder aus demselben hätte entschwinden können.

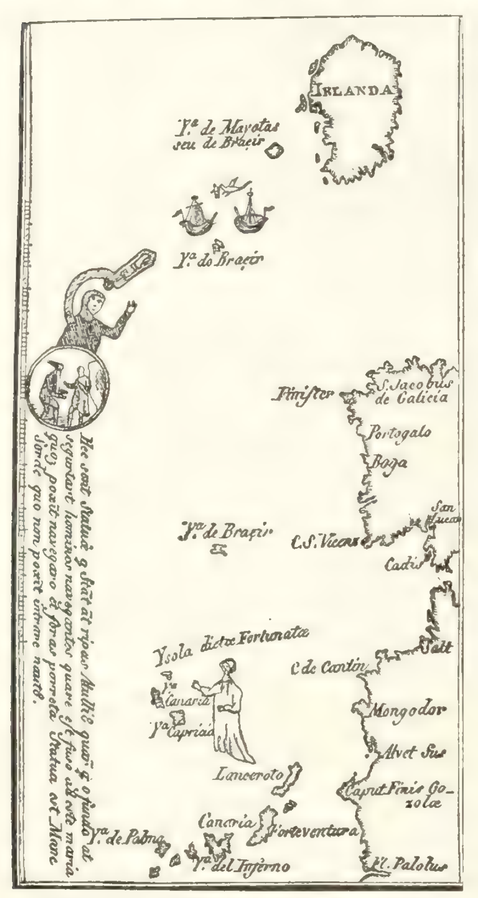
Der Glaube an die Existenz von großen, mit allen Herrlichkeiten der Welt gesegneten Eilanden im Westen der bekannten Welt, inmitten des Atlantischen Ozeans hatte das ganze Mittelalter hindurch lebendige Gestalt, und finden sich auf den geographischen Karten jener Zeit verschiedene fabelhafte Inseln verzeichnet mit mannigfach wechselnden Namen. Wohl die älteste derselben ist die St. Brandansinsel.

St. Brandan war ein Abt zu Cluainfert in Irland und starb am 16. Mai des Jahres 577. Sein Fest wird von der Kirche am 16. Mai gefeiert.

Der Sage nach segelte er mit 75 Mönchen auf den Ozean, um das Land der Verheißung zu suchen, von welchem ihm der Bruder Barintus erzählt hatte. Sie landeten an verschiedenen Inseln, deren eine sich sogar als der Rücken eines ungeheueren Fisches erwies. Auf dieser vermeintlichen Insel zelebrierten die heiligen Brüder sogar eine Messe, trugen auch Brennmaterial herzu und schürten ein Feuer unter ihrem Koch=

geschirre an. Kaum begannen aber die Kohlen zu glühen, so wurde der Boden unter den Füßen der Mönche lebendig wie eine flüssige Welle. Rasch flüchteten die Mönche zum Schiff, von wo sie noch bis auf zwei Meilen Entfernung ihr Kochfeuer glimmen sahen.

Dies ist aber nur eine Episode der Reise. Die Seefahrer erlebten noch viele haarsträubende Gefahren, aus denen sie immer durch himmlische Gnade gerettet wurden. Endlich nach siebenjähriger Irrfahrt erreichten sie das Land der Verheißung, allwo ein nie unterbrochener Tag über den lichten Gefilden glänzte und die Bäume beständig mit Früchten gesegnet waren. Am vierzigsten Tage ihrer Wanderung durch dieses Land trafen die Mönche auf einen glänzenden Jüngling, der sie zur Heimkehr und zur Befrachtung ihres Schiffes mit Edelsteinen und Früchten einlud. Sieben Jahre, sagte er, habe Gott den frommen Brandan nach dem Lande suchen lassen, welches dereinst den Nachkommen offenbar werde.



Teil der von Pizigano im Jahre 1367 zu Venedig gezeichneten Karte.

Diese Sage, welche jedes wissenschaftlichen Wertes entbehrt und nur die Thatsache bestätigt, daß die Phantasie aller Zeiten, der heidnischen wie der christlichen, das Land der Glückseligkeit an die äußersten Enden der Welt verlegte, hat für die Geographie insofern einige Bedeutung, als sich auf einigen Karten des Mittelalters die Insel St. Brandan verzeichnet findet, so z. B. auf dem Globus des **Martin Behaim** vom Jahre 1492, welcher 50 Grad westlich vom Meridian der portugiesischen Küste mitten im Weltmeer eine Insel zeigt mit der Beischrift: „Nach christi gepurt 565 Jar kam Sandbrandan mit sein Schiff auf diese Insel, der daselbst vil wonders besah und der über siben Jar darnach wider in sein landt zog.“

Eine zweite fabelhafte Insel erscheint im vierzehnten Jahrhundert auf verschiedenen Karten unter dem Namen **Brazil**, so zuerst auf einer Karte des Mediceanischen Atlas vom Jahre 1351. Auf einer Karte des Pizigano aus dem Jahre 1367 ist der Name Insula de Braçir drei Inseln zugelegt, von denen eine nördlich von den Azoren, zwei andere südwestlich von Irland verzeichnet sind. Auf späteren Karten desselben und der folgenden Jahrhunderte erscheint derselbe Name in den Variationen Braxil, Brazylle, O'Brasile, ohne daß eine bestimmte Lage der Insel irgendwo angegeben wäre. Dieselbe erscheint bald hier, bald dort in den Ozean eingezeichnet. An Bestrebungen, die sagenhafte

Insel aufzusuchen, scheint es nicht gefehlt zu haben, so wird z. B. in dem 1778 erschienenen Werke „Gulielmi de Worcester Itineraria“ berichtet, daß am 15. Juli des Jahres 1480 John Jay von Bristol aus eine resultatlose Seefahrt angetreten habe, um die Insel Brazylle zu suchen, auch erwähnt der spanische Gesandte am Hofe zu England, Pedro d'Ayala, in einem Briefe vom 25. Juli des Jahres 1498, daß vor sieben Jahren mehrere Reisen zum Aufsuchen der Insel von Bristol aus gemacht worden seien. Der Name der fabelhaften Insel zeigt sich noch auf vielen Karten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, so noch in dem großen Atlas von Jefferys aus dem Jahre 1776, hier aber schon mit dem Vermerk „imaginary island of O Brasil“.

Weitere fabelhafte Eilande waren Tanmar oder Danmar, Mayda, Asmaides, Verde und Antilia. Die Namen derselben verschwinden aber mit der genaueren Kenntnis des Atlantischen Ozeans, zum Teil allerdings erst in neuerer Zeit von den Seekarten.

Am längsten erhielt sich der Name der Insel Antilia oder Antillia, möglicherweise eine korrumpierte Schreibweise des alten Atlantis.

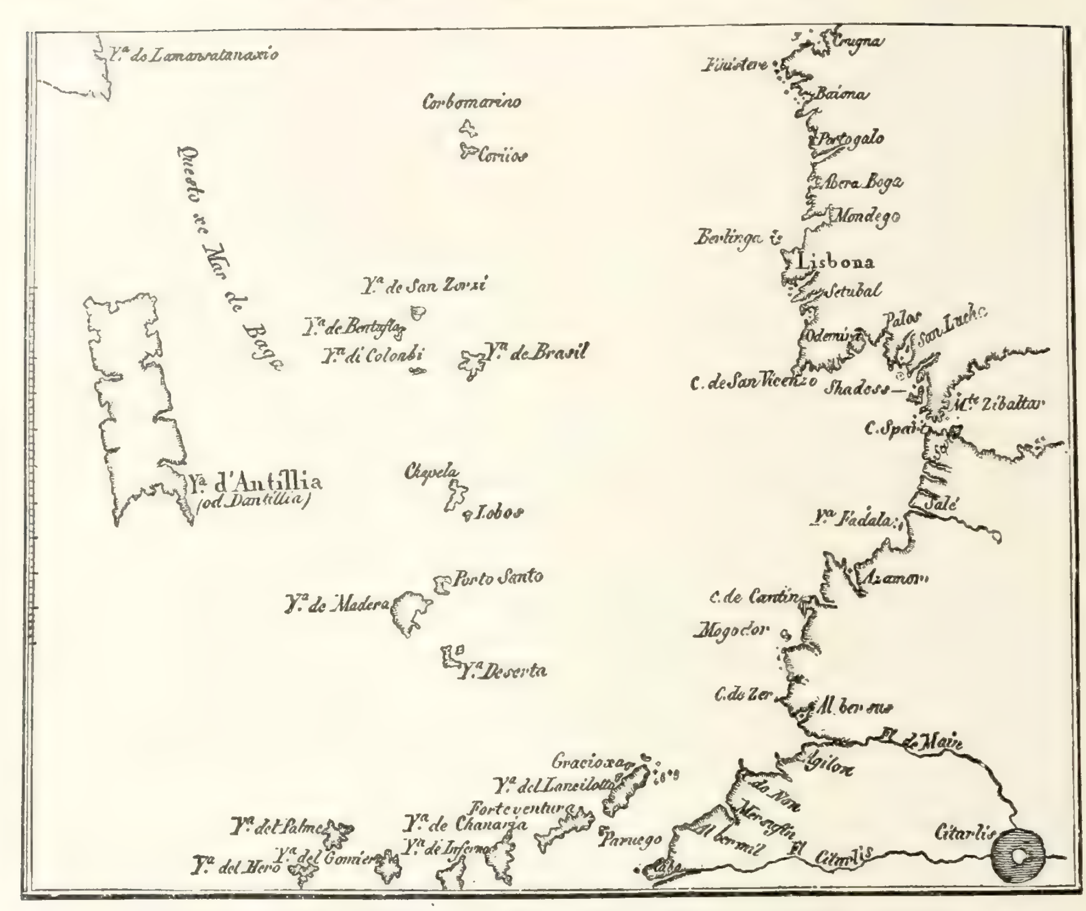
1414 soll ein spanisches Schiff in die Nähe dieser Insel gekommen sein. Zehn Jahre später erscheinen auf einer, gegenwärtig auf der Bibliothek zu Weimar aufbewahrten italienischen Karte der nördliche Teil der Insel Antilia, eine zweite Insel in Form eines Rechtecks, welche die Satanshand genannt wird, und eine dritte Insel in sichelförmiger Gestalt.

Auf einer, wahrscheinlich im Jahre 1436 von Andrea Bianco gezeichneten Karte ist die obige Mitteilung, nach welcher spanische Schiffe in jener Zeit gen Westen vorgedrungen seien, bestätigt, denn es finden sich im Süden von Antilia, zwischen dieser Insel, der Insel Man Satanaxio*) und der nordwestlichen Gruppe der Azoren die Worte: questo he mar de spagna.

Der Genuese Beclario oder Bedrazio hat eine nach Humboldt dem Jahre 1434 zugeschriebene Welttafel hinterlassen, auf welcher Antilia gleichfalls verzeichnet steht, und zwar mit dem Zusatze: insula de novo reperte. Westlich von Antilia ist noch eine viereckige Insel mit dem Namen Royllo angegeben. Ferner hat der Kartenzeichner Andrea Benincasa gegen das Jahr 1476 Antilia auf eine Karte vermerkt und giebt er der Insel eine in die Länge gezogene Gestalt und es sind Buchten angegeben, als ob die Insel durch genaue Aufnahmen bestimmt worden sei. Ferner ist die Insel auf den Karten des Bartolomeo Pareto, des Fra Mauro, Ortelius, Mercator und Toscanelli verzeichnet. Häufig wurde Antilia auch als Sette Cidades oder Sete Ciudades, „die Insel der sieben Städte“ bezeichnet, einer Sage zufolge, nach welcher im Jahre 714, nach der Besiegung des spanischen Königs Roderick durch die Mauren, christliche Flüchtlinge nach einer großen Insel im Atlantischen Ozean gekommen seien.

---

*) Die hier genannte Insel Man Satanaxio, die Satanshand, wird in italienischen Legenden öfter erwähnt: alltäglich recke sich eine ungeheure Hand aus den Fluten des Ozeans und raffe Schiffer und Bewohner der Insel hinab in die schaurigen Tiefen.



Teil einer von Andrea Bianco im Jahre 1436 zu Venedig gezeichneten Seekarte.

Die Flüchtlinge waren von einem Erzbischofe und sechs Bischöfen begleitet, von denen ein jeder eine Stadt gründete.

Von hohem Interesse ist eine diesbezügliche Notiz auf Martin Behaims berühmtem, in Nürnberg aufbewahrtem „Erdapfel", auf welchem das sagenhafte Eiland unter dem Namen Insula antilia genannt Septe citade erscheint und zwar mit dem Zusatze: „Als man zelt nach christi gepurt 734 jar, als ganz hispania von den heiden aus affrica gewonen wurdt, do wurdt bewont di obgeschriben Insula antilia genannt Septe citade von einem erzbischoff von porto portigal mit sechs andern bischoffen und andern christen man und frawen di zu schiff von hispania dar geflohen kommen mit irem vich, hab und gut. Anno 1414 ist ein schiff aus hispania ungefert darbei gewest am negsten."

Diese „Insel der sieben Städte" wieder zu entdecken, wurden unter der Regierung des Königs Johann II. von Portugal ernsthafte Versuche gemacht, wurden doch im Jahre 1486 mehrere Urkunden ausgefertigt, welche sich auf derartige Versuche beziehen. In genanntem Jahre befand sich am Hofe des Königs ein unternehmender Mann flämischer oder französischer Abkunft, Ferdinand Dulmo, der den Titel eines Kapitäns der Insel Terceira führte, allwo er die erste Ansiedlung begründet hatte. Dieser Ferdinand Dulmo richtete im März 1486 an den König das Gesuch, ihm die große Insel oder die

Inseln, oder das Festland zu schenken, welche man für die Insel der sieben Städte halte, und die er auf seine eigenen Kosten aufsuchen oder aufsuchen lassen wolle.

Dieses Gesuch wurde gewährt, und zwar unter den Bestimmungen, daß Dulmo nicht nur mit der Regierung und der Gerichtsbarkeit über die zu entdeckenden Länder für sich und seine Nachkommen belohnt, sondern nach Vollzug der Entdeckungen auch mit einem passenden Ehrentitel ausgezeichnet werden solle. Zugleich wurde er mit der Vollmacht ausgestattet, von allen den entdeckten Ländern wirklichen Besitz ergreifen zu dürfen, ohne eine weitere Ermächtigung seitens des Königs abwarten zu müssen. Letzterer behielt sich von allen Einkünften, die in den neuen Ländern zu erwarten wären, den zehnten Teil vor.

Wie gewiß man hinsichtlich der neuen Entdeckungen war, geht aus dem Umstande hervor, daß für den Fall, Dulmo sei nicht in der Lage, mit seinen Leuten die Bewohner der neuen Länder zu unterwerfen, König Johann eine Flotte mit Truppen absenden solle, die gleichfalls dem Befehle Dulmos zu gehorchen hätten.

Leider wollte es Dulmo nicht gelingen, die Kosten der Expedition aufzutreiben, und schloß er darum am 12. Juli 1486 mit dem auf der Insel Madeira wohnenden Johann Afomso einen Vertrag dergestalt, daß Afomso zwei gute Karavellen mit den nötigen Lebensmitteln und allem sonstigen Zubehör auszurüsten und auch alle Kosten der Fahrt zu tragen habe, wohingegen Dulmo die Beschaffung und Auslöhnung der Piloten und Mannschaften bestreiten solle. Als Entschädigung für seine aufgewendeten Kosten trat Dulmo an Afomso die Hälfte von allen seinen Rechten auf die neu zu entdeckenden Länder ab.

In den diese Abmachungen betreffenden Urkunden, welche in der von Bernardino José de Senna Freitas abgefaßten „Memoria historica sobre o intentado descobrimento de uma supposta ilha ao norte de Terceira“ (Seite 62—73) wörtlich abgedruckt sind, wurde ferner festgesetzt, daß jeder der beiden Unternehmer eine der zwei Karavellen befehligen und je einen Piloten wählen solle, habe man aber nach einer vierzigtägigen Fahrt, welche Dulmo mit seinem vorfahrenden Schiffe zu leiten habe, noch kein Land erreicht, so solle Afomso den Befehl über beide Schiffe übernehmen und Dulmo sei verpflichtet, sich allen Anordnungen desselben bis zur Rückkehr nach Portugal zu unterwerfen. Ohne Einwilligung des andern solle keiner von beiden Verordnungen über die Verwaltung der zu entdeckenden Gebiete erlassen können, die Gerichtsbarkeit aber solle nach den im Königreich Portugal bestehenden Gesetzen geübt werden.

Johann Afomso erhielt ferner noch das Recht, einen von Dulmo zu besoldenden Schiffsschreiber zu halten, dagegen verpflichtete er sich, für Dulmo, welcher sich in sehr mißlichen Umständen befunden zu haben scheint, sogleich sechstausend Silberrealen zu bezahlen.

Die Giltigkeit dieses ganzen Vertrages wurde von der Bestätigung seitens des Königs Johann abhängig gemacht, sei dieselbe gegeben, so habe ein jeder der beiden Teilnehmer den Vertrag in allen seinen Punkten zu vollziehen, anderenfalls der säumige Genosse zur Zahlung eines Strafgeldes von zweitausend Goldcrusaden verpflichtet sei.

Das ganze Abkommen wurde auch wirklich von König Johann am 24. Juli 1486

bestätigt, zugleich erneuerte derselbe die Urkunde, durch welche er am 3. März Dulmo mit so hohen Rechten ausgestattet hatte.

Dieser letztere Umstand veranlaßte aber Afomso, der jede Mißdeutung ausgeschlossen wissen wollte, sich wiederholt an den König mit der Bitte zu wenden, ihm alle die Inseln und Länder zu verleihen, welche er nach Verlauf der vierzigtägigen Fahrt, während welcher er verpflichtet sei, Dulmos Schiffe zu folgen, finden werde. In diesen Gesuchen bemerkte der Bittsteller, daß er die Karavellen für sechs Monate verproviantieren wolle.

König Johann genehmigte unter dem 4. August 1486 auch diese Bitte, fügte aber die Bedingung hinzu, daß die in Aussicht gestellten Rechte nur dann als verliehen zu betrachten seien, wenn die fraglichen Länder innerhalb der nächsten zwei Jahre entdeckt worden seien.

Von Interesse ist noch die Teilnahme eines deutschen Edelmannes an der Fahrt, dessen Wahl es überlassen bleiben solle, welcher Karavelle er sich bedienen wolle. Leider ist der Name dieses Edelmannes nicht genannt, möglich ist, daß dieser Deutsche kein geringerer als Martin Behaim gewesen, welcher zu Ende des 15. Jahrhunderts längere Zeit in Portugal weilte und im Jahre 1486 nach seiner Rückkehr von der mit Diogo Cão unternommenen Fahrt entlang der Westküste Afrikas sich mit der Tochter des Jobst von Hürter, des Statthalters der Inseln Fayal und Pico, vermählte.

Was aus dem gemeinsamen, hochwichtigen Vorhaben des Ferdinand Dulmo und des Johann Afomso geworden, ist völlig unbekannt, von einem Vollzuge der Fahrt wissen die portugiesischen Chronisten nichts zu vermelden.



Portugiesisches Schiff des 15. Jahrhunderts.

Christoph Columbus,

der Wiederentdecker Amerikas.





Christoph Columbus.

Nach einem dem Antonio del Rincon zugeschriebenen Porträt.

Christoph Columbus und sein Plan einer Westfahrt nach Indien.

Die Erkenntnis der Alten, daß die Erde die Form einer Kugel habe und daß der Ozean sich nicht in ein endloses Nichts auflöse, sondern mit festem Lande umschlossen sein müsse, beherrschte auch die hervorragendsten Denker und Gelehrten des 15. Jahrhunderts. Von der Gewißheit, daß dereinst fern im Westen des gewaltigen Atlantischen Ozeans eine zweite Welt sich offenbaren werde, waren manche Philosophen und Forscher fest überzeugt, schrieb doch z. B. ein italienischer Dichter, welcher nicht lange vor Columbus lebte, folgende Worte:

„Und Herkules wird mit Erröten schauen,
Wie weit die Grenzen, die umsonst er setzte,
Das schlichte Boot in kurzem überflügelt.
Entdecken wird man einen andern Halbkreis,
Seitdem das All nach einer Mitte strebt. --

Tief unter unsern Füßen giebt es Städte
Und mächt'ge Reiche, die er nie geahnt.
Doch sieh, die Sonne, die gen Westen eilet,
Begrüßt die Völker mit ersehntem Licht." —

Ist in diesen Worten die Anschauung dieses italienischen Philosophen voll und ganz ausgesprochen, so wußten auch zwei andere Gelehrte jener Zeit ihren Ideen über die Gestalt der Erde Ausdruck zu verleihen und zwar waren diese Gelehrten der Florentiner Arzt Toscanelli und der deutsche Ritter Martin Behaim.

Lag der erstere, wie wir später sehen werden, in seiner Vaterstadt privaten Studien ob, so lebte der um das Jahr 1459 zu Nürnberg geborene Martin Behaim gegen 1480 am Hofe des Königs von Portugal und war nicht nur ein hervorragendes Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, sondern nahm als „Kosmograph" auch an der Expedition des Diogo Cão nach Guinea und dem Congo teil.

Gelegentlich eines Besuches in Nürnberg im Jahre 1492 ließ er nach seinen Angaben eine Erdkugel anfertigen, welche er seiner Vaterstadt verehrte und welche dortselbst noch gegenwärtig aufbewahrt wird. Auf diesem „Erdapfel", welcher bereits vollendet war, bevor Columbus seine Reise angetreten hatte, sind die östlichen Länder Asiens, so z. B. die Inseln Cipango, Java major und Java minor, Candyn und das Reich India als den Erdteilen Europa und Afrika direkt gegenüberliegend dargestellt, und findet sich inmitten des die Länder scheidenden Ozeans die Inschrift vermerkt: „Es ist zu wissen, daß in dieser gegenwärtigen figur des apffels ist ausgemessen die ganze welt nach der lang und nach der braite, nach der kunst geometria, als uns potolemeus (Ptolemäus) in seinen Buch, genannt cosmologia ptolomaei geschrieben hat das ainthail, und darnach das übrige der from ritter Marco polo von Venedig, der in Orient gereist hat anno 1250, aufgeschrieben hat gelassen; auch so hat der wurdige doctor und ritter Johan de Mandavilla a 1322 auch ein Buch gelassen, das nemlich die unbekannde Land ptolomai in Orient legen mit samt den Inseln daselbsten an tag gebracht haben, von dannen uns die Speccreyen, perlen und die edelgestein zugeführt werden. Aber der durchleuchtig könig Don Johann von Portugal hat das übrig thail, daß ptolomao noch nicht kundig gewessen ist, gegen Mittag lassen mit seinen schiffen besuchen anno dni 1485, darbey ich, der diesen apffel angegeben hat, gewesen bin. Gegen untergang ist das Meer Oceanus auch durchfahren über die Schrifft ptolomai und die Saul Herkulis (hinaus), bis in die Insell dos Azores, Faial und Pico, die von dem edlen und vesten ritter Herrn Jobsten de Hürter von Morkirchen mit seinen volk aus Flandern, das er geführet (entdeckt worden ist). Dieselbe Inseln bewohnt mein lieber Schwer (Schwiegervater, Behaim war nämlich mit der Tochter des Ritters von Hürter verheiratet) und besizßt und regirt dieselbe. Und der weiten orth der Welt gegen Mitternacht end, tramentana über die schrifft ptolomei Eysland, Norwegen und Russen uns auch jetzt kundig ist und man jährlich dahin schifft, daran doch niemand zweifeln soll, wie wohl die Welt simpel (so einfach) ist, das man just überal mit Schiffen fahren oder gehen mag, wie hie steht."

In letzteren Worten ist die Überzeugung Behaims, daß es möglich sei, zu Schiffe die Erde rings zu umsegeln, klar und scharf ausgedrückt. Es war seine wie auch des Italieners Toscanelli Ansicht, daß man Indien auch vermittelst einer von Europa aus gen Westen gerichteten Meerfahrt erreichen könne. Indien, das Land der Wunder, das Land der kostbarsten Spezereien und anderer Produkte, war infolge der Kreuzzüge für die Völker des Abendlandes in unzugängliche Ferne gerückt worden, denn die Mohammedaner verlegten alle damals bekannten Landwege, welche nach jenem irdischen Paradiese führten und über welche die Abendländer die Erzeugnisse Indiens bezogen hatten. Man sann daher über Pläne nach, auf welch anderem Wege Indien zu erreichen wäre und glaubte, einen solchen Weg finden zu müssen, wenn es gelänge, den Erdteil Afrika zu umschiffen. Bevor diese mit allem Eifer ins Werk gesetzten Bemühungen aber von Erfolg gekrönt wurden, trat ein zweites Projekt ins Leben, welches auf den Ideen Strabos und Senecas fußte und nichts weniger als die Erreichung Indiens durch eine von Europa direkt gen Westen gerichtete Meerfahrt befürwortete.

Wer der Schöpfer dieses kühnen, vielfach auch auf Widerspruch stoßenden Projektes ist, ob Behaim, ob Toscanelli, ist schwerlich nachweisbar, können im Grunde genommen beide ja überhaupt nur als solche Männer angesehen werden, welche die Ansichten eines Strabo und Seneca weiter ausbildeten.

Der hauptsächlichste Träger des kühnen Projektes und derjenige, welcher es zuerst unternahm, durch eine Fahrt den Beweis für seine Richtigkeit zu erbringen, war der Italiener Christoph Columbus.

Wohl über keine Persönlichkeit gehen die Ansichten der modernen Historiker so sehr auseinander, als gerade über diesen berühmtesten aller Entdecker. Können die einen sich nicht genug thun, denselben als eine an Geistes- und Charaktergröße die Mehrzahl seiner Zeitgenossen weitaus überragende Persönlichkeit darzustellen, so haben andere ebenso harte Urteile über ihn gefällt und ihn als einen ehrgeizigen, habsüchtigen und ränkevollen Mann mit wenig bedeutenden Fähigkeiten geschildert, dessen Verdienst es wäre, auf seiner zur Aufsuchung Indiens unternommenen Westfahrt unterwegs über eine neue, unbekannte Welt gestolpert zu sein.

Wie so häufig, so scheint die Wahrheit auch hier in der Mitte zu liegen, und möchten wir bei der Schilderung des Lebensganges des Columbus von dem Gesichtspunkte ausgehen, von welchem Goethe die Figur des Genuesen auffaßte, indem er sagte: „Ein merkwürdiges Beispiel, wie die Nachwelt irgend einem Vorfahren die Ehre zu rauben geneigt ist, sehen wir an den Bemühungen, die man sich gab, Christoph Columbo die Ehre der Entdeckung der neuen Welt zu entreißen. Freilich hatte die Einbildungskraft den westlichen Ozean schon längst mit Inseln und Land bevölkert, daß man sogar in der ersten düsteren Zeit lieber eine ungeheuere Insel untergehen ließ, als man diese Räume leer gelassen hätte. Freilich waren die Nachrichten von Asien her schon weit herangerückt; Kühngesinnten und Wagehälsen genügte Küstenschiffahrt nicht mehr; durch die glückliche Unternehmung der Portugiesen war die ganze Welt in Erregung: aber es gehörte denn doch zuletzt ein Mann dazu, der das alles zusammenfaßte,

um Fabel und Nachricht, Wahn und Überlieferung in Wirklichkeit zu verwandeln.“

Und ein solcher Mann war eben Christoph Columbus, und frei von aller Überschwenglichkeit und auch frei von aller Gehässigkeit wollen wir es versuchen, einen Abriß seines Lebens und Wirkens zu geben.

Als Hauptquelle für die Geschichte des Columbus galt bis in die neueste Zeit ein im Jahre 1571 zu Venedig erschienenes Werk, welches dem Titelblatte und der Vorrede zufolge von Columbus' natürlichem Sohne Ferdinand ursprünglich in spanischer Sprache verfaßt worden sein soll. Der volle Titel dieses gewöhnlich kurzweg „Vida del Almirante“ oder auch „Die Historien“ genannten Werkes lautet: „Historie del Signor D. Fernando Colombo, nelle quali s'ha particolare et vera relatione della vita et de' fatti dell' Ammiraglio D. Christoforo Colombo, suo padre. Nuovamente di lingua spagnuola tradotte nell' italiana dal S. Alfonso Ulloa.“

Diese Lebensgeschichte galt drei Jahrhunderte hindurch als die einzig zuverlässige Grundlage für die Geschichte des Columbus, niemand dachte daran, ihre Authentizität in Zweifel zu ziehen, und basieren fast alle Werke, welche wir über den großen Entdecker besitzen, in ihren Darstellungen mehr oder weniger auf den Angaben dieser „Historien“.

Erst im Jahre 1871 erkannte der Amerikaner Henry Harisse, welcher sich durch seine Untersuchungen über die Geschichte des Columbus großen Ruf erworben hat, daß gerade die als reinste Quelle geltenden „Historien“ zahlreiche Widersprüche, Anachronismen und geographische Unrichtigkeiten enthalten, und daß man sich derselben nur mit äußerster Zurückhaltung bedienen dürfe und zwar niemals, ohne ihre Behauptungen, Erzählungen, Citate und sogar die Daten und Namen zu kontrollieren. Harisse kam zu dem Schlusse, daß die „Historien“ wohl ganz mit Unrecht dem Sohne des Entdeckers zugeschrieben würden.

Vornehmlich die in den „Historien“ niedergelegten Angaben über das Jugendleben und den Bildungsgang des Columbus erwiesen sich als unrichtig. So sind die Nachrichten falsch, Columbus habe die Universität zu Pavia besucht, sei mit seinem vierzehnten Lebensjahre zur See gegangen und habe später als Befehlshaber eines Schiffes an einer großen Seeschlacht teilgenommen, während welcher sein Schiff in Brand geraten sei und er selbst sich nur mit Mühe an die portugiesische Küste gerettet habe.

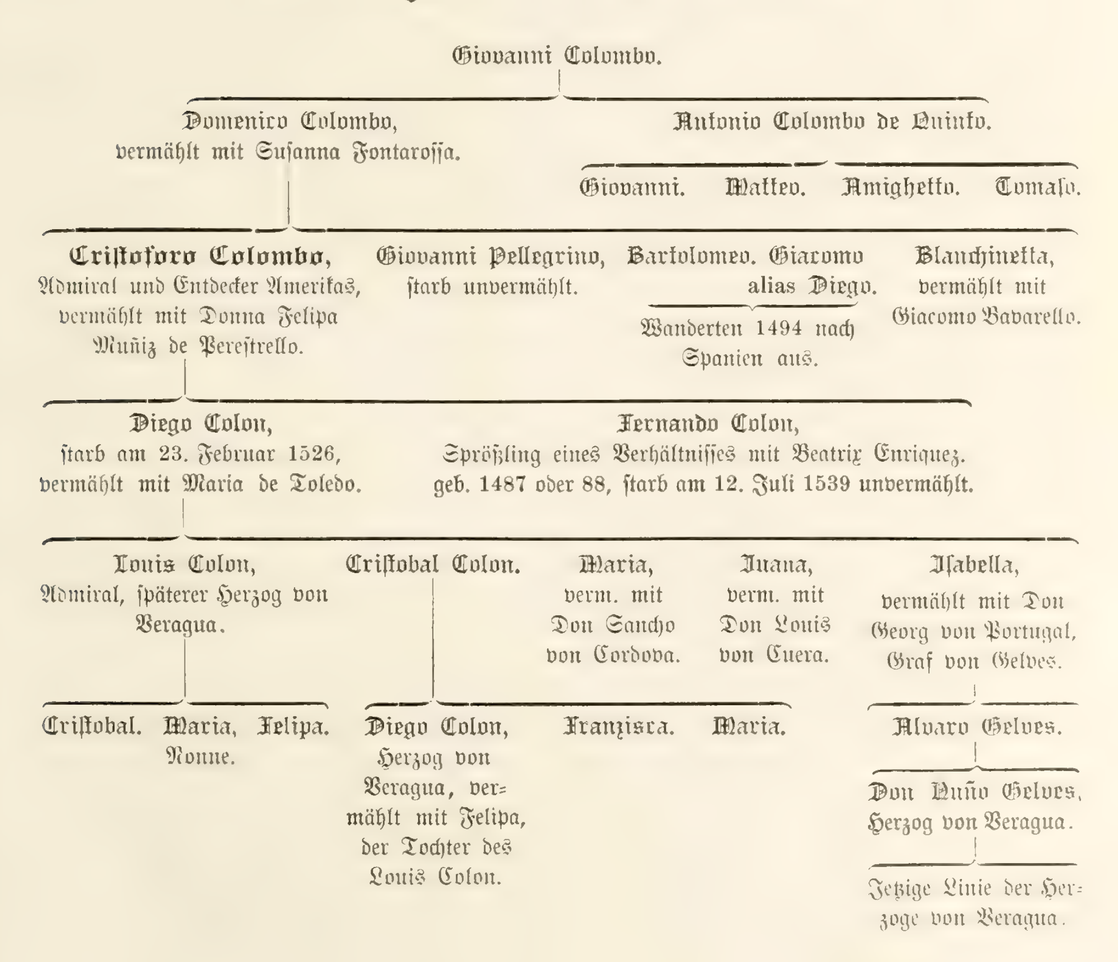
Waren die Angaben der „Historien“ über das Jugendleben des Columbus verhältnismäßig reich, so müssen wir heute, nach Erkenntnis des sehr zweifelhaften Wertes dieser Angaben, bekennen, daß wir nur sehr wenig über den Entwickelungsgang des Entdeckers wissen und daß dies wenige noch in mancherlei Punkten der dokumentarischen Bestätigung bedarf, um vor der historischen Kritik bestehen zu können.

Mit Recht beklagt ein neuerer Forscher der Geschichte des Columbus, Professor M. Gelcich, die eigentümliche Fügung des Schicksals, daß gerade das größeste, epochemachendste Ereignis in der Geschichte der Erdkunde in ein Dunkel gehüllt sei, welches

die Forschung trotz ihrer gewaltigen Anstrengungen doch nicht zu durchbrechen vermöge. „Mit knapper Not hat man es dahin gebracht, zu erfahren, wo Columbus geboren ist und was seine Eltern waren. Sonst aber wissen wir nicht recht, wann er geboren ist, wie lange er zur See war, wie lange er sich in Portugal aufhielt u. s. w. Wir haben keine sichere und zuverlässige Schilderung seiner Fahrten und sind nicht im stande, uns ein genaues Bild der wichtigsten derselben, nämlich der ersten, zu machen, auch wissen wir nicht, welche die erstentdeckte Insel gewesen ist, kurz, wo wir nur hinsehen, bei jeder Partie dieser Entdeckungsgeschichte stoßen wir auf Schwierigkeiten und Hindernisse, auf Widersprüche und Meinungsverschiedenheiten, die alle mit einander ein buntes Gewirre bilden, aus dem hinauszusteuern nicht der fähigste Lotse wagt.“ —

Es liegt nicht in unserem Plane, uns in eine Polemik über die weitgehenden Fragen bezüglich der ersten Lebensperiode des Columbus einzulassen und wir beschränken uns vielmehr darauf, nur solche Angaben zusammenzustellen, welche uns als die verbürgteren erscheinen.

Genealogie der Familie Colombo.



Den trefflichen Untersuchungen Harisses zufolge war Cristoforo Colombo, oder wie er mit der lateinisierten Form seines Namens allgemein bekannt ist, Columbus*), der Sohn eines Wollwebers und wurde höchst wahrscheinlich in oder in der nächsten Nähe von Genua geboren. Über sein Geburtsjahr ist viel gestritten worden und schwanken die verschiedenen Angaben zwischen den Jahren 1435 bis 1456, welche große Spanne aber nach den Untersuchungen Harisses wohl auf die Zeit zwischen Mai 1446 und November 1447 beschränkt werden darf. Urkundlich nachgewiesen wurde ferner, daß Christoph Columbus selbst als Wollkrempler thätig gewesen und als Geselle in die Weberzunft der Stadt Genua eingetreten ist. Als Anfangstermin seiner Seefahrten bezeichnet Columbus selbst verschiedentlich das Jahr 1460, doch scheint er auch zeitweise zu seinem früheren Gewerbe zurückgekehrt zu sein.

Wohin die ersten Seefahrten des Columbus gerichtet waren, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, wahrscheinlich ist, daß er zeitweise ein echtes Korsaren-, d. h. Seeräuberleben geführt hat. Später unternahm Columbus auch mehrere Reisen nach Guinea und wollen einzelne Forscher wissen, daß er Sklavenhändler gewesen und von den dortigen Küsten seine Menschenware geholt habe. Thatsächliche Nachweise hierfür sind aber keineswegs vorhanden. Auch eine Fahrt nach Nordeuropa wurde ausgeführt und gelangte er seinen eigenen Angaben zufolge noch hundert Meilen über Thule hinaus. Ob unter diesem Thule die Faröer Inseln oder Island verstanden werden muß, ist unentschieden.

Später kam Columbus nach Portugal, wo er sich mit Donna Felipa Muñiz de Perestrello vermählte und mit derselben nach dem Besitztume ihres bereits verstorbenen Vaters auf der Insel Porto Santo zog. Bartolomeo Muñiz de Perestrello, gleichfalls ein Italiener von Geburt, hatte sich unter dem Prinzen Heinrich von Portugal, dem Seefahrer, hervorgethan, mancherlei Fahrten unternommen und die Insel Porto Santo kolonisiert. In seiner Hinterlassenschaft befanden sich viele auf das Seewesen bezügliche Karten und Papiere, welche nunmehr in den Besitz des Columbus kamen.

Columbus, welcher den Unterhalt seiner Familie durch die Anfertigung von Seekarten erzielte, mag auf Porto Santo die ersten Anregungen zu seiner Westfahrt erhalten haben. Er begann mit Eifer all die dunklen Nachrichten über die Inseln und Länder zu sammeln, welche der Sage nach fern im Westen des Ozeans liegen sollten. Er studierte die geographischen Werke der Alten und sann über die prophetischen Aussprüche eines Aristoteles, Seneca, Plinius und Strabo nach. Besonders auch vertiefte er sich in die Lektüre der Reiseschilderungen des Marco Polo, sowie in die Mitteilungen des „Imago mundi“, eines Werkes, welches zu Anfang des 15. Jahrhunderts von Pierre d'Ailly, dem Kardinal von Cambray, geschrieben wurde und die geographischen Ansichten der Alten zusammenfaßte.

---

*) Er selbst pflegte während seines späteren Aufenthaltes in Spanien mit Vorliebe die spanische Form Cristóval Colon zu gebrauchen.

Auch zeichnete Columbus in seinem Tagebuche sorgfältig all die umlaufenden Nachrichten einzelner Schiffer auf, welche westlich von den Kanarischen-, Kap Verdischen- und Azorischen Inseln Länder gesehen haben wollten.

Die Sagen von der St. Brandansinsel, von den Eilanden Antilia, Satanamaxio und Brasil beschäftigten, wie wir bereits früher geschildert haben, aufs lebhafteste die durch die großen Fortschritte der portugiesischen Entdeckungen in Afrika fieberhaft erregte Phantasie der damaligen Seeleute und forderte, wie wir gesehen haben, mehrfach zu Unternehmungen zur Aufsuchung dieser Länder heraus.

Ein Schiffer von Puerto de St. Maria versicherte Columbus, daß er auf einer Reise nach Irland im Westen Land gesehen habe, welches er für den äußersten Teil der Tartarei halte. Von Antonio Leme von Madeira vernahm Columbus, er habe hundert Meilen weit gegen Abend drei Inseln gesehen; ebenso wollte ein Galizier, Pedro Velasquez, westlich von Irland Anzeichen von Land bemerkt haben. Der Portugiese Vicente Dias aus Tavira versicherte gleichfalls, auf einer Fahrt von Guinea nach Madeira im Westen unbekannte Küsten zu Gesicht bekommen zu haben, auf Grund welcher Versicherung späterhin mit Unterstützung des Genuesen Lucas de Cazzana mehrere vergebliche Versuche zur Auffindung dieser unbekannten Länder gemacht worden sein sollen.

Ob Columbus gelegentlich seiner Fahrt nach England und Thule irgend welche Nachrichten über die Expeditionen der Skandinavier nach Grönland und Vinland, über die Fahrten der Zeni oder über die Fahrt des Polen Scolno zur Wiederaufsuchung der verschollenen grönländischen Kolonien erhalten hat, ist nicht nachzuweisen, die Möglichkeit aber dürfte nicht ausgeschlossen sein, da, wie wir in früheren Kapiteln ausgeführt haben, die Erinnerung an das Vorhandensein der skandinavischen Kolonien das ganze Mittelalter hindurch lebendig blieb.

Mehrere Zeitgenossen des Columbus, so der am spanischen Königshofe lebende Oviedo, ferner auch Spotorar, Gomara u. a. wissen von einem Lotsen Alonso Sanchez, geboren zu Hualva in Niebla, zu erzählen, welcher mit einem kleinen Schiffe zwischen Spanien und den Kanarischen Inseln Handel trieb und um das Jahr 1484 auf einer Fahrt nach Madeira nach einer Insel fern im Westen verschlagen worden sein soll. Nach seiner Rückkehr sei er in höchst erschöpftem Zustande von Columbus in dessen Haus aufgenommen worden, trotz sorgfältigster Pflege mit vier seiner Gefährten gestorben, nicht aber, ohne Columbus wichtige Nachrichten betreffs der westlichen Länder gemacht zu haben. Ob diese Erzählung auf Wahrheit oder Dichtung beruht, dürfte wohl schwerlich jemals nachgewiesen werden können.

Columbus wurde in seinen Anschauungen durch derlei Schiffernachrichten bestärkt, so vor allem auch durch verschiedene Gegenstände, welche im Ozean aufgefischt wurden und auf das Vorhandensein von unbekannten Ländern in den westlichen Teilen des Atlantischen Ozeans schließen ließen. So erzählte ihm der portugiesische Pilot Martin Vicente, daß er 450 spanische Meilen westlich von Kap Vincent ein Stück Holz aufgefischt habe, welches mit Schnitzereien bedeckt gewesen wäre, die augenscheinlich nicht mit eisernen Werkzeugen hervorgebracht seien. Da dieses Holz von seit mehreren Tagen

herrschenden westlichen Winden herangetrieben wurde, so müsse es in dieser Richtung irgend eine Insel oder ein Land geben.

Von seinem Schwager Pedro Correo erfuhr Columbus weiter, daß ein ähnlich bearbeitetes Stück Holz auch in Porto Santo angeschwemmt worden sei. An den Küsten der Azoren waren mächtige Fichtenstämme angetrieben, wie sie auf den Eilanden nicht wachsen; desgleichen hatte man Schilfrohr in ungewöhnlicher Länge aufgefischt, das der Beschreibung nach mit demjenigen übereinstimmte, welches Ptolemäus als für Indien charakteristisch geschildert hatte.

Ganz besonderes Aufsehen erregte aber der Fund von zwei menschlichen Leichnamen, welche von westlichen Winden an die Küste der Insel Flores angeschwemmt wurden und einer ganz unbekannten Menschenrasse angehörten.

Ansiedler in der Nähe des Kap de la Virga vermeinten sogar Barken mit fremdartigen Menschen besetzt gesehen zu haben.

Durch diese und ähnliche Funde und Nachrichten gewann die Vorstellung, daß es fern im Westen des Atlantischen Ozeans große Länder geben müsse, bei Columbus immer mehr Befestigung, und er wurde in diesen Vorstellungen nicht nur durch die Lektüre der Alten, sondern auch durch den Verkehr mit aufgeklärten Männern bestärkt.

Möglich ist es, daß Columbus mit Martin Behaim bekannt war und Verkehr mit demselben unterhielt, ganz besonders aber war es der Florentiner Arzt Toscanelli (geb. 1397, gest. 1482), ein Mann von bedeutender Gelehrsamkeit, welcher auf den Ideengang des Columbus den mächtigsten Eindruck ausübte; schreiben ihm doch mehrere Forscher das Verdienst zu, den gewaltigsten Anstoß zu der Westfahrt des großen Genuesen gegeben zu haben.

Ein eifriger Anhänger der Lehre von dem sphärischen Charakter und der Kugelgestalt der Erde, war er zugleich auch der entschiedenen Ansicht, daß das Wunderland Indien nicht nur auf dem mühe- und gefahrvollen Wege um Afrika herum erreicht werden könne, sondern auch vermittelst einer von den Westküsten Europas direkt gen Westen gerichteten Seefahrt. Schon im Jahre 1474 hatte Toscanelli dem Könige von Portugal brieflich seine Ansicht vorgelegt und dieselbe durch Beifügung einer von ihm selbst entworfenen Karte zu verdeutlichen gesucht; jedoch scheint es zu einer praktischen Prüfung von Toscanellis Ideen ebenso wenig gekommen zu sein, wie zu einer wirklichen Ausführung der in unserem letzten Kapitel besprochenen projektierten Westfahrt Dulmos und Afomsos.

Von dem Briefe und der Karte Toscanellis hat Columbus zweifelsohne Kunde gehabt, denn er wandte sich direkt an den Florentiner Arzt, um sich eine Abschrift dieses Briefes zu verschaffen.

Diesem Wunsche kam Toscanelli aufs bereitwilligste nach, zumal er aus den leider nicht mehr vorhandenen Briefen seines Landsmannes ersehen haben mag, daß derselbe völlig der Mann sei, welcher alle Eigenschaften besitze, seine, Toscanellis, Ideen zu verwirklichen.

Nach den von Ruge*) mitgeteilten Übersetzungen antwortete der Florentiner dem damals in Portugal weilenden Columbus folgendermaßen: „Ich sehe Euer edles und großes Verlangen, dahin zu reisen, wo die Spezereien wachsen. Daher sende ich Euch zur Beantwortung Eures Briefes die Abschrift eines anderen, den ich vor einigen Tagen an einen meiner Freunde im Dienste Sr. Majestät des Königs von Portugal vor den kastilischen Kriegen in Beantwortung eines anderen schrieb, welchen er im Auftrage des Königs über die betreffende Angelegenheit an mich richtete, und ich schicke Euch eine andere Seekarte (carta dá marcar), die mit derjenigen übereinstimmt, welche ich ihm sandte.“ —

Dem unermüdlichen Forscher Harisse gelang es nun, eine von Columbus selbst angefertigte Kopie des von Toscanelli an den im Dienste des Königs von Portugal stehenden Kanonikus Ferdinando Martinez zu Lissabon gerichteten Briefes in der Columbinischen Bibliothek zu Sevilla aufzufinden, und lautet der Brief nach Ruges Übersetzung folgendermaßen: „Dem Kanonikus Ferdinando Martinez zu Lissabon sendet der Physiker Paul (Toscanelli) seinen Gruß. Von Deinem vertrauten Umgange mit Sr. Majestät dem Könige ist es mir um so angenehmer gewesen, Kenntnis zu erhalten, als ich mit Dir schon früher gesprochen habe über einen kürzeren Seeweg zu den Gewürzländern, als derjenige ist, welcher über Guinea führt. Der König wünscht nun von mir eine noch mehr durch den Augenschein überzeugende Erläuterung, so daß auch der minder Bewanderte diesen Weg begreifen und verstehen kann. Obgleich ich nun weiß, daß man dies an einer Kugel, welche die Erde vorstellt, zeigen könnte, so habe ich mich doch des leichteren Verständnisses und der geringen Mühe wegen entschlossen, diesen Weg auf einer Seekarte zu erläutern. Ich sende also Sr. Majestät eine eigenhändig entworfene Karte, auf welcher Eure Küsten und Inseln eingezeichnet sind, von denen der Weg, immer gegen Abend, beginnt, und die Orte, zu denen man gelangen muß, und wie weit man vom Pol oder vom Äquator abweichen muß, und durch einen wie großen Abstand, d. h. nach wie viel Meilen, man zu jenen Orten kommen muß, welche die größte Fülle von allen Gewürzen und Edelsteinen besitzen. Und wundert Euch nicht darüber, daß ich das »westliches« Gebiet nenne, wo die Gewürze sind, während es gewöhnlich als östliches bezeichnet wird, weil durch Seefahrten immer nach Westen jene Gegenden durch unterirdische (subterraneas) Fahrten gefunden werden, während sie zu Lande und auf dem oberen Wege immer nach Osten aufgesucht werden. Demnach zeigen die geraden, in der Länge der Karte eingetragenen Linien den Abstand von Osten nach Westen, dagegen die transversalen Linien die Abstände von Süden nach Norden. Ich habe aber in der Karte verschiedene Orte eingetragen, zu denen Ihr nach den genaueren Nachrichten der Schiffahrten kommen könntet, sei es nun, daß man durch (widrige) Winde oder durch irgend einen anderen Umstand anderswohin gelangte, als man erwartete, teils aber auch, um den Einwohnern zu zeigen, daß sie (die Seefahrer) bereits eine Kenntnis jenes Landes haben, was um so angenehmer sein muß. Es wohnen aber auf den Inseln nur Kaufleute.

---

*) Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. S. 227 u. flg.

Es wird nämlich behauptet, daß dort eine so große Menge von Kauffahrteischiffern (vgl. Ruge 229) sich in dem einen berühmtesten Hafen Namens Zaiton befinden, wie sie sonst auf der ganzen übrigen Welt nicht sind. Man behauptet nämlich, daß in jenem Hafen jährlich hundert große Schiffe mit Pfeffer abgehen, ungerechnet die anderen Schiffe, welche andere Gewürze laden. Jenes Land ist sehr volkreich und sehr reich an Provinzen, Staaten und zahllosen Städten und steht unter einem Fürsten, welcher der Groß Khan genannt wird, was so viel als König der Könige bedeutet. Sein Sitz und seine Residenz ist meistens in der Provinz Katay. Seine Vorfahren wünschten mit den Christen in Verkehr zu treten. Schon vor zweihundert Jahren schickten sie zum Papste und baten um mehrere Gelehrte, damit sie im Glauben unterrichtet würden, aber dieselben stießen unterwegs auf Hindernisse und kehrten wieder um. Auch zur Zeit des Papstes Eugen kam einer zu Eugen und bestätigte das große Wohlwollen gegen die Christen; und ich selbst habe ein langes Gespräch mit ihm gehabt über vielerlei, über die Größe der königlichen Paläste und über die Größe der Flüsse in der Breite und wunderbaren Länge, und über die Menge der Städte an den Ufern der Flüsse, daß an einem Flusse gegen 200 Städte erbaut sind und marmorne Brücken von großer Breite und Länge, welche allenthalben mit Säulen geziert sind. Dieses Land ist wert, von den Lateinern aufgesucht zu werden, nicht allein, weil ungeheuere Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen aller Art von dort gewonnen werden können und von Gewürz, welches nie zu uns gebracht wird, sondern auch wegen der gelehrten Männer, Philosophen und erfahrenen Astrologen, und um zu erfahren, mit welchem Geschicke und Geiste dieses mächtige und große Land regiert wird und auch Kriege geführt werden. Florenz, 25. Juni 1474." —

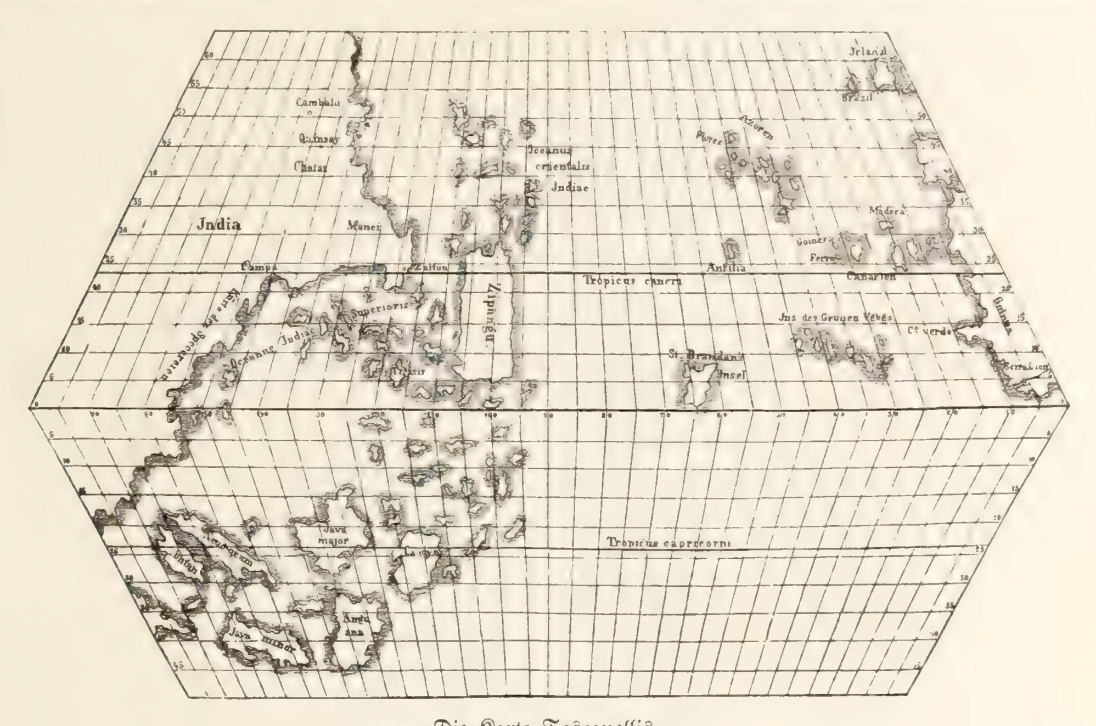
Jedenfalls zur Erläuterung der leider bis jetzt nicht aufgefundenen Karte Toscanellis ist folgender Zusatz dem Schreiben angehängt: „Von Lissabon nach Westen in gerader Linie sind 26 Spatien in die Karte eingetragen, von denen jedes 250 Milliarien umfaßt, bis zu der sehr prächtigen und großen Stadt Quinsay. Dieselbe hat einen Umfang von 100 Milliarien und hat 10 Brücken und der Name bedeutet »Stadt des Himmels«, und viel Wunderbares wird darüber berichtet von der Menge der Künstler und der Einkünfte. Dieser Abstand beträgt fast den dritten Teil der ganzen Erde. Jene Stadt liegt in der Provinz Mangi, in der Nachbarschaft der Provinz Katay, in welcher die Hauptstadt des Landesherrn liegt. Aber von der auch bekannten Insel Antilia zu der sehr berühmten Insel Cippangu sind 10 Spatien. Jene Insel ist nämlich sehr reich an Gold, Perlen und Edelsteinen, und mit purem Golde deckt man Tempel und Paläste. Und so muß man auf unbekannten, aber nicht weiten Wegen den Raum des Meeres durchschneiden."

Die Karte Toscanellis, welche zur Veranschaulichung seines Projektes dem Briefe beigegeben war, ist, wie bereits gesagt, bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden, um von derselben aber ein ungefähres Bild zu geben, reproduzieren wir hier eine Rekonstruktion, welche im Jahrgange 1867 der geographischen Zeitschrift „Das Ausland" veröffentlicht wurde.

Die Karte zeigt, daß Toscanelli dieselbe Anschauung hatte, wie sie Martin Behaim

auf seinem berühmten Globus zum Ausdruck brachte, daß er gleichfalls die östlichen Teile von Asien der alten Welt verhältnismäßig nahe gelegen dachte und von dem Vorhandensein eines zwischen Asien und Europa gelegenen, ganz unbekannten Weltteiles keine Ahnung hatte. Blieb doch der Entdecker dieses neuen Weltteiles, Columbus, thatsächlich zeitlebens in dem Glauben, nicht etwa einen neuen Erdteil aufgefunden, sondern Indien auf dem Westwege erreicht zu haben.

Daß Columbus und Toscanelli betreffs der Möglichkeit der Erreichung Indiens durch eine derartige Westfahrt eines Sinnes waren, geht auch noch aus einem zweiten Briefe Toscanellis an Columbus hervor, in welchem er schreibt: „Ich lobe Eure Absicht,



Die Karte Toscanellis.

Nach einer Rekonstruktion in der Zeitschrift „Das Ausland“.

nach Westen zu fahren und ich bin überzeugt, wie Ihr auf meiner Karte bereits gesehen habt, daß der Weg, den Ihr nehmen wollt, nicht so schwierig ist, als man denkt; im Gegenteil, der Weg nach jenen Gegenden, welche ich eingezeichnet habe, ist ganz sicher. Ihr würdet keine Bedenken haben, wenn Ihr, wie ich, mit vielen Personen verkehrt hättet, welche in jenen Ländern gewesen sind, und seid gewiß, mächtige Könige anzutreffen, viele volkreiche, wohlhabende Städte und Provinzen zu finden, welche an jeder Art Edelsteinen Überfluß haben; und es wird die Könige und Fürsten, welche in jenen entfernten Ländern herrschen, hoch erfreuen, wenn man ihnen einen Weg bahnt, um mit den Christen in Verbindung zu treten und sich von denselben in der katholischen Religion und in allen Wissenschaften, welche wir besitzen, unterrichten zu lassen. Deshalb und wegen vieler anderen Ursachen wundere ich mich nicht, daß Ihr soviel Mut zeigt, wie auch die

ganze portugiesische Nation, in welcher es immer Männer gegeben hat, die sich in allen Unternehmungen auszeichnen."

Aus all diesen Briefen geht hervor, daß Toscanelli unbestreitbar das Verdienst gebührt, die mächtigste Anregung zu dem Vorhaben des Columbus gegeben zu haben.

Wann Columbus mit seinem Plane, Indien durch eine von Europa aus direkt gen Westen über das unbekannte Weltmeer gerichtete Seefahrt zu erreichen, offen hervortrat, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Jedenfalls bedürfen die hier und da vorgebrachten Mutmaßungen, Columbus habe seine Dienste zuerst seiner Vaterstadt Genua und dann der Stadt Venedig angeboten, noch durchaus der dokumentarischen Bestätigung.

Auch über den Zeitpunkt, wann Columbus seinen Plan dem unternehmungslustigen und thatkräftigen Könige Johann II. von Portugal unterbreitete, sind wir noch im Ungewissen, doch scheint dies gegen das Jahr 1483 gewesen zu sein. König Johann legte das Projekt einer aus mehreren bedeutenden Gelehrten zusammengesetzten Kommission zur Begutachtung vor, doch gehen die Urteile über das Gutachten derselben weit aus einander. Erklären einige Schriftsteller, die Kommission hätte das Projekt des Columbus als die Träumerei eines Phantasten hingestellt, dem kein Gehör zu geben sei, so sagt Munoz in seiner „Geschichte der neuen Welt", daß es wohl zweifellos zu einem Vertrage zwischen der portugiesischen Krone und Columbus gekommen sein würde, wenn nicht letzterer so übermäßige, in Portugal ganz unerhörte Forderungen gestellt hätte.

Wir sind geneigt, uns dieser letzteren Meinung anzuschließen, da erstens König Johann II. nicht nur ein sehr intelligenter Mann war, welcher an allen die Entdeckung ferner Länder betreffenden Fragen lebhaften Anteil nahm, sondern auch, wie wir bereits gesehen, von Toscanelli direkte Erläuterungen über die Ideen desselben bez. einer Westfahrt nach Indien eingefordert hatte. Andererseits waren, wie wir späterhin bemerken werden, die überaus hohen Forderungen des Columbus auch in Spanien der Grund, welcher die Annahme des Planes seitens der spanischen Krone bis zu letzter Stunde in Frage brachte. Verlangte doch Columbus nichts weniger, als erstens für sich und seine männlichen Nachkommen das Admiralsamt in allen Ländern, die er entdecken möge; zweitens beanspruchte er Vizekönig und Statthalter über die besagten Länder zu sein und zwar mit dem Privilegium, für das Gouverneursamt auf jeder Insel und in jedem Lande drei Kandidaten zu ernennen, unter denen der Monarch seine Wahl zu treffen habe. Drittens solle er, nach Abzug der Kosten, für sich ein Zehntel aller Perlen und Edelsteine, sowie von allem Golde, Silber, Gewürz und von allen sonstigen Produkten und Dingen, welche im Gebiete seiner Admiralität gefunden, erhandelt oder gewonnen werden möchten, behalten dürfen.

Diese Forderungen des Columbus erscheinen in der That um so ungeheuerlicher, als sein Plan nicht etwa darauf hinauslief, einen neuen Erdteil mit unbekannten Ländern, Inseln und Produkten zu entdecken, sondern Columbus wollte lediglich Indien zu erreichen suchen, über dessen unerschöpflichen Reichtum und über dessen Lage man genaue

Kunde hatte und welches man über kurz oder lang auch auf dem Umwege um Afrika erreichen mußte.

König Johann sah wohl voraus, daß er sich bei Bewilligung der Forderungen des Columbus in der Person desselben als Vizekönig von Indien einen höchst mächtigen und gefährlichen Rivalen mit einem ungeheueren Einkommen schaffen würde.

Vornehmlich diese Bedenken mögen König Johann zum Abbruche der Verhandlungen bestimmt haben; daß er Columbus aber trotzdem wohl gewogen blieb, geht aus einem Briefe vom 20. März 1488 hervor, in welchem er ihn mit der Bezeichnung „noso especial amigo“ beehrt und ihm ausdrücklich versichert, daß er im Falle eines Besuches in Portugal keinerlei Unannehmlichkeiten von Seiten der dortigen Gerichtspersonen zu befürchten haben solle.

Anscheinend war Columbus zur Zeit seiner Verhandlungen mit König Johann stark in Schulden geraten, denn er verließ nach dem Scheitern seiner Pläne zu Ende des Jahres 1484 heimlich Lissabon, augenscheinlich um seinen Gläubigern zu entgehen.

Von Portugal wandte sich Columbus nach Südspanien, allwo er namentlich an dem Herzog von Medina Celi einen einflußreichen Gönner fand, welcher nicht nur seinen Plänen volles Verständnis entgegenbrachte, sondern ihn auch als Gast seines Hauses zwei volle Jahre hindurch beherbergte. Fast wäre es zu einem Abkommen zwischen den beiden Männern gekommen, demzufolge der ungeheuer reiche Herzog einige seiner Karavellen zur Verfügung stellen wollte, wäre nicht im entscheidenden Momente bei demselben das Bedenken rege geworden, daß die spanische Krone im Falle des Gelingens die entdeckten Länder für sich beanspruchen werde.

Diese gerechten Bedenken veranlaßten Columbus, sein Projekt dem spanischen Königspaare Ferdinand und Isabella vorzutragen und er fand darin in seinem Gönner, dem Herzog von Medina Celi, einen warmen Fürsprecher. Auch der Kardinalbischof Mendoza von Toledo verwendete sich für ihn, so daß Columbus im Januar 1486 bei der Königin eine Audienz erhielt, welche zur Folge hatte, daß er in das königliche Gefolge aufgenommen wurde.

Trug man am spanischen Hofe den Plänen des Genuesen im allgemeinen eine günstige Meinung entgegen, so wurde er aber in der Ausführung derselben nur wenig gefördert. Vielfach drängten allerhand Zeitereignisse das Projekt in den Hintergrund, so vor allem war es der langwierige und alle Kräfte in Anspruch nehmende Krieg der spanischen Krone gegen die Mauren, welcher das Königspaar kaum Muße finden ließ, sich mit den Plänen des Columbus ernstlich zu befassen.

Zur Prüfung derselben hatte das Königspaar ein Kollegium gelehrter Männer an die Universität zu Salamanka zusammenberufen, doch verschleppte dieses Kollegium die Angelegenheit in so ungehöriger Weise, daß eine Reihe von Jahren verstrich, bevor es sich über einen endgiltigen Spruch schlüssig zu werden vermochte.

Wenn auch die in den „Historien“ angegebenen Gründe, welche von diesem Kollegium gegen die Pläne des Genuesen angeblich vorgebracht sein sollen, zweifellos zum großen

Teile erdichtet sind, um zur Verherrlichung des Columbus zu dienen, so hatte derselbe aber unstreitig harte Kämpfe gegen diese, vornehmlich aus Theologen zusammengesetzte Kommission zu führen. Ein nicht geringes Hindernis mag Columbus sich selbst durch sein höchst eigentümliches Auftreten bereitet haben, war er doch ein notorischer religiöser Schwärmer, welcher nicht nur mancherlei Prophezeiungen der Bibel direkt auf sich bezog, sondern vor allem sich auch als eine von Gott ausgewählte Persönlichkeit hinstellte, deren Sendung es sei, der Christenheit das heilige Grab wieder zu erobern.*) Ferner glaubte er an den nahe bevorstehenden Untergang der Welt und fühlte den Beruf in sich, vor dem Eintritt dieses Ereignisses noch möglichst alle Heiden zum Christentume zu bekehren.

Diese eigentümlichen schwärmerischen Überhebungen im Verein mit seinen maßlosen Forderungen mögen vornehmlich die Gründe gewesen sein, warum die Mehrzahl der Mitglieder des Kollegiums sich nicht für die Ideen des Italieners zu begeistern vermochte und zumeist die Ansicht hegte, daß die Pläne desselben eitel und unausführbar seien und auf zu schiefer Basis ruhten, um der Unterstützung durch die Regierung wert zu sein.

Hatte Columbus in dem Kollegium auch einige warme Fürsprecher, wie z. B. den späteren Erzbischof von Sevilla, Diego de Diaz, so rückte seine Angelegenheit trotz jahrelangen Harrens um keinen Schritt vorwärts, so daß er sich endlich, als im Jahre 1491 das Kollegium die Erklärung abgab, erst nach Beendigung des Krieges gegen die Mauren das Projekt in ernstliche Erwägung ziehen zu können, entschloß, Spanien, welches ihn sieben Jahre lang mit Versprechungen hingehalten, den Rücken zu kehren.

Arm, wie er gekommen, so schied Columbus vom spanischen Hofe und er pilgerte zu Fuße, seinen Sohn Diego an der Hand, das Thal des Rio Tinto entlang, um den Hafen von Huelva zu erreichen. So gelangte er an das alte Franziskanerkloster la Rabida, an dessen Pforte er der Sage nach von Hunger und Bekümmernis erschöpft zusammengesunken sein soll. Der herbeigerufene Prior nahm sich seiner an, hörte den Bericht seiner Leidenszeit und ward von den Plänen des Columbus nach reiflicher Prüfung derselben so durchdrungen, daß er den Genuesen zurückhielt und einen Brief an die Königin Isabella richtete. Juan Perez de Marchena war der Beichtvater der Königin und seinem warmherzigen Briefe und seiner begeisterten Fürsprache bei der Königin, welche Juan Perez sofort nach Empfang des Briefes zu sich beschied, hatte Columbus es zu verdanken, daß er drei Schiffe für sein Unternehmen zugesichert erhielt. Dieser Zusage waren 53 Dukaten beigefügt, damit Columbus in würdiger Form bei Hofe erscheinen könne.

Columbus begab sich nun in das königliche Hoflager vor der maurischen Stadt Granada, deren baldige Übergabe man erwartete. Und als dieselbe erfolgte und damit

---

*) Diese Überzeugung hat Columbus wiederholt ausgesprochen, so z. B. in dem Tagebuche seiner ersten Reise (26. Dezember 1492) und in einem Briefe des Jahres 1503.

der blutige Maurenkrieg sein Ende nahm, fand Columbus das spanische Königspaar auch bereit, ernstlich auf die Pläne einer Westfahrt zum Zwecke der Aufsuchung Indiens einzugehen. Als Columbus aber seine Bedingungen stellte und durch nichts zu bewegen war, dieselben auf ein der Sachlage entsprechendes bescheideneres Maß zurückzuführen, zerschlugen sich die Verhandlungen zum zweitenmal, denn mit Recht befürchtete das spanische Königspaar, durch Bewilligung der übertriebenen Forderungen des Genuesen zugleich eine Reihe schwerer Konflikte heraufzubeschwören.

Also zum zweitenmal abgewiesen, wandte sich Columbus gen Norden, um am Hofe von Frankreich sein Glück zu versuchen, wo man, wie er behauptete, ihm glänzende und sichere Versprechungen gemacht habe. Aber während der Reise sah sich Columbus durch einen Eilboten der Königin zurückgerufen, welche sich bei nochmaliger Durchnahme des Projektes, von dem Kardinal Mendoza und ihrem Schatzmeister Louis de Sant Angel von dem Werte des unermeßliche Reichtümer in Aussicht stellenden Projektes hatte überzeugen lassen. Da der Eilbote die feste Zusage brachte, daß der Hof gewillt sei, die Forderungen des Columbus einzugehen, so kehrte dieser zurück und es kam am 17. April des Jahres 1492 zu Santa Fé zur Unterzeichnung des Vertrages.

Gleich darauf schritt Columbus zur Ausführung seines Unternehmens, und wenn auch noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden waren, so lagen doch schließlich zu Anfang des Monats August in dem Hafen von Palos drei Schiffe bereit, um unter dem Befehle des neuernannten Admirals in See zu stechen. Diese drei Schiffe, welche vielfach als schwache, gebrechliche, kaum seetüchtige Fahrzeuge geschildert werden, waren im Gegenteil nach den eigenen Worten des Admirals sehr tüchtig für ein solches Unternehmen und wohlversehen mit Mannschaften und Lebensmitteln. Befehligte Columbus das größte der Schiffe, die „Sancta Maria“, persönlich, so stand das zweite, die „Pinta“, unter dem Kommando des Martin Alonso Pinzon, das dritte, die „Niña“, unter dem Kommando des Vicenta Yanez Pinzon, welch beide Brüder sich um das Zustandekommen der Expedition nicht nur große Verdienste erworben, sondern sich auch finanziell stark an derselben beteiligt hatten. Ein dritter Pinzon, Franzisco Martin, fungierte außerdem auf der „Pinta“ als Steuermann.

Von hohem Interesse ist es, die Anschauungen und Empfindungen zu vernehmen, welche den Admiral bei Antritt seiner Reise beherrschten. Dieselben sind in dem von dem Bischof Las Casas mitgeteilten Auszuge aus Columbus' Tagebuche enthalten und bilden gewissermaßen die Einleitung zu demselben. Da in diesem Schriftstücke zugleich die Ziele der Fahrt deutlich ausgesprochen erscheinen, und wir durch dasselbe auch einen Einblick in die religiösen Anschauungen des Admirals erhalten, so möge es hier unverkürzt eine Stelle finden:

„In nomine D. N. Jesu Christi:

Allerhöchste, Allerchristlichste, Allermächtigste, Allervortrefflichste Fürsten, König und Königin von Spanien und den Inseln des Meeres, unser Herr und unsere Herrin!

Nachdem Eure Majestäten in dem gegenwärtigen Jahre 1492 den Krieg gegen die

Mauren beendigt und in der sehr großen Stadt Granada Frieden geschlossen haben, dieses selbe Jahr am 2. Januar sah ich die königlichen Banner kraft der Waffen auf den Türmen der Alhambra wehen und ich sah den König der Mauren aus den Thoren seiner Stadt ziehen und Ew. Majestät die Hände küssen.

In demselben Monate wurde von Euren Königlichen Majestäten in Ihrer Eigenschaft als katholische Christen und Liebhaber und Verbreiter des heiligen christlichen Glaubens, und als Feinde des Mohammedanismus und aller Abgötterei und Ketzerei beschlossen, mich, Cristóbal Colon, nach den Gegenden Indiens zu senden, von welchen ich Euren Majestäten Mitteilung gegeben, und mich an den Fürsten Grand Khan zu beordern, welcher in unserer Sprache der König der Könige genannt wird. Dieser Fürst hatte, wie auch bereits seine Vorfahren gethan, Boten nach Rom gesendet, um Lehrer in unserem allerheiligsten Glauben zu erbitten, worauf aber der heilige Vater nicht eingegangen ist, infolge dessen viele Völker in Götzendienst und Sünden gestorben sind.

Ew. Majestäten beschlossen, mich, Cristóbal Colon, in genannte Länder Indiens zu schicken, um die Fürsten, Völker und Landschaften daselbst kennen zu lernen, die Verhältnisse, Neigungen und Anlagen derselben zu erforschen, damit man wisse, welche Wege man einzuschlagen habe, unseren allerheiligsten Glauben daselbst zu verbreiten. Sie befahlen mir, nicht auf dem üblichen Wege über Land nach dem Orient zu reisen, sondern Indien auf dem Wege zur See nach Westen hin zu entdecken, was, soviel wir wissen, bisher noch von niemand unternommen worden ist.

Demzufolge befahlen mir Ew. Majestäten in demselben Monate des Jahres 1492 mit einer Flotte nach den Gegenden Indiens zu segeln, bei welcher Gelegenheit Sie mich großer Gnaden teilhaftig werden ließen. Sie erhoben mich in den Adelstand, so daß ich berechtigt bin, mich von nun an Don zu nennen. Sie machten mich zum Großadmiral des Ozeans wie auch zum Vizekönige und beständigen Statthalter aller Inseln und Festlande, welche durch mich entdeckt oder erobert werden mögen. Ferner verordneten Sie, daß mein ältester Sohn mein Nachfolger sein soll und daß es solchergestalt bleibe von Generation zu Generation.“ —

Bei Antritt seiner Reise war Columbus in seinen besten Jahren. Seine Gestalt war hoch und imposant, das längliche Gesicht war leicht gerötet und mit Sommersprossen bedeckt. Die blitzenden Augen waren hellblaugrau, das ursprünglich rötliche, helle Haar war aber schon frühzeitig ergraut, warum man Columbus in der Regel für älter schätzte, als er in Wirklichkeit war.

Bedauerlicherweise hat sich kein einziges Porträt des großen Entdeckers erhalten, welches Anspruch darauf erheben könnte, erwiesenermaßen getreu und direkt nach dem Leben gemalt zu sein. Wohl sind mehrere angebliche Bildnisse des Columbus vorhanden, jedoch ähnelt kaum eines dem andern, so daß z. B. der mit der Anfertigung des Columbus-Denkmales zu Genua betraute Bildhauer sich genötigt sah, alle existierenden Bildnisse unbenutzt zu lassen und die Büste nach seiner eigenen Auffassung zu modellieren, welcher er die Schilderungen der Zeitgenossen des Columbus zu Grunde legte.



Christoph Columbus.

Nach einem Stiche des 16. Jahrhunderts von De Bry.

Wir beschränken uns darauf, von den verschiedenen Bildnissen des Entdeckers zwei zu veröffentlichen, von denen das eine, welches den Anfang unseres Kapitels schmückt, dem spanischen Maler und Zeitgenossen des Columbus, Antonio del Rincon zugeschrieben wird, während das zweite eine Wiedergabe eines von dem Niederländer De Bry gefertigten Kupferstiches ist. Dieser durch seine Arbeiten und seine zu Ausgang des 16. Jahrhunderts veröffentlichten Werke berühmt gewordene Kupferstecher und Verleger versichert, daß ihm bei Anfertigung des Stiches ein Porträt als Unterlage gedient habe, welches auf Befehl des Kaisers Ferdinand von Columbus genommen worden. Das Originalbild sei aus den Sälen des indischen Amtes in Spanien entwendet und nach den Niederlanden gebracht worden.





Die Karavellen des Columbus.

Nach einem älteren Stiche in De Lorgues „Columbus".

Columbus' Fahrt über den Ozean und die Wiederentdeckung Amerikas.

Sicherlich ist es ein hochdenkwürdiger Tag, der 3. August des Jahres 1492, an welchem Columbus, nachdem er mit seinen Mannschaften vorher das Abendmahl genommen, mit seinen drei „Karavellen" den Hafen von Palos verließ und jene Reise begann, welche in der Geschichte der geographischen Entdeckungen mit Recht als die wichtigste aller Fahrten gefeiert wird. Ist doch, so lange die Erde steht, wohl kein Ereignis zu verzeichnen gewesen, welches für die Bewohner des ganzen Erdballes von so allgemeiner Bedeutung gewesen wäre, welches die bisher bestandenen Verhältnisse in so ungeheuerer Weise beeinflußt und umgestaltet hätte.

Bezeichnet doch die Wiederentdeckung Amerikas recht eigentlich den Zusammenbruch des Mittelalters und den Beginn einer neuen Zeitepoche, welche mit ihren großartigen Ereignissen und Erfindungen auf dem Gebiete menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit alle früheren Epochen weitaus überstrahlen sollte. —

Während der an besonderen Vorkommnissen nicht gerade reichen Fahrt führte Columbus ein Tagebuch, welches aber leider bis jetzt nicht im Originale aufgefunden worden ist. Wohl aber hat der Bischof Las Casas, der erste Biograph des Entdeckers, uns einen großen Teil dieses Tagebuches in wörtlichen Auszügen erhalten. Desgleichen wurden

von dem spanischen Marineoffizier Navarrete zu Schlusse des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl von eigenhändigen Briefen und Notizen des Columbus aufgefunden, welche seine Fahrten betreffen und uns daher in erster Linie als Anhaltspunkte dienen müssen.

Was den wissenschaftlichen Wert des von Las Casas auszugsweise überlieferten Tagebuches betrifft, so hat Las Casas unzweifelhaft in dem Weglassen aller von Columbus gegebenen astronomischen Ortsbestimmungen einen groben Fehler gemacht, da gerade hierdurch eine heillose Verwirrung in den Ansichten der verschiedenen modernen Forscher bezüglich der Fahrten des Columbus hervorgerufen wurde.

Mehrere Historiker haben sich für berechtigt geglaubt, Columbus alle Fähigkeiten eines tüchtigen Seemannes absprechen zu dürfen, wir hingegen sind der Ansicht, daß man die Berechtigung, so harte und absprechende Urteile über die Fähigkeiten des Columbus zu fällen, Niemandem zugestehen kann, solange nicht die eigenen Worte des Entdeckers im Originale vorliegen.

War auch Columbus kein wissenschaftlich gebildeter Nautiker in unserem modernen Sinne, so wußte er aber trefflich zu beobachten und scheint auch sein Tagebuch sehr sorgfältig, fast pedantisch geführt zu haben, was daraus hervorgeht, daß manche Tagesberichte rekapituliert sind.

Man hat besonders die Aufzeichnungen, welche Columbus während seiner Fahrt von Guanahani bis Cuba gemacht hat, einer herben Kritik unterzogen und dieselben als verworren und voll von Widersprüchen hingestellt, welche die kritische Spürarbeit sehr erschwert und zu zahllosen Meinungsverschiedenheiten geführt hätten, so daß man die Frage nach der Lage der Insel Guanahani noch heute als eine offene bezeichnen müsse.

Wie wir in unserem nächsten Kapitel aber sehen werden, läßt gerade die Schilderung dieser Fahrt an Korrektheit wenig zu wünschen übrig, und muß die Schuld, so große Meinungsverschiedenheiten unter unseren Gelehrten heraufbeschworen zu haben, wohl lediglich Las Casas zugeschoben werden, welcher das von ihm überlieferte Tagebuch des Entdeckers gerade seiner wichtigsten Bestandteile, der astronomischen Ortsangaben, entkleidete.

Columbus richtete zunächst seinen Lauf nach den Kanarischen Inseln, woselbst man durch einen Unfall, den die „Pinta“ erlitten hatte, zu vierwöchentlichem Aufenthalte gezwungen wurde. Erst am 6. September konnte die Reise fortgesetzt werden und gelangte man in das Gebiet der die Fahrt außerordentlich begünstigenden Nordostpassatwinde.

Schon bald nach der Abfahrt von den Kanarischen Inseln entschloß sich Columbus, doppelte Logbücher zu führen, in deren einem geheimen er die richtige Zahl der zurückgelegten Meilen angab, wohingegen er in dem anderen, offen ausliegenden geringere Ziffern aufführte. Columbus that dies seiner Angabe zufolge, um die Mannschaft über die Größe der zurückgelegten Entfernungen zu täuschen, da er befürchtete, daß seine Leute den Mut verlieren möchten, wenn ihnen die Reise gar zu weit erscheine. So notierte der Admiral am 16. September anstatt 39 nur 36 Meilen, am folgenden Tage anstatt 50 nur 47, am 18. September anstatt 55 nur 48 Meilen u. s. f.

Am Abend des 13. September beobachtete Columbus zuerst die Abweichung der

Magnetnadel, ein, wie Humboldt schreibt, „denkwürdiger Zeitpunkt in den Jahrbüchern der nautischen Astronomie". Ob dieser bisher noch nie beobachteten Erscheinung wurden die Schiffer sehr ängstlich und sie befürchteten, daß der sichere Leiter der Seefahrer, die Magnetnadel, sie im Stiche lassen werde. Als Columbus die Niedergeschlagenheit seiner Leute bemerkte, befahl er ihnen, den Nordstern von neuem zu beobachten, sobald der Tag graue, und fanden sie, daß die Nadeln in Ordnung seien.

Während der ganzen Fahrt war das Wetter ungemein milde, so daß nach einer Notiz des Admirals nur der Gesang der Nachtigallen fehlte, um die Einbildung hervorzurufen, man feiere den Monat Mai in Andalusien.

Gegen den 16. September gelangte man in das sogenannte Sargassomeer, einen zwischen 20° und 35° n. Br. gelegenen Teil des Atlantischen Ozeans, in dem besonders häufig schwimmende Tangmassen angetroffen werden.

Diese massenhaft umhertreibenden, vom Meeresboden losgerissenen Tangfragmente wurden irrigerweise als Anzeichen von der Nähe irgend eines Landes angesehen. Auch scheint man einzelne Vögel fälschlich für Landvögel gehalten zu haben. Mehrmals glaubte man auch, am Rande des Horizontes Land zu erblicken, jedoch erwiesen sich diese Annahmen immer als trügerische, indem die vermeintlichen Küsten sich späterhin als Wolkenbänke herausstellten, wie sie sich in diesen tropischen Gegenden, namentlich während der Nachmittag- und Abendstunden ungemein häufig einstellen und sehr leicht zu falschen Deutungen Anlaß geben. Verfasser dieses beobachtete in den Bahamagewässern mehrmals solche Wolkengebilde, die sich nur wenig über den Horizont erhoben und niedrigen, langgestreckten Inseln auf das täuschendste ähnlich sahen.

Derartige trügerische Erscheinungen, wie auch das Eintreten von Windstillen scheinen die wenig erfahrene Mannschaft sehr beunruhigt zu haben, denn Columbus schreibt, daß unter seinen Leuten eine große Gärung geherrscht habe, weil sie glaubten, es wehe unter diesen Himmelsstrichen kein Wind, der die Rückkehr nach Spanien ermögliche. Jedenfalls waren sie nahe daran, den Mut zu verlieren, doch scheint es dem Admiral gelungen zu sein, ihre Gemüter zu beruhigen und sie zum Ausharren zu ermutigen. Noch am 10. Oktober beklagten sich die Leute über die Länge der Reise und wollten nicht weiter gehen. Der Admiral hingegen begütigte sie und stellte ihnen den Nutzen vor, den ein jeder aus der Reise ziehen werde. Ferner fügte er hinzu, daß er fest entschlossen sei, weiter zu gehen, und daß er hoffe, in Kürze mit Hilfe Gottes sein Ziel zu erreichen. Daß eine offene Meuterei gegen Columbus stattgefunden habe, wie verschiedene Schriftsteller angeben, ist durch nichts bewiesen und gehören die dramatischen Ausschmückungen dieser Art späteren Zeiten an. Desgleichen halten wir die Meinung, Columbus sei selbst mutlos geworden und habe an dem Erfolg gezweifelt, für unbegründet. Mehr als ein Zeichen deutet darauf hin, daß er seine Westfahrt mit derselben eisernen Konsequenz durchführte, mit welcher er früher seine Pläne an den Höfen von Portugal und Spanien aufrecht erhielt.

Am 7., 8. und 9. Oktober scheint Columbus sich in den Gewässern südlich von den Bermuda Inseln befunden zu haben, was wohl aus dem Fluge der vielen Vögel

geschlossen werden darf, die den Schiffern während dieser Tage zu Gesicht kamen. Diese Vögel zogen von Norden nach Südwesten, also etwa in der Richtung von den Bermudas nach den Bahamas. Am 8. Oktober sah man viele Landvögel, welche gen Süden flogen, Krähen, Enten und Fischraben, desgleichen hörte man die ganze Nacht hindurch den Flug der Vögel.

Da der Admiral wußte, daß die Portugiesen die meisten der Länder, in deren Besitz sie waren, durch Beobachtung des Vogelflugs entdeckt hatten, so ließ er sich hierdurch bestimmen, den bisher konsequent festgehaltenen Kurs gen Westen aufzugeben und in westsüdwestlicher Richtung zu steuern. Dieser Kurs wurde auch am 11. Oktober beibehalten und nun stellten sich bald auch untrügliche Zeichen ein, daß man dem Lande nahe sein müsse. So fischten die Leute der „St. Maria" ein grünes Rohr, die Leute der „Pinta" einen bearbeiteten Stock; von der „Niña" aus sah man einen Zweig mit Dornen und roten Beeren vorbeitreiben.

Diese untrüglichen Anzeichen von der Nähe des Landes machten die besorgten Gemüter aufatmen und mit freudiger Hast bestrebten sich die Mannschaften der drei Schiffe, einander den Vorsprung abzugewinnen, da demjenigen, welcher zuerst Land erblicke, von dem spanischen Königspaare außer reichen Geschenken eine jährliche Pension von 10 000 Maravedis verheißen worden war.

Gegen 10 Uhr abends glaubte Columbus von dem hohen Hinterkastell seines Schiffes aus einen fernen Lichtschein zu gewahren und er rief zur Vergewisserung mehrere Personen herzu, und richtete an sie die Frage, ob ihnen der fragliche Schein gleichfalls als ein Licht erscheine. Alle bestätigten es und zwar erblickte man das Licht noch ein- bis zweimal, bald zu-, bald abnehmend, auf- und niedertauchend, als wenn jemand einen Feuerbrand vor sich her trage.

Columbus deutete diesen Feuerschein als sicherstes Anzeichen, daß man dem Lande bis auf wenige Meilen nahe sein müsse und in der That dröhnte gegen 2 Uhr morgens von der „Pinta" das verabredete Zeichen, ein Kanonenschuß herüber, welcher die Kunde brachte, daß man von diesem Schiffe aus Land erblicke.

Es war der Matrose Rodrigo de Triano, welcher um diese Zeit vom Mastkorbe der „Pinta" aus in einer Entfernung von zwei Meilen den Strand einer langen, flachen, mit Bäumen bewachsenen Insel im Mondenlicht erglänzen sah, und sofort zog man die Segel ein, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Die Stunden banger Erwartung verstrichen, und als endlich die Sonne strahlend dem endlosen Ozean entstieg, erblickte man eine anmutige, mit herrlichen grünen Bäumen bewachsene Insel, deren völlig nackte Bewohner staunend am Strande versammelt standen.

Auf den Schiffen war alles in freudigster Erregung. Man stimmte den Lobgesang Te deum laudamus an und dann fuhren die Befehlshaber der drei Schiffe in vollem Schmucke der Waffen in ihren gleichfalls mit Bewaffneten gefüllten Booten dem Lande zu.

Fürwahr, es muß ein erhebend großartiges Bild gewesen sein, als Columbus, ganz in Scharlach gekleidet und das königliche Banner in der Hand, zuerst den Boden der

neuen Welt betrat, am Strande niederkniete, den Boden küßte und dem Himmel heißen Dank darbrachte für den endlich, endlich gewährten Lohn seines langjährigen Träumens und Hoffens, seiner langjährigen Bestrebungen. Dann traten die beiden anderen Befehlshaber dem Admiral zur Seite und ein jeder entfaltete eine weiße Flagge mit grünem Kreuz, zu dessen beiden Seiten die mit Kronen geschmückten Namenszüge des spanischen Königspaares, ein F und ein Y eingestickt waren.

In feierlichster Weise ergriff nun Columbus im Namen des Königs und der Königin Besitz von dem neugefundenen Lande, alle Versammelten zu Zeugen auf Treu und Glauben aufrufend, damit fortan kein anderer Entdecker an diesen Rechten rütteln dürfe. Die Insel selbst aber benannte Columbus San Salvador und weihte sie hiermit dem Erlöser aus Not und Trübsal zum Erstlingsopfer.





Am Strande von Guanahani.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Das Tagebuch des Columbus während seiner Fahrt durch die Lucayos.

Waren wir bei Schilderung der Fahrt des Columbus über den Ozean sowie seiner endlichen Landung auf Guanahani auf die verhältnismäßig knappen Darstellungen angewiesen, welche von Las Casas nach dem Originaltagebuche des Admirals uns hinterlassen wurden, so sind wir dagegen glücklicherweise in der Lage, die Eindrücke, welche Columbus nach der erfolgten Besitzergreifung von der Insel, ihren Bewohnern sowie von den anderen Eilanden der Lucayos- oder Bahamagruppe erhielt, in seinen eigenen Worten zu vernehmen, indem Las Casas gerade hier aus dem Tagebuche des Columbus einen längeren wortgetreuen Auszug entnommen und seiner Schilderung eingeflochten hat. Dieser Auszug ist von doppeltem Interesse, da er nicht nur über die Anschauungsweise des Columbus ein getreues Bild giebt, sondern auch, weil wir durch denselben in den Stand gesetzt sind, die Reiseroute des Admirals und seiner Flotte genau zu bestimmen. Da es wünschenswert erscheint, daß ein jeder die Ausführungen unseres nächsten Kapitels an der Hand dieser eigenen Worte des Admirals verfolgen und prüfen könne, so mögen dieselben in getreuer Übersetzung hier eine Stelle finden.

Las Casas leitet dieselben folgendermaßen ein: „Und nun folgen die eigenen Worte des Admirals, als Auszug aus dem Bericht über die Entdeckung der neuen Welt, welche er für das westliche Indien hielt und das darum bis heute Westindien heißt.“

.S.
.S. A .S.
X M Y
XPO FERENS./

Faksimile der Handschrift und Signatur des Christoph Columbus.

Freitag, den 12. Oktober.

„Von dem Wunsche erfüllt, die Freundschaft und Zuneigung dieses Volkes zu gewinnen, und überzeugt, daß die Bekehrung desselben zu unserem heiligen Glauben eher durch Liebe, denn durch Gewalt erzielt werden möge, beschenkte ich einige der Eingeborenen mit roten Mützen und Schnuren von Glasperlen, welche sie um ihren Nacken befestigten, sowie mit anderen unbedeutenden Kleinigkeiten, welche ihnen aber große Freude bereiteten und durch welche wir wunderbar schnell ihre Zuneigung erwarben. Sie kamen späterhin an die Boote unserer Schiffe geschwommen und brachten uns Papageien, Knäuel Garns und Speere, sowie manche andere Dinge, welche sie für das, was wir ihnen gaben, wie Glasperlen und kleine Schellen, austauschten. Sie nahmen, was man ihnen gab, und gaben, was sie hatten, mit gutem Willen, aber es schien mir, daß sie sehr arme Leute seien. Alle gehen nackend so wie sie in die Welt gekommen, auch die Weiber, obwohl ich nur ein sehr junges Mädchen sah. Die anderen waren junge Männer, von denen keiner über dreißig Jahre alt sein mochte. Sie alle waren wohlgebildet, und in ihren Bewegungen graziös und anmutig. Ihr Haar ist so dick wie Roßhaar und kurz geschnitten; es fällt vorn bis auf die Augenbrauen herab, hinten hingegen tragen sie eine lange Flechte, welche nie abgeschnitten wird. Ihre natürliche Farbe ist die der Eingeborenen der Kanarischen Inseln, weder schwarz noch weiß; aber einige bemalen sich schwarz oder weiß, andere wieder rot oder mit irgend einer Farbe, die sie finden. Manche bemalen ihr Gesicht, manche den ganzen Körper, einige nur die Augen und andere nur die Nase. Sie führen keine Waffen und kennen auch keine, denn als ich ihnen Schwerter zeigte, griffen sie dieselben so ungeschickt bei der Schneide an, daß sie sich schnitten. Sie haben kein Eisen; ihre Speere bestehen vielmehr aus Stäben ohne Eisen und sind an ihren Enden mit Fischzähnen oder anderen Dingen besetzt. Im großen Ganzen sind diese Leute von gutem Wuchs, guter Haltung und zierlichen Bewegungen. Bei mehreren bemerkte ich vernarbte Wunden, und als ich durch Zeichen nach dem Ursprunge derselben forschte, gaben die Leute zu verstehen, daß die Bewohner der benachbarten Inseln mitunter herüberkommen, um sie gefangen zu nehmen, weshalb sie sich zu verteidigen hätten. Auch glaube ich, daß man vom Festlande aus hierher kommt, um die Eingeborenen zu Gefangenen zu machen. Sie müssen gute und intelligente Sklaven abgeben, denn ich bemerke, daß sie alles sehr schnell begreifen, was ich ihnen sage, und ich bin überzeugt, daß man sie leicht zu Christen machen kann, da sie keinerlei Sekte anzugehören scheinen. So es Gott gefällt, werde ich bei meiner Abreise sechs dieser Leute Euren Hoheiten mitbringen, damit sie unsere Sprache erlernen mögen. Außer Papageien habe ich keinerlei Tiere hierselbst gesehen."

Samstag, den 13. Oktober.

„Bei Tagesanbruch kamen viele der Eingeborenen ans Ufer, alle waren, wie bereits erwähnt, junge Männer von ziemlich hohem Wuchs; es ist in der That ein wahrhaft schöner Menschenschlag. Ihre Haare sind nicht gekräuselt, sondern fallen gerade herunter und sind grob wie Pferdehaar. Auch haben sie breitere Köpfe und Stirnen, als ich je bei einer anderen Menschenrasse gesehen habe. Die Augen sind sehr schön und keineswegs klein; die Hautfarbe ist nicht schwarz, sondern ähnlich wie die der Eingeborenen der Kanarischen Inseln, wie es auch nicht anders zu erwarten sein kann, da diese Insel mit derjenigen von Hierro (Ferro), einer der Kanarischen Inseln, in gleichem Breitengrade gelegen ist. Alle diese Eingeborenen ohne Ausnahme haben gerade Gliedmaßen, sind schlank und äußerst wohlgeformt. Sie kamen zu dem Schiffe in Kanoes, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme gefertigt und ganz vorzüglich für diese Gegenden geeignet sind. Mehrere derselben hielten vierzig bis fünfzig Mann, andere waren kleiner, und einige waren nur für einen Insassen groß genug. Sie lenkten ihre Boote mit Rudern, welche an die Schaufeln der Bäcker erinnern. Dabei erzielen sie eine wunderbare Schnelligkeit, und wenn eine der Barken umschlägt, beginnen alle zu schwimmen, wenden das Fahrzeug wieder um und schöpfen das eingedrungene Wasser mit Kürbisflaschen, die sie mit sich tragen, wieder aus. Sie brachten Knäuel gesponnener Baumwolle, Papageien, Speere und andere Kleinigkeiten, welche zu beschreiben ermüden würde, und tauschten sie für irgend etwas, was wir ihnen gaben. Ich frug sie sorgsam aus, um mich zu vergewissern, ob Gold vorhanden sei, und bemerkte, daß einige ein kleines Stück trugen, welches in einem durch die Nase gebohrten Loche hing. Aus ihren Zeichen vermochte ich zu verstehen, daß, wenn ich gen Süden ginge oder die Insel in südlicher Richtung umschiffe, ich ein Land finden werde, dessen König große goldene Gefäße und Gold in Überfluß habe. Ich versuchte sie zu bereden, mit mir dorthin zu gehen, doch begriff ich bald, daß sie dies nicht wollten. Ich beschloß daher, bis zum morgigen Abende zu warten und dann gen Südwesten zu segeln, da viele der Eingeborenen mir mitteilten, daß sowohl in der Richtung nach Süden wie auch nach Südwesten und Nordwesten Länder seien, und daß die Bewohner der im Nordwesten gelegenen Gegenden häufig herüberkämen, um mit ihnen zu kämpfen und von den südwestlichen Gegenden Gold und kostbare Steine zu holen. Diese Insel hier ist ziemlich groß und sehr eben und mit herrlich grünen Bäumen bewachsen; hat einen Überfluß an Wasser und einen sehr großen See in der Mitte, ist aber ohne irgend einen Berg, dagegen mit einer die Augen äußerst angenehm berührenden Vegetation überzogen. Die Eingeborenen sind von großer Sanftmut; aber von dem Verlangen getrieben, die Dinge, die wir haben, zu besitzen, entwenden sie, wohl wissend, daß man ihnen nichts gebe, wenn sie nichts dagegen austauschen, alles, was sie erlangen können, und schwimmen damit davon. Was sie indes haben, geben sie für irgend eine Kleinigkeit, welche man ihnen bietet, ja selbst für zerbrochene Gegenstände und Glasscherben. Ich sah, wie sie für drei portugiesische Ceotis (eine kleine Kupfermünze im Werte eines halben Maravedi = $^1/_2$ Pfennig) 16 Knäuel Garn gaben, welche zusammen

mehr als eine Arroba*) gesponnener Baumwolle enthalten haben müssen. Ich verbot einen derartigen Tauschhandel, und erlaubte niemandem mehr Baumwolle einzuhandeln, außer ich gebe den Auftrag, es dort, wo es in Überfluß zu finden sein möge, für Eure Hoheiten einzutauschen. So wie ich glaube, wächst die Baumwolle auf dieser Insel, die Kürze unseres Aufenthaltes hingegen verhinderte es, mir darüber positive Gewißheit zu verschaffen. Gleicherweise wird das Gold, welches die Eingeborenen an ihren Nasen tragen, hierselbst gefunden, doch ließ ich keine Nachforschungen anstellen, um keine Zeit zu verlieren, da ich suchen will, die Insel Cipangu aufzufinden. Jetzt, wo es dunkelt, sind alle Eingeborenen in ihren Kanoes nach dem Lande zurückgekehrt."

Sonntag, den 14. Oktober.

„Bei Tagesanbruch ließ ich das Boot meines Schiffes, sowie die Boote der anderen Karavellen bereit machen und ich fuhr längs der Küste in der Richtung nach Nordnordost, um auch den anderen gegen Osten gelegenen Teil der Insel kennen zu lernen und die Ortschaften daselbst zu sehen. In Kürze sah ich auch zwei oder drei derselben und ihre Bewohner, welche an das Ufer kamen, uns zuriefen und Gott priesen. Einige brachten Wasser, andere Lebensmittel; mehrere, als sie sahen, daß ich mich nicht anschicke, zu landen, warfen sich ins Meer und kamen schwimmend zu unseren Booten. Aus ihren Zeichen konnten wir entnehmen, daß sie uns fragten, ob wir vom Himmel hernieder gekommen seien. Ein Greis kam in mein Boot, während andere mit lauter Stimme alle Männer und Frauen der Umgegend herbeiriefen: »Kommet und sehet die Leute des Himmels, bringet ihnen Speise und Trank.« Männer und Weiber kamen in Menge, alle irgend etwas mit sich bringend; sie dankten Gott, warfen sich auf den Boden nieder, erhoben die Hände gen Himmel und luden uns ein, ans Land zu kommen. Ich aber scheute mich zu landen, da ich lange Klippenreihen sah, welche die Insel rings umgeben. Innerhalb dieses Gürtels aber befindet sich ein so tiefer und geräumiger Hafen, daß alle Schiffe der Christenheit in demselben Platz haben würden, nur ist die Einfahrt sehr enge. Wahr ist es, daß es innerhalb des Gürtels einige Untiefen giebt, aber das Meer dortselbst ist so ruhig als das Wasser eines Brunnens. Ich setzte mich diesen Morgen in Bewegung, um Euren Hoheiten über alles einen Bericht erstatten zu können, auch wollte ich erforschen, wo sich eine Festung anlegen ließe. Ich entdeckte auch ein Stück Land, welches einer Insel gleich sieht, obwohl es keine ist. Sechs Häuser befanden sich auf demselben, und es könnte sehr leicht innerhalb zweier Tage abgetrennt und in eine Insel umgewandelt werden. Eine solche Arbeit wäre aber meiner Meinung nach kaum vonnöten, da das Volk hierselbst völlig unbekannt mit Waffen ist, was Eure Hoheiten durch Beobachtung der sieben Leute erkennen werden, die ich ergreifen ließ, um sie mit nach Kastilien zu bringen, von wo sie, nachdem sie in unserer Sprache unterrichtet worden, späterhin wieder heimkehren können. Sollten aber Eure Hoheiten befehlen, sie alle nach Kastilien zu bringen oder auf ihrer Insel als Gefangene zu halten, so wäre nichts leichter

*) Circa 25 Pfund.

als dies, denn mit fünfzig Mann vermöchte man sie alle in Unterwürfigkeit zu halten und könnte mit ihnen anfangen, was man wollte. Nahe bei diesem besagten kleinen Eiland (der Halbinsel) sind Baumgärten und Anpflanzungen, wie ich sie schöner nie gesehen; das Laubwerk ist so frisch und grün, wie es in Kastilien nur im April und Mai anzutreffen ist, auch ist viel Wasser daselbst zu finden. Nachdem ich den ganzen Hafen untersucht hatte, kehrte ich zu den Schiffen zurück und ging unter Segel, und bald sah ich so viele Inseln, daß ich mich nicht entschließen konnte, an welcher ich zuerst landen solle. Die Eingeborenen, welche ich mitgenommen hatte, machten mir durch Zeichen verständlich, es seien unzählige; mehr als hundert führten sie mit Namen auf. Ich beschloß dieserhalb, zu beobachten, welche die größeste der Inseln sein möge und zu dieser will ich gehen. Es scheint, daß sie fünf Leguas von San Salvador entfernt ist, die anderen sind mehr oder weniger weit gelegen. Alle sind sehr eben, ohne Berge, sehr fruchtbar und bevölkert. Die Eingeborenen führen Kriege gegeneinander, obwohl es sehr harmlose und einfache Menschen sind."

Montag, den 15. Oktober.

„Ich blieb die Nacht hindurch der Küste fern, da ich nicht wußte, ob dieselbe frei von Untiefen sei. Ich hoffte hingegen, bei Tagesanbruch die Segel wieder aufziehen zu können. Und da die Insel mehr als fünf Leguas entfernt war, etwa sieben, und die Ebbe mich zurückhielt, so war es ungefähr Mittag, bevor ich die Insel erreichte. Ich fand, daß die Seite, welche der Insel San Salvador gegenüber liegt, eine Richtung von Norden nach Süden und eine Länge von fünf Leguas hat, die andere Seite hingegen, welcher ich folgte, hatte eine Richtung von Ost nach West und betrug mehr als zehn Leguas. Und da ich von diesem Eilande aus eine andere größere Insel gen Westen sah, kürzte ich die Segel, da ich den ganzen Tag bis zum Einbruche der Nacht gefahren war, ohne das westliche Kap der Insel erreicht zu haben, welcher ich den Namen Santa Maria de la Concepcion beilegte. Gegen Sonnenuntergang ging ich nahe dem besagten Vorgebirge vor Anker, um zu erfahren, ob es daselbst Gold gäbe. Die Eingeborenen von San Salvador hatten mir nämlich mitgeteilt, daß hier das Volk an Armen und Beinen sehr große Ringe aus Gold trage. Wie mir scheint, ist das, was sie gesagt, aber nur Täuschung, um von mir loszukommen. Wie dem nun auch sein möge, so wollte ich doch an keiner Insel vorüberfahren, ohne Besitz von ihr ergriffen zu haben, obwohl es im Grunde gleichgültig ist, denn wenn ich eine davon in Besitz genommen, so gilt es von allen. Ich ging also vor Anker und verblieb bis heute, Dienstag, wo ich bei Tagesanbruch in den mit Bewaffneten gefüllten Booten ans Land ging. Die zahlreich versammelten Eingeborenen waren nackend und von derselben Erscheinung als diejenigen von San Salvador. Sie gestatteten uns, auf der Insel umherzugehen und gaben uns, was wir verlangten. Da der Wind von Südosten her im Zunehmen begriffen war, wünschte ich nicht länger auf der Insel zu verbleiben und kehrte zu den Schiffen zurück, woselbst wir an der Langseite der Karavelle Niña ein großes Boot vorfanden. Einer der Eingeborenen von San Salvador, welcher sich in dem Schiffe

befand, sprang über Bord und flüchtete in der Pirogue, und in der Mitte der Nacht ein anderer . . . . (hier befindet sich in der Originalabschrift des Las Casas eine leere Stelle) und er (vielleicht der Kommandeur der Niña) verfolgte das Kanoe, doch entkam es so schnell, daß kein Boot gewesen wäre, welches dasselbe einzuholen vermocht hätte. Das Kanoe erreichte das Land und die Insassen ließen dasselbe im Stich. Einige meiner Leute gingen den Flüchtlingen nach, doch rannten sie alle davon wie Hühner. Das von ihnen zurückgelassene Kanoe wurde an Bord der Karavelle Niña mitgenommen. Von einer andern Richtung kam bald darauf ein anderes kleines Kanoe, in welchem sich ein einzelner Mann befand, der einen Knäuel Baumwolle zum Tausche anbot. Da er sich weigerte, an Bord zu kommen, sprangen einige der Schiffsleute ins Meer und ergriffen ihn. Vom Hinterdeck meines Schiffes aus sah ich alles und ich ließ den Eingeborenen zu mir bringen, gab ihm eine rote Mütze, band um seinen Arm eine Schnur kleiner grüner Glasperlen, hing zwei kleine Schellen an seine Ohren, ließ ihm sein Kanoe, welches bereits an Bord genommen war, zurückgeben und sandte ihn also ans Ufer zurück. Bald darauf setzte ich Segel, um nach der anderen großen Insel zu gehen, welche gen Westen sichtbar war, und ich befahl, daß man das an Bord der Niña befindliche Kanoe gleichfalls treiben lassen solle. Der Mann, welchem ich die vorerwähnten Geschenke gemacht und dessen Garnknäuel ich ausgeschlagen hatte, war inzwischen gelandet und ich sah ihn von einer dichten Menge umgeben, welcher er schilderte, welch ein gutes Volk wir seien, und daß der andere Mann, welcher geflohen, jedenfalls irgend ein Unrecht begangen habe und darum von uns mitgenommen worden sei. Meine Absicht, welche ich durch Freilassung und Beschenkung des Mannes zu erzielen suchte, nämlich die, Achtung für uns einzuflößen und Feindseligkeiten solchen Expeditionen, welche von Euren Hoheiten in Zukunft etwa nach diesen Inseln gesendet werden möchten, zu verhüten, war erreicht, obwohl alles, was ich dem Manne gegeben hatte, zusammen kaum vier Maravedis wert war. Und so reiste ich gegen 10 Uhr mit Südostwind ab und wandte mich gegen Süden, um nach der andern Insel zu gehen, welche sehr groß ist und von welcher die Eingeborenen von San Salvador andeuteten, daß daselbst viel Gold sei und daß die Bewohner es in Ringen um Arme und Beine, sowie in den Ohren, Nasen und um die Nacken trügen. Und von dieser Insel Santa Maria bis zu dieser ist eine Entfernung von neun Leguas von Osten nach Westen, und der ganze Teil der Küste dieser Insel läuft von Nordwest nach Südost, und es scheint, daß sie auf dieser Seite mehr als achtundzwanzig Leguas lang ist. Gleich den Inseln San Salvador und Santa Maria ist sie eben und ohne Gebirge. Die Ufer sind frei von Felsen, einige unter Wasser befindliche Klippen nahe dem Lande ausgenommen, welche große Vorsicht erfordern, wenn man vor Anker gehen will. Es ist allezeit klug, in einiger Entfernung von der Küste zu ankern, obgleich das Wasser überall sehr klar ist und man bis auf den Grund zu sehen vermag. Zwei Kanonenschüsse vom Lande entfernt ist bei allen diesen Inseln die Tiefe des Wassers so groß, daß kein Grund zu finden ist. Diese Inseln sind sehr grün und fruchtbar, von balsamischen Lüften umgeben und enthalten höchst wahrscheinlich mancherlei, was ich nicht kenne, doch wünsche ich mich damit nicht aufzuhalten, da ich ausgehe, um noch andere Inseln zu entdecken,

auf denen sich Gold finden läßt. Und nachdem die Leute von San Salvador mir durch Zeichen kundgegeben haben, daß die Bewohner hierselbst wirkliches Gold um Arme und Beine tragen (dasjenige, was ich besitze, habe ich ihnen gezeigt und sie sagen, es sei das gleiche Metall), so kann ich mit Gottes Hilfe nicht verfehlen, den Platz zu entdecken, wo es gefunden wird. Während ich in dem Golfe zwischen diesen beiden Inseln, nämlich derjenigen von Santa Maria und dieser großen, welche ich Fernandina nenne, dahinfuhr, stieß ich auf einen Mann, welcher von Santa Maria nach Fernandina übersetzte. Er hatte ein kleines Stück seines Brotes bei sich, ungefähr so groß wie eine Faust, eine Kürbisflasche voll Wasser, einen Knollen zu Pulver zerriebener und dann wieder zusammengekneteter roter Erde und einige getrocknete Blätter*), die von den Eingeborenen ohne Zweifel sehr hoch geschätzt sein müssen, da man mir von denselben schon auf San Salvador einige zum Geschenke machte. Außerdem hatte er noch einen kleinen, nach ihrer Weise geflochtenen Korb, in welchem er eine kleine Schnur von Glasperlen und zwei Blancas**) aufbewahrte, woraus ich ersah, daß der Mann von der Insel San Salvador kam, Santa Maria berührt hatte und nun nach Fernandina fuhr. Er kam an mein Schiff, und ließ ich ihn auf seine Bitten an Bord kommen, und befahl, daß alles, was er besaß, samt seinem Boote, auf der Gallione aufbewahrt werden solle. Dann bewirtete ich ihn mit Brot, Honig und gab ihm auch zu trinken und so will ich ihn mit nach Fernandina nehmen, wo ich ihm alles, was er mitgebracht, zurückgeben lasse, damit er daselbst günstige Nachrichten über uns verbreiten möge, so daß diejenigen, welche, so es Gott gefällt, von Euren Hoheiten späterhin hierher gesendet werden mögen, mit Ehren empfangen werden und daß wir von allem erhalten, was diese Eingeborenen geben können.“

Dienstag, den 16. Oktober.

„Gegen Mittag verließ ich die Insel Santa Maria de la Concepcion, um nach der Insel Fernandina zu fahren, welche an der westlichen Küste sehr groß zu sein scheint. Ich segelte den ganzen Tag bei Windstille und kam nicht zeitig genug, um den Grund sehen zu können, so daß ich an einem von Klippen freien Punkte hätte vor Anker gehen können, wobei, will man nicht die Anker verlieren, mit großer Sorgfalt zu Werke gehen muß. Ich wartete darum bis Tagesanbruch und landete nahe einer Ortschaft, woselbst der Mann, den ich gestern nebst seinem Kanoe auf dem Meere aufgenommen hatte, bereits angekommen war. Er hatte so günstige Nachrichten über uns verbreitet, daß die Eingeborenen die ganze Nacht hindurch in ihren Kanoes zu den Schiffen kamen, uns Wasser brachten und allerlei sonstige Dinge, die sie besaßen. Ich ließ einem jeden irgend eine Kleinigkeit verabreichen, kleine Glasperlen, deren zehn bis zwölf auf eine Schnur gereiht sind, einige kupferne Rasseln gleich denen, wie sie in Kastilien für einen Maravedi das Stück zu haben sind, einige Lederstreifen, was alles den größten Wertgegenständen gleich erachtet wurde. Auch bewirtete ich diejenigen, welche an Bord meines Schiffes

---

*) Höchst wahrscheinlich Tabak.

**) Eine kleine kastilianische Münze.

kamen, mit Zuckersyrup. Gegen neun Uhr vormittags sandte ich das Boot des Schiffes ans Land, um Wasser zu nehmen, und die Eingeborenen zeigten bereitwilligst meinen Leuten die Stellen, wo Wasser zu finden war, brachten auch die gefüllten Fässer zu dem Boote und waren augenscheinlich erfreut, uns helfen zu können. Diese Insel ist sehr groß und ich habe beschlossen, sie zu umschiffen, denn soviel ich verstehen kann, befindet sich auf oder in der Nähe derselben eine Goldmine. Die Insel ist von Santa Maria acht Leguas in der Richtung von Osten nach Westen entfernt; das Vorgebirge, zu welchem ich gekommen bin, sowie die ganze Küste ist von Nordnordwest nach Südsüdost gerichtet, und ich sah wohl zwanzig Leguas von derselben, ohne aber das Ende gewahren zu können.

Bald nachdem ich Obiges geschrieben, ließ ich die Segel aufziehen, um mit Südwind die ganze Insel zu umschiffen. Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich Samoet erreicht habe, welches eine Insel oder eine Stadt ist, wo nach den Aussagen aller der Eingeborenen von San Salvador und Santa Maria das Gold zu finden ist. Das Volk hierselbst ist gleich dem der genannten Inseln, spricht dieselbe Sprache und hat dieselben Gebräuche, nur scheinen mir diese hier intelligenter und gewandter zu sein, was ich daraus schließe, daß sie sich besser auf den Handel mit Baumwolle und anderen Dingen verstehen, als die anderen. Auch sah ich auf diesem Eilande gewobene Baumwollstücke, die als Mäntel gebraucht wurden, auch trugen die Weiber vorne einen kleinen Streifen Baumwollzeug, der aber seinem Zwecke kaum entsprach. Die Insel ist sehr grün, eben und äußerst fruchtbar, ich zweifle nicht daran, daß die Leute säen und Korn, sowie andere Dinge das ganze Jahr hindurch ziehen. Ich sah viele Bäume, welche von denen unseres Landes sehr verschieden sind; einige derselben hatten ganz verschiedenartige Zweige, obwohl sie alle aus ein und demselben Stamme hervorgingen. Ein Zweig ist z. B. von dieser Art, ein anderer von jener; und so groß ist die Verschiedenheit derselben von einander, daß es als eines der größesten Wunder der Welt erachtet werden kann. So hat z. B. der eine Zweig schilfartige Blätter, ein anderer Blätter wie die des Mastix; und so hat ein und derselbe Baum fünf oder sechs verschiedene Blättersorten aufzuweisen. Diese Mannigfaltigkeit ist nicht etwa durch Okulierung erzeugt, denn die betreffenden Bäume wachsen wild in den Feldern und niemand achtet auf sie.*) Bei den Eingeborenen habe ich noch keinerlei Gottesverehrung wahrgenommen, und da sie viel Verständnis besitzen, so glaube ich, daß man sie bald zum christlichen Glauben zu bekehren vermöchte.

Die Fische hierselbst sind gleichfalls von den unsrigen wunderbar verschieden. Einige sehen Hähnen gleich und tragen die herrlichsten Farben der Welt: blau, gelb, rot und bunt in den mannigfachsten Formen und Schattierungen; die wechselnden Tinten sind so entzückend, daß sie jedermann in Erstaunen versetzen und stets Bewunderung hervorrufen.**)

---

*) Zweifellos ließ sich Columbus hier durch die mannigfach verschiedenen Schmarotzerpflanzen täuschen, die sich mit Vorliebe auf den Ästen der größeren Bäume festsetzen.

**) Wer die wunderbare Farbenpracht des Engelfisches, des Turbids, des Squirrel, des Yellow tail und anderer Fische der Bahama Gewässer gesehen, wird die lebendige Schilderung des Admirals sicherlich nicht übertrieben finden.

Desgleichen giebt es hier Walfische; am Ufer hingegen habe ich außer Papageien und Eidechsen keinerlei Tiere erblickt, ein junger Mann aber erzählte mir, daß er eine große Schlange gesehen habe. Ich bemerkte weder Schafe noch Ziegen, noch irgend ein anderes



Engelfisch. Turbid.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Maul blau; Kopf goldblau; Augendeckel blau; Augen goldgelb; Pupille schwarz; Stirnfleck schwarz mit blauer Umrandung; Schuppen blau mit goldiger Umrandung; Vorderflossen goldgelb; Bauchflossen grüngelb; Rücken- und Afterflosse rotgoldig mit dunkelblauer Umrandung; Schwanzflosse rötlich goldgelb.

Farbe blau und gold. Die dunkleren Streifen blau mit goldiger Umrandung.

Tier; währte mein Aufenthalt hierselbst auch nur einen halben Tag, so hätte ich aber diese Tiere, im Falle sie existierten, sehen müssen. Nachdem ich die Insel umschifft habe, werde ich ihre Küste beschreiben."

Mittwoch, den 17. Oktober.

„Gegen Mittag verließ ich den Ort, an welchem ich geankert und Wasser eingenommen hatte, um die Insel Fernandina zu umkreisen. Der Wind hatte eine südwestliche Richtung mit Neigung nach Süden. Meine Absicht war, der Küste der Insel, an deren Südostseite ich mich befand, zu folgen. Diese Küste läuft nach Nordnordwest und Südsüdost und ich wünschte den Weg gen Südsüdosten einzuschlagen, weil in dieser Richtung nicht nur nach der Aussage der an Bord befindlichen Eingeborenen von San Salvador, sondern auch nach den Angaben eines Bewohners dieser Küste das Gebiet gelegen sein soll, welches sie Samoet nennen und wo Gold zu finden ist. Aber Martin Alonso Pinzon, der Kapitän der Karavelle Pinta, an deren Bord ich drei jener Indianer*) (von San Salvador) gesendet hatte, kam zu mir, um mir zu sagen, daß einer dieser Indianer ihm sehr bestimmt zu verstehen gegeben habe, ich vermöge die Insel am schnellsten zu umsegeln, wenn ich gen Nordnordwesten ginge. Da ich sah, daß der Wind für die Richtung, welche ich einzuschlagen beabsichtigte, nicht günstig war, desto mehr dagegen für die andere, so segelte ich denn gen Nordnordwest, und entdeckte, als ich dem Ende der Insel bis auf zwei Leguas nahe war, einen sehr merkwürdigen Hafen mit einer, oder besser mit zwei Einfahrten, da ein felsiges Eiland den Eingang teilt. Beide Einfahrten sind sehr enge, das Innere der Bucht würde aber genügend Raum für hundert Schiffe

*) Columbus gebraucht hier zum erstenmal den Ausdruck „Indios" für die Eingeborenen Amerikas.

bieten, wenn sie genügende Tiefe hätte, frei von Felsen wäre und einen breiten Eingang besäße. Ich hielt es für erforderlich, selbst zu urteilen und zu sondieren, ließ außerhalb des Hafens die Anker auswerfen und fuhr mit allen Booten der Schiffe in die Bai ein und sah, daß die Tiefe nicht genügend sei. Da ich anfänglich, als ich die Bai sah, der Meinung war, daß sie die Mündung irgend eines Flusses sei, so hatte ich befohlen, die Fässer mitzunehmen, um Wasser einzufüllen. Am Ufer bemerkte ich acht bis zehn Männer, welche bald auf uns zukamen und uns die in der Nähe befindliche Ortschaft zeigten, wohin ich meine Leute sandte, um Wasser zu holen, einen Teil derselben bewaffnet, die anderen mit den Fässern; und so erlangten sie dasselbe. Da die Entfernung ziemlich groß war, so wurde ich hierselbst für zwei Stunden zurückgehalten. Während dieser Zeit wanderte ich unter den Bäumen dahin, welche einen überaus schönen Anblick gewährten. Ihr Laubwerk war so grün und dicht als in Andalusien im Monat Mai, und alle Bäume waren von den unsrigen so verschieden wie der Tag von der Nacht; dasselbe war der Fall mit den Früchten, dem Gras, dem Gestein und allen anderen Dingen. Es ist wahr, daß einige Bäume von denselben Gattungen waren, wie wir sie in Kastilien besitzen, aber dennoch war eine große Verschiedenheit zu bemerken, dagegen waren die anderen Arten so zahlreich, daß kein Mensch sie mit denen in Kastilien zu vergleichen vermöchte. Die Eingeborenen waren alle den bereits beschriebenen gleich, haben dieselbe Statur, sind von derselben Größe und gehen nackt. Sie gaben, was sie hatten, für irgend eine Kleinigkeit hin, die ihnen geboten wurde; so sah ich, daß einige junge Leute des Schiffsvolkes Speere für Glasscherben und zerbrochene Gegenstände eintauschten. Die Männer, welche ich nach Wasser ausgesendet hatte, erzählten uns, daß sie die Häuser, in welche sie eingetreten waren, wohl gefegt und sehr sauber gefunden hätten, und daß ihre Betten baumwollenen Netzen gleich gewesen wären. Die Häuser haben die Form von Zelten, sind sehr hoch und haben gute Rauchöffnungen, aber unter all den vielen Ortschaften, welche ich besuchte, sah ich keine, welche mehr als zwölf bis fünfzehn Häuser enthalten hätte. Auch bemerkten die Leute, daß die verheirateten Frauen baumwollene Schürzen trugen, die Mädchen dagegen nicht, außer einigen, welche bereits das Alter von achtzehn Jahren erreicht hatten. Auch hatten sie daselbst Doggen und kleinere Jagdhunde; ferner sahen sie einen Indianer, welcher in seiner Nase ein Stück Gold in Größe eines halben Kastillano trug, auf welchem sie Buchstaben gewahrten. Ich machte meinen Leuten Vorwürfe, daß sie das Stück Gold nicht für irgend einen Preis erstanden hätten, damit ich, wenn es wirklich eine Münze gewesen wäre, hätte sehen können, welcher Art sie sei. Sie entgegneten hingegen, daß der Indianer die Münze nicht hätte verkaufen wollen. Nachdem wir Wasser eingenommen hatten, kehrte ich zu dem Schiffe zurück, ging unter Segel und fuhr gen Nordwesten, bis ich diesen ganzen Teil der Insel entdeckt hatte und zwar bis dahin, wo die Küste von Osten gen Westen zu laufen beginnt. Später sagten mir die Indianer, daß diese Insel kleiner als die Insel Samoet sei und daß es wohlgethan wäre, umzukehren, da wir dann schneller dorthin kommen würden. Der Wind legte sich, dann sprang er aber um und blies von Westnordwest, so daß er unserem Kurse entgegengesetzt war. Ich wendete darum um und segelte die ganze vergangene

Nacht in ostsüdöstlicher Richtung, bald ganz gegen Osten und bald gegen Südosten. Dies that ich, um dem Lande fern zu bleiben, da die Luft von Nebel erfüllt und das Wetter sehr unbestimmt war. Der Wind war schwach und ließ mich nicht in die Nähe des Landes kommen um zu ankern. In dieser Nacht regnete es sehr stark von Mitternacht an bis fast zum Tagesanbruch und noch gegenwärtig ist der Himmel umwölkt und regendrohend. Wir befinden uns jetzt an dem Südostkap der Insel, wo ich hoffe ankern zu können bis es wieder klar genug ist, um die Fahrt nach den anderen Inseln, welche ich aufsuchen will, fortzusetzen. Seitdem ich in diesem Indien bin, hat es mehr oder weniger geregnet. Eure Hoheiten mögen mir glauben, daß dieses Land das reichste, gesundeste, mildeste und ebenste der Welt ist."

Donnerstag, den 18. Oktober.

„Nachdem es sich aufgeklärt hatte, folgte ich dem Winde und umschiffte die Insel soviel ich konnte. Ich ging vor Anker, als es nicht länger möglich war zu segeln, aber ich ging nicht ans Land und mit Tagesanbruch ging ich wieder unter Segel."

Freitag, den 19. Oktober.

„Früh morgens lichtete ich die Anker und sandte die Karavelle Pinta gen Osten und Südosten, die Karavelle Niña gen Südsüdosten, während ich mit meinem Schiffe gegen Südosten fuhr. Ich hatte den Befehl erteilt, daß die beiden ersteren Schiffe ihren Kurs bis Mittag einhalten, dann aber sich wieder mit mir vereinigen sollten. Wir hatten aber noch nicht drei Stunden gefahren, so sahen wir eine Insel im Osten, auf welche wir zusteuerten. Alle drei Schiffe erreichten dieselbe noch vor Mittag an ihrer äußersten Nordspitze, woselbst sich ein Felseninselchen befindet. Ein Felsenriff umgürtet dasselbe gegen Norden, auch findet sich eine Klippe zwischen ihm und der großen Insel, welch letztere von den Eingeborenen von San Salvador Saometo genannt wurde. Ich gab ihr den Namen la Isabella. Der Wind kam von Norden, und das besagte Inselchen lag in der Richtung der Insel Fernandina, von wo ich in der Richtung Ost und West abgefahren war. Die Küste erstreckte sich von dem Felseninselchen gegen Westen, und zwölf Leguas entfernt befindet sich ein Vorgebirge, welches ich el Cabo hermoso („Das schöne Vorgebirge") nannte. Es ist im westlichen Teile und ist also schön, rund und (das Wasser?) sehr tief und frei von Untiefen. Anfangs ist es felsig und niedrig, doch weiter einwärts bildet es eine sandige Bucht, wie fast die ganze Küste ist. Hier legte ich mich in dieser Freitagnacht vor Anker bis zum Morgen. Die ganze Küste und der Teil der Insel, welchen ich sah, bilden sozusagen eine einzige Bai und die Insel ist das Schönste, was ich je gesehen habe. Sind die anderen Eilande sehr schön, so ist es dieses aber noch mehr, es hat viele sehr belaubte und große Bäume; auch ist das Land höher als die anderen von mir entdeckten Inseln, obgleich es nicht gebirgig genannt werden kann. Leichte Hügel ergötzen vielmehr durch ihren lieblichen Kontrast gegen schöne Ebenen, auch scheint viel Wasser im Inneren der Insel vorhanden zu sein. Nordöstlich von diesem Vorgebirge ist ein großer Ausläufer, woselbst viele dichte und ausgedehnte Wälder sich befinden. Ich wünschte daselbst zu ankern, um ans Land zu gehen und einen so

schönen Punkt zu besuchen, doch war das Wasser daselbst sehr seicht und ich konnte nur in sehr großer Entfernung vom Lande vor Anker gehen. Auch war der Wind sehr günstig, um zu diesem Vorgebirge zu gelangen, wo ich jetzt bin und welches ich Cabo hermoso nannte, weil es in der That so schön ist. So ging ich denn an jenem Vorgebirge nicht vor Anker, weil ich dieses Kap so grün und schön sah, wie alles übrige auf diesen Inseln, so daß ich nicht weiß, wohin ich mich zuerst wenden soll. Meine Augen werden nicht müde, eine solche herrliche Vegetation anzusehen, die so verschieden von der unsrigen ist. Ich glaube, daß dieselbe vielerlei Gräser, Kräuter und Bäume erzeugt, welche in Spanien als Färbe- oder Arzneimittel großen Wert haben würden. Leider aber kenne ich sie nicht, was mich mit großem Bedauern erfüllt. Als ich an diesem Vorgebirge anlangte, strömte mir ein solch lieblicher Wohlgeruch der Blumen und Bäume entgegen, wie es entzückender nichts in der Welt giebt. Morgen, bevor ich von hier aufbreche, will ich ans Ufer gehen, um zu sehen, was auf diesem Vorgebirge sich befindet. Eine Bevölkerung ist nicht vorhanden; dieselbe ist weiter landeinwärts, wo, nach Aussage der Indianer, welche ich an Bord habe, ihr König lebt, welcher viel Gold besitzt. Ich beabsichtige, morgen so weit vorzudringen, bis ich die Bevölkerung finde und diesen König sehen und sprechen kann, welcher nach den Zeichen, die mir die Indianer geben, Herrscher über alle die benachbarten Inseln ist. Er geht bekleidet und trägt viel Goldschmuck an seiner Person. Ich schenke zwar diesen Versicherungen wenig Glauben, nicht nur, weil ich sie nicht genau genug verstehe, sondern auch, weil ich sehe, daß die Leute selbst so arm an Gold sind, daß irgend eine kleine von diesem Könige getragene Quantität ihnen als sehr viel erscheint. Wie mir dünkt, ist Cabo hermoso eine von Saometo getrennte Insel und scheint inzwischen noch eine andere kleine zu liegen, doch kümmere ich mich nicht darum, dies bis in alle Einzelheiten zu untersuchen, da ich sonst nicht in fünfzig Jahren damit fertig würde. Mein Wunsch ist vielmehr, möglichst viele neue Länder zu entdecken, um, so es Gott gefällt, im April zu Euren Hoheiten zurückzukehren. Die Wahrheit ist, daß ich mich nur dort aufhalten werde, wo ich Gold oder Gewürze in großer Menge finde, und werde ich suchen, möglichst viel von beidem mitzubringen. Dies ist der Grund, warum ich so rastlos weiterreise."

Samstag, den 20. Oktober.

„Gegen Sonnenaufgang lichtete ich die Anker von dem Orte, wo ich mit dem Schiffe an diesem Eilande Saometo an dem südwestlichen Kap vor Anker gelegen hatte. Ich nannte dieses Vorgebirge Cabo de la Laguna und nannte die Insel la Isabella. Ich segelte von Südosten und Süden gegen Nordosten und Osten, wo nach den Aussagen der bei mir befindlichen Eingeborenen die Bevölkerung und ihr König sein soll. Ich fand aber das Wasser so seicht, daß ich nicht eindringen und weitersegeln konnte, auch sah ich, daß, wenn ich eine südwestliche Route einschlagen wollte, es ein sehr großer Umweg sein werde. Ich entschloß mich daher, in der Richtung, von welcher ich gekommen, von Nordnordost gegen West zurückzukehren und die Insel zu umschiffen, um . . . . (hier befindet sich im Manuskripte des Las Casas eine leere Stelle).

Der Wind aber war so schwach, daß ich nur im stande gewesen wäre, das Land zu erreichen, wenn ich die Nacht hindurch gefahren wäre; aber da es sehr gefährlich ist, zwischen diesen Inseln außer bei Tageslicht zu ankern, wenn einer mit Augen sehen kann, wo der Anker ausgeworfen ist,*) da überall verschiedenartige Stellen sind, die eine gut, die andere nicht, so blieb ich dem Lande diese ganze Nacht auf den Sonntag fern. Die Karavellen gingen hingegen vor Anker, weil sie das Land frühzeitig genug erreicht hatten. Sie dachten, daß ich nach ihren üblichen Signalen gleichfalls so thun werde, doch wünschte ich dies nicht."

Sonntag, den 21. Oktober.

„Gegen zehn Uhr langte ich an diesem Ende des Felseninselchens wieder an und ging vor Anker, desgleichen die Karavellen. Nach eingenommenem Mittagsmahl ging ich ans Land, woselbst ich nur ein Haus bemerkte, in dem sich niemand aufhielt. Wahrscheinlich hatten sich die Bewohner desselben aus Furcht geflüchtet, denn es fand sich all ihr Hausgeräte vor. Ich duldete nicht, daß meine Leute irgend etwas berührten, sondern sah mit den Kapitänen und der Mannschaft die Insel an. Waren uns die anderen Eilande schön, grün und fruchtbar erschienen, so übertraf diese hingegen mit ihren majestätischen und üppigen Wäldern sie alle. Es sind hierselbst auch einige große Lagunen vorhanden und im Umkreise derselben sind die Bäume besonders üppig, sie sind hier wie auf der ganzen Insel über und über grün und das Gras ist von einer Beschaffenheit, wie in Andalusien nur im April. Der Gesang der Vögel entzückt das Ohr, daß man nie wieder von hier fortziehen möchte. Die Flüge der Papageien verdunkeln die Sonne; die Vögel sind so mannigfaltig und so verschieden von den unsrigen, daß es ein Wunder ist, sie anzuschauen; ferner giebt es Bäume von tausend verschiedenen Arten, allerlei Früchte erzeugend und die Lüfte mit Wohlgeruch erfüllend, so daß ich mit tiefstem Bedauern erfüllt bin, sie nicht näher zu kennen. Ich bin sicher, daß sie alle von hohem Werte sind. Proben derselben bringe ich mit, desgleichen von den Gräsern und Kräutern. Derweil wir um eine der Lagunen gingen, sah ich eine Schlange, welche wir töteten. Die Haut derselben bringe ich Euren Hoheiten mit. Als sie uns bemerkte, flüchtete sie sich in den See, da derselbe aber nicht tief war, verfolgten wir sie und töteten sie mit unseren Lanzen. Ihre Länge betrug sieben Palmos und glaube ich, daß ihrer viele in dieser Lagune leben. Ich fand hierselbst auch den Aloebaum, und da mir versichert wurde, daß er sehr wertvoll sein soll, so werde ich morgen zehn Quintals desselben an Bord bringen lassen. Während wir nach Trinkwasser ausschauten, kamen wir an eine Ortschaft, welche eine halbe Legua von meinem Ankerplatze entfernt

*) Columbus schildert hier sehr treffend den äußerst wechselnden Ankergrund in der unmittelbaren Nähe der Bahamainseln. Der mit Korallenbänken bedeckte Meeresboden ist voller Löcher und Höhlungen, in denen die Anker sich überaus leicht verfangen. Als der Verfasser dieses im Jahre 1890 die Bahama inseln bereiste und mit dem Leuchthaustender „Richmond" am 25. Oktober vor Castle Island, an der Südwestspitze von Aklin, ankerte, verlor das Schiff an ein und demselben Morgen zwei große Anker, die beim Niederlassen in Höhlungen geraten und nicht wieder loszubringen waren.

ist. Die Bewohner hingegen flohen bei unserer Ankunft, verließen ihre Häuser und verbargen sich mit dem, was sie hatten, in den Wäldern. Ich erlaubte meinen Leuten nicht, irgend etwas hinwegzunehmen und wenn es auch nur den Wert einer Nadel gehabt hätte. Später näherten sich einige dieser Eingeborenen und einer kam zu uns. Ich gab ihm einige kleine Schellen und einige Glasperlen, welche ihn sehr erfreuten. Um unsere Bekanntschaft zu verlängern und um auch von diesen Eingeborenen etwas zu erbitten, fragte ich dieselben um Wasser, welches sie auch, nachdem ich an Bord des Schiffes zurückgekehrt war, in ihren Kürbisflaschen an den Strand brachten. Sie waren sehr erfreut, uns dasselbe geben zu können. Ich gab ihnen eine zweite Schnur Glasperlen und versprachen sie, am nächsten Tage wieder zu kommen, da ich alle Fässer des Schiffes zu füllen wünsche. Sollte es das Wetter gestatten, so werde ich sofort aufbrechen, bis ich eine Zusammenkunft mit diesem Könige erlange, um zu sehen, ob ich von ihm das Gold erwerben kann, welches er dem Hörensagen nach tragen soll. Später gedenke ich nach einer anderen sehr großen Insel zu segeln, welche, soviel ich glaube, Cipango sein muß, den Zeichen entsprechend, welche mir von den an Bord befindlichen Indianern gegeben wurden. Sie nennen diese Insel Colba und sagen, daselbst seien sehr große Schiffe und viele Kaufleute. Nicht ferne derselben sei eine andere Insel, Namens Bosio, welche der Beschreibung nach gleichfalls sehr groß sein soll. Bei Aufsuchung derselben werde ich auch die dazwischen liegenden berühren und mein weiteres Verhalten darnach gestalten, je nachdem ich Mengen von Gold oder Spezereien vorfinden werde. Ich habe ferner beschlossen, zu dem Festlande zu gehen und die Stadt Guisay aufzusuchen, um dem Grand Khan die Briefe Eurer Hoheiten zu überbringen und die Antwort desselben entgegen zu nehmen."

Montag, den 22. Oktober.

„Die ganze Nacht und den Tag habe ich hier verbracht in der Erwartung, der König oder andere Personen möchten mit Gold oder anderen wertvollen Dingen erscheinen. Viele der Eingeborenen kamen nackend, gleich wie auf den anderen Inseln, einige waren weiß bemalt, andere rot oder schwarz. Sie brachten Speere und Knäuel Garns zum Tausch, welches sie den Schiffsleuten gegen Glasscherben, zerbrochenes Geschirr und dergleichen verhandelten. Einige dieser Wilden trugen in den Nasen Stücke von Gold, welche sie freudig gegen kleine Schellen, wie sie bei uns an den Füßen der Jagdfalken befestigt werden, hingaben. Es ist aber so wenig, daß es geradezu gleich nichts zu erachten ist: es ist wahr, daß sie irgend einen noch so geringen Gegenstand, der ihnen gegeben wird, mehr als ein Zeichen unseres Kommens betrachten, da sie glauben, wir stammten vom Himmel.

Wir nahmen Wasser ein aus einer Lagune, die sich nahe dem Cabo del Isleo befindet, welches von mir so genannt wurde. In dieser Lagune tötete Martin Alonso Pinzon, der Kapitän der Pinta, eine andere Schlange gleich der, welche gestern erlegt wurde und sieben Palmos in Länge hatte. Auch befahl ich, daß alles Aloeholz, was zu finden sei, an Bord genommen werden solle."

Dienstag, den 23. Oktober.

„Mein Wunsch ist, heute nach der Insel Cuba zu segeln, welche der Beschreibung nach in Umfang und Reichtum mit Cipango identisch sein muß. Ich will hierselbst nicht länger verweilen oder . . . . (hier befindet sich eine leere Stelle in der Originalabschrift des Las Casas), diese Insel zu umschiffen und nach den bevölkerten Teilen zu gelangen, wie ich beschlossen hatte, um den König oder Herrscher zu sehen. Ich will mich nicht länger aufhalten, da ich sehe, daß eine Goldmine hierselbst nicht vorhanden ist. Diese Inseln zu umschiffen erfordert mancherlei verschiedene Winde, und dieselben blasen nicht immer aus den Richtungen, aus denen die Menschen sie sich wünschen. Das Wichtigste ist demnach, dahin zu gehen, wo großer Handel betrieben wird, da ich mir sage, daß es nicht recht sei, mich aufzuhalten. Ich werde die Fahrt vielmehr so lange fortsetzen, bis ich irgend ein recht lohnendes Land erreiche. Zwar bin ich überzeugt, daß auch dieses hier sehr reich an Spezereien ist, doch muß ich zu meinem Schmerze gestehen, daß ich keine Kenntnis derselben habe. Wohl sehe ich tausend verschiedene Arten von Bäumen, von denen ein jeder seine bestimmte Art von Früchten trägt, und die alle so belaubt und grün sind, wie in Spanien in den Monaten Mai und Juni. Auch sehe ich tausenderlei Arten von Kräutern und Bäumen, die alle bisher unbekannt waren, außer dem Aloe, von welchem ich Euren Hoheiten große Mengen mitbringen werde.

Ich bin noch nicht nach Cuba unter Segel gegangen, weil kein Wind weht. Es herrscht vielmehr Windstille, auch regnet es stark. Desgleichen regnete es auch gestern viel, ohne daß es aber kalt wäre. Es ist vielmehr am Tage warm und die Nächte sind so mild, als wie die Mainächte in Andalusien.“

Mittwoch, den 24. Oktober.

„Gegen Mitternacht lichtete ich die Anker von diesem Cabo del Isleo der Insel Isabella, welches an deren Nordspitze gelegen ist und wo ich geankert hatte, um nach der Insel Cuba zu gehen. Den Aussagen dieses Volkes nach muß diese letztere Insel sehr groß sein, bedeutenden Handel betreiben und Gold und Spezereien besitzen, ferner auch große Schiffe und viele Kaufleute. Man sagte mir, ich würde diese Insel erreichen, wenn ich in westsüdwestlicher Richtung segle und so gedenke ich auch zu thun. Nach allem, was ich von den an Bord befindlichen Indianern, sowie auch von den Eingeborenen dieser Inseln durch Zeichen vernommen habe (ihre Sprache verstehe ich nicht), so ist die Insel mit derjenigen von Cipango gleich, von welcher so merkwürdige Dinge berichtet werden. Ich habe sie auch auf den Erdkugeln und auf den Weltkarten in dieser Region verzeichnet gesehen, und also segelte ich bis Tagesanbruch in westsüdwestlicher Richtung. Gegen Morgen trat Windstille ein und es regnete, wie auch die ganze Nacht. Mit wenig Wind verblieb ich bis nach Mittag, dann hingegen hatte ich eine schöne Brise. Ich hatte alle Segel des Schiffes aufgezogen (hier folgen die Namen der einzelnen Segel) und verfolgte meinen Kurs bis zum Anbruch der Nacht, um welche Zeit das Cabo Verde der Insel Fernandina, welches im südwestlichen Teile derselben liegt, sieben Leguas entfernt in nordwestlicher Richtung von mir lag.

Der Wind begann stark zu blasen und da ich nicht wußte, wie weit es bis zur Insel Cuba sein möge, woselbst ich nicht bei Nacht eintreffen wollte (das Meer um diese Insel ist so tief, daß kein Grund gefunden wird, außer zwei Kanonenschüsse vom Lande entfernt; aber auch da ist der Boden sehr verschiedenartig und besteht streckenweise aus Felsen, streckenweise aus Sand, so daß eine sichere Landung außer Tage unmöglich ist), so beschloß ich, alle Segel außer dem Vordersegel einzuziehen und nur mit diesem zu fahren. Plötzlich aber schwoll der Wind mächtig an und ich legte eine gute Strecke zurück, deren Richtung ich nicht angeben kann, da es sehr nebelig wurde und regnete. Ich befahl daher, das Vordersegel einzuziehen und legten wir daraufhin nicht mehr als zwei Leguas in dieser Nacht zurück.“ —

Hiermit schließt Las Casas den wortgetreuen Auszug aus dem Tagebuche des Columbus, um die weitere Reise desselben wiederum in Form eines sehr zusammengezogenen Resumés zu geben, aus dem wir nur in Kürze entnehmen, daß die Flotte am Donnerstag den 25. Oktober sieben bis acht Inseln vor sich hatte, die sich alle von Norden nach Süden erstreckten. Südlich derselben gingen die Schiffe bei einer Sandbank vor Anker. Am 27. Oktober wurde die Weiterreise von diesen Inseln, welche Columbus Islas de Arena (Sandinseln) nannte, fortgesetzt und landete man am Sonntag den 28. Oktober auf Cuba.




Steinerne Idole von den Bahamainseln.
Nach den auf der Bibliothek zu Nassau (New Providence) aufbewahrten Originalen gezeichnet von Rudolf Cronau.



Blick auf die von Columbus zur Anlage einer Festung ersehene Landzunge auf Guanahani.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Wo liegt Guanahani?

„Sicherlich umwebt ein historischer Glanz jene Stätte, wo die Menschheit der alten und der neuen Welt sich zuerst einander entgegentrat, und doch muß man fast mit Beschämung gestehen, daß mit bindender Beweiskraft jene Insel nicht nachzuweisen ist. Nur eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit fällt ins Gewicht und läßt die Schale der Entscheidung sinken."

Mit diesen treffenden Worten charakterisiert Sophus Ruge*) den bisherigen Stand der Guanahani-Frage, mit deren Lösung sich seit zwei Generationen eine ganze Anzahl von hervorragenden Gelehrten vergeblich abgemüht hat.

Wohl ist man darüber einig, daß Columbus mit seiner Flotte auf einer jener Koralleninseln gelandet ist, welche sich von der Südostküste von Florida bis nach Hayti hinziehen und unter dem Gesamtnamen der Lucayos- oder Bahamagruppe allgemein bekannt sind. Nach ihrer Entdeckung durch Columbus ward diese Inselgruppe aber nur wenig mehr besucht und später, nachdem man die Eingeborenen derselben vollständig weggeraubt hatte, so vernachlässigt, daß sie kaum noch gekannt war und im 17. Jahrhundert von den Engländern gewissermaßen wieder entdeckt werden mußte.

Waren in jenen Tagen die wohlklingenden Namen, mit denen zur Zeit des Columbus die Eingeborenen ihre Eilande bezeichnet hatten, bereits längst verschollen, so waren auch die Benennungen der spanischen Entdecker zumeist vergessen, zum Teil höchst unsicher geworden und es traten an ihre Stelle jene von den englischen Kolonisten verliehenen

*) „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen." S. 248.

Namen, mit welchen wir heute die einzelnen Eilande der Bahamagruppe auf den Karten verzeichnet finden.

Zu den Eilanden, deren Lage nicht mehr nachgewiesen werden konnte, gehörte nun in erster Linie auch Guanahani, das San Salvador des Columbus, jener Punkt, wo der große Entdecker den Boden der neuen Welt betrat. Es hat nun nicht an Versuchen gefehlt, dieses historisch wichtige Eiland wieder aufzufinden, doch kann nicht behauptet werden, daß diese Versuche bisher ein voll und ganz befriedigendes Resultat ergeben hätten. Die Lösung der Frage, welcher Insel der Name Guanahani oder San Salvador gebühre, ist freilich nicht nur durch den Umstand erschwert, daß die Bahamagruppe 29 größere und kleinere Inseln, 661 Cays oder Riffinseln und 2387 Seeklippen enthält, sondern auch durch den Umstand, daß in den von Las Casas, dem Biographen des Columbus, hinterlassenen Auszügen aus dem Tagebuche des Entdeckers sich keinerlei astronomische Breitenangaben finden, durch welche die Lösung dieses wichtigen Problems in der Geschichte der Geographie erleichtert würde. So war es unausbleiblich, daß die Meinungen der Forscher bei den Versuchen, die geographische Lage von Guanahani festzustellen, weit auseinander gingen und daß die Frage bis heute nicht als entschieden betrachtet werden konnte.

Alexander von Humboldt, Washington Irving und manche andere hielten das heutige Cat Island für das alte Guanahani, Navarrete entschloß sich, die Insel Grand Turk als den Punkt anzusehen, wo Columbus den Boden der neuen Welt betrat; Varnhagen entschied sich für Mariguana oder Mayaguana; Fox für Samana oder Atwood, Munoz, Becher und Major endlich für Watling.

Es ist hier nicht der Raum, alle diese einzelnen Meinungen zu prüfen, und müssen wir es dem Leser überlassen, durch Kenntnisnahme der unten vermerkten Schriften sich selbst ein Urteil über den Wert derselben zu bilden.*) Wir selbst kamen bei Prüfung dieser einzelnen Meinungen zu dem Entschlusse, sie alle unberücksichtigt zu lassen und aufs neue den Versuch zu wagen, die Guanahani-Frage zu lösen.

Leider ist der naheliegendste Weg, das fragliche Eiland etwa an Ort und Stelle durch den Mund der Eingeborenen zu ermitteln, gänzlich abgeschnitten. Bereits um das Jahr 1504 begannen die Spanier so erfolgreiche Menschenjagden nach den Bahamas zu unternehmen, daß kaum zwanzig Jahre später nur noch wenige Vertreter der lukayischen Stämme vorhanden waren. Unter dem Vorwande, daß man sie dann besser zu Christen machen könne, fing man die armen Eingeborenen massenhaft ein, in Wirklichkeit nur, um sie als Sklaven bei der Ausbeutung der Minen und bei der Perlfischerei zu verwenden. Schätzungen zufolge wurden innerhalb des kurzen Zeitraumes von zwanzig Jahren an 40 000 Menschen von den Bahamas weggeschleppt, und waren bereits gegen 1525 die

*) Alexander von Humboldt: Kritische Untersuchungen II. S. 130. — Washington Irving: The Life and Voyages of Columbus. — Navarrete: Relation des Voyages etc. de Christoph Columbus I. p. 107. — Varnhagen: Das wahre Guanahani des Columbus. — Munoz: Geschichte der neuen Welt. S. 139. — Becher: The Landfall of Columbus. — Fox: An attempt to solve the problem of the first Landing place of Columbus in the new world.

Eilande so entvölkert, daß es einem frommen Manne, Pedro de Isla, der von Ingrimm über diese Menschenjagden erfüllt war, mit aller Anstrengung gelang, nur noch elf Lucayos zusammen zu bringen, welche er nach Hispaniola brachte, um sie vor seinen raubgierigen Landsleuten zu sichern. Längstens bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts waren die Eingeborenen der Bahamas bis auf den letzten Mann ausgestorben, oder richtiger, durch die Spanier vernichtet worden, und damit war auch die Möglichkeit dahin, etwa aus der Sprache oder den Überlieferungen dieser Indianer die Lage des eigentlichen Guanahani zu ermitteln.

Auch die Karten, welche wir aus dem 16. und 17. Jahrhundert über diese Teile Amerikas besitzen, sind nicht zuverlässig und genau genug, um als Führer dienen zu können. Nur darin stimmen die wichtigeren überein,*) daß der Name Guanahani stets einem mittelgroßen Eilande, und zwar einem der östlichsten der mittleren Bahamagruppe zugelegt wird. Eine zweite Insel in der Nähe von Guanahani wird dabei unter dem Namen „triango“ oder „triangulo“ vermerkt.

Als wichtigste und vornehmlichste Anhaltspunkte verbleiben uns nun nur noch die Aufzeichnungen, welche Columbus in dem Tagebuche seiner Reise niederlegte. Wenn auch zu beklagen ist, daß Las Casas, der Biograph des Entdeckers, dieses Tagebuch uns nur im Auszuge übermacht, und diese Auszüge noch dazu ihrer wichtigsten Bestandteile, der astronomischen Ortsbestimmungen, entkleidet hat, so enthalten aber diese Bruchstücke immer noch eine Reihe von Angaben, welche für die Lösung der Guanahani-Frage von ausschlaggebender Wichtigkeit sind.

Aus dem Tagebuche des Columbus ist zunächst ersichtlich, daß er vom 7. bis 11. Oktober des Jahres 1492 in westsüdwestlicher Richtung segelte. Ohne Zweifel befand sich Columbus gegen den 7. Oktober in den Gewässern südlich von den Bermuda Inseln, und ließ er sich durch den Flug der gen Südwesten ziehenden Vögel bestimmen, von seinem bisher streng festgehaltenen westlichen Kurs abzuweichen, da er wußte, daß die alten Entdecker und auch die Portugiesen einen großen Teil ihrer Entdeckungen der Beobachtung des Vogelflugs zu verdanken hatten.

Am Abende des 11. Oktober befahl Columbus, wieder direkt gen Westen zu steuern. Leider ist in dem Tagebuche nicht gesagt, in welcher Richtung er gegen 10 Uhr abends das die Nähe des Landes verratende Licht erblickte und in welcher Richtung gegen 2 Uhr morgens Land gesichtet wurde. Nur soviel ist gesagt, daß man bei einem kleinen Eilande der Lucayischen Inseln anlangte, welches in der Sprache der Eingeborenen Guanahani heiße.

Bekanntlich landete Columbus auf Guanahani am 12. Oktober und scheint diesen und den folgenden Tag damit verbracht zu haben, die zunächst gelegenen Teile der Insel zu untersuchen.

*) Es sind dies die Karten des Juan de la Cosa vom Jahre 1500, des Alonso de Santa Cruz aus der 3. Dekade des 16. Jahrhunderts, des Herrera vom Jahre 1601 und des Blaeuw vom Jahre 1635.

Von Guanahani selbst giebt nun Columbus folgende Beschreibung: „Diese Insel ist ziemlich groß, sehr flach und mit herrlichen grünen Bäumen besetzt; sie hat viel Wasser und einen großen See in der Mitte; sie ist ohne irgend einen Berg und so über und über grün, daß es ein Vergnügen ist, sie anzusehen.“

Sonntag den 14. Oktober ließ Columbus die Boote der Schiffe bereit machen und fuhr längs der Küste „in der Richtung Nordnordost entlang, um den anderen gegen Osten gelegenen Teil der Insel kennen zu lernen, und die Ortschaften daselbst zu sehen“.

Doch scheute er sich zu landen, „weil ich,“ wie er schreibt, „lange Klippenreihen sah, welche die Insel rings umgeben. Jenseits dieses Gürtels befindet sich aber ein so tiefer und geräumiger Hafen, daß alle Segelschiffe der Christenheit in demselben Platz hätten, nur ist die Einfahrt sehr enge. Wahr ist es, daß es innerhalb des Gürtels manche Untiefen giebt, aber das Meer bewegt sich innerhalb des Gürtels nicht stärker als in einem Brunnen. Ich setzte mich diesen Morgen in Bewegung, um alles das zu untersuchen, damit ich Euren Hoheiten über alles Bericht erstatten könne, auch wollte ich erforschen, wo sich eine Festung anlegen ließe. Ich erblickte ein Stück Land, welches sechs Häuser enthält und beinahe einer Insel gleicht, obwohl es keine ist. Dieses Land könnte aber binnen zwei Tagen zu einer Insel umgewandelt werden.“

Ist hiermit die Beschreibung, welche Columbus von der Insel giebt, erschöpft, so wollen wir noch eine Bemerkung erwähnen, welche Bartolomé de las Casas über Colons erste Landung niederschrieb: „Jenes erste Land war ein Eiland von denjenigen, welche bei uns die Lucayos heißen. Es besitzt besagte Insel die Gestalt einer Bohne.“

In diesen Schilderungen, sowie in den von Las Casas mitgeteilten Richtungen, welche Columbus auf seiner weiteren Fahrt von Guanahani aus einschlug, ferner in den Schätzungen der Distanzen von einer Insel zur anderen ist nun hauptsächlich die Möglichkeit gegeben, die Lage von Guanahani zu ermitteln, und sind wir nach reiflichster Prüfung aller Verhältnisse zu der festen Überzeugung gelangt, daß Guanahani einzig und allein mit Watling Island identisch ist und daß Columbus an der Westküste dieser Insel landete.

Wollen wir hierfür den Beweis antreten, so haben wir zunächst zu bemerken, daß Watling nicht nur die einzige Insel der Bahamagruppe ist, in deren Mitte, wie unsere Karte ausweist, ein großer See sich befindet, sondern sie ist auch neben der gar nicht in Frage kommen könnenden Insel New Providence die einzige, welche in ihrer Gestaltung ungefähr eine bohnenähnliche Form annimmt. Daß die Insel außer dem großen See noch einen Reichtum an kleineren Wasserbecken aufweist, zeigt unsere Karte, welche mit Zuhilfenahme der Seekarten der britischen und amerikanischen Admiralitäten, sowie der geometrischen Landesaufnamen der „Bahama Survey Office“ und nach eigenen Anschauungen an Ort und Stelle entworfen ist.



Verlag von Abel & Müller in Leipzig.

Geogr Anst v Wagner & Debes, Leipzig

Karte II.

Route des Columbus entlang der Jnsel Guanahani od. San Salvador, heute Watling Island genannt.

Entworfen von Rudolf Cronau.

Wahrscheinliche Stellung der Schiffe am 12. October morgens 2 Uhr

Fortbewegung der beiliegenden Schiffe morgens gegen 6 Uhr

White Cay

Green Cay

Columbus Hafen

Grahams Harbour

Riding Rocks

Landungsstelle des Columbus am Morgen des 12. October 1492

Anker-platz

Great Lake

Route der Weiterfahrt am 14. October

Route des Columbus

Karte III.

Route des Columbus entlang der Jnsel Saometo od. Jsabella, heute Crooked Jsland genannt.

Entworfen von Rudolf Cronau.

Cabo del Isleo (Bird Rock)

Saometo

la Jsabella

Cabo de la Laguna

(Fortune Jsl.)

Cabo Hermoso

Route des Columbus

Verlag von Abel & Müller in Leipzig.

Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

Der auf der Karte verzeichnete und von Columbus erwähnte große See enthält wie auch die anderen Lagunen der Insel kein trinkbares, sondern Salzwasser. Auf vielen der Bahamainseln wird aufgefangenes Regenwasser zum Trinken benutzt und scheint solches Regenwasser auch ein von den Spaniern sehr begehrter Artikel gewesen zu sein, da Columbus in seiner Aufzeichnung vom 14. Oktober ausdrücklich erwähnt, daß die Eingeborenen Wasser gebracht hätten. Daß Columbus nicht im stande war, auf Watling Island seine erschöpften Wasservorräte zu ergänzen, geht daraus hervor, daß er erst auf Fernandina die leeren Wasserfässer füllen lassen konnte.

Watling Island ist auch zumeist flach und ohne irgend einen Berg, denn die kaum 100 bis 140 Fuß hohen, dicht bewaldeten Rücken, welche die einzelnen Lagunen von einander trennen, dürften wohl schwerlich als Berge gelten können. Die Insel selbst ist zwölf englische Meilen lang und zwischen fünf und sieben englische Meilen breit, demnach, wie Pietschmann in seinen „Beiträgen zur Guanahani-Frage" richtig bemerkt, gerade groß genug, um die Bezeichnungen des Columbus zuzulassen, welcher einmal Guanahani ein „Isleta" nennt, das andere Mal als „bien grande" schildert. Columbus berichtet ferner, daß Guanahani mit vielen herrlich grünen Bäumen besetzt sei. Diese Angabe ist auf Watling noch gegenwärtig in vollem Maße anwendbar, denn noch heute erfreut sich die Insel einer sehr üppigen Vegetation, dank welcher ihr auch die Bezeichnung „the garden of the Bahamas" zu teil wurde. —

Werfen wir nun die Frage auf, an welchem Punkte dieser Insel Columbus gelandet sein möge, so haben wir uns zunächst über die Richtung zu vergewissern, aus welcher die Flotte sich Guanahani näherte. Hatte Columbus vom 7. bis 11. Oktober eine westsüdwestliche Richtung verfolgt, so ordnete er am Abende des letzteren Tages an, wieder direkt gen Westen zu steuern. Die Frage, ob das, was Columbus gegen 10 Uhr abends zu sehen glaubte, wirklich ein Licht gewesen, ist völlig belanglos. Jedenfalls kann keinerlei Gewicht darauf gelegt werden, da nicht nur die Angaben über die Richtung desselben fehlen, sondern das Licht auch so unbestimmt war, daß es von einer der zur Vergewisserung herbeigerufenen Personen gar nicht erkannt werden konnte. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß das Licht sich in einem auf See befindlichen heimkehrenden indianischen Kanoe befand, was der Beschreibung des Columbus auch entsprechen würde, welcher den auf- und niedertauchenden Charakter des Lichtes ausdrücklich hervorhebt.

Zwei Stunden nach Mitternacht wurde das Land sichtbar und zog man sofort alle Segel mit Ausnahme des Sturmsegels ein und legte bei bis zum Freitag Morgen. Dieser letztere bestimmt gegebene Ausdruck ist für die Feststellung der Frage, an welchem Punkte der Insel Columbus gelandet sei, von besonderer Wichtigkeit.

Ausdrücklich wird in der Tagebuchnotiz vom 11. Oktober hervorgehoben, daß an diesem Tage das Meer bewegter gewesen sei, als je während der ganzen Reise. Auch läßt die Zahl der am 11. Oktober zurückgelegten Meilen (zwölf Meilen per Stunde nach Sonnenuntergang) erkennen, daß an diesem Tage ein sehr scharfer Ostwind geblasen haben muß, der ein Ankern und Verbleiben an der dem Wogengange zumeist ausgesetzten

Ostseite der Insel ganz unmöglich gemacht haben würde, da Wind und Wogen die Schiffe unbedingt gegen die hier überaus zahlreich vorhandenen Klippen hätte werfen müssen.

Wie aus dem Tagebuche des Admirals überall hervorgeht, war derselbe ein sehr vorsichtiger Seemann, und müssen wir annehmen, daß er als solcher mit seiner Flotte sich unter den Schutz der Insel, und zwar an die Westseite derselben begeben haben wird, wie dies eben jeder vernünftige Seemann gethan haben würde.

Da die Fortbewegung eines beiliegenden Schiffes innerhalb der Zeit von zwei Uhr nachts bis Sonnenaufgang immer noch mehrere Meilen beträgt, die Küste selbst aber aus einer Entfernung von nur zwei Leguas gesichtet worden war, so ist die Möglichkeit einer Landung an der felsenumstarrten Ostküste gänzlich ausgeschlossen.

Eine Landung an der Südküste der Insel ist ebenso unwahrscheinlich, da nicht nur keine Ankerplätze daselbst existieren, sondern weil auch Columbus in seiner Notiz vom 13. Oktober niederschreibt: „Es gelang mir, aus den Zeichen der Eingeborenen zu verstehen, daß, wenn ich gen Süden ginge und die Insel in südlicher Richtung umschiffe, ich ein Land finden werde, dessen König große goldene Gefäße und Gold in Überfluß habe.“

Hierdurch ist ausdrücklich konstatiert, daß eine Landung an der Südseite nicht erfolgt sein kann, da anders eine Umschiffung der Insel nicht notwendig gewesen wäre, um nach Süden zu kommen.

Zweifelsohne entdeckte man das Land von Norden aus in südlicher Richtung und mag der Fortgang der beiliegenden Schiffe etwa der Entfernung entsprechen, wie wir sie auf unserer Karte verzeichnet haben. In der Frühe des 12. Oktober wird sich Columbus nun bestrebt haben, einen geeigneten Ankerplatz für seine Schiffe sowie eine gute Landestelle für die Boote ausfindig zu machen.

Der einzige hierfür geeignete Punkt an der Westseite, wie an der ganzen Insel überhaupt ist bei den sogenannten Riding Rocks, da, wo sich gegenwärtig die Ansiedlung Cockburn Town befindet. Sind nach den eigenen Untersuchungen des Verfassers alle anderen Teile der Westküste von Watling Island für eine Landung ungeeignet, so öffnet sich hier hingegen eine nicht allzu große sandige Bai, in welcher noch gegenwärtig sämtliche Schiffe, welche die Insel anlaufen, vor Anker gehen.

Die Bucht von Riding Rock, in der Columbus den 12. und 13. Oktober des Jahres 1492 verbrachte, ist eines der lieblichsten Bilder, welche die Insel bietet, und noch jetzt wird das Auge des Fremdlings durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Vegetation ebenso entzückt, wie Columbus und seine Genossen in jenen längst vergangenen Tagen.

Wenden wir uns nun der Notiz vom 14. Oktober zu, so sagt Columbus in derselben, daß er in der Frühe des Morgens die Boote der Schiffe bereit machen ließ und der Küste entlang in der Richtung nach Nordnordosten fuhr, um auch den anderen gegen Osten gelegenen Teil der Insel kennen zu lernen und die Ortschaften daselbst zu sehen. Die von Riding Rock einzuschlagende Richtung



Erster Landungsplatz des Columbus auf Guanahani=Watling=Island.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

stimmt mit der von Columbus angegebenen auch völlig überein, desgleichen sind die Ufer von Klippen umgürtet, die ihn vom Landen abschreckten.

Nachdem Columbus dergestalt bis zur Nordküste der Insel gekommen, drang er durch eine südlich von Green Cay in der Riffkette befindliche Öffnung in den von ihm beschriebenen Hafen, der ganz unverkennbar mit dem großartigen Hafen innerhalb der Riffkette im Norden von Watling Island identisch ist. „Innerhalb dieses Gürtels aber befindet sich ein so tiefer und geräumiger Hafen, daß alle Schiffe der Christenheit in demselben Platz haben würden, nur ist die Einfahrt sehr enge. Wahr ist es, daß es innerhalb dieses Gürtels einige Untiefen giebt, aber das Meer dortselbst ist so ruhig als das Wasser eines Brunnens." So lauten die wenigen Worte des großen Genuesen, der damit aber die ganze Beschaffenheit des Hafens in überaus charakteristischer Weise gezeichnet hat. Als Verfasser dieses am Freitag den 21. November 1890 die Küsten von Watling Island zum Zwecke der Feststellung des Landeplatzes des Columbus genauer untersuchte und gegen Mittag an der Nordküste der Insel anlangte, allwo seiner Annahme nach der von Columbus beschriebene Hafen sich aufthun mußte, ward er beim Heraustreten auf eine hochgelegene Uferklippe durch das sich darbietende imposante Panorama aufs höchste überrascht und erkannte mit einem Blicke, daß seine Annahme richtig gewesen. So weit der Horizont gegen Norden reichte, zog sich, genau mit demselben abschneidend, in ungeheurem Halbkreise ein Wall von Riffen dahin, durch den weißschäumenden Gischt der Brandung aufs schärfste sich markierend. War außerhalb dieses Halbkreises das Meer sehr bewegt, so war die See innerhalb desselben glatt und ruhig und vermöchte man in der That kaum eine treffendere Bezeichnung finden, als wie die von Columbus gewählte, nämlich die, daß sich das Wasser hierselbst nicht stärker bewege als in einem Brunnen. Wenn Columbus sagt, daß der Hafen groß genug sei, die Schiffe der ganzen Christenheit aufzunehmen, so hatte er zu seiner Zeit sicherlich nicht zuviel gesagt, würde doch noch heute der Hafen vollkommen geeignet sein, mehr als eine Armada bequem in sich aufzunehmen.

In seiner Beschreibung verfehlt Columbus aber nicht, darauf hinzudeuten, daß sich innerhalb des Hafens auch einige Untiefen befinden und daß der Eingang sehr enge sei. Letzterer, am Südende des Green Cay gelegen, ist in der That sehr schmal und heute nur noch für Küstenfahrer benutzbar, die keinen größeren Tiefgang als $2^1/_2$ Meter haben. Da und dort finden sich, den Worten des Admirals entsprechend, auch einige Klippen, an deren braunen Köpfen die Wellen plätschern.

Columbus fährt in seiner Tagebuchnotiz fort, daß er auch erforschen wolle, „wo sich eine Festung anlegen ließe. Ich entdeckte auch ein Stück Land, welches einer Insel gleich sieht, obwohl es keine ist. Sechs Häuser befanden sich auf demselben und könnte es sehr leicht innerhalb zweier Tage abgetrennt und in eine Insel umgewandelt werden."

Diese Halbinsel findet sich an der Ostseite des Hafens und bildet, wie auf unserer Karte ersichtlich, die Nordostspitze von Watling Island. Gleich am Ansatze dieser in



Profil der Insel Rum Cay, gesehen aus einer Entfernung von ca. 8 bis 9 Seemeilen von Nordnordost nach Südsüdwest.

Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.

der Regel zwischen 200 bis 300 Schritte breiten und ziemlich langen Landzunge finden sich zwei Stellen, die nur je 30 bis 40 Schritte breit sind und woselbst sich der Vorsatz des Admirals mit Zuhilfenahme weniger rührigen Personen leicht innerhalb zweier Tage zur Ausführung bringen lassen würde. Die Landzunge selbst ist in der That zur Anlage einer Festung wie geschaffen, beide Seiten fallen schroff gegen den Ozean ab und bietet die Oberfläche Raum genug für eine sehr ansehnliche Citadelle, die ganz dazu geeignet wäre, den Hafen vollständig zu beherrschen. Am Nordende ist die Landzunge durch einen vom Meere gebildeten ca. 60 bis 70 Meter breiten und ca. 15 Meter tiefen Schacht von einer großen Klippe getrennt, welche dereinst eine Fortsetzung der Landzunge bildete und sich gleichfalls zur Anlage von Befestigungen verwenden ließe. Daß die Wichtigkeit dieser Position nicht nur von Columbus, sondern auch von späteren Geschlechtern erkannt worden ist, deutet eine gewaltige eiserne Kanone schwersten Kalibers an, welche Verfasser dieses am Uferhang tief im Gestrüppe verborgen fand und deren Mündung genau auf den schmalen Hafeneingang südlich von Green Cay gerichtet ist. Allem Anscheine nach stammt diese Kanone aus der Mitte oder dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Nachdem Columbus alles eingehend untersucht hatte, kehrte er zu seinen Schiffen zurück und ging unter Segel. Welche Richtung er bei seiner Weiterfahrt mit der Flotte einschlug, ist nicht angegeben, zweifellos aber blieb er seinem in der Notiz vom Samstag den 13. Oktober ausgesprochenen Vorsatze treu und segelte gen Südwesten.

Bald sah er sich so vielen Inseln gegenüber, daß er sich nicht entschließen konnte, an welcher er zuerst landen solle. Die Männer, welche Columbus als Dolmetscher von Guanahani mitgenommen hatte, deuteten durch Zeichen an, daß die Zahl der in diesen Meeren vorhandenen Inseln sich kaum angeben ließe; mehr als hundert zählten sie mit Namen auf.

Unzweifelhaft hatte Columbus hier einen Punkt südwestlich von Guanahani oder Watling Island erreicht, wo sich in seinem Gesichtskreise die beiden Inseln Rum Cay und Concepcion befanden. Eine Eigentümlichkeit dieser Gegenden ist es nun, daß dem Schiffer zuerst die Kuppen der niedrigen, nur von unbedeutenden Hügelrücken durchzogenen Koralleneilande sich darbieten und daß diese Kuppen als ebensoviele kleine einzelne Eilande erscheinen.

So bot sich dem Verfasser dieses am 19. November 1890 die Insel Concepcion einmal gleich vier, ein anderes Mal gleich fünf verschiedenen Inseln dar, Rum Cay hingegen erschien gleich sechs verschiedenen kleinen Eilanden. Wenn Columbus also von vielen Inseln spricht, so hat er, durch die hier erwähnte Erscheinung sich täuschen lassend, die Zahl der vor ihm liegenden Eilande irrigerweise als größer angenommen,

Profil der Insel Concepcion, gesehen aus einer Entfernung von ca. 4 Seemeilen von Süd nach Nord.

Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.

wie sie in Wirklichkeit war. Ein Punkt, wo man thatsächlich mit einem Blicke viele Inseln zu überfliegen vermöchte, ist in der ganzen Bahamagruppe nicht aufzufinden.

Columbus beschloß, an der größten der augenblicklich in seinem Gesichtskreis befindlichen Inseln zu landen. Von seinem Standpunkte aus mußte ihm Rum Cay als die größere Insel erscheinen, welche an Umfang Concepcion auch bei weitem übertrifft. Aus der Schätzung der Entfernung und aus der Beschreibung der Küstenrichtungen geht hervor, daß der Admiral sich thatsächlich dieser Insel zuwandte, welche seiner Angabe nach circa sieben Leguas*) von Guanahani oder San Salvador entfernt war.

Columbus fand, daß diejenige Seite der Insel, welche Guanahani gegenüber lag, circa fünf Leguas in der Richtung von Norden nach Süden laufe, während diejenige Seite, welcher er folgte, auf eine Entfernung von circa zehn Leguas von Ost nach West gerichtet war. Stimmen die Richtungen dieser Küstenlinien mit der Ost- und Westküste von Rum Cay vollkommen überein, so sind die Küstenlängen aber zu groß angegeben. Diese Überschätzung mag dadurch hervorgerufen worden sein, daß Columbus, durch Ebbe und Windstillen zurückgehalten, den ganzen Teil des 15. Oktober von Mittag bis zum Abende zu fahren hatte, bevor er das Westkap der Insel erreichte. Zu Columbus' Zeiten wurden die Entfernungen zur See, sowie auch die Schnelligkeit der Schiffe lediglich mit dem Auge bemessen, zur Bestimmung der Zeit bediente man sich der Sanduhren. Bei solch unvollkommenen Einrichtungen sind Täuschungen der hier vorliegenden Art absolut nicht auszuschließen. Columbus, welcher der Nordküste von Rum Cay folgte und am Westende vor Anker ging, nannte diese Insel Santa Maria de la Concepcion.**)

Nachdem er in der Frühe des 16. Oktober gelandet hatte, segelte er gegen 10 Uhr vormittags nach einer anderen großen Insel, welche er bereits am vergangenen Tage von Santa Maria de la Concepcion (Rum Cay) aus gen Westen gesehen hatte. Die Beschreibung, welche Columbus von diesem im Westen auftauchenden Eilande giebt, ist für Long Island zu charakteristisch, als daß sie sich auf irgend eine andere der Bahamainseln in Anwendung bringen ließe. Nicht nur sind die einen großen Teil des westlichen Horizontes umgürtenden Hügelrücken von Long Island von Rum Cay aus aufs deutlichste sichtbar, sondern auch die Schätzungen der Distanzen stimmen mit dieser Insel

*) Die Meinungen über die Länge der spanischen Legua zu Columbus' Zeit sind sehr verschieden. Scott nimmt dieselbe zu 2,84 Seemeilen an, Fox glaubte dieselbe mit 6546 Yards berechnen zu müssen, Martyr schätzte sie 4 italienischen Seemeilen gleich, Professor Gelcich kommt in seinen „Columbus-Studien" zu dem Schlusse, daß dieselbe etwa 2,3 Seemeilen betragen haben möge. Der Ansicht des letzteren möchten wir uns, eigenen Berechnungen nach, am meisten zuneigen.

**) Möglich ist, daß diese ungefähr dreieckige Insel späterhin auch den Namen Triangulo führte, möglich ist aber auch, daß unter diesem Namen die nordwestlich von Rum Cay gelegene, durch zwei tiefe Einschnitte in drei Zipfel geteilte Insel Concepcion verstanden worden ist.

vollkommen überein. Columbus fuhr mit Südostwind ab und hatte seiner Schätzung nach circa acht bis neun Leguas in der Richtung von Osten nach Westen zurückzulegen, bevor er die große Insel erreichte. Die Küste dieser Insel, welche er dem Könige von Spanien zu Ehren Fernandina nannte, erstreckte sich von Nordwesten nach Südosten, und giebt Columbus wiederholt seiner Meinung Ausdruck, daß die Insel sehr ausgedehnt sein müsse. So schreibt er einmal, die Küste möge mehr als 28 Leguas lang sein, das andere Mal, daß er 20 Leguas von derselben gesehen habe, ohne aber das Ende zu gewahren. Unstreitig ist Fernandina mit Long Island identisch, welches sich, 57 englische Meilen lang, genau in der von Columbus angegebenen Richtung von Nordwesten nach Südosten erstreckt. Long Island ist auch, der Beschreibung des Admirals entsprechend, flach und ohne Berge. Erwähnenswert ist ferner eine Notiz, daß an keiner dieser Küsten Felsen seien, nur seien unter dem Wasser nahe dem Lande Klippen, so daß man die Augen offen haben müsse und dem Lande nicht zu nahe kommen dürfe, obwohl das Wasser überall so klar sei, daß man bis auf den Grund zu sehen vermöge. Zwei Kanonenschüsse vom Lande entfernt sei bei allen Inseln die Tiefe so groß, daß sie gar nicht gemessen werden könne, eine Bemerkung, deren Richtigkeit man in den den Seekarten entnommenen Angaben unserer Karte bestätigt finden wird.

Columbus beschloß, die Insel Fernandina zu umschiffen und segelte zu diesem Zwecke am 17. Oktober gegen Mittag von dem Orte seiner Landung ab. Er wollte den Weg gen Südsüdosten einschlagen, weil nach der Aussage der Eingeborenen in dieser Richtung die Insel Saometo gelegen sein sollte, auf welcher Gold gefunden werde. Martin Alonso Pinzon, der Kapitän der „Pinta“, hingegen kam zu dem Admiral, um ihm mitzuteilen, daß einer der an Bord seines Schiffes befindlichen Indianer ihm zu verstehen gegeben habe, die Schiffe würden viel schneller in der Richtung gegen Nordnordwesten die Insel umfahren können. Da Columbus sah, daß der Wind für diese Richtung viel günstiger sei, so entschloß er sich zu dem nordnordwestlichen Kurs und entdeckte, als er dem äußersten Vorgebirge bis auf circa zwei Leguas nahe war, einen merkwürdigen Hafen mit einer oder vielmehr mit zwei sehr engen Einfahrten, da eine kleine Felseninsel den Eingang teilte. Das Innere dieses Hafens würde Raum für hundert Schiffe dargeboten haben, wenn die Bucht genügende Tiefe gehabt, frei von Felsen gewesen wäre und einen breiteren Eingang besessen hätte.

Eine derartige Einbuchtung findet sich in der That an der Nordostseite der Insel Long Island, ca. 3 bis 4 englische Meilen unterhalb des Kap Santa Maria. Leider war Verfasser dieses durch das herrschende stürmische Wetter verhindert, diese Bucht genauer zu untersuchen, jedoch vermochte ich von Bord des Schiffes aus den durch einen mächtigen, nach Norden zu sich überneigenden Felsklotz geteilten Eingang aufs deutlichste zu erkennen. Über Tiefe und Breite der Bucht vermochte ich mir aber kein Urteil zu bilden.

Von dieser Bai aus fuhr Columbus noch weiter in nordwestlicher Richtung, bis er diesen ganzen Teil der von Südost nach Nordwest gerichteten Küste untersucht hatte. An der äußersten Spitze der Insel, dem heutigen Kap Santa Maria angelangt, hatten die Schiffe aber starken Wind von Westnordwesten, der dem weiteren Vordringen in



Kap Santa Maria,
die Nordspitze von Fernandina = Long Island.
Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.

dieser Richtung scharfen Widerstand entgegengesetzt haben würde. Und so ließ der Admiral die Flotte wenden und segelte die ganze Nacht hindurch in südöstlicher Richtung, bald ganz gen Osten, bald gegen Südosten, um sich vom Lande fern zu halten, weil sehr tiefe Dunkelheit und Nebel herrschten. So kam man bis an das südliche Vorgebirge der Insel Fernandina, welchem Columbus den Namen Cabo Verde („Das grüne Vorgebirge") beilegte.

Am 18. Oktober scheint Columbus auch einen Teil der Südwestküste von Fernandina exploriert zu haben und zwar bis dahin, wo das seichte Wasser dem weiteren Vordringen der Schiffe Einhalt gebot. Eine Landung aber wurde nicht bewerkstelligt.

Am 19. Oktober schlugen auf Anordnung des Admirals die drei Fahrzeuge bei Tagesanbruch von Kap Verde aus drei verschiedene Richtungen ein, um die von den Eingeborenen vielgenannte Goldinsel Saometo zu entdecken. Während die „Pinta" einen Kurs gegen Osten und Südosten, die „Niña" gegen Südsüdosten nahm, wählte Columbus mit der „St. Maria" den mittleren gegen Südosten. Die beiden ersten Schiffe hatten die Weisung, die vorgeschriebene Richtung bis Mittag innezuhalten, dann aber sich wieder mit der „St. Maria" zu vereinigen. Bevor man aber noch drei Stunden gesegelt war, sah man eine Insel im Osten und noch vor Mittag langten alle drei Karavellen an der nördlichen Spitze der Insel an, woselbst ein kleines nacktes Felseninselchen gelegen war, welches nach Norden wiederum von einem Riff umgürtet war. Auch befanden sich Klippen zwischen dem Felseninselchen und der Hauptinsel. Das kleine Felseninselchen war, wie Columbus ausdrücklich hervorhebt, in der Richtung der Insel Fernandina gelegen.

Die an Bord der Schiffe befindlichen Eingeborenen von Guanahani nannten die Hauptinsel Saometo, Columbus aber taufte sie der Königin von Spanien zu Ehren Isabella.

Das kleine Felseninselchen, welches Columbus Cabo del isleo nannte, ist unschwer in dem heutigen Bird Rock*) wiederzuerkennen, welches nördlich von Crooked Island

---

*) Der „West India Pilot" giebt über Bird Rock folgende Beschreibung: Bird rock. A dangerous reef extends off N. W., 2 miles from the northwest point of Crooked island, it then bends round gradually to the east and E. S. E., and skirts the northern shore at a distance of about a mile. A small cay, called Bird rock, about 10 feet high, lies N. N. W. about a mile from the north west point of Crooked Island, and close to the southward of it there is a narrow intricate opening in the reef, leading into a small well sheltered basin within, named Portland harbour, in which there are $3^{1}/_{2}$ and 4 fathoms water. (The West India Pilot. Fourth Edition 1887. Vol. II. p. 492.)

gelegen ist und auf welchem sich heutzutage ein Leuchtturm erhebt. Das Inselchen ist ca. 600 bis 700 Schritte lang und ca. 300 Schritte breit und ist, der Schilderung des Admirals entsprechend, gegen Norden von einem Riff umgürtet, welches sich von hier die ganze Nordküste von Crooked Island entlang zieht und durch die weißschäumende Brandung weithin sichtbar ist. Auch befinden sich unterseeische Klippen zwischen Bird Rock und der Hauptinsel.

Mit Feststellung des Cabo del isleo, welches ganz unverkennbar mit Bird Rock identisch ist, sehen wir uns vor eine scheinbare Schwierigkeit gestellt. In der von Las Casas gegebenen Abschrift aus dem Originaltagebuche des Columbus heißt es nämlich, die Küste von Saometo erstrecke sich von dem Felseninselchen aus zwölf Leguas weit gen Westen und ende in einem Vorgebirge, welches seiner Schönheit halber von Columbus Cabo hermoso („Das schöne Vorgebirge") genannt worden sei.

Ein Blick auf die Karte zeigt aber, daß die Küsten von Saometo oder Crooked Island von Bird Rock aus nicht von Osten nach Westen, sondern von Nordwesten nach Südosten und von Nordwesten nach Ostsüdosten gerichtet sind. Wir würden hier in Widerspruch zu der von Las Casas gegebenen Abschrift stehen, wären wir nicht durch eine vorhergegangene Bemerkung des Tagebuches gezwungen, eine Unrichtigkeit in der Abschrift des Columbianischen Originaltagebuches durch Las Casas anzunehmen.

Unter dem 19. Oktober sind nämlich ausdrücklich die drei verschiedenen Richtungen vermerkt, welche die drei Schiffe vom Kap Verde der Insel Fernandina aus einschlugen, um Saometo aufzusuchen. Diese Richtungen waren südöstlich, südsüdöstlich und ostsüdöstlich. Alle drei Schiffe langten gegen Mittag an dem Felseninselchen nördlich von Saometo oder Crooked Island an und kann demnach die Küste dieser Insel von diesem Punkte aus unmöglich von Ost nach West gerichtet gewesen sein. Höchst wahrscheinlich sind die Originalworte des Columbus so zu verstehen gewesen, daß der westliche Teil von Saometo sich von dem Felseninselchen aus zwölf Leguas gen Süden erstrecke. Nehmen wir dies an, so befinden wir uns wieder im Einklange mit dem Tagebuche und können als Cabo hermoso die Südwestspitze von Fortune Island ansehen, welche genau der Beschreibung des Admirals entspricht. Columbus schildert dasselbe als rund, frei von Untiefen, anfangs felsig und niedrig, weiter einwärts hingegen habe es sandige Ufer. Alle diese Einzelheiten treffen bei der Südwestspitze von Fortune Island vollkommen zu, welche sich als ein ca. 10 Meter hohes, felsiges Vorgebirge von abgerundeter Form präsentiert, welches nach der Innenseite hin mehr sandige Ufer aufweist. Die Tiefe des Wassers ermöglicht es selbst großen Schiffen, hart an dem Vorgebirge vorüberzufahren oder an demselben zu ankern.

Auch die Schilderung der ganzen Küste von Crooked und Fortune Island, welche beide Inseln Columbus ursprünglich für eine einzige Insel hielt, entspricht vollkommen der Wirklichkeit, denn beide Inseln bilden eine einzige ungeheuere Bai und leichte Hügel erfreuen durch ihren Wechsel mit den Ebenen das Auge. Noch am 19. Oktober kam Columbus zu der Ansicht, daß das Cabo hermoso, das heutige Fortune Island, eine von Saometo oder Crooked Island getrennte Insel sein und daß sich zwischen beiden

noch eine andere kleinere befinden möge, was thatsächlich auch der Fall ist. Hatte er in der Nacht vom 19. Oktober am Cabo hermoso geankert, so verbrachte er die folgende an der Südwestspitze von Crooked Island, welche er Cabo de la Laguna nannte. Vergeblich aber suchte er hier in der Frühe des 20. Oktober nach Nordosten, Osten, Südosten und Süden vorzudringen, um den von ihm gesuchten König zu finden. Überall setzte der überaus seichte Wasserstand, der hier kaum einen halben Faden beträgt, dem weiteren Vordringen Widerstand entgegen, und so entschloß sich Columbus, nach dem Cabo del isleo, an der Nordspitze von Saometo, zurückzukehren, wo er auch Sonntag den 21. Oktober 10 Uhr vormittags anlangte.

Hier wurde am 22. Oktober Wasser eingenommen und am 24. gegen Mitternacht lichtete man die Anker, um die Insel Cuba aufzusuchen. Nach den Aussagen der an Bord befindlichen Eingeborenen sei dieselbe in westsüdwestlicher Richtung von Saometo gelegen und außerordentlich reich an Gold und Spezereien. Zunächst steuerte die Flotte bis Tagesanbruch in westnordwestlicher Richtung und war gegen Abend, durch Windstillen aufgehalten, an einem Punkte angelangt, von wo aus das südwestliche Vorgebirge der Insel Fernandina, Kap Verde, sieben Leguas gegen Nordwesten gesichtet wurde.

Am 25. Oktober segelte die Flotte zunächst fünf Leguas in westsüdwestlicher, dann 44 Leguas in westlicher Richtung und traf nachmittags gegen 3 Uhr auf sieben bis acht Inselchen, welche sich in der Richtung von Norden nach Süden erstreckten. Dieselben gehören der Gruppe von Koralleneilanden an, welche sich an der östlichen Grenze der sogenannten großen Bahamabank aus den Fluten erheben. Columbus nannte dieselben Islas de Arena („Die Sandinseln"). Nachdem er südlich derselben an einer Sandbank geankert hatte, setzte er am 27. Oktober den südsüdwestlichen Kurs fort. Die Eingeborenen, die er mit sich führte, hatten ausgesagt, daß die Entfernung von hier aus nach Cuba auf ihren „Canoas" anderthalb Tage betrage. Die Karavellen der Spanier aber legten diese Strecke weit schneller zurück, denn man sah noch vor Einbruch desselbigen Abends Land, und lief am folgenden Morgen in die Mündung eines Flusses ein, welcher der zauberhaft schönen Insel Cuba angehörte. —

Wir sind mit unserer Untersuchung über die Lage von Guanahani zu Ende, und wenn wir es unternahmen, zu den vielfachen bereits vorhandenen Ansichten hervorragender Forscher über die Lage der ersten Landestelle des Columbus in der neuen Welt noch eine weitere hinzuzufügen, so haben wir dies in der Überzeugung gethan, daß dieser Versuch auch der letzte sein wird, da die volle Übereinstimmung der Scenerien, Terrainschilderungen, Entfernungen und Kursrichtungen mit den Tagebuchaufzeichnungen des Columbus die Richtigkeit unserer Ansicht von Anfang bis zu Ende darthut.

Und diese Übereinstimmung der von uns festgestellten Route mit allen Teilen des Tagebuches des Admirals thut zugleich auch die Nichtigkeit aller der Vorwürfe dar, welche von berufener und unberufener Seite gegen denselben vorgebracht wurden. Man hat dieses Tagebuch, und vornehmlich den Teil, welcher die Fahrt des Admirals von

Guanahani bis Cuba betrifft, als voll von Widersprüchen und Ungenauigkeiten geschildert, wodurch eine Feststellung der wirklichen Route fast unmöglich gemacht sei.

Diese vermeintlichen Widersprüche und Ungenauigkeiten mußten aber notwendigerweise zu Tage treten, da man bei den Versuchen, die Lage von Guanahani zu ermitteln, eben von falschen Ausgangspunkten ausging. Wir hingegen erachten es nach Feststellung des wirklichen Landeplatzes des Columbus als unsere Pflicht, zugleich zu erklären, daß Columbus in seinen Schilderungen und Angaben nicht nur außerordentlich korrekt zu Werke gegangen ist, sondern dieselben mitunter bis ins kleinste Detail getreu ausgeführt hat.



Kuhfisch.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.



Flußmündung an der Nordküste von Cuba.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Columbus' weitere Fahrten nach Cuba und Hispaniola.

So getreu Columbus in der Schilderung seiner Fahrten ist, so getreulich hat er sich auch bemüht, Beschreibungen der von ihm entdeckten Länder und ihrer Bewohner zu geben. Hierdurch erhebt sich Columbus über die Mehrzahl der Entdecker seiner Zeit, die für landschaftliche Schönheit, für die Sitten und Gebräuche fremder Völker vielfach kein besonderes Interesse bekundeten und zumeist lediglich möglichst große Schätze an Gold, Silber, Perlen und Spezereien heimzubringen trachteten. Besäßen wir nicht die Schilderungen des Admirals, so würden wir heute z. B. so gut wie nichts über die ursprünglichen Bewohner der Lucayos- oder Bahamagruppe wissen, denn die von diesen Eingeborenen auf uns gekommenen Erzeugnisse ihrer Thätigkeit sind so äußerst spärlich, daß sie nicht im entferntesten ausreichen, um uns ein Bild vom Thun und Treiben ihrer Verfertiger geben zu können. Indianische Altertümer aus der Vorzeit der Bahamas gehören in der That zu den größten Seltenheiten unserer ethnographischen Museen.

Die Inseln selbst riefen, wie wir gesehen haben, durch ihre landschaftliche Pracht wiederholt das Entzücken des Admirals hervor, so daß er mehrfach versichert, dieselben seien das Schönste, was er je gesehen habe. Mit begeisterten Worten schildert er die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens, das herrliche Grün der Bäume, die Mannigfaltigkeit der Blumen und Früchte, „von deren Wohlgeruch die Luft so durchdrungen ist, daß mein Herz mit Staunen und Bewunderung erfüllt ist.“

„Flüge von Papageien verdunkeln die Sonne, und der Gesang der Vögel entzückt das Ohr, wie die Farbenpracht ihres Gefieders das Auge. Nichts ähnliches wird irgendwo in Europa geschaut.“ —

Nur Eines wurde nicht in genügender Menge gefunden: Gold!

Columbus fand dieses Metall nur in kleinen Quantitäten, zu Schmucksachen verarbeitet, bei den Eingeborenen der Bahamas vor, und da er sehr wohl wußte, daß man in Spanien den Wert seiner Entdeckungen nur nach der Menge der von ihm heimgebrachten Reichtümer bemessen werde, und daß man am spanischen Hofe die erträumten goldenen Berge auch in Wirklichkeit erwartete, so hastete er von einem Eilande zum anderen, um Gold zu erwerben. Das Gold war eben der Fluch, welcher Columbus seiner Entdeckungen nicht froh werden ließ, welcher ihn von einer Insel zur anderen jagte. „Nur wenn ich irgendwo viel Gold und Gewürze fände, würde ich mich aufhalten, um eine möglichst große Menge heimzubringen. Dieser Grund ist der einzige, der mich zu so rastlosem Reisen treibt," so schreibt der Admiral selbst in einer Notiz vom 19. Oktober. Man hat Columbus häufig vorgeworfen, in dieser Sucht nach Gold manche höheren Erfolge verabsäumt zu haben, indem sein Bestreben einzig und allein dahin gerichtet gewesen, möglichst viel dieses Metalles zusammen zu bringen. Columbus aber, welcher der ihm verliehenen überaus hohen Ehren wohl bewußt war, erscheint uns mehr von dem drückenden Gefühle getrieben, ein Schuldner zu sein, der für das von ihm verlangte Außerordentliche auch ebenso hohe Gegenleistungen zu bringen habe.

Bei der Frage nach Gold hatten die Bewohner von Guanahani und der anderen Inseln gen Süden gedeutet und den Namen Saometo genannt, aber auch hier wurde der Durst der Spanier nicht befriedigt, man erhielt vielmehr den Bescheid, daß man nach einer sehr großen Insel im Südwesten reisen müsse, welche Colba oder Cuba heiße und wo man Gold in Menge finden werde. So wandte sich die Flotte diesem Zauberlande zu, welches, wie wir in unserem vorigen Kapitel bereits geschildert haben, am 28. Oktober erreicht wurde.

Die Meinungen sind darüber geteilt, an welchem Punkte Columbus hier zuerst gelandet sei, Irving nennt einen Punkt westlich von Nuevitas del Principe, Navarrete und Becher entschieden sich für Port Nipe, Varnhagen für den Hafen von Gibára, Fox endlich für Port Padre. Dem Kurse zufolge, welchen Columbus von den Islas de Arena aus einschlug, und welcher beständig eine südsüdwestliche Richtung hatte, sind wir geneigt, uns der letzteren Ansicht anzuschließen.

Die Flotte fuhr in die Mündung eines Flusses ein, dessen krystallhelles Wasser von herrlichen Bäumen überschattet wurde. Da die Mündung breit genug war, um mit den Schiffen lavieren zu können, so ging man daselbst vor Anker.

Columbus war der erste, welcher den Boden des Wundereilandes betrat, welches er dem spanischen Prinzen Johann zu Ehren Juana nannte, während er dem Flusse den Namen San Salvador beilegte.

Wiederum ward Columbus durch die Schönheit der Insel und die Pracht ihrer Vegetation über die Maßen entzückt. Der Duft der Blumen und Bäume erschien ihm überaus köstlich, die Luft war lau und balsamisch und weder kalt noch heiß. Die ganze Nacht hindurch hörte man den Gesang der Vögel und das Zirpen der Grillen. Cuba

erschien ihm wie ein Elysium, als „das schönste Land, welches von den Augen eines Sterblichen je gesehen wurde. Man möchte hierselbst ewig leben!"

Und in der That, das im vollen Sonnenglanze daliegende Eiland mit seiner herrlichen, meerumrauschten Küste, mit seinen wogenden Palmenhainen, seinen schimmernden Flüssen, seinen fruchtbaren Ebenen und seinen verlockenden Bergen verdient mit Recht die Bezeichnung, die es mit Stolz noch heute trägt: „die Perle der Antillen".

Bei Ankunft der Spanier waren die Eingeborenen sämtlich in die dichten Wälder geflohen, doch gelang es Columbus, mit Hilfe seiner von Guanahani mitgenommenen Dolmetscher bald einen freundschaftlichen Verkehr herbeizuführen. Diese Eingeborenen lebten in besser gebauten Häusern, in welchen man gleichfalls Hängematten aus Palmbast und Baumwolle fand. Die Angeln und anderen Fischereigerätschaften waren äußerst sorgfältig gearbeitet, auch sah man viele steinerne Figuren mit Frauengesichtern, sowie mehrere sehr kunstvolle Masken aus Holz, über deren Zweck man aber nichts erfahren konnte. Unzweifelhaft waren diese Statuen, die man späterhin auch auf Hayti und Portorico fand, wie auch die Masken Gegenstände eines rohen religiösen Kultus.



Steinernes Idol aus Portorico.

Nach dem im Nationalmuseum zu Washington befindlichen Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Von den an Bord der Schiffe befindlichen Eingeborenen der Insel Guanahani erfuhr Columbus, daß Cuba Goldminen und Perlbänke besitze und daß ferner das Land eine von zehn großen Flüssen durchströmte Insel sei, welche einen so bedeutenden Umfang besitze, daß man mehr als zwanzig Tage gebrauche, um dieselbe zu umschiffen. Trotz dieser sehr bestimmten Aussage kam Columbus nach einer Besprechung mit dem Kapitän der „Pinta" zu der Ansicht, daß Cuba keine Insel, sondern ein Kontinent sein müsse, welcher sich nach Norden hin ausdehne. Er ward der festen Überzeugung, daß er die gesuchte Insel Cipangu bereits hinter sich habe und am Festlande von Asien, im Reiche des Grand Khan angelangt sei, welcher Irrtum nicht weiter verwunderlich erscheinen kann, da man zu jener Zeit den Umfang der Erde als weitaus geringer annahm, wie er in Wirklichkeit ist, und als Columbus die von Toscanelli angenommene Entfernung zwischen Europa und Indien auch bereits zurückgelegt hatte.

Von den Eingeborenen glaubte Columbus auch zu verstehen, daß wenige Tagereisen entfernt im Inneren des Landes die Residenz des Grand Khan gelegen sei, und er beschloß darum, diesem gewaltigen Herrscher Geschenke zu übersenden und ihm selbst später in seiner Residenz die Briefe zu übergeben, welche ihm von dem spanischen Königspaar für diesen Regenten übergeben worden waren.

Durch mancherlei Trugschlüsse in seinen Annahmen bestärkt, sandte Columbus am 2. November zwei seiner Leute, den Rodrigo de Jerez und den sprachkundigen Juden Louis de Torres nebst zwei indianischen Führern an den vermeintlichen Grand Khan ab und zwar hatten diese Gesandten nicht nur den Auftrag, dem Grand Khan

mitzuteilen, daß der Admiral gekommen sei, um Briefe von dem Könige und der Königin von Spanien zu überbringen und einen Friedensbund mit ihm zu schließen, sondern sie wurden auch angewiesen, Beobachtungen über das Land und seine Erzeugnisse anzustellen.

Damit die Gesandten im Falle der Not sich Lebensmittel zu verschaffen vermöchten, wurden sie mit einigen Bündeln Glasperlen versehen.

Den Erfolg dieser Gesandtschaft abwartend, setzte Columbus zunächst die Untersuchung der näheren Umgegend fort, und erfuhr von einigen alten Indianern, daß gen Südosten ein Land gelegen sei, wo die Männer und Frauen schwere goldene Schmuckgegenstände um Nacken, Arme und Beine trügen. Dortselbst gäbe es auch große Schiffe und eine Menge der von den Spaniern gesuchten Artikel. Zugleich glaubte Columbus zu verstehen, daß es dort auch einäugige Menschen mit Hundeschnauzen gebe, welche Menschenfresser seien, Fremden die Köpfe abschnitten und ihr Blut tränken.

Derweil Columbus die Küste entlang streifte, drangen seine Abgesandten in das Innere der Insel vor. Nachdem sie zwölf Leguas zurückgelegt hatten, erreichten sie ein aus fünfzig großen Häusern bestehendes Dorf, welches an tausend Bewohner zählen mochte.

Das war die Residenz des vermeintlichen Grand Khan von China, welcher nun sich als ein armseliger Dorfhäuptling entpuppte.

Die bitter enttäuschten Spanier wurden von demselben mit großer Feierlichkeit empfangen und nach dem größesten der Häuser geführt. Hier lud man die fremden Gäste zum Sitzen ein und versah sie zu diesem Zwecke mit Stühlen, welche augenscheinlich nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt zu werden pflegten. Dieselben waren aus einem einzigen Stücke Holz geschnitzt und zwar in Gestalt von vierfüßigen Tieren mit sehr kurzen Beinen und in die Höhe gerichteten Schwänzen. Die Köpfe der Tiere waren mit goldenen Augen und Ohren geschmückt.*)

*) Im Nationalmuseum zu Washington werden drei derartige Stühle aufbewahrt. Der eine, aus grauem Sandstein gefertigt, zeigt am Vorderende in hübscher Ausführung Kopf und Vorderfüße einer Schildkröte. Die Augen sind tief eingegraben, als sollten sie zur Aufnahme von kostbaren Steinen dienen. Die beiden anderen Stühle sind aus sehr hartem, dunklem Holze geschnitzt und haben auch hier die Augen und Ohren zur Aufnahme von Steinen oder Gold gedient. Alle drei Stühle wurden in Höhlen der Turks- und Caicos Inseln aufgefunden.

Hölzerner Stuhl in Gestalt eines vierfüßigen Tieres. (Turks Inseln.)

Nach dem im Nationalmuseum zu Washington aufbewahrten Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Eingeborenen ließen sich alle im Kreise auf dem Boden nieder. Und nun versuchte der sprachkundige Louis de Torres nach der Reihe sein Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch anzubringen, fand aber gar bald heraus, daß keine dieser Sprachen von Nutzen sei. Dieserhalb hatte nun der von Guanahani mitgenommene Dolmetscher den Zweck der Gesandtschaft vorzutragen und er that dies in einer echt indianischen Weise, indem er den staunenden Cubanern eine glühende Beschreibung von der furchtbaren Macht, der Güte und des Reichtumes der Spanier lieferte. Nachdem er geendet, drängten sich die Zuhörer um die fremden Gäste, küßten ihre Hände und Füße, bewunderten die weiße Haut, die bärtigen Gesichter, die feine, farbige Kleidung, die glänzenden Waffen, und bekundeten durch allerlei Gebärden, daß sie den Aussagen des Dolmetschers vollen Glauben schenkten, daß die weißen Männer vom Himmel gekommen seien.

An Gold und anderen Kostbarkeiten ward nichts in dem Dorfe gefunden und so entschlossen sich die Abgesandten, nach den Schiffen zurückzukehren. Von einer Anzahl von Eingeborenen begleitet, beobachteten sie unterwegs bei einigen dieser Wilden zum erstenmal den Genuß des Tabaks. Die Indianer trugen glimmende Holzstücke in den Händen, um damit ein gewisses, in Maisblätter eingerolltes, getrocknetes Kraut anzuzünden. Hatten die Wilden eine derartige Rolle an dem einen Ende in Brand gesetzt, so steckten sie das andere Ende in den Mund, sogen den Rauch durch Einziehen des Atems ein und stießen ihn nach einer Weile in dichten Wolken aus Mund und Nase wieder aus.



Pfeife aus Thon. (Turks Inseln.)

Über diesen seltsamen und eigenartigen Gebrauch waren die Spanier anfänglich höchst erstaunt, fanden aber mit der Zeit an den „tabaccos“, wie die Rauchrollen genannt wurden, selbst ein solches Wohlgefallen, daß sie die Sitte der Indianer nachahmten und das Tabakrauchen nach Europa importierten.*)

---

*) Die hier geschilderte Art war aber nicht die einzige Weise der Indianer, den Tabak zu genießen. Man verbrannte auch den Tabak auf Kohlen und zog den Rauch durch eine Röhre, welche oben einem Y glich, mit der Nase ein, indem man die Gabel der Röhre in die Nasenlöcher steckte. Seit uralten Zeiten kannte man auch, wie prähistorische Funde in Kalifornien und in den Gebieten der Mound Builders beweisen, den Gebrauch der Pfeifen, die, wie wir geschildert haben, aus Stein und Thon kunstvoll geschnitzt und geformt wurden.

Schon bald nach Beginn des 16. Jahrhunderts sah man das Rauchen bei Seeleuten, welche aus Amerika nach Spanien zurückgekehrt waren. Sie betrieben das Rauchen ähnlich wie die Eingeborenen der neuen Welt; sie rauchten nämlich die zerschnittenen trockenen Tabaksblätter aus Röhren, welche aus Schilf oder Palmblättern hergestellt waren. Von Spanien aus verbreitete sich das Rauchen über ganz Europa, zunächst nach England, von da nach Deutschland. In Sachsen sah man 1620 zum erstenmal rauchen, als englische Hilfstruppen quer durch Sachsen zu dem König Friedrich von Böhmen zogen.

Eine ausführliche Beschreibung des Rauchens giebt uns 1627 Johann von Rusdorff, welcher es in Holland kennen gelernt hatte; er erzählt: „Ich kann nicht umhin, mit einigen Worten jene neue erstaunliche, aus Amerika nach



Fragment eines Pfeifenkopfes aus Thon, gefunden auf den Turks Inseln.

Jetzt auf der Bibliothek zu Nassau. (New Providence, Bahamas.)

Waren die Berichte der beiden Spanier über den vermeintlichen Grand Khan auch sehr ernüchternd, so brachten sie aber auch die Nachricht, daß sie auf ihrer Reise viele rohe, gereinigte und gesponnene Baumwolle gesehen hatten; in einem einzigen Hause fanden sie mehr als 500 arobes (10 000 Pfund), was Columbus zu der Meinung kommen ließ, daß man leicht jährlich an 40 000 Centner in Spanien einführen könne.

Columbus selbst hatte gleichfalls einen Fund gemacht, dessen hoher Wert erst in späteren Jahrhunderten erkannt wurde und der für die Menschheit von größter Wichtigkeit werden sollte; er entdeckte die Kartoffel. „Diese Länder," so schreibt er am 2. November, „sind sehr fruchtbar, voll mames, welche Karotten gleichen und den Geschmack von Kastanien haben. Sie werden mit viel Sorgfalt gepflanzt."

---

unserem Europa eingeführte Mode zu tadeln, welche man eine Sauferei des Nebels nennen kann, die alle alte und neue Trinkleidenschaft übertrifft. Wüste Menschen pflegen nämlich den Rauch von einer Pflanze, die sie Nicotiana oder Tabak nennen, mit unglaublicher Begierde und unerlöschlichem Eifer zu trinken und einzuschlürfen, was sie folgendermaßen thun: Sie haben hohle Röhrlein von weißem Thon, die an dem Teile, wo sie in den Mund gesteckt werden, spitz zulaufen; an dem anderen Ende ist ein Ansatz im Umfange einer Walnuß, worin sie die gedörrten Blätter der Pflanzen Nicotiana, klein geschnitten oder zerkrümelt, stopfen, dann mit einer Kohle oder irgend einem brennenden Zunder und Daraufblasen anstecken, das Röhrlein vorn zwischen die Lippen nehmen und zugweise mit Schlürfen und Spucken den Rauch zwischen Zähne und Backen einziehen und wenn letztere bis zum Strotzen voll sind, ihn wiederum durch Mund und Nase von sich geben und gleichsam eine greuliche Pest, die alles mit Gestank erfüllet, aushauchen."

Die Geistlichkeit, die Obrigkeit und einzelne satirische Schriftsteller suchten anfänglich den Gebrauch des Tabaks überall zu bekämpfen, und wenn es auch in Deutschland nicht so schlimm herging, wie in der Türkei, wo den ersten Rauchern die Pfeifen durch die Nasen gestoßen wurden, oder wie in Rußland, wo man noch 1634 den Rauchern die Nasen abschnitt, so setzte man aber doch hohe Strafen auf den Tabakgenuß. So erließ z. B. im Jahre 1651 der Magistrat zu Budissin folgendes, aus einem einzigen gewaltigen Satze bestehendes Dekret: „Gegen den schädlichen Gebrauch des Tabaks, welcher nicht nur der Gesundheit des Menschen sehr nachteilig, sondern auch (nebenst dem, daß denjenigen, die bei und unter Tabakssäufern sitzen, sollen von dem garstigen Schmauch und Rauch, schädlichem Spritzeln und Auswerfen und heftigem Niesen und Schneuzen und was dergleichen mit Verlaub zu gedenken Unflats mehr ist, nur allerhand Verdrießlichkeiten, Unlust, Beschwer und Grauen zugezogen wird, zu geschweigen, wie deren Kleidung von dessen üblem Gestank durchzogen, die Losaments (Zimmer) häßlich verunsaubert und Tisch und Bänke schändlich verunglänzet werden) sonsten allerlei Ungelegenheit, Gefahr und Schaden verursacht hat," und bedrohte mit einer Geldstrafe von fünf Thalern jeden, der Tabak saufen oder schnupfen, sowie auch jeden Wirt, der Feuer dazu hergeben würde.

Hatte also der Tabak seine heftigen Gegner, so fanden sich auf der anderen Seite ebenso eifrige Fürsprecher, welche den Tabak als Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten priesen. So heißt es in einem alten „Kräuterbuche": „Es verjagt der Tabak das podagram gar schöne, und sobald sich nur ein solcher Tabaksnebel in den krummen Höhlen des Gehirns blicken lässet, sobald gehet seine Gewalt mit dem göttlichen Gewichte seiner Heilsamkeit in die alleräußersten Zähen; es besänftiget die Fieber, erwecket die Begierde zum Essen, mindert die Müd- und Mattigkeit, benimbt die Trunkenheit, verschaffet den Schlaff, vertreibet aber die Schläfrigkeit und schärfft den Verstand."

Da derartige Ansichten von der Heilsamkeit des Tabaks immer weiteren Boden faßten, so verbreitete sich sein Gebrauch trotz aller Anfeindung immer mehr, so daß schon 1666 der bekannte Satiriker Grimmelshausen sagt: „Es ist kein Bauernhaus in Deutschland, darinnen sich nicht etwa eine Pfeife findet. Teils saufen sie den Tabak, andere fressen ihn und von etlichen wird er geschnupft, also daß mich wundert, warum sich noch keiner gefunden, der ihn auch in die Ohren steckt. Ich habe ihn essen, trinken und schnupfen sehen durch alle Stände, vom Fürsten an bis zum Bettler, vom Bischof bis zum Bader, beides eingeschlossen."

Las Casas sagt, die mames seien das Gleiche mit ajas oder potatas, Kartoffeln, und stimmt die Beschreibung des Columbus in der That mit der in Westindien heimischen und fast über ganz Mittelamerika verbreiteten „sweet potatoe" überein, die sich durch einen an geröstete Kastanien erinnernden Geschmack auszeichnet. Ferner wurden Gummi-, Mastix- und andere nutzbringende Bäume gefunden, und weist der Admiral wiederholt darauf hin, daß es ihm ganz unmöglich sei, sie alle zu beschreiben, aber sie anzupflanzen müßte für Spanien von größtem Nutzen sein. Sehr richtig erkannte er, daß der Haupterfolg bezüglich der von ihm entdeckten Länder in der Anknüpfung von Handelsbeziehungen liegen werde, denn er spricht seine Überzeugung aus, daß Baumwolle wie Mastix und Gummi gute Handelsartikel für die Länder des Grand Khan und anderer Fürsten gäbe. In ihre Städte möge man die Handelsartikel aus Spanien und dem Orient bringen, um sie dort gegen die Erzeugnisse des Westens auszutauschen.

Gummi, Mastix und Baumwolle aber waren vor der Hand nicht die begehrten Artikel, man wollte Gold, und so entschloß sich Columbus, der Weisung der Eingeborenen zu folgen, welche gen Osten deuteten, woselbst die Insel Babeque liege, die so viel Gold enthalte, daß man es oft unter leichter Erddecke erblicken könne.

Seine Kreuzfahrten entlang der Nordküste von Cuba aufgebend, ließ der Admiral am 13. November die Schiffe wenden und segelte in ostsüdöstlicher Richtung die Küste entlang, ohne dieselbe genauer zu untersuchen. Er passierte ein großes Vorgebirge, welches er Kap Cuba nannte, wurde dann aber durch widrige Winde gezwungen, in einem tiefen Hafen, welchen er Puerto del Principe nannte, Schutz zu suchen. Die nächsten Tage wurden mit Erforschung eines Archipels von kleinen, aber wunderschönen Inseln verbracht, die unter dem Namen El jardin del Rey bekannt sind, dann ging man am 19. November wiederum in See, um die Suche nach der Goldinsel Babeque fortzusetzen.

Zwei Tage hindurch bestrebte er sich vergeblich, ein im Osten auftauchendes Eiland, wahrscheinlich das heutige Inagua, zu erreichen, und hier war es, daß sich der die Karavelle „Pinta" befehligende Martin Alonso Pinzon heimlich mit dem Schiffe entfernte, und, alle Signale des Admirals unbeachtet lassend, auf eigene Faust auf die Suche nach dem goldreichen Babeque ausging, um dem Admiral in der Ausbeute dieser Insel an Gold zuvorzukommen.

Der durch diese Handlungsweise aufs empfindlichste gekränkte Admiral hingegen sah sich durch das anhaltend widrige Wetter gezwungen, abermals die Gestade von Cuba anzulaufen und ging er mit den beiden ihm verbliebenen Schiffen in der Mündung eines Flusses, den er St. Catharina nannte, vor Anker. Einen anderen Hafen nannte er Puerto Santo. Von der Schönheit dieser Landschaften war er so entzückt, daß er schrieb, seine Zunge und seine Feder seien nicht ausreichend, die Pracht auch nur annähernd zu beschreiben.

Ganz besonders war es die überwältigende Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation, welche auf Columbus den größten Eindruck machte. Er führt an, daß die

enormen Kanoes der Eingeborenen einen Begriff von dieser gigantischen Vegetation zu geben im stande seien, da diese an 150 Personen fassenden Kanoes doch nur aus einem einzigen Baumstamme gefertigt seien.

Diese Kanoes erregten aber nicht nur durch ihre gewaltige Größe das Interesse der Spanier, sondern letztere hatten auch oft genug Veranlassung, die Schönheit der Arbeit und die an den Kanoes angebrachten Verzierungen zu bewundern.

Diese Freude der Insulaner an künstlerischem Schmuck äußerte sich auch bei der Ausstattung der Wohnungen, so betrat Columbus ein mit zwei Thüren versehenes Haus, dessen Innenwände mit Muscheln und anderen Dingen auf das zierlichste geschmückt waren, so daß man glauben konnte, sich in einem Tempel zu befinden.

In diesen Wohnungen wurden mancherlei Funde gemacht, so entdeckte man in einem Hause einen mächtigen Wachskuchen, den der Admiral an sich nahm, um ihn dem Könige mitzubringen. In anderen Häusern fand man sorgfältig in Weidenkörbe verpackte Menschenköpfe, anscheinend die Häupter von besonders angesehenen Persönlichkeiten, denen nach dem Tode noch von seiten der Insulaner Verehrung entgegengebracht wurde. —

Eine Reihe von ausgezeichneten Häfen und Flüssen erforschend, gelangte Columbus allgemach bis an die Ostspitze der Insel Cuba, das heutige Kap Maysi, welchem er den Namen Alpha und Omega gab, weil er es für das äußerste Vorgebirge von Asien hielt.

Von hier aus erblickte er in südöstlicher Richtung ein hohes gebirgiges Land, und er lief am Abend des 6. Dezember in einen Hafen jener wunderbaren Insel ein, welche er ihrer Ähnlichkeit mit Spanien halber Española nannte. Allenthalben wurde hier der Admiral durch die entzückendsten Bilder überrascht, denn gerade dieser westliche Teil der Nordküste von Hispaniola bietet auf Schritt und Tritt Landschaften von echt tropischer Pracht und Großartigkeit. Wie eine gewaltige Mauer, so steigen ungeheuere Bergketten direkt aus dem Meere empor. Ist ihr Fuß von den blauen Wellen umspielt, so wird ihr Scheitel hingegen von ewig wechselnden Wolkengebilden umzogen, welche jahraus jahrein die herrlichen Wälder, welche die Flanken dieser Gebirge umkleiden, mit lebenerzeugender Feuchtigkeit versehen. Nur an einigen Stellen zeigen sich in dieser Bergwand Öffnungen, geräumige, zur Aufnahme von ganzen Flotten geeignete Buchten, bezüglich welcher Columbus mit Recht die Bemerkung in sein Tagebuch eintragen konnte: „Seit dreiundzwanzig Jahren habe ich die Meere beinahe ohne Unterbrechung befahren. Ich war in der Levante, im Norden und im Süden, in England sowohl wie in Guinea, aber nirgendwo habe ich solche Häfen gesehen."

Allerorten zeigte sich das Zaubereiland angebaut. Von den hohen Gebirgen rauschten prächtige Flüsse in üppige Thäler hernieder und trotz der späten Jahreszeit waren alle Bäume grün und voller Früchte, die Gräser blumig und hoch, so daß die schönsten und fruchtbarsten Länder Kastiliens sich nicht mit diesen vergleichen ließen.



Die anfänglich sehr schüchternen Eingeborenen waren schöner und heller als die bisher gesehenen und sah man mehrere junge Mädchen, welche beinahe so weiß waren wie Spanierinnen.

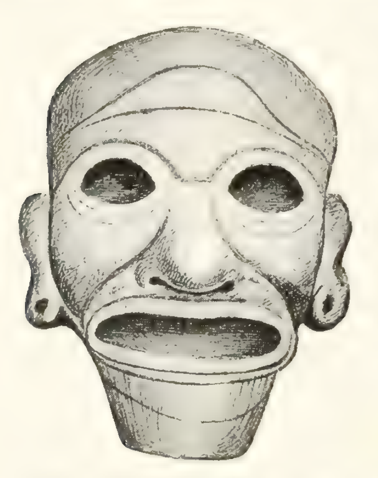
Von dem zuerst berührten Hafen St. Nikolas die nördliche Küste entlang segelnd, erforschte Columbus auch die Insel Tortugas und kehrte dann wieder nach Española zurück, wo er am 16. Dezember mit einem Kaziken zusammentraf, welcher diesen Teil der Insel beherrschte. Derselbe war ein junger Mann von höchstens 21 Jahren, und obwohl er nackt ging wie sein ganzes Gefolge, so war er doch kenntlich durch die große Auszeichnung, welche ihm von allen erwiesen wurde.

Dieser Kazike stattete Columbus an Bord seines Schiffes einen Besuch ab und ist es von Interesse, den Admiral diesen Besuch schildern zu hören. „In dem Augenblicke, wo der Kazike das Schiff betrat, befand ich mich auf dem Hinterdecke und speiste. Schnell auf mich zukommend, ließ er sich neben mir nieder und gestattete nicht, daß ich mich irgend stören lasse, bevor ich meine Mahlzeit beendet habe. Annehmend, daß er vielleicht unsere Speisen einmal zu kosten liebe, ließ ich ihn bewirten, doch berührte er das Fleisch und die anderen Speisen nur soweit es die Höflichkeit erforderte, das übrige hingegen ließ er zu seinem Gefolge hinausbringen, welches die Speisen mit großem Behagen verzehrte. Desgleichen verfuhr er mit den Getränken; kaum benetzte er die Lippen und schickte das in den Bechern Verbleibende seinen Leuten. Alles that er mit vollendeter Würde. Er redete sehr wenig, doch was er sprach, zeugte von richtigem

Urteile und von Überlegung. Zu seinen Füßen hatten sich zwei ältere Männer niedergelassen, von denen der eine sein Rat, der andere eine Art Lehrer zu sein schien. Beide lauschten auf jedes Wort ihres Gebieters und sprachen nur in tiefster Ehrerbietung zu ihm.

Nach beendigtem Mahle überreichte einer der Männer seines Gefolges dem Kaziken einen prächtigen Gürtel, welcher nunmehr von dem Häuptlinge nebst zwei Stücken Goldbleches mir verehrt wurde. Da ich bemerkte, daß meinem Gaste die Garnitur meines Bettes besonders wohlgefiel, so schenkte ich ihm dieselbe nebst einigen Kügelchen Ambra, einem Fläschchen Orangenwasser und einem Paar bunter Schuhe, und zeigte er sich offenbar aufs höchste erfreut über dieses Gegengeschenk. Wiederholt gab er seinem großen Bedauern Ausdruck, daß wir uns nicht verstehen können. Als die Dämmerung hereinbrach, ließ ich ihn mit großen Ehren in sein Schiff bringen und einige Schüsse aus den Musketen abgeben. An Land gekommen, ließ sich der Kazike in einer Sänfte tragen, sein Söhnlein hingegen wurde von einem anderen vornehmen Indianer auf die Achsel gehoben, und hinter beiden kam nun das Gefolge, welches aus mindestens zweihundert Personen bestand."

Während seiner weiteren Fahrt entlang der Küste, knüpfte Columbus noch eine zweite Bekanntschaft mit einem anderen mächtigen Kaziken, Namens Guacanagari, an, dessen Zuneigung für den Admiral auch noch späterhin höchst wertvoll werden sollte. Eine ansehnliche Gesandtschaft dieses Kaziken kam der Flotte in einem großen Kanoe entgegen und überbrachte nicht nur eine Einladung, den Kaziken in seinem Wohnsitze zu besuchen, sondern auch als Zeichen der friedlichen Gesinnung einen aus Muscheln, Perlen und Knochen kunstvoll gearbeiteten Gürtel*), desgleichen eine hölzerne Maske, deren Augen, Nase und Zunge aus purem Golde gebildet waren.



Holzmaske der Urbewohner von Española.

Nach einem in Stadt Hayti aufbewahrten Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Columbus beschloß, der Einladung Folge zu leisten und segelte, nachdem er vorher durch einige zuverlässige Boten genaue Informationen über die Lage der Stadt des Kaziken, sowie über den Seeweg dahin eingezogen hatte, am Morgen des 24. Dezember von dem Hafen San Thomä, der heutigen Bai von Acul, nach der Residenz des Guacanagari ab. Da die Kundschafter über die zu durchmessende Strecke nur Günstiges berichtet und dieselbe als durchaus gefahrlos geschildert hatten, so beschloß der von angestrengtem Arbeiten und vielfältigen Nachtwachen erschöpfte Admiral, in den Abendstunden des betreffenden Tages sich niederzulegen, zumal das Meer vollkommen ruhig

*) Wie der kunstvoll gearbeitete „Wampumgürtel" bei den Indianern des Festlandes von Nordamerika das Symbol des Friedens war, so scheint auch auf den westindischen Inseln der Gürtel das Unterpfand einer freundschaftlichen Gesinnung gewesen zu sein.

war und er das Steuer des Schiffes sicheren Händen anvertraut zu haben glaubte. Kaum hatte er sich jedoch zurückgezogen, als in unverzeihlichem Leichtsinne der Steuermann seinen verantwortungsvollen Posten einem Schiffsjungen überließ und sich nebst der übrigen Mannschaft dem Schlafe hingab, obwohl der sehr vorsichtige Admiral seit Beginn der Reise aufs strengste verboten hatte, das Steuer jemals einem Schiffsjungen zu übergeben.

Gegen Mitternacht ereignete es sich nun, daß das Schiff von einer verräterischen Strömung an eine Sandbank getrieben wurde. Der Schiffsjunge fühlte plötzlich das Steuer gehemmt und hörte die Brandung der Wogen, weshalb er ein lautes Angstgeschrei ausstieß. Columbus war der erste an Deck und gab der aus dem Schlafe auffahrenden Mannschaft den Befehl, die Ladung des Hinterdecks ins Meer zu werfen und einen Anker daselbst zu befestigen; anstatt aber diesen Befehl auszuführen, stahlen die damit Beauftragten sich in kopflosem Schrecken hinweg und gedachten, sich auf die andere Karavelle zu retten, wo sie aber zurückgewiesen wurden. Da das Schiff sich mittlerweile immer mehr auf die Seite neigte, so ließ Columbus, um das Fahrzeug zu erleichtern, den großen Mast umhauen, doch zeigte sich auch dieser Versuch, den Untergang des Schiffes aufzuhalten, als vergeblich, die Fugen öffneten sich und das Fahrzeug legte sich ganz auf die Seite.

Columbus verließ nun mit seiner Mannschaft das Wrack und begab sich an Bord der „Niña", von wo er eine Botschaft an den Kaziken sandte, um denselben von seinem Mißgeschicke zu unterrichten. Guacanagari sandte, sobald er die Nachricht empfing, seine Leute in großen Kähnen ab, um bei der Entladung des Wrackes behülflich zu sein, und er kam selbst mit seinen Brüdern und Verwandten, um seine Untergebenen zu überwachen und zu rastloser Thätigkeit anzufeuern.

„Nirgends in Kastilien," so schreibt Columbus in seinem Tagebuche, „hätte ich treuere, eifrigere Hilfe finden können, als hier. Mit großer Umsicht ordnete der Kazike an, daß alles so lange bei den Häusern seiner Stadt niedergelegt werde, bis Verfügung getroffen sei, wie die Schiffsladung geborgen werden solle. Bewaffnete Männer wachten die ganze Nacht, damit nichts entwendet werde. Ich gebe Euren Hoheiten die Versicherung, daß es in der weiten Welt keine besseren Menschen und kein besseres Land giebt. Sie haben eine wahrhaft liebenswürdige Art zu reden und stets ein freundliches Lächeln bereit."

Die Stelle dieses Schiffbruches ist eine mächtige, mit Korallenriffen besetzte Sandbank, welche sich in der Richtung von Südost nach Nordwest dem heutigen Hafen von Kap Hayti vorlagert und noch gegenwärtig den Zugang zu dieser geräumigen Bai zu einem sehr gefährlichen macht. Unser an Ort und Stelle gefertigtes Kärtchen mag über die Lage dieses Punktes, wie auch über die Lage der Stadt des Guacanagari, sowie des von Columbus hierselbst errichteten Fortes genaueren Aufschluß geben.

Der Wohnsitz des Kaziken Guacanagari war ungefähr $1\frac{1}{2}$ Leguas von der Stelle des Schiffbruches entfernt und ging Columbus mit dem einzigen ihm noch verbliebenen Schiffe unweit dieses Dorfes vor Anker. Ein reger freundschaftlicher Verkehr entfaltete

sich bald zwischen Spaniern und Eingeborenen, und hier war es, wo auch das Verlangen der ersteren nach Gold volle Befriedigung finden sollte. Für einzelne Stecknadeln erhielten sie Stücke im Werte von 2 Kastillars (= 40 Mark), kleine Schellen wurden gegen handgroße Stücke ausgetauscht und der Kazike gab dem Admiral, als er sah, wie sehr derselbe wünschte, Gold zu bekommen, die Versicherung, er werde ihm so viel geben, als er nur zu besitzen wünsche.



Situationsplan der Bai von Punta Santa, jetzt Kap Hayti, sowie des Fortes La Navidad.
Entworfen von Rudolf Cronau.

Gelegentlich eines Besuches, den Columbus am Lande ausführte, verehrte der Häuptling dem Admiral neben anderen Kostbarkeiten auch eine große hölzerne Maske, welche an den Ohren, Augen, Nase und Mund mit großen Stücken Goldes verziert war, kurz, das ganze Bestreben des Kaziken ging dahin, die fremden Gäste, welche man vom Himmel herniedergekommen wähnte, in jeder Weise zu ehren und zu unterhalten. Nicht nur räumte man ihnen die besten Wohnungen ein, sondern zeigte ihnen auch die Umgebung der Stadt, die üppigen Baumgärten und die ausgedehnten Baumwollpflanzungen; man gab festliche Mahlzeiten und veranstaltete nationale Tänze und Spiele.

Da Columbus erfuhr, daß die Eingeborenen manchmal von wilden Volksstämmen, den Karaïben, überfallen würden, welche hierher kämen, um sie als Sklaven wegzuschleppen, gab er durch Zeichen dem Kaziken zu verstehen, daß die kastilianischen Könige den Befehl erteilen würden, die Karaïben zu vernichten. Um den Eingeborenen einen Beweis von der furchtbaren Macht der Weißen zu geben, ließ er zuerst einen Armbrustschützen seine Künste zeigen, wodurch die Indianer in großes Erstaunen versetzt wurden. Als aber der Admiral eine Kanone laden und abfeuern ließ, wurden sie so von Schrecken erfüllt, daß sie zu Boden stürzten, zumal als sie gewahrten, wie ein gewaltiger Blitzstrahl und eine ungeheuere Rauchwolke der Mündung des Geschützes entfuhren und wie in demselben Momente einige weit entfernte Bäume zerschmettert zu Boden sanken.

Infolge des freundlichen Entgegenkommens der Eingeborenen, wie auch durch die zuströmende Menge Goldes wurde die Stimmung des Admirals auf das günstigste beeinflußt, so daß er es als ein Glück, als eine Fügung des Schicksals ansah, gerade



In der Bai von Punta Santa. (Heute Kap Hayti.)

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

hier habe stranden zu müssen. Und in der That, so freundlich und liebenswürdig die Menschen hierselbst sich erwiesen, so lieblich und verlockend zeigte sich auch die wahrhaft paradiesische Landschaft ringsum. Meer und Flüsse wimmelten von wohlschmeckenden Fischen; die mannigfaltigen Bäume waren mit den köstlichsten Früchten beladen; die eine Bestellung kaum erfordernden Felder gaben Nahrung im Überfluß und der Boden schien goldene Schätze in unerschöpflicher Fülle zu besitzen. Kein Wunder, daß Columbus sich entschloß, in diesem irdischen Paradiese eine Niederlassung zu gründen und mit Ansiedlern zu besetzen.

Dem Plane folgte alsbald die That, und begann man, das Holzwerk des gestrandeten Schiffes zum Baue zu verwenden und unweit des Ufers eines westlich vom Wohnsitze des Kaziken mündenden Flusses ein starkes, von einem hölzernen Turme überragtes und von einem Graben umgebenes Fort zu errichten.

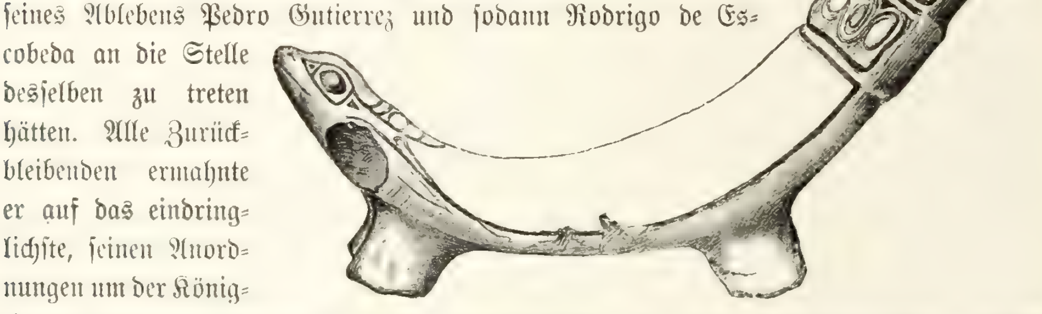
Es dürfte von Interesse sein, die Lage dieser ersten spanischen Niederlassung in der neuen Welt etwas näher zu beschreiben. Den alten Chronisten zufolge war sie westlich von dem Wohnsitze des Guacanagari gelegen und konnte auch erreicht werden, wenn man vermittelst eines Bootes eine kleine Strecke den hierselbst mündenden Fluß hinauffuhr. War der Wohnsitz des Kaziken an der Stelle gelegen, wo sich heute die Niederlassung Petit Anse befindet, welche noch gegenwärtig mit dem altindianischen Namen Guarico bezeichnet zu werden pflegt (augenscheinlich eine abgekürzte Form des Namens des Kaziken), so ist der Fluß zweifelsohne mit dem für kleinere Boote zugänglichen Riviere Haut du Cap identisch, an dessen linkem Ufer auf einem Hügel gegenwärtig moderne Befestigungen sich auf der wahrscheinlichen Stelle des ehemaligen Fortes La Navidad erheben.

Die „Niña" hatte ihren Ankerplatz unweit der Flußmündung, denn der Chronist Oviedo schreibt, daß Columbus das für die Heimreise nötige Trinkwasser einem kleinen Bache entnommen habe, welcher nordwestlich von dem Ankerplatz ins Meer fiel. Dieser Bach ist derselbe, welcher noch gegenwärtig von den Höhen über der Stadt Kap Hayti herniederrauscht und die Stadt mit Wasser versieht. Ist die Mündung dieses Baches im Vordergrunde unseres Vollbildes links sichtbar, so gewahren wir im Mittelgrunde rechts von dem angedeuteten Laufe des Flusses einen Hügel, dessen Gipfel dereinst das Fort La Navidad getragen haben wird. Ist die Ankerstelle der „Niña" durch das Schiff angedeutet, so hätten wir uns den Wohnsitz des Guacanagari an der äußersten linken Ecke jener weiten, mit Gräsern, Mangrove und anderem Buschwerk besetzten Ebene zu denken, welche die ganze Süd- und Ostseite der heutigen Bai von Kap Hayti umschließt. Zu bemerken ist noch, daß sich auf der, zwischen Bach und Flußmündung angedeuteten bewaldeten Ebene im Vordergrunde unseres Bildes gegenwärtig die Stadt Kap Hayti erhebt, deren Häuserreihen wir absichtlich auf unserem Bilde nicht verzeichneten, da es unser Plan war, den Lesern ein Bild der Beschaffenheit dieser Landschaften zu geben, wie sich dieselben Columbus dargeboten haben mögen.

Während unter Beihilfe der Eingeborenen die Errichtung des Fortes rüstig vorwärts schritt, benutzte Columbus jede Gelegenheit, Nachrichten über das Land einzusammeln,

vornehmlich über diejenigen Gegenden, wo das Gold aufgefunden wurde. Als hauptsächlichsten Fundort desselben bezeichnete man das Gebirgsland Cibao, welches sich späterhin in der That als ein wahres Eldorado an goldenen Schätzen erweisen sollte. Die Ähnlichkeit seines Namens mit dem Namen des ostasiatischen Wunderlandes Cipangu bestärkte den Admiral ganz besonders in seinem Wahne, Indien und Ostasien erreicht zu haben. In diesem Wahne wurde Columbus tagtäglich durch neue Beweise des schier unerschöpflichen Reichtumes dieser Länder bestärkt, bot doch der unermüdliche Guacanagari alles auf, um möglichst große Quantitäten Goldes zusammen zu bringen, die der Admiral mit nach Spanien nehmen möge. Wie sehr der Kazike dem Admiral zugethan war, zeigte sich noch wenige Tage vor der Abreise des letzteren, als er sich ans Land begab, um dem indianischen Herrscher einen Besuch abzustatten. Columbus traf in demselben Momente bei Guacanagari ein, wo fünf andere Häuptlinge, welche dem Kaziken tributpflichtig waren, bei demselben anlangten. Nachdem man den Admiral genötigt, sich in einem jener in Tierformen geschnitzten Stühle niederzulassen, erhob sich Guacanagari, nahm das goldene Symbol seiner Herrscherwürde ab und schmückte damit das Haupt des Genuesen, durch diese Handlung bekundend, daß er ihn als seinen Gebieter betrachte.

Gegen Anfang des Monats Januar war der Bau des Fortes beendigt und nannte man dasselbe in Erinnerung an den Weihnachtstag, den Tag der Ankunft in diesem Hafen, La Navidad. Neunundderißig Spanier, darunter die tüchtigsten Werkleute, als Besatzung in diesem Forte zurücklassend, übertrug Columbus nun den Oberbefehl über diese erste spanische Kolonie in der neuen Welt dem Diego von Arana, mit der Bestimmung, daß im Falle seines Ablebens Pedro Gutierrez und sodann Rodrigo de Escobeda an die Stelle desselben zu treten hätten. Alle Zurückbleibenden ermahnte er auf das eindringlichste, seinen Anordnungen um der Königlichen Hoheiten willen auf das treueste nachzukommen.



Stuhl in Form einer Schildkröte aus grauem Sandstein geschnitzt, gefunden in einer Höhle der Caicos Inseln.

Die Augen des Kopfes sind tief eingegraben, als sollten sie zur Aufnahme irgend eines kostbaren Steines oder einer goldenen Verzierung dienen. Die Rücklehne ist mit einem ornamentierten Bande geschmückt.

Nach dem im Nationalmuseum zu Washington aufbewahrten Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Bevor er schied, ließ er vor den Augen der Eingeborenen von bewaffneten Seeleuten ein großes Scheingefecht ausführen, damit erstere die Waffen derselben fürchten lernen und mit den Spaniern Frieden halten möchten.

Dann erst, nachdem er auch von dem Kaziken Abschied genommen, welchem darob die Thränen in den Augen standen, lichtete Columbus am 4. Januar die Anker, um der Heimat zuzueilen.



Monte Christi.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Man segelte zunächst auf einen hohen Berg zu, welcher achtzehn Leguas gerade östlich von dem Vorgebirge Punta Santa sich aus den Fluten erhob und durch seine eigentümlichen Formen schon von weitem das Interesse des Admirals erregte. Er beschreibt denselben mit folgenden charakteristischen Worten: „Der Berg scheint eine Insel zu sein, ist es aber nicht. Er steht vielmehr mit dem flachen Lande in Zusammenhang und hat die Form eines schönen baldachinartigen Zeltes."

Columbus verlieh diesem durch seine gelbrötlichen Felswände weithin leuchtenden Vorgebirge den Namen Monte Christi, welcher demselben bis heute verblieben ist.

Durch starke Gegenwinde hierselbst für mehrere Tage zurückgehalten, ward man am 6. Januar während der Weiterreise durch das plötzliche Erscheinen der unter dem Kommando des Martin Alonzo Pinzon stehenden Karavelle „Pinta" überrascht, welche man seit dem 21. November nicht wieder gesehen hatte. Wohl hatte Columbus bereits im Hafen von Punta Santa unbestimmte Nachrichten über ein großes, mit weißen Männern gefülltes Schiff erhalten, welches die Küsten östlich von Punta Santa befahren, wohl hatte Columbus auch ein Boot ausgesendet, um dieses Schiff, welches nur die „Pinta" sein konnte, aufsuchen zu lassen, doch waren diese Bemühungen erfolglos geblieben.

Da eine Zusammenkunft der beiden Befehlshaber an der von Sandbänken erfüllten Stelle nicht gut zu bewerkstelligen war, so kehrte der Admiral in den durch das Vorgebirge geschützten Hafen von Monte Christi zurück, wohin die „Pinta" ihm folgte. Während der hierselbst stattfindenden Zusammenkunft suchte Pinzon darzustellen, daß seine Trennung von dem Admiral eine unfreiwillige und durch das ungünstige Wetter verursachte gewesen sei, was der Admiral aber nicht gelten lassen konnte, zumal Pinzon sich während der ganzen Reise stolz und unhöflich gegen ihn benommen hatte.

War Columbus auch davon überzeugt, daß Pinzon seine Sonderfahrt nur in der Absicht unternommen hatte, um ihm in der Ausbeutung zuvorzukommen und erhielt er durch die Aussagen der dem Pinzon beigegebenen Indianer auch die Beweise dafür, daß der ungetreue Kommandant in diesem Vorhaben glücklich gewesen war und oft handgroße Stücke Goldes gegen ein fingerlanges Stückchen Band erhalten hatte, so mäßigte er sich doch und gab nur in seinem Tagebuche der bitteren Stimmung Ausdruck, daß

man, nur damit die Reise glücklich vollendet werden möge, alles das in der Stille ertragen und trotz aller Subordination sich noch verstellen müsse, statt die Schuldigen strafen zu dürfen.

Eine Änderung in dem hochfahrenden Benehmen des Pinzon scheint nach diesem Zusammentreffen nicht stattgefunden zu haben, wenigstens war das Streben des Admirals von nun an nur dahin gerichtet, die Heimkehr aufs möglichste zu beschleunigen, „um dieser übeln Gesellschaft, in deren Mitte er sich befinde, ledig zu werden".

Da die Schiffe aber durch widrige Winde einstweilen noch in der Bai von Monte Christi zurückgehalten wurden, so verwendete Columbus diese Wartezeit auf die Erforschung eines unweit der Bai mündenden großen und tiefen Flusses, dessen Sand er so voll kleiner Goldkörner fand, daß er den Fluß den Goldfluß (Rio del oro) nannte. Dieser Strom, welcher gegenwärtig den Namen Yaqui trägt, hat seine Mündung inzwischen verändert und ergießt sich einige Stunden entfernt in mehreren Armen ins Meer. Nahe diesem von Alligatoren belebten Flusse erblickte Columbus auch drei Sirenen, welche sich plötzlich aus dem Wasser erhoben. Doch fügt er der diese Sirenen betreffenden Stelle seines Tagebuches hinzu, daß dieselben keineswegs so schön seien, als man gemeiniglich diese Meerweiber schildere. Zweifellos waren diese Sirenen einige jener an der Nordküste von Española noch jetzt ziemlich häufig anzutreffenden Manatis oder Seekühe, welche mit vollkommen weiblichen Brüsten ausgestattet, bei ihrem Emportauchen, wenn aus der Ferne gesehen, wohl einige Ähnlichkeit mit badenden Weibern darbieten, sind doch auch andere Seefahrer jener Zeit nicht nur an den amerikanischen, sondern auch den afrikanischen Küsten durch derartige emportauchende Meeresbewohner zu dem Glauben an die Existenz wirklicher Meerweiber gekommen.

Erst am Abend des 9. Januar gestattete die Witterung die Fortsetzung der Reise und gelangte man am folgenden Tage an einen Fluß, welchen Columbus Rio de Gracia nannte. Von den dortselbst wohnenden Eingeborenen vernahm Columbus, daß Pinzon kurze Zeit zuvor hier gelandet und gewaltsam vier Männer und zwei Mädchen geraubt habe. In der That fand man diese Gefangenen an Bord der „Pinta" versteckt und befahl Columbus, daß man dieselben, mit Geschenken versehen, sofort in Freiheit setzen solle, welchem Befehle Pinzon nicht ohne Widerstreben endlich nachkam.

In Verfolg der weiteren Fahrt umschiffte man die beiden Vorgebirge Cabron und Samana und gelangte nach Passierung des letzteren in eine ungeheuere Bucht, welche sich, soweit das Auge reichen mochte, in das Land hineinzog, so daß Columbus zuerst glaubte, ein Meeresarm trenne die beiden gen Norden und Süden sichtbaren Küsten.

Es war die Bai von Samana, jener Ort, wo zum ersten Mal das Blut der Urbewohner Amerikas durch Spanier vergossen werden sollte.

Als der Admiral hierselbst einige Leute ans Land sandte, um Früchte und Nahrungsmittel einzutauschen, trafen sie mit drei Männern zusammen, von denen einer sich bewegen ließ mit an Bord der „Niña" zu kommen. Columbus schreibt, daß er ein entstellteres Gesicht als das dieses Wilden nie gesehen habe. Dasselbe war über und über mit schwarzer Farbe bedeckt; die sehr langen Haare waren hinten mit einem Büschel



Kap Samana.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

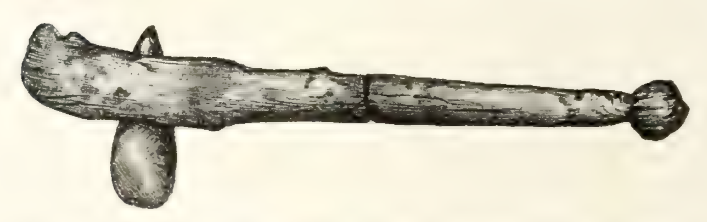
Papageienfedern zusammengebunden; der Körper war vollständig nackt. An Waffen führte der Indianer Bogen und Pfeile, eine Keule sowie ein aus Palmholz gefertigtes gewaltiges Schwert. Columbus glaubte, hier einen jener von den Eingeborenen aller bisher berührten Inseln so außerordentlich gefürchteten Karaïben vor sich zu haben, welche als Menschenfresser so berüchtigt waren, daß ihr Name schon hinreichte, jene sanfteren und friedfertigeren Eingeborenen erbeben zu machen.

Die Versuche, von diesem Wilden etwas über seinen Volksstamm und über seine Heimat zu erfahren, erwiesen sich als fruchtlos, offenbar verstand derselbe die an ihn gerichteten Fragen falsch, soviel glaubte Columbus aber aus seinen Zeichen entnehmen zu können, daß im Osten eine Insel Namens Mantinino gelegen sei, welche nur von Weibern, ohne einen einzigen Mann, bewohnt werde und daß daselbst auch Gold und Kupfer im Überfluß vorhanden sei. Nachdem der Wilde bewirtet und beschenkt worden, sandte Columbus ihn ans Land zurück, in der Hoffnung, durch seine Mithilfe von den Eingeborenen Gold und Früchte eintauschen zu können. Die Spanier trafen auch auf über fünfzig mit Bogen, Pfeilen und Keulen bewaffnete Männer, welche anfänglich einen friedlichen Handel einzugehen geneigt schienen, plötzlich aber über die Spanier herfielen und dieselben mit Stricken zu fesseln versuchten. In heftiger Gegenwehr versetzte aber einer der Angefallenen einem Indianer einen mächtigen Säbelhieb in beide Füße und verwundete einen anderen schwer in der Brust, worauf die Wilden sich in das Dickicht des Urwaldes zurückzogen.

Trotz dieses feindlichen Zusammenstoßes kam am folgenden Tage eine Unterhandlung der Wilden mit den Spaniern zu stande, und ein Häuptling der ersteren übersandte nicht nur eine aus kleinen Muschelschalen gebildete Wampumschnur, jenes in einem großen Teile Nordamerikas üblich gewesene heilige Symbol des Friedens, sondern erschien auch selbst mit drei Begleitern an Bord der Karavellen, um seine friedlichen Gesinnungen zu bekunden.

Columbus verbrachte noch mehrere Tage in dem von überaus schönen, bewaldeten Berghängen umgürteten Golfe, welchen er zur Erinnerung an das erste blutige Zusammentreffen mit den Eingeborenen Golfa de las flechas, den Golf der Pfeile nannte. Nachdem er aber von einigen Indianern bestimmtere Nachrichten über eine gen Osten gelegene andere große Insel erhalten und die Indianer bewogen hatte, ihn als Führer dorthin zu begleiten, brach er in der Frühe des 16. Januar auf, um die Insel der

Karaïben, sowie auch Mantinino, das geheimnisvolle Land der Amazonen aufzusuchen. Würde Columbus den Weisungen seiner Führer gefolgt haben, so wäre er schon damals an die Küsten von Portorico gelangt, ein plötzlich aufspringender, für die Heimkehr überaus günstiger Wind aber bestimmte ihn, von dem ursprünglichen Plane abzustehen und mit vollen Segeln der Heimat zuzueilen.



Steinaxt der westindischen Urbewohner, gefunden in einer Höhle der Turks Inseln.



Die Ruine des Columbus-Palastes zu Santo Domingo.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Heimkehr.

Es war nicht allein der günstige Wind, durch welchen Columbus sich bestimmen ließ, ohne weiteren Aufenthalt den Rückweg nach Spanien einzuschlagen, sondern vor allem war es auch der überaus schlechte, Besorgnis erregende Zustand der Schiffe, welche allgemach soviel Wasser einließen, daß die Mannschaft tagtäglich geraume Zeit auf das Ausschöpfen desselben zu verwenden hatte. Columbus glaubte, für diesen Zustand die Schiffsbauer in Spanien verantwortlich machen zu müssen, welche wohl geflissentlich schlechtes Holz zum Bau der Fahrzeuge verwendet hätten. Er kannte noch nicht die wahren Urheber dieses Schadens, jene in den westindischen Gewässern heimischen Bohrwürmer, welche mit Vorliebe in die unter Wasser befindlichen Wandungen der Schiffe eindringen und dieselben so zerfressen, daß schon manches Schiff allgemach aus den Fugen ging und spurlos in den Wellen versank.

Auch an den Karavellen des Columbus hatten diese Schiffszerstörer ihre verheerende Thätigkeit in so ausgedehntem Maße geübt, daß das eindringende Wasser bald kaum noch zu bewältigen war. Schwere Sorgen begannen dieserhalb das Herz des Admirals zu bedrücken, zumal als der anfänglich so günstige Wind bald wieder erstarb und die Fahrt noch ganz besonders durch die „Niña" verzögert wurde, deren Hauptmast sich in einem so schlechten Zustande befand, daß sie nur wenig Segel zu führen und kaum zu folgen vermochte, so daß man viele Stunden mit Warten auf das Schiff Pinzons verlor. In bitterem Unmute äußerte Columbus oft: „Hätte dieser Kapitän soviel Sorgfalt darauf verwendet, sein Schiff in gutem Zustande zu erhalten und für einen guten Mastbaum zu sorgen, deren er so viele und schöne hätte haben können, als wie er

Sorge trug, sich von mir zu trennen und sein Schiff mit Gold zu beladen, so wäre alles gut."

Tage und Wochen vergingen in dieser Weise, ohne daß man wesentlich vorwärts gekommen wäre, da, am 13. Februar überfiel die Schiffe überdies ein heftiger Sturm, welcher nicht nur diesen, sondern auch den folgenden Tag anhielt und die Fahrzeuge dem Untergange nahe brachte.

Namentlich am Morgen des 14. Februar hatte das Unwetter eine Höhe erreicht, daß jedermann sein letztes Stündlein gekommen wähnte. Immer höher und höher türmten sich die Wogen empor, um in furchtbaren Sturzwellen über den lecken Schifflein zusammenzubrechen. In heulenden Stößen fuhr der Sturmwind dahin, so daß man kaum vermochte, auf Deck zu verweilen.

An Bord des Admiralschiffes verlor man die „Pinta" ganz außer Sicht, um dieselbe während der ganzen weiteren Dauer der Reise nicht wieder zu erblicken.

Nach Sonnenuntergang nahm die Wut des Sturmes noch mehr zu und schien das Meer bis in seine tiefsten Tiefen aufgewühlt. Niemand glaubte, den nächsten Tag zu erleben. In dieser Not suchten Admiral und Mannschaft durch fromme Gelübde den Schutz des Himmels zu erflehen und befahl Columbus, das Los zu ziehen, wer von ihnen eine Wallfahrt zur heiligen Maria von Guadalupe unternehmen solle. Columbus war der erste, welcher das Los, eine mit einem Kreuze bezeichnete Bohne, zog, und gelobte er, als Pilger nach dem genannten Orte zu ziehen und daselbst eine fünfpfündige Wachskerze zu stiften.

Man beschloß, noch ein zweites und drittes Los zu ziehen und je einen Pilger nach „Unserer lieben Frauen von Loratto" (in Italien) sowie nach Santa Clara de Moguer (in Spanien) zu entsenden. Traf das zweite Los den Matrosen Pedro de Villa, so fiel das dritte hingegen wiederum auf den Admiral, welcher ferner noch mit all seinen Leuten das Gelübde ablegte, an dem ersten Orte, wo sie ein Gotteshaus antreffen würden, zu dieser Kirche barfuß und in bloßem Hemde in Prozession unter Anrufung der heiligen Maria zu wallfahrten.

Der Himmel aber schien taub zu sein gegenüber all diesem Bitten und Flehen, der Sturm wütete fort und fort, so daß ein jeder in seiner Herzensangst außer den gemeinschaftlichen Gelübden noch besondere that, denn alle begaben sich des Lebens.

„Schwachheit und Todesangst umfingen mich mit aller Macht," so schrieb Columbus späterhin in sein Tagebuch. „Mit tiefer Traurigkeit und großer Sorge gedachte ich meiner beiden Söhne, welche in Cordova weilten. Was sollte im Falle meines Hinganges aus diesen Vater- und Mutterlosen im fremden Lande werden? Der König und die Königin wußten im Falle unseres Unterganges ja nichts von den Diensten, welche ich ihnen und ihrem Lande erzeigt; sie wußten nichts von den frohen und wichtigen Botschaften, welche zu überbringen ich im Begriffe stand und hatten darum auch keine Verpflichtungen gegen die Kinder des vermeintlichen Abenteurers."

Von diesen Sorgen gequält, suchte der Admiral nach einem Wege, den spanischen Herrschern auch im Falle seines Unterganges Kunde von seinen Entdeckungen zu geben, und verfaßte er während des Sturmgebrauses einen kurzen Bericht seiner Reise und schloß

denselben mit der Bitte an den Finder, den Bericht dem Könige von Spanien zu übermitteln. Diesen auf Pergament geschriebenen Bericht wickelte Columbus in ein Stück Wachsleinwand, barg dieses Paket in einen Kuchen von Wachs, schloß das Ganze in ein festes hölzernes Kästchen und warf dasselbe ins Meer, hoffend, Wind und Wellen möchten die Botschaft an ein freundliches Gestade tragen.

Einen zweiten, gleichen Bericht in ähnlicher Verpackung stellte Columbus auf das Deck des Schiffes, damit er, im Falle des Unterganges des Schiffes, gleichfalls von den Fluten davongetragen werden möge.

Endlich am Abend des 14. Februar ließ der furchtbare Sturm einigermaßen nach, und erblickte man zugleich in der Frühe des folgenden Morgens Land, in welchem einige die Insel Madeira, andere den Felsen Cintra bei Lissabon zu sehen vermeinten.

Drei volle Tage verbrachte man damit, dieses Land zu erreichen, erst am 18. Februar gelang es, einen geeigneten Ankerplatz an der Nordküste der Insel zu erreichen und eine Schaluppe auszusetzen, deren Bemannung nun von den Bewohnern des Eilandes erfuhr, daß die Insel Santa Maria heiße und die südöstlichste der von den Portugiesen besetzten Azoren sei.

Leider aber sollte das Gestade dieser Insel sich als kein gastliches erweisen, im Gegenteil mußten die eben dem Verderben Entronnenen hierselbst den schwärzesten Verrat als ersten Gruß der Heimat erleben.

Noch am Abend der Landung kamen drei Männer an Bord, welche im Auftrage des Gouverneurs der Insel Hühner und frisches Brot als Geschenke überbrachten und in Aussicht stellten, daß der Gouverneur, Juan de Castanneda, welcher den Admiral genau kenne, am nächsten Morgen selbst erscheinen und neue Vorräte bringen werde. Columbus, durch dieses augenscheinlich freundliche Entgegenkommen getäuscht, bewirtete die Abgesandten aufs beste und verordnete, da er vernahm, daß eine Kapelle in der Nähe gelegen sei, daß am folgenden Morgen die Hälfte der Mannschaft ans Land gehen solle, um in Erfüllung der gethanen Gelübde eine Wallfahrt nach der Kapelle zu unternehmen. Nach Zurückkunft dieses Teiles der Besatzung gedachte er selbst mit der anderen Hälfte dasselbe zu thun.

Getreu dem Gelübde pilgerten die zunächst ausgesendeten Leute barfuß und nur mit Hemden bekleidet dem kleinen Gotteshause zu, doch als sie mitten im Gebete waren, wurden sie plötzlich von den bewaffneten Bewohnern der Insel, an deren Spitze der Gouverneur selber stand, überfallen, gebunden und in die Gefangenschaft geschleppt.

Vergeblich erwartete Columbus die Rückkehr seiner Leute, um auch selbst mit dem Reste der Mannschaft die Wallfahrt unternehmen zu können. Der verräterische Vorgang wurde ihm erst klar, als er die Anker lichtete und direkt dem Orte zusteuerte, wo die Kapelle unweit der Küste gelegen war. Hier erblickte er nun eine Menge von Bewaffneten, welche von ihren Pferden stiegen, die von der überfallenen Mannschaft benutzte Schaluppe betraten und augenscheinlich in feindseliger Absicht auf das Schiff des Admirals zukamen. Einen neuen Ausbruch des alten, nie zur Ruhe kommenden Haders zwischen Portugal und Spanien vermutend, hieß der Admiral seiner Mannschaft, sich zu bewaffnen, um im Falle eines Angriffes bereit zu sein.

Doch näherte sich die Schaluppe nur bis auf Rufweite, und es kam zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Admiral und dem in dem Boote befindlichen verräterischen Gouverneur, welcher behauptete, im Auftrage seines Herrn, des Königs von Portugal, gehandelt zu haben. Augenscheinlich war es die Absicht des Gouverneurs, das Schiff des Admirals mit Gewalt zu nehmen, da er aber sah, daß Columbus noch eine genügende Anzahl von Leuten besaß, um einen solchen Versuch zurückzuweisen, so stand er von diesem Vorhaben ab, zumal der Admiral erklärte, er werde nicht eher ruhen, bis er ihn und einige Hundert Portugiesen gefangen genommen und die ganze Bevölkerung der Insel niedergemacht habe.

Ein aufs neue hereinbrechendes Unwetter machte den unerquicklichen Verhandlungen einstweilen ein Ende. Während die Schaluppe ans Land zurückkehrte, suchte Columbus mit seinem Schiffe die offene See, um der gefährlichen Küste zu entgehen. Erst am 22. Februar lief er aufs neue den früheren Ankerplatz der Insel an und erblickte auf einem Felsen einen Mann, welcher mit seinem Mantel Zeichen machte, daß das Schiff nicht weiter fahren möge. Bald auch kam die Schaluppe in Sicht und befanden sich in derselben ein Geistlicher sowie ein Notar, welche die Vollmachten des spanischen Königspaares zu sehen wünschten, wonach Columbus die Reise in deren Auftrage gemacht habe. Nachdem Columbus diese Dokumente vorgezeigt hatte, erklärten die Abgesandten des Gouverneurs sich zufrieden gestellt und ließ dieser, wohl einsehend, daß bei der ganzen Sache nichts zu gewinnen sei, die gefangene Mannschaft wieder frei. Von den Zurückkehrenden erfuhr Columbus, daß, wenn es dem Gouverneur gelungen wäre, ihn selbst gefangen zu nehmen, er wohl niemals die Freiheit wieder erlangt haben würde, da der Gouverneur ausdrücklich versichert habe, von dem Könige von Portugal zu solchen Schritten autorisiert zu sein.

Columbus verließ die ungastliche Insel am 24. Februar, doch hatte er wiederum fortgesetzt mit schweren Stürmen zu kämpfen, deren einer am 3. März sogar alle Segel zerriß und das Schiff in so große Gefahr brachte, daß abermals das Los gezogen und Gelübde abgelegt wurden. Das Los, als Pilger eine Wallfahrt nach Santa Maria de la Cueva in Huelva zu machen, fiel wiederum auf Columbus.

Glücklicherweise beruhigte sich das Unwetter am folgenden Morgen, zugleich kam Land in Sicht und lief man wenige Stunden darauf in die Mündung des Tajo ein, von wo aus man das Schiff mit den Wogen kämpfend gesehen und für seine Rettung gebetet hatte. Allgemein staunte man über den glücklichen Hervorgang des Schiffes aus dem fürchterlichen Wirbelsturm, welcher nicht nur einen großen Teil der an der Flußmündung gelegenen Stadt Cascaë hinweggefegt, sondern auch zahlreichen anderen Schiffen den Untergang gebracht hatte.

Von der Stadt Rastello aus, wohin man nachmittags gelangte, entsandte Columbus einen Kurier an das spanische Königspaar, um demselben die Nachricht von seiner glücklichen Rückkehr sowie von seinen Entdeckungen zu übermitteln; desgleichen richtete er einen Brief an den König von Portugal, welcher sich in dem neun Stunden entfernten Valparaiso aufhielt, und bat um die Erlaubnis, in den Hafen von Lissabon einlaufen

zu dürfen. Zugleich auch theilte er dem Könige mit, daß er nicht von Guinea oder irgend einer anderen portugiesischen Besitzung, sondern direkt von Indien und Cipangu komme, welche Länder er durch eine gen Westen gerichtete Fahrt erreicht habe.

Die Nachricht von der Ankunft des mit Gold, mit bisher nie gesehenen fremdartigen Menschen, Tieren, Pflanzen und Produkten beladenen Schiffes verbreitete sich inzwischen wie ein Lauffeuer über das ganze Land, und zahlloses Volk, vornehm und gering, strömte herbei, um den Entdecker, das Schiff und seine Ladung zu sehen. Vom Morgen bis Abend drängten sich an Bord der Karavelle die Besucher, und der Fluß wimmelte von Booten aller Art, welche immer mehr der Neugierigen brachten.

Am 8. März empfing Columbus eine Einladung des Königs von Portugal, ihn zu besuchen und wurde er in der am folgenden Tage stattfindenden Audienz auf das freundlichste und mit allen Ehren empfangen. Der König äußerte, der Erfolg der Reise freue ihn ganz außerordentlich, doch könne er sich der Meinung nicht entziehen, daß die entdeckten Länder nach den zwischen Portugal und Spanien geschlossenen Verträgen, sowie nach den wiederholten Schenkungen der Päpste ihm gehören müßten. Columbus entgegnete, daß er diese Verträge nicht kenne und auf das genaueste die Weisungen seiner Herrscher eingehalten habe, weder nach Guinea noch sonst irgend einer portugiesischen Besitzung zu gehen. Augenscheinlich war man am portugiesischen Hofe durch den großartigen Erfolg des Entdeckers, dessen Anträge man früher unbeachtet gelassen, wenig angenehm berührt und glaubten einige der Hofleute, dem König gefällig zu sein, wenn sie den Genuesen in eine Streitigkeit verwickelten und ihn während derselben beseitigten, um also seine Entdeckungen zu vernichten. Doch wies König Johann diese Anträge zurück und entließ Columbus unter allen Gnadenerweisungen, die Hoffnung aussprechend, daß es wohl gelingen werde, diese zwischen ihm und dem spanischen Königspaare auszumachende Sache gütlich ins reine zu bringen.

Am 11. März schied Columbus wieder vom portugiesischen Hofe und lichtete nach kurzem Besuche bei der Königin am 13. März aufs neue die Anker und lief am 15. März 1493 gegen Mittag in denselben Hafen ein, von wo er am 3. August des vergangenen Jahres ausgegangen war.

Die Rückkehr des Schiffes versetzte die Stadt Palos selbstverständlich in die ungeheuerste Aufregung, war doch in der That kaum eine Familie hierselbst vorhanden, welche nicht irgend einen Angehörigen oder Verwandten unter der Bemannung der Karavellen zählte. Alle Geschäfte wurden geschlossen, und unter dem Geläute der Glocken zog der von allen bewillkommnete, glückliche Entdecker, von der ihm zujubelnden Menge umdrängt, mit seiner Mannschaft der Kirche zu, um zuerst dem Allmächtigen den Dank darzubringen, welcher die Expedition so wunderbar beschirmt und geleitet hatte.

In Palos erfuhr Columbus, daß der Hof sich in Barcelona befinde und sandte er einen Boten dorthin, um denselben von seiner glücklichen Landung in dem heimatlichen Hafen zu unterrichten. Gleich darauf brach er selbst, von seinen Getreuen und sechs Indianern begleitet, auf, um zu Lande dem Hofe zuzueilen und Bericht über seine Reise zu erstatten.

Eine merkwürdige Fügung des Schicksals wollte es, daß an dem Abend desselben Tages auch die „Pinta" in Palos anlangte. Dieselbe war von den Stürmen bis in den Meerbusen von Biscaya verschlagen worden, hatte aber schließlich wohlbehalten den Hafen von Bayonne erreicht. Von hier aus ließ Martin Alonzo Pinzon, der Befehlshaber der „Pinta", die Kunde von seiner Heimkehr durch Eilboten an das spanische Königspaar gelangen und bat, annehmend, der Admiral sei mit seinem Schiffe untergegangen, um die Erlaubnis, bei Hofe erscheinen zu dürfen. Da inzwischen aber die Boten des Columbus bereits eingetroffen waren, so wurde Pinzon die Antwort zu teil, daß er nur im Gefolge seines Admirals zu erscheinen habe, welche Antwort den ehrgeizigen Kapitän so verdroß, daß er, zugleich von körperlichen Leiden heimgesucht, bald darauf starb.

Columbus hingegen zog im Triumph von Sevilla nach Barcelona. Wohin er kam strömte das Volk zusammen, um den kühnen Entdecker, die Indianer sowie die mitgebrachten Kostbarkeiten anzustaunen. Namentlich sein Einzug in Barcelona glich ganz dem Triumphzuge eines antiken Eroberers. Herolde eröffneten die bunte Kavalkade, welcher Hunderte von berittenen Edelleuten das Geleite gaben. Den Herolden folgten die in vollem Schmucke prangenden, phantastisch bemalten Wilden, welche mit Goldklumpen und ihren aus diesem Metalle gearbeiteten heimischen Schmuckgegenständen beladen waren. Diesen Indianern schlossen sich Personen an, welche lebende, grellfarbige Papageien sowie andere bunte Vögel, ferner kostbare Spezereien, Pflanzen und Hölzer trugen. Dann kamen Leute, welche einen wahren Reichtum an goldenen indianischen Kronen, Masken, Scheiben, Zieraten sowie wertvollen Steinen mit sich führten. Am Ende des Zuges erschien, von der Blüte der spanischen Ritterschaft umgeben, Columbus selbst.

Um den Admiral mit der größten Auszeichnung zu empfangen, hatte das Königspaar auf einem freien Platze einen herrlichen Baldachin aus Goldbrokat aufschlagen lassen und erwarteten hier die von dem gesamten Hofstaate umgebenen Majestäten die Ankunft des wiederkehrenden Entdeckers. Und als derselbe das Zelt betrat, erhob sich das Herrscherpaar und empfing den Mann, der vor Jahresfrist nicht gewußt hatte, wohin er sein Haupt legen solle, wie eine Person von höchstem Range. Als Columbus niederkniete, um die Hände der Regenten zu küssen, ersuchten die Herrscher ihn, aufzustehen und sich zu setzen, eine Auszeichnung, welche als die höchste Gnadenerweisung in Spanien angesehen wurde.

Auf Ersuchen gab nunmehr Columbus einen eingehenderen Bericht über seine Fahrten, denselben durch die mitgebrachten Menschen, Tiere, Pflanzen und Metalle erläuternd, nicht mit Unrecht all diese Dinge als geringe Proben des unermeßlichen Reichtums darstellend, welchen man von den neuentdeckten Ländern mit Sicherheit zu erwarten haben werde.

Als Columbus seine Schilderung beendet, sanken König und Königin auf die Kniee, um dem Himmel Dank für die erwiesene Gnade darzubringen. Alle Anwesenden folgten ihrem Beispiele, der Chor der Kathedrale intonierte das Te Deum laudamus, Posaunen und Trompeten fielen ein und der weite Platz hallte wider von frommen Gebeten und begeisterten Lobpreisungen des Herrn.

Für die schwärmerische Begeisterung, welche den Entdecker selbst erfüllte, spricht wohl am besten der Schluß eines Briefes, welchen er an Raphael Sanchez, den Schatzmeister des Königs, richtete und der folgenden Wortlaut hat: „Obgleich das, was ich berichte, außerordentlich und unerhört ist, so würde ich doch noch viel größere Erfolge erzielt haben, wenn ich die Anzahl von Fahrzeugen besessen hätte, wie sie sich zu einem solchen Unternehmen gehört. Daß dasselbe so glänzend und so überraschend glücklich verlaufen, ist weniger mein Verdienst als das des heiligen römischen Glaubens und der Frömmigkeit unserer Monarchen. Denn der Herr gewährte mir, was in keines Menschen Sinn gekommen, weil Gott manchmal die Gebete seiner Diener erhört, welche seinen Geboten folgen auch dann, wenn sie, wie in diesem Falle, Dinge erbitten, welche unmöglich erscheinen. So wurde auch mir in meinem Unternehmen Erfolg zu teil, obwohl die Ausführung eines solchen Unternehmens bisher in keines sterblichen Menschen Sinn gekommen war. Wenn man auch schon früher über das Vorhandensein jener Inseln gesprochen und geschrieben hat, so war aber alles nur Annahme und Vermutung, so daß die Existenz jener Inseln fast für eine Fabel gehalten wurde. So mögen nun der König und die Königin ihre gesegneten Staaten, sowie alle anderen Herrscher und Völker der Christenheit unserem Heiland, Herrn Jesu Christo, Dank darbringen, daß er uns zu einem solchen Siege verholfen hat. Man veranstalte Prozessionen und heilige Feste, schmücke Tempel und Kirchen mit Blumen und grünen Zweigen, damit Christus sich über die Erde freuen möge, wenn er das Reich Gottes auch unter jenen Völkern ausgebreitet sieht, deren Seelen bisher verloren waren. Auch wir wollen uns freuen und frohlocken, nicht nur über die Verbreitung unseres Gaubens, sondern auch über den Reichtum an irdischem Gut, dessen zukünftig nicht nur Spanien, sondern die gesamte Christenheit teilhaftig werden wird."

Hatte Columbus in seiner religiösen Schwärmerei schon früher die Überzeugung gefaßt, ein von Gott erwähltes Werkzeug zu sein, um jenen fernen Völkern das Christentum zu bringen, so scheint mit dem erzielten Erfolge diese Anschauung sich noch mehr im Herzen des Entdeckers festgewurzelt zu haben. Er begann, dieser Überzeugung auch sichtbaren Ausdruck zu verleihen, und zwar dadurch, daß er seinen Namen Christophorus mit Christus in Verbindung brachte und sich als den Christbringer hinstellte, den Gott mit der Botschaft betraut habe, den wahren Glauben über den Ozean zu tragen. Alle seine Briefe begann er mit einer mystischen Unterschrift zu versehen, welche aus sieben, seinem Eigennamen vorangestellten einzelnen Buchstaben bestand und deren Bedeutung noch nicht ganz klar ist. (Siehe S. 194.)

Sind von einigen Forschern die einzelnen Lettern der Schlußsignatur als die Anfangsbuchstaben der Worte Supplex Servus Altissimi Servatoris. Christus, Maria. Joseph gedeutet worden, so glaubten andere dieselben als Servidor Sus Altezas Sacras. Christus, Maria, Yzabel (oder Joseph) lesen zu dürfen. Die erste griechische Hälfte des unteren Wortes ist dagegen die abgekürzte Form für *Χριστος* = Christo, zugleich den Hauptteil von Columbus' Vornamen, die lateinisch geschriebene letztere Hälfte bedeutet „Träger", so daß hiermit der Überzeugung des Admirals, der Christusträger, d. h. der Bringer des Christentums nach jenen fernen Landen zu sein, in bestimmtester Weise

Ausdruck verliehen worden ist. Dieselben Gedanken dürfen wir auch auf der ersten, von dem Steuermanne des Columbus, Juan de la Cosa, im Jahre 1500 entworfenen Karte von Amerika als bildlich ausgeführt erachten, denn wir sehen auf derselben den heiligen Christophorus dargestellt, welcher das Christkind über den Ozean trägt. Der Kopf des Christophorus ist der Annahme nach ein Porträt des Columbus und weist in der That einige Ähnlichkeit mit den von uns reproduzierten Bildnissen des Entdeckers auf. (Abgebildet in Ruges „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“, S. 324.)

Solange Columbus am Hofe des spanischen Herrscherpaares verweilte, ward er mit Beweisen der Gnade überschüttet, so wurden ihm am 28. Mai nicht nur die Privilegien erneuert, welche ihm vor Antritt seiner Reise zugesichert waren, sondern es wurde ihm auch ein Wappen verliehen, welches im Geviert oben die Wappen von Leon und Kastilien, unten hingegen als Zeichen seiner Admiralswürde fünf Anker, sowie als Sinnbild der gemachten Entdeckungen mehrere goldene Inseln in blauen Meereswogen zeigte.

Die auf fliegenden Bändern angebrachte Umschrift: „Por Castilla y por Leon Nuevo Mundo Hallo Colon“ „Columbus gab Kastilien und Leon eine neue Welt“ wurde erst später, nach dem Tode des Entdeckers, hinzugefügt.



Das Wappen des Columbus.

Die Teilung der Erde.

Am spanischen Hofe war man sich wohl bewußt, daß König Johann von Portugal seine vermeintlichen Anrechte an die neuentdeckten Länder zur Sprache bringen werde und beeilte man sich dieserhalb, die Entdeckungen für Spanien zu sichern.

Man lebte damals in einer eigentümlichen Zeit. Das Papsttum stand auf dem Gipfel seiner Macht und beeinflußte die gesamte Christenheit nicht nur in religiöser, sondern ganz besonders auch in politischer Beziehung. Es beanspruchte die Oberherrschaft über die ganze Erde und erstreckte sich sein angebliches Besitzrecht auch über solche Länder, deren Bewohner Nichtchristen waren, welch letztere als völlig rechtlos galten und nur als einstweilige Nutznießer des Bodens betrachtet wurden, der von Rechtswegen der Kirche und ihren Kindern gehörte.

Legte die Kirche ihren Anhängern die Verpflichtung auf, den christlichen Glauben und die Macht der Kirche immer weiter ausbreiten zu helfen, so gestattete sie es denselben hingegen, sich in den Besitz der Länder der Heiden zu setzen und bedurfte es hierzu nicht etwa der Zustimmung der jeweiligen Bewohner dieser Länder, sondern lediglich der Zustimmung der Kirche.

So hatten sich z. B. die Portugiesen bereits wiederholt den unumschränkten und alleinigen Besitz der von ihnen entdeckten Gebiete in Afrika durch päpstliche Erlasse verbriefen lassen und beschloß das strenggläubige spanische Königspaar, die päpstliche Sanktion zur Besitzergreifung der von Columbus entdeckten Länder einzuholen. Es wurde dieserhalb eine Gesandtschaft an den Papst Alexander VI. geschickt, um von demselben eine derartige Konzession zu erwirken.

Im Hinblick auf die in Aussicht gestellte weitere Ausbreitung des christlichen Glaubens wurde dem Verlangen der spanischen Regenten auch in bereitwilligster Weise entsprochen und am 3. Mai des Jahres 1493 eine Bulle ausgefertigt, wonach Papst Alexander „aus freiem Antriebe, ohne irgend jemandes Anregung und aus apostolischer Machtvollkommenheit“ alle die von Columbus entdeckten Länder den spanischen Monarchen

verlieh und bei Strafe der Exkommunikation allen anderen verbot, dorthin zu fahren und ohne Erlaubnis der spanischen Regenten Handel zu treiben.

Um allen etwaigen Konflikten zwischen Spanien und Portugal vorzubeugen, ward am 4. Mai ein zweites Dekret erlassen, welches die Gebiete der beiden in ihren Unternehmungen rivalisierenden Nationen durch eine Demarkationslinie teilte und zwar dergestalt, daß die westlich von dieser Demarkationslinie gelegene Erdhälfte spanisches, die östliche hingegen portugiesisches Entdeckungsgebiet sein solle.

Es fehlt uns, gottlob, jetzt beinahe jedes Verständnis für ein solch eigentümliches Vorgehen und für eine solche originelle Entscheidung, durch welche die Erde kurzweg wie ein Apfel halbiert und zwei auf einander eifersüchtigen Nationen zugeteilt werden sollte. Die Demarkationslinie dachte man sich als meridional vom Nord- nach dem Südpol und hundert Leguas westlich von den Azoren und Kap Verdischen Inseln gezogen.

Über diese Teilung der Erde zeigte sich das kleine Portugal, welches sich von Spanien übervorteilt glaubte, sehr ungehalten und es ruhte nicht eher, bis am 7. Juni des Jahres 1494 zu Tordesillas in Altkastilien ein Vertrag zu stande kam, wonach die ursprüngliche Demarkationslinie noch um 270 Leguas weiter gen Westen hinausgeschoben wurde. In diesem Vertrage wurde bestimmt, daß durch eine aus Angehörigen beider Länder zusammengesetzte Kommission, welche von den Kap Verdischen Inseln auszugehen habe, die Demarkationslinie genau bestimmt werden solle, doch ist nicht bekannt, daß eine solche Expedition wirklich zu stande gekommen wäre.

Die völlige Unbestimmtheit der Linie sollte übrigens späterhin bezüglich des Besitzes von Brasilien zu mancherlei Differenzen zwischen Spanien und Portugal führen, und daß die späterhin in den Wettbewerb um das Besitzrecht an die neue Welt eintretenden Nationen, die Holländer, Engländer und Franzosen um diese zwischen den auf einander eifersüchtigen Spaniern und Portugiesen geschlossenen Abkommen sich nicht im geringsten kümmerten, werden wir späterhin zu beobachten Gelegenheit haben.

Zu erwähnen ist noch, daß mit dieser Teilung der Erde in eine West- und in eine Osthälfte die bereits erschlossenen, sowie die späterhin erst entdeckten Länder durch die Bezeichnungen West- und Ostindien unterschieden wurden, welche Namen sich bekanntlich bis auf unsere Tage erhalten haben.





Die Insel St. Eustatius. (Von Nordosten aus gesehen.)
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die zweite Reise des Columbus.

Kaum hatte Spanien den päpstlichen Erlaß vom 3. Mai 1493 erlangt, als man bereits zur Ausführung einer zweiten Expedition schritt.

Hatten die Vorbereitungen zu der ersten Reise viele Monate in Anspruch genommen, so geschah jetzt von seiten des Hofes alles, um den Abgang der neuen Flotte zu beschleunigen, so daß Columbus bereits am 25. September 1493 mit einer aus drei großen Transportschiffen und vierzehn Karavellen bestehenden Flotte vom Hafen von Kadix aus unter Segel zu gehen vermochte. Die ganze Expedition war in großartigstem Maßstabe ausgerüstet, und alles war geschehen, um die von dem Admiral in Vorschlag gebrachte Anlage von Kolonien in der besten Weise zur Ausführung bringen zu können. Handwerker aller Art befanden sich an Bord. Desgleichen zahlreiche Haustiere, welche man in den Kolonien zu züchten beabsichtigte; ferner war für bedeutende Quantitäten von Getreide, Gemüse und Weinreben gesorgt, um dieselben gleichfalls anbauen zu können. Außer den Handwerkern gingen zahlreiche Soldaten mit, darunter Angehörige der hervorragendsten adeligen Familien Spaniens, von denen einige, wie z. B. Ojeda, Velasquez, de Esquival und Ponce de Leon in der späteren Geschichte Westindiens noch eine große Rolle spielen sollten. Die glänzende, weit über 1000 Köpfe starke Expedition*) hatte nicht nur die Bestimmung, an geeigneten Stellen Niederlassungen zu gründen, sondern vor allem auch den Auftrag, weitere Entdeckungsfahrten auszuführen und womöglich bis in das Herz von Indien, bis zu den großen Weltmärkten der Reiche Mangi, Cipangu und Catay vorzudringen.

Ein eigenhändiger Bericht des Admirals über diese seine zweite Reise ist nicht vorhanden, wir sind vielmehr auf einige Schilderungen angewiesen, welche verschiedene Teilnehmer an der Expedition hinterlassen haben. Die wichtigste dieser Schilderungen ist

*) Nach Angabe einiger Schriftsteller beteiligten sich gegen 1200, nach Angabe anderer gegen 1500 Personen an dieser Expedition.

in einem Briefe enthalten, welchen Chanca, ein aus Sevilla stammender Arzt, der auf Befehl des Herrscherpaares die Expedition begleitete, an den Senat zu Sevilla richtete.

Nach manchen wechselvollen Tagen erblickte man am 3. November kurz vor Sonnenaufgang Land, worüber die Freude allgemein so groß war, daß man sich vor den stürmischen Äußerungen kaum zu retten wußte, denn jedermann war des unangenehmen Seelebens herzlich satt und sehnte sich danach, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Das Land erwies sich als eine hohe, gebirgige Insel, bald darauf gewahrte man rechts von derselben noch eine zweite, vollständig ebene, und je mehr es tagte, desto mehr Inseln kamen in Sicht, so daß man schließlich derselben sechs erblickte, darunter mehrere ziemlich große.

Man war an einigen Eilanden jener mit herrlichen Wäldern bedeckten Gruppe angelangt, welche sich in einem ungeheueren Halbkreise von der Ostspitze der Insel Porto Rico bis zu dem Festlande von Südamerika, bis zur Mündung des Orinoko hinziehen und unter dem Namen der kleinen Antillen bekannt sind.

Columbus wandte sich zunächst dem erstentdeckten Eilande zu, um daselbst einen Hafen ausfindig zu machen, in welchen die Flotte einzulaufen vermöge. Doch waren alle Bemühungen fruchtlos, denn die Insel, welcher Columbus den Namen Dominica beilegte, erwies sich als ein einziger, gewaltiger Berg, dessen Flanken allenthalben steil ins Meer abfielen.

Man steuerte daher nach einer zweiten, fünf Leguas in nördlicher Richtung entfernten Insel, welche Columbus nach dem Admiralschiffe Maria galante taufte und wo man bald einen sicheren Ankerplatz entdeckte.

Das große königliche Banner entfaltend, ergriff Columbus unter dem Jubel der Schiffsmannschaften in aller Form Besitz von dieser und allen umliegenden Inseln.

Während des zweistündigen Verweilens auf diesem wunderbar bewaldeten Eilande fanden einige Spanier einen Baum, dessen Blätter den Geruch von Gewürznelken hatten. Um den Baum näher zu prüfen, kosteten sie einige der den Baum bedeckenden Früchte, hatten dieselben aber kaum mit den Lippen berührt, als das ganze Gesicht fürchterlich anschwoll und heftige, von großen Schmerzen begleitete Entzündungen entstanden, welche man erst durch Auflegung kühlender Mittel zu bekämpfen vermochte.

Am folgenden Tage näherte man sich einer dritten Insel, inmitten welcher sich ein hoher erloschener Vulkan erhob, von dessen Wänden überaus schöne Wasserfälle hernieder stürzten, deren einer durch seine Größe und Höhe ganz besonders das Entzücken der Spanier erregte. Auf dieser von Columbus nach dem in Estremadura gelegenen Kloster Guadalupe benannten Insel entdeckte man die ersten Zeichen des auf den Antillen herrschenden Kannibalismus. In einigen verlassenen Hütten fand man die abgenagten Knochen menschlicher Arme und Beine, in einem Kessel brodelte der Hals eines Mannes, in anderen Häusern fanden sich Menschenschädel als Geschirre aufgehängt und zu Behältern verarbeitet.

Von einigen Frauen, welche durch die Bewohner der Insel von den benachbarten Eilanden weggeschleppt worden waren, erfuhr man auch bald, daß Guadalupe von

Menschenfressern und zwar von den Karaïben bewohnt werde, deren furchtbarer Ruf sich über ganz Westindien bis nach Cuba und den Lucayos Inseln verbreitet hatte. Die Weiber sagten aus, daß kurz vor der Ankunft der Spanier über dreihundert Krieger in zehn Kanoes ausgefahren seien, um andere Inseln zu überfallen.

Infolgedessen befanden sich nur wenige Männer auf Guadalupe, zum Glück für eine Anzahl von Spaniern, welche sich bei einem Streifzuge ins Innere der Insel verirrten und vier Tage lang durch die dichten Urwälder wanderten, ohne den Rückweg auffinden zu können. An Bord der Flotte hatte man dieselben schon verloren gegeben und von den Karaïben verzehrt geglaubt, da alle Bemühungen der zu ihrer Auffindung ausgeschickten Streifkorps erfolglos geblieben waren. Bereits stand man im Begriffe, weiter zu segeln, als endlich die Vermißten erschienen und mit Jubel wieder aufgenommen wurden. Dieselben hatten eine wahre Leidensgeschichte zu erzählen. Von dichtem Urwalde umschlossen, hatten sie vergeblich versucht, von höher gelegenen Felsen oder von den Wipfeln der Bäume aus einen Überblick über das Land und auf die See zu gewinnen oder die Stellung der Gestirne zu erkennen. Allenthalben hatte die üppige Tropenvegetation jeden Ausblick vereitelt, denn die Bäume standen so nahe beisammen und trugen ein so dichtes Blätterdach, daß man nicht einmal den Himmel zu erblicken vermochte. Nur einem Zufalle hatten die Verirrten es zu danken, daß sie an den Strand des Meeres gerieten, von wo sie den Weg nach den Schiffen fanden. —



Die Insel Santa Maria la Redonda.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

In der weiteren Fahrt entdeckte man die Inseln Montserrat, Santa Maria la Redonda, Santa Maria la Antigua, San Martin und St. Eustatius (vergl. Vignette S. 251), auch kamen noch verschiedene andere Inseln im Norden, Südwesten und Südosten in Sicht, doch nahm man von einer Landung an denselben Abstand, da Columbus zunächst nach Española und der Ansiedelung La Navidad zu kommen trachtete.

Ungünstige Witterung veranlaßte die Flotte, am 14. November unter dem Schutze einer Insel vor Anker zu gehen, welche man Santa Cruz benannte. Hier sollte man den kriegerischen Sinn der gefürchteten Karaïben in vollstem Maße kennen lernen, denn als die Mannschaft eines Bootes den Versuch machte, ein mit vier Männern, zwei Frauen und einem Knaben besetztes Kanoe vom Lande abzuschneiden, wurde sie mit so wohlgezielten Pfeilschüssen begrüßt, daß im Nu zwei der Spanier schwer verwundet wurden. Selbst als die Europäer das Kanoe anrannten und umstürzten, setzten die Wilden den Kampf im Wasser fort und entsandten schwimmend ihre Pfeile mit derselben Sicherheit und Kraft als zuvor. Trotz aller Bemühungen vermochte man nur eines einzigen der Karaïben habhaft zu werden, und auch das gelang erst, nachdem er einen Lanzenstich empfangen hatte, welcher seinen baldigen Tod zur Folge hatte.

Die Karaïben unterschieden sich von allen anderen bisher gesehenen Indianern in ziemlich erheblicher Weise. Während jene ihr Haar in allerlei kunstvolle Frisuren zu bringen suchten, es auf eigentümliche Weise abrasierten und nur einzelne Figuren, wie Kreuze oder andere Ornamente stehen ließen, trugen die Karaïben das Haar sehr lang. Die Augen wurden mit großen Ringen in schwarzer Farbe bemalt, so daß das Gesicht einen schreckhaften Eindruck gewährte. Die Arme und Beine waren ober- und unterhalb



Holzskulpturen von den Karaïbischen Inseln.

Nach den im Smithsonian Institution zu Washington aufbewahrten Originalen gezeichnet von Rudolf Cronau.



Caraïben.

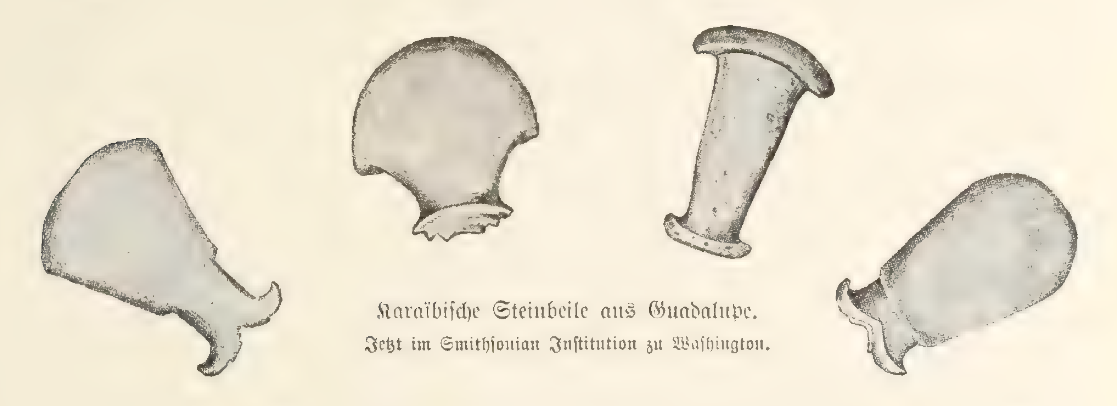
Nach gleichzeitigen Darstellungen und Berichten gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Figuren zeigen die bei dem Volksstamme übliche Sitte, durch Anlegen von engen Bandagen die Muskeln der Arme und Waden hervorzupressen, welche Sitte namentlich von Seiten der Frauen und Mädchen Anwendung fand. Im Hintergrunde des Bildes ist ein caraïbisches Dorf dargestellt. Im Mittelgrunde sehen wir eine Anpflanzung von Bananen, im Vordergrunde links eine Ananas, sowie eine Tabakstaude.

der Muskelansätze mit engen Binden von Baumwolle fest umwunden, so daß die Muskeln in ungewöhnlicher Weise angeschwollen und herausgepreßt erschienen. Alle spanischen Schriftsteller jener Zeit, welche Gelegenheit fanden, derartige Karaïben zu sehen, stimmen darin überein, daß der Anblick derselben in der That ein schreckenerregender gewesen sei.

Zwei von den Antillen stammende interessante Skulpturen sind im Smithsonian Institut zu Washington aufbewahrt und stellen dieselben augenscheinlich Karaïben dar. Die eine, 31 Zoll hohe Skulptur zeigt zwei menschliche Figuren auf einem Stuhle sitzend, welcher oben eine baldachinartige Überdachung hat. Die Figuren selbst haben verzierte Mützen, die Ohrlappen zeigen weite Öffnungen, welche augenscheinlich zur Aufnahme von Pflöcken gedient. Um Arme und Beine finden sich Andeutungen der obenerwähnten Bänder aus Baumwollenstoff. Die zweite, ca. 43 Zoll hohe Figur giebt gleichfalls das Bild eines mit Ohrenpflöcken und Armbinden versehenen karaïbischen Mannes.

Als Waffen führten diese rothäutigen Räuber außer Bogen, Pfeilen und Keulen auch Speere, deren Spitzen aus sägeartig geschnitzten Stücken Schildpat, aus starken Fischgräten oder scharfen Steinen gebildet und oft mit tödlichen Giften überzogen waren.



Karaïbische Steinbeile aus Guadalupe.
Jetzt im Smithsonian Institution zu Washington.

Ferner besaßen die Karaïben Steinäxte von der verschiedensten Gestaltung, von denen einige klein und leicht waren, während andere wieder ein Gewicht bis zu 5 Kilo erreichten.

Auf ihren Raubzügen verschonten die Karaïben weder Weiber noch Kinder. Während gefangene Männer gleich geschlachtet und verzehrt wurden, hatten die Weiber Sklavendienste zu verrichten, die Kinder hingegen wurden wie Haustiere groß gezogen, um später ebenfalls gefressen zu werden. Daß Menschenfleisch den Karaïben als köstlichste Speise galt, ging aus ihren eigenen Aussagen hervor, und fanden die Spanier die Bestätigung dieser Aussagen darin, daß alle Menschengebeine, welche man in den Behausungen fand, bis auf die letzte Faser abgenagt waren.

In weiterer Fahrt gelangte Columbus mit seiner Flotte an eine Gruppe von ca. 50 kleineren Inseln, welche teils bewaldet, teils nackt und unfruchtbar waren. Alle erschienen unbewohnt, und verweilte man darum nur kurze Zeit in diesem Archipel, den man mit dem Gesamtnamen die „Elftausend Jungfrauen“ belegte.

Gen Westen steuernd, entdeckte man die viertgrößte der sogenannten großen Antillen,

die Insel Porto Rico, von den Indianern Boriquen, von Columbus aber San Juan Bautista genannt. Von diesem herrlichen Eilande stammten zahlreiche Frauen und Kinder, welche von den Karaïben nach Guadalupe weggeschleppt waren, von Columbus aber aufgenommen und nun zum Teil in ihr Heimatland zurückgebracht wurden.

Einen vollen Tag lang segelte man die Küste dieser schönen Insel entlang, verbrachte zwei weitere Tage in einer geräumigen Bucht an der Westküste und trat am 22. November die Überfahrt nach Hispaniola an, dessen Küste man an der äußersten Ostspitze, dem Kap Engano erreichte. Dieses Kap, eine ziemlich niedrige, flache Küste, stimmte in seiner Beschaffenheit so wenig mit den bisher besuchten Teilen von Española überein, daß man anfänglich zweifelte, an der gesuchten Insel zu sein. Erst nachdem man in den Golfo de las flechas, die heutige Bai von Samana gelangte, erkannte man, daß man an der Insel angekommen sei. Zunächst hatte man eine traurige Mission zu erfüllen, die Bestattung der Leiche eines der beiden von den Karaïben verwundeten Matrosen, welcher nach qualvollen Leiden hier sein Grab finden sollte. Der Bestattung wohnten auch einige Eingeborene bei, welche die Einladung eines in der Nähe wohnenden Kaziken überbrachten. Trotzdem ansehnliche Quantitäten Goldes als Handelsartikel in Aussicht gestellt wurden, drängte Columbus zur Weiterfahrt, denn je mehr er sich der von ihm gegründeten Niederlassung La Navidad näherte, desto gespannter war er, das Schicksal derselben zu erfahren.

Bereits am 25. November erreichte man das Vorgebirge Monte Christi, woselbst Columbus in der Nähe des von ihm entdeckten Goldflusses eine zweite Kolonie anzulegen gedachte.

Mit der Suche nach einem geeigneten Platze beschäftigt, stießen die hierzu ausgesendeten Mannschaften auf einen grausigen Fund: sie entdeckten in einem Gestrüppe nahe dem Flusse die Leichname eines Mannes und eines Knaben, die augenscheinlich mit Stricken erwürgt worden waren. Beide Körper waren bereits so in Verwesung übergegangen, daß es nicht mehr möglich war, zu entscheiden, ob man die Reste von Indianern oder Weißen vor sich habe.

Am nächsten Tage traf man in geringer Entfernung abermals auf zwei männliche Leichen, diesmal aber vermochte man aufs deutlichste zu erkennen, daß die Männer Vollbärte hatten, woraus man den traurigen Schluß ziehen mußte, daß die Ermordeten Spanier und unzweifelhaft Angehörige der Kolonie gewesen seien.

Trübe Ahnungen bezüglich des Geschickes der Kolonie erfüllten das Herz des Admirals, und in der That, dieselben sollten sich in weitestem Umfange erfüllen. Als am Abende des 27. November die Flotte gegenüber der Bai von Punta Santa anlangte und Columbus zwei Kanonenschüsse abfeuern ließ, um den in Fort La Navidad befindlichen Spaniern ein Zeichen zu geben, ertönte kein Gegengruß, auch ward kein Signalfeuer oder sonst ein freundschaftliches Zeichen in dem Dunkel sichtbar, ringsum herrschte nichts als Nacht und Schweigen.

Endlich gegen 4 Uhr morgens näherte sich ein indianisches Kanoe, aber die Insassen weigerten sich, die Schiffe zu betreten, bevor sie nicht den Admiral selber gesehen

hätten. Als Columbus sich über den Bordrand seines Schiffes neigte, verlangten sie Licht, um ihn deutlich erkennen zu können, und erst, nachdem sie sich über seine Person vergewissert hatten, kamen sie ohne Zögern an Bord.

Es war eine Botschaft des Häuptlings Guacanagari, welcher außer einem Willkommgruß zwei mit Gold geschmückte Masken als Geschenke übersandte. Columbus suchte nun in erster Linie Nachrichten über die in La Navidad zurückgebliebenen Spanier zu gewinnen, doch vermochte man infolge der mangelhaften Übertragung seitens des verdolmetschenden Indianers von Guanahani, welcher in Spanien getauft worden war und Columbus auf seiner zweiten Reise begleitete, nur zusammenhanglose Nachrichten zu erhalten.

Nur soviel glaubte man zu verstehen, daß einige der Spanier an Krankheiten zu Grunde gegangen, andere wieder in Zwistigkeiten gegeneinander gefallen seien, während manche ins Innere des Landes gezogen seien und sich mit indianischen Weibern verheiratet hätten. Ferner berichteten die Indianer von einem Überfalle der Kaziken von Cibao, Namens Caonabó und Mayreni, welche mit ihren Kriegern die ganze Ansiedlung Guacanagaris zerstört und den Häuptling selbst verwundet hätten, so daß er noch gegenwärtig daniederliege.

Da Columbus zu verstehen geglaubt hatte, Guacanagari werde aber trotzdem im Laufe des Morgens persönlich an Bord erscheinen, so verbrachte man den ganzen Vormittag in Unthätigkeit, der Ankunft des Kaziken harrend. Als derselbe aber nicht erschien, sandte Columbus ein Boot ans Land, um Kundschaft einzuziehen, und jetzt erst sollte das über La Navidad hereingebrochene Verhängnis in seinem ganzen Umfange bekannt werden.

Zunächst stießen die Bootsleute auf das gänzlich eingeäscherte Dorf Guacanagaris und bald darauf auch auf das von den Christen bewohnt gewesene Fort. Dasselbe war völlig zerstört, die Pallisaden sowohl wie die innerhalb derselben errichtet gewesenen Gebäude waren verbrannt und niedergerissen, kurz, überall bot die so sorglich ausgerüstete Kolonie Bilder der scheußlichsten Verwüstung dar. Auch die ganze Gegend ringsum zeigte sich wie ausgestorben. Wo früher Tausende von fröhlichen, gutmütigen Indianern die Natur mit ihrem Gelächter erfüllt hatten, herrschte Grabesstille.

Da Columbus vor seinem Scheiden von La Navidad den zurückbleibenden Befehlshabern befohlen hatte, im Falle plötzlicher Gefahr alle gesammelten Schätze in den Brunnen des Fortes zu versenken, so ließ er in demselben wie auch an verschiedenen anderen Orten nachgraben, doch stieß man auf keinerlei Wertgegenstände. Dagegen entdeckte man an einem Orte die Leichen von elf Spaniern eingegraben, welche aber schon seit einiger Zeit in der Erde ruhen mußten, da bereits Gras über den Hügeln sproßte.

Erst im Laufe des Tages zeigten sich einzelne Eingeborene, deren Aussagen alle darin übereinstimmten, daß die Häuptlinge des Inlandes nicht nur das Fort überfallen und die Weißen getötet, sondern auch ihr eigenes Dorf in Asche gelegt und viele der Ihrigen ermordet oder als Gefangene davongeschleppt hätten. In diese Wehklagen mischten sich aber auch mancherlei harte Beschuldigungen gegen die Spanier, welche nicht nur

Erpressungen der gröbsten Art, sondern auch ganz besonders rohe Eingriffe in das Familienleben der Indianer begangen haben sollten. Manche der Weißen hatten sich drei bis vier Frauen angeeignet, andere hatten die Töchter und Weiber der Indianer verführt und zu all diesem waren stetige Streitigkeiten untereinander, stetige Auflehnungen gegen die Anordnungen der Befehlshaber gekommen. Kurz, aus allem ging hervor, daß die Kolonie in sich selbst zerfallen war und daß die Angriffe Caonabós und Mayrenis dem zerrütteten Gemeinwesen vollends den Rest gegeben hatten.

Mit Guacanagari traf Columbus an einem anderen Platze zusammen, wohin der durch einen Hieb mit einer Steinaxt am Beine verwundete Häuptling sich hatte bringen lassen. Als Columbus die Wohnung desselben betrat, fand er den Kaziken auf seiner Hängematte liegend, doch erwies derselbe auch hier seinen Besuchern jede Art von Höflichkeit und gab mit Thränen in den Augen seinem Schmerze über den Untergang der Christen Ausdruck.

Da in der Begleitung des Columbus sich ein Schiffsarzt befand, so bot er dem Häuptlinge die Hilfe desselben an. Guacanagari verließ auch seine Hängematte, um die Wunde untersuchen zu lassen, doch war, obwohl der Häuptling seinen Gebärden nach noch heftige Schmerzen in dem Beine verspürte, äußerlich keine Wunde mehr zu erblicken.

Hieraus vermuteten einige der Spanier auf eine Verstellung des Häuptlings schließen zu dürfen und daß derselbe möglicherweise an der Ermordung der Weißen mitschuldig sei. Diese Ansicht schien eine Bestätigung darin zu finden, indem man in einigen der Hütten mancherlei Dinge entdeckte, welche ursprünglich den Christen gehört hatten und nach Meinung der Spanier wohl schwerlich von denselben ausgetauscht seien. So fand man in einer der Hütten einen schönen maurischen Mantel, noch ganz so verpackt, wie er von Kastilien gekommen, ferner Strümpfe, einen Schiffsanker, Stücke Zeuges und dergleichen mehr.

Trotz dieser scheinbaren Beweise vermochte man doch nicht, Columbus von einer Mitschuld des Häuptlings zu überzeugen, und in der That läßt das ganze spätere Verhalten dieses Kaziken den Gedanken an eine solch verräterische Handlungsweise nicht aufkommen, da Guacanagari auch fernerhin einer der getreuesten Anhänger des Columbus blieb.

Noch am Abend desselben Tages ließ er sich an Bord des von Columbus geführten Schiffes bringen, um dem Admiral einen Gegenbesuch abzustatten. Als Columbus ihm mitteilte, daß es in seiner Absicht liege, in dieser Gegend eine neue Niederlassung zu gründen, riet der Häuptling hiervon ab, da die Gegend zu feucht und ungesund sei, was auch thatsächlich der Fall war.

Betrachtete Guacanagari die von den Europäern mitgebrachten Dinge, so vor allem die Pflanzen und die nie vorher gesehenen Pferde mit größtem Interesse, so scheint dem scharfen Auge des Wilden aber auch die mißtrauische, fast feindselige Stimmung einiger ihn argwöhnisch beobachtenden Spanier nicht entgangen zu sein, unter denen sich ein Pater Boyle ganz besonders hervorthat, indem er den Admiral zu veranlassen suchte, den verdächtigen Häuptling gefangen zu nehmen und an demselben ein warnendes Exempel zu statuieren. Hierzu aber war Columbus nicht zu bewegen, er entließ seinen Gast vielmehr mit allen Ehren.

Dem Verdachte gegen Guacanagari wurde durch ein am folgenden Tage stattfindendes Ereignis neue Nahrung gegeben. An Bord des Admiralschiffes befanden sich noch gegen zehn indianische Frauen, welche man von den Karaïbischen Inseln weggeführt hatte. In der Stille der Nacht ließen diese Frauen sich sachte an der Bordwand des Schiffes in das Wasser hinab und schwammen mit großer Schnelligkeit dem Ufer zu, woselbst als Leitstern ein helles Feuer brannte. Trotzdem man die Flucht der Indianerinnen gleich bemerkte und sofort ein Boot zu ihrer Verfolgung aussandte, gelang es doch nur, vier derselben wieder einzufangen, die anderen waren und blieben verschwunden zusammen mit allen übrigen Eingeborenen, deren Hütten man am folgenden Tage leer und verlassen fand.

Columbus beschloß nun, den unheilvollen, von fiebererzeugenden Sümpfen umgebenen Ort zu verlassen und anderswo einen geeigneteren Punkt für die Begründung einer neuen Kolonie zu suchen. Ungünstige Witterung zwang die Schiffe, in eine Bucht zehn Leguas östlich von Monte Christi einzulaufen und zeigte dieselbe bei näherer Untersuchung so viele Vorteile, daß man sich entschied, hierselbst zu verbleiben. Nicht nur war der Hafen geräumig und mit einem zur Anlage einer Kolonie wie geschaffenen Gürtel nutzbaren Landes umgeben, sondern letzteres war überdies auf der einen Seite durch eine natürliche Felsenmauer, auf der anderen durch einen aus Kaktus und undurchdringlichem Gestrüppe gebildeten Urwald in vollständigster Weise gesichert. Zwei Flüsse, deren Wasserkraft vortrefflich zur Anlage von Mühlen verwendet werden konnte, befanden sich in der Nähe; die Gewässer wimmelten von wohlschmeckenden Fischen aller Art, der Boden war äußerst fruchtbar, und kaum einen Bogenschuß entfernt befand sich ein indianisches Dorf, mit dessen Bewohnern man Handel treiben konnte. Den Berichten dieser Eingeborenen gemäß sollten auch die reichen Goldminen von Cibao in nicht allzu großer Entfernung gelegen sein.

So wurde denn mit dem Bau der ersten Stadt in der neuen Welt begonnen, und nannte Columbus dieselbe seiner königlichen Beschützerin zu Ehren Isabella.

Es wurden Straßen und freie Plätze ausgelegt und eine steinerne Kirche, eine Residenz für den Admiral sowie ein Lagerhaus errichtet. Die übrigen Wohnhäuser wurden nur aus Holz, Lehm und Schilfrohr aufgeführt und der ganze Ort mit einer steinernen Mauer umgeben.

Während diese Bauten ihren Fortgang nahmen, entsandte Columbus zwei Expeditionen in die Gebirge von Cibao und Niti, um die Goldminen daselbst zu erkunden. Beide Expeditionen waren von außerordentlichem Erfolge, und namentlich die unter dem Befehle Ojedas stehende Abteilung fand in den Strömen, im Sande wie in den Felsen so viel Gold, daß über den Reichtum des Landes an diesem kostbaren Metall kein Zweifel mehr obwalten konnte.

In den Jubel über diese glänzenden Aussichten, welche sich für die junge Kolonie eröffneten, sollte sich aber ein bitterer Tropfen Wermut mischen. Gar bald zeigte es sich, daß auch die Umgebung von Isabella von Fiebern heimgesucht sei. Wie unsichtbare Geister schlichen die bösen Dünste um und warfen einen nach dem anderen aufs Kranken-



Punta Isabella.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

lager. Auch Columbus blieb nicht verschont und mußte mehrere Monate hindurch, mit diesem heimtückischen Feinde ringend, seine Thätigkeit unterbrechen. Kaum aber war er von seiner Krankheit genesen, als er selbst an der Spitze einer auserlesenen Schar nach den Bergen von Cibao aufbrach, um das Goldland zu okkupieren. Unter kriegerischer Musik und mit wehenden Fahnen verließ die stattliche, an 400 Personen zählende Expedition die Ansiedlung Isabella und erreichte nach wenigen Tagen jene wunderbare Hochebene, welche den schönsten und fruchtbarsten Teil der Insel in sich begreift und unter dem Namen Vega Real „die königliche Ebene“ weithin über Westindien hinaus berühmt ist.

Zunächst stieg die kleine Armee in dies vom Yaquiflusse durchströmte irdische Paradies hinab, durchzog unangefochten die zahlreichen Dörfer der augenscheinlich friedlich gesinnten Eingeborenen und erklomm sodann die rauhen Gebirgszüge von Cibao, welche die Vega Real nach Südwesten hin begrenzen.

Überall fand man die Aussagen Ojedas bezüglich des Goldreichtumes dieser Gebirge bestätigt, und ergaben die Nachforschungen so glänzende Resultate, daß der Arzt Chanca seinen Bericht an den Senat zu Sevilla mit folgenden Worten schloß: „So dürfen von diesem Augenblicke ab unsere Herrscher als die reichsten und glücklichsten Monarchen der Erde angesehen werden, denn bis auf unsere Tage hat man nichts ähnliches je gehört. Zweifellos werden bei der nächsten Reise die Schiffe so viel Gold nach Spanien bringen, daß die eigenen Augen es kaum zu glauben vermögen. Wer mich nicht kennt, dürfte mich nach diesen Worten für einen übertreibenden Schwätzer halten, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich nur die Wahrheit berichte.“ —

Mit den Bewohnern der Vega Real unterhielt man die freundschaftlichsten Beziehungen, sie erwiesen sich als gastfreundlich und friedliebend und betrachteten die

Fremdlinge mit ihren strahlenden Rüstungen, blitzenden Waffen und buntfarbigen Kleidern mit unverhohlenem Staunen. Ganz besonders erregten die hier zu Lande nie gesehenen Reiter das gewaltigste Aufsehen, man hielt anfänglich Tier und Reiter für ein einziges, zusammengehöriges Geschöpf und wichen die unwissenden Naturkinder fast entsetzt zurück, als sie beim Absteigen der Reiter gewahrten, daß aus dem einen nunmehr zwei selbständige Wesen wurden.

So großes Interesse die Spanier bei den Urbewohnern der Insel erregten, mit eben so großem Interesse beobachteten diese die eigentümlichen Sitten und Gebräuche der letzteren. Den Schilderungen des Arztes Chanca sowie eines anderen Zeitgenossen, des Bruders Roman zufolge pflegten beide Geschlechter sich über und über zu bemalen, die einen schwarz, die anderen weiß oder rot, stets aber in den wunderlichsten Verzierungen.



Ein „Zemi".
Gefunden auf der Vega Real, jetzt im Besitze des Verfassers.

Manche trugen die Abbilder ihrer „Zemis" oder Schutzgötter auf die Haut gemalt, dabei liebten sie es, das Haar in der sonderbarsten Weise zu scheren, indem sie hier und da einige Haarbüschel stehen ließen. „Es ist unmöglich, ihre Frisuren zu beschreiben," berichtet Chanca, „nur soviel läßt sich sagen, das, was man in Spanien auf dem Haupte eines Verrückten zusammenhäufen könnte, man hier auf den Köpfen der Vornehmsten als höchsten Schmuck sieht."

Der Arbeit ungewohnt, da die überschwengliche Natur Nahrung in Hülle und Fülle bot und das gleichmäßig milde Klima auch keinerlei Sorgen bezüglich der Kleidung auferlegte, lebten diese Insulaner ein glückliches Dasein, allerlei fröhlichen Spielen und Tänzen huldigend, die höchst selten von Zwischenfällen kriegerischer Art unterbrochen wurden.

Gleich allen amerikanischen Naturvölkern waren auch die Bewohner von Española dem Tanze auf das leidenschaftlichste ergeben und besaßen sie eine ganze Reihe von verschiedenartigen Tänzen. Nicht minder liebten sie den Genuß des Tabaks, dessen Blätter man auf glimmende Kohlen warf, worauf man den emporsteigenden Rauch vermittelst einer oben gegabelten, **Y**-förmigen Röhre einsaugte, deren unteres Ende man in den Rauch plazierte, während man die beiden anderen in die Nasenlöcher einführte. Man rauchte



Weinbereitung im alten Española.
Nach einem alten Holzschnitte von Benzoni.

bis zur Bewußtlosigkeit und niemand kümmerte sich um die Schlaftrunkenen, höchstens, daß der Häuptling von seinen Weibern sorglichst in seine Hängematte getragen wurde.

So sehr die Insulaner dem Tabak ergeben waren, so sehr liebten sie auch ein weinartiges Getränk, welches von den Weibern in der Weise aus Maiskörnern hergestellt wurde, indem sie die noch grünen Körner langsam kauten und den Saft in ein Gefäß spieen, worauf derselbe später gekocht und durchgesiebt wurde. Der nebenstehende, dem Chronisten Benzoni entlehnte alte Holzschnitt veranschaulicht den übrigens auch auf mehreren Inseln Polynesiens noch heute gebräuchlichen Prozeß.

Über die Zukunft des Körpers und der Seele nachzugrübeln, scheint nicht der Geschmack dieser Naturkinder gewesen zu sein, die sich vielmehr darauf beschränkten, ihre aus Thon, Holz oder gar aus Baumwolle gefertigten „Zemis" oder Schutzgötter anzubeten, welche sie im Falle eines Krieges vor der Stirne zu befestigen pflegten.

In Krankheitsfällen wurden die sogenannten „Butios", die Priester und Zauberdoktoren zu Rate gezogen, welche sich durch allerlei Kniffe und Künste großes Ansehen zu geben wußten und nicht selten durch ihre geschickten Machinationen einen entscheidenden Einfluß auf die Häuptlinge wie auf das Volk auszuüben verstanden. Vor allem liebten es dieselben, durch den Mund ihrer Zemis zu reden, d. h. vermittelst höchst sinnreich angebrachter unterirdischer und in den Mäulern der Götzen mündender Sprachrohre zum Volke zu orakeln. Sie waren es auch, denen die Heilung der Kranken oblag, was sie zu bewerkstelligen suchten, indem sie den Kranken in wahre Wolken



Die Heilung der Kranken.
Nach einem alten Holzschnitte von Benzoni.

von Tabaksqualm hüllten und die den Körper besitzenden bösen Geister durch furchtbares Getöse auszutreiben suchten.

Das nebenstehende, gleichfalls dem Chronisten Benzoni entlehnte Bildchen ist nicht nur durch die Darstellung eines solchen Vorganges interessant, sondern zeigt auch, in welcher Weise die Bewohner von Española ihre Hütten aufzuschlagen und die Hängematten zu befestigen pflegten.

Gelang es dem Butio nicht, einen Kranken zu heilen und ging es mit letzterem zu Tode, so wurde der Sterbende, mit wenig Nahrung versehen, einfach ausgesetzt und seinem Schicksale überlassen, vornehme Personen und Häuptlinge hingegen wurden stranguliert, damit ihnen ein längerer Todeskampf erspart bleibe. Die Leichen wurden entweder verbrannt oder in Höhlen beigesetzt. Sogenannter Ahnenkultus, d. h. die Verehrung der Toden, scheint im Schwange gewesen zu sein, da man häufig in den Hütten der Eingeborenen die sorgfältig präparierten Schädel der Vorfahren fand. Auf einen derartigen Ahnenkultus läßt auch eine vor wenigen Jahren in einer Höhe bei Maniel, westlich von der Stadt Santo Domingo, aufgefundene Figur schließen, welche, circa $^3/_4$ Meter groß, ganz aus gestrickter Baumwolle hergestellt ist und einen natürlichen, aber gleichfalls mit Baumwolle überstrickten menschlichen Schädel mit künstlichen eingesetzten Augen besitzt. Da diese seltsame Figur wohl die einzige ihrer Art sein dürfte, welche bis auf unsere Tage gekommen ist, so dürfte die hier beigefügte Abbildung von doppeltem Interesse sein.



Aus Baumwolle gestrickte Figur mit menschlichem Schädel, gefunden in einer Höhle bei Maniel, Santo Domingo.

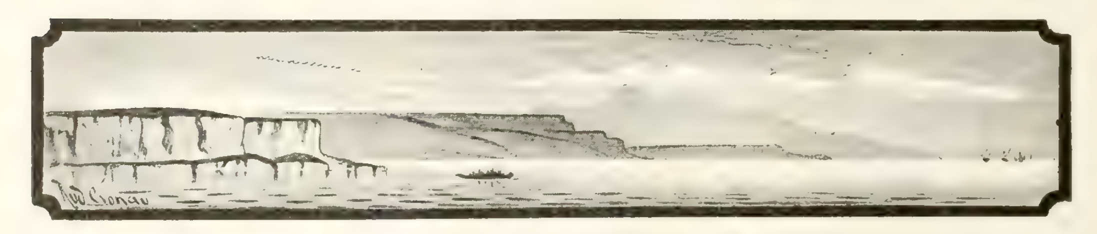
Nach dem in Privatbesitz zu Santo Domingo befindlichen Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Da Columbus die Ausbeutung der reichen Goldminen von Cibao beschlossen und zu diesem Zwecke eine Anzahl von Bergleuten mitgebracht hatte, so wurde zum Schutze derselben am Ufer des Yaquiflusses ein festes Fort errichtet, welches St. Thomas genannt wurde. Nach Vollendung desselben legte der Admiral eine Besatzung von

56 Mann in das Fort und kehrte sodann, hochbefriedigt mit den Resultaten seines Ausfluges, nach Isabella zurück, um nunmehr seine durch die Kolonisationsarbeiten unterbrochenen Entdeckungsreisen wieder aufzunehmen.

Seinen Bruder Diego als Statthalter in Isabella zurücklassend, segelte er mit drei Schiffen, Niña, San Juan und Cordera, am 24. April 1494 gen Westen, berührte flüchtig die Häfen von Monte Christi, La Navidad und St. Nicholas, kreuzte die Española und Cuba trennende Meeresenge und wandte sich dem letzteren Eilande zu, um die Südküste desselben zu erforschen.

Zunächst entdeckte man hier den schönen und geräumigen Hafen Puerto Grande, heute Guantanamo genannt, woselbst man eine größere Anzahl von Eingeborenen überraschte, welche dem Fischfange oblagen. Dieselben waren von einem im Inlande wohnenden Kaziken ausgesendet worden, um Fische für ein großes Festmahl zu versorgen, welches der Kazike einem benachbarten Häuptlinge zu geben gedachte. Da die Eingeborenen beim Nahen der Spanier unter Zurücklassung der bereits gefangenen Fische in die Wälder



Scenerie an der Südküste von Cuba, östlich von Kap Cruz.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

geflüchtet waren, so fielen die Spanier ohne Zögern über die willkommene Mahlzeit her, sich höchlich an derselben ergötzend. Als es aber später gelang, die von den Felshöhen herniederschauenden Wilden zutraulicher zu machen, so wurde voller Ersatz für das Verzehrte gegeben und man schied in Frieden.

Auch alle anderen Zusammenkünfte mit den Bewohnern der Südküste von Cuba hatten denselben friedlichen Charakter. Die Indianer kamen ans Ufer und brachten Früchte, Wasser und Blumen, um dieselben den vom Himmel herniedergestiegenen Fremdlingen als Opfer darzubringen. So gelangte man, einen Tag in der herrlichen Bai von St. Jago de Cuba verweilend, bis an die hohen, steil ins Meer abfallenden Felswände östlich von Kap Cruz, von wo Columbus sich nunmehr direkt gen Süden wandte, da die Bewohner von Cuba, wenn nach Gold befragt, einmütig nach dieser Richtung gedeutet hatten, allwo eine große Insel reich an Gold gelegen sei.

Und in der That, noch hatte man nicht viele Meilen in dieser Richtung zurückgelegt, als, wie mit einem Zauberpinsel in die durchsichtigen Lüfte gemalt, die wolkenumzogenen Gebirgsketten von Jamaika, der drittgrößten der Antilleninseln, vor den Augen der entzückten Seefahrer auftauchten.

Je mehr man sich diesem herrlichen Eilande näherte, desto mehr wurde man durch die hohen landschaftlichen Reize desselben erfreut, die Columbus so sehr

entzückten, daß er die Insel nur mit den Gefilden der Seligen meinte vergleichen zu können.

Die Bewohner dieses Zauberlandes aber schienen entschlossen, jede fremde Annäherung zu verhindern, denn sie kamen in voller Kriegstracht, bunt bemalt und mit Federn geschmückt, in mehr als siebzig Kanoes der Flotte entgegen, unter wildem Geschrei ihre Speere schüttelnd. Die begütigenden Worte der Dolmetscher aber sowie einige Geschenke besänftigten bald die Wut der Wilden und konnte die Flotte ungehindert in einer Bucht vor Anker gehen, welcher Columbus ihrer schönen Umgebung halber den Namen Santa Gloria verlieh.

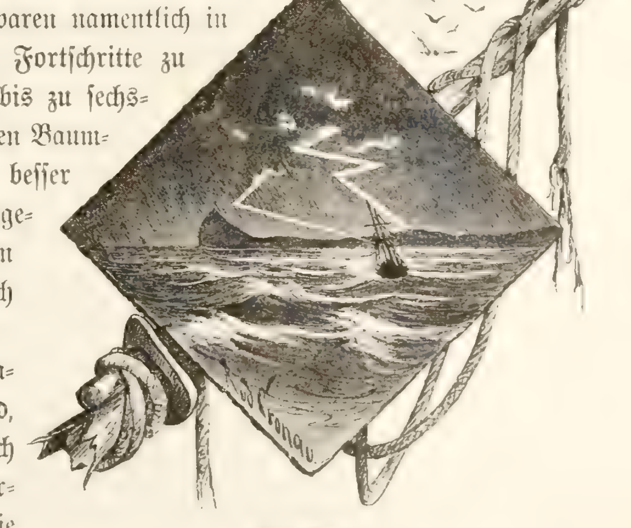
Auch die Anwohner eines zweiten wenige Meilen westlich von Santa Gloria gelegenen Hafens, in welchen Columbus am nächsten Tage einlief, erwiesen sich anfänglich als kriegerisch gesinnt und überschütteten die Schiffe mit einem Hagel von Pfeilen, so daß man sich genötigt sah, einige Boote mit Bewaffneten auszusetzen, welche nunmehr durch einige wohlgezielte Schüsse die Wilden in baldige Flucht trieben. Bei diesem Angriffe auf die Eingeborenen verwendete man zum erstenmal einen Bluthund, welcher mit wütendem Gebell hinter den Fliehenden herjagte und nicht geringes Entsetzen erregte. Die grausame Methode, die Eingeborenen vermittelst dieser Tiere zu hetzen und zu verfolgen, sollte erst später in ausgedehnterem Maße zur Anwendung kommen.

Nach Vertreibung der Wilden ergriff Columbus in aller Form Besitz von der Insel und taufte dieselbe Santiago, welche Bezeichnung aber späterhin dem uralten indianischen Namen Jamaika hat weichen müssen.

Am nächsten Tage näherten sich die Eingeborenen unter Bezeigung freundlicher Gesinnung, ein Tauschhandel wurde eröffnet und gar bald entwickelte sich ein ebenso gutes Verhältnis, wie es zwischen den Spaniern und den Bewohnern der anderen Inseln zumeist obgewaltet hatte.

In mancherlei Hinsichten stachen die Bewohner Jamaikas vorteilhaft von den Cubanern ab, so waren namentlich in Bezug auf ihre Schiffsbaukunst große Fortschritte zu verzeichnen, indem die Boote, welche bis zu sechsundneunzig Fuß Länge aus einem einzigen Baumstamme gefertigt wurden, nicht nur besser konstruiert, sondern auch schöner ausgearbeitet und namentlich an den beiden Enden mit Schnitzwerk und Malerei reich versehen waren.

Was die Spanier aber auf Jamaika zu finden gehofft hatten, Gold, suchte man vergebens, und entschloß sich Columbus daher nach mehrtägigem Verweilen nach Cuba zurückzukehren, um die Erforschung desselben fortzusetzen. Nord-



Kap Cruz.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

wärts steuernd, gelangte man am 18. Mai an das Kap Cruz, den letzten Ausläufer jenes hohen Tafellandes, welches gen Osten hin zu immer höheren Bergzügen emporsteigt. Das Vorgebirge umschiffend, befand man sich am folgenden Tage, von einem heftigen Gewittersturme überfallen, in der geräumigen Bai, welche durch dieses weit gen Südwesten vorstoßende Kap gebildet wird.

Zahlreiche kleine Inselchen und Sandbänke erschwerten hier das Vorwärtskommen und bald befand sich die Flotte in einem wahren Labyrinthe von zum Teil nackten, zum Teil bewachsenen kleinen Eilanden, denen man den Gesamtnamen „der Garten der Königin“ beilegte.

Obwohl Columbus Tags zuvor von einem bei Kap Cruz wohnenden Kaziken erfahren hatte, daß Cuba eine Insel sei, deren Ende weder er noch einer seiner Leute je erreicht habe, hielt er dennoch an seinem Glauben, Cuba sei das Festland von Asien, fest und vermeinte, den Archipel als denselben ansehen zu müssen, welcher nach Angabe seiner Gewährsmänner Mandeville und Marco Polo die Küste von Asien umgürte und über 7000 Inseln umfasse. Die Inseln zeigten sich zumeist unbewohnt, nur in einem der zahlreichen Kanäle stieß man auf mehrere Indianer, welche hier auf eine merkwürdige Weise den Fischfang betrieben. Um größere Fische zu fangen, bedienten sie sich einer gewissen Gattung von kleineren, deren Köpfe an der Oberfläche abgeplattet und mit einem Saugapparate versehen sind, mittelst dessen sie sich an irgend einen Gegenstand so fest anzuheften vermögen, daß eine gewaltsame Lösung nicht möglich ist, ohne den Fisch in Stücke zu reißen.

Die Indianer verstanden diese merkwürdige Eigenschaft dieses Fisches in der Weise zu benutzen, daß sie um den Schwanz desselben eine lange Schnur befestigten und nun den Fisch frei schwimmen ließen. Kam derselbe in die Nähe eines anderen größeren Tieres, so heftete sich der Fisch mittelst seines Saugapparates unter dem Bauche desselben an und ließ diesen Halt nicht eher fahren, als bis er nebst dem auf so eigentümliche Weise gefangenen größeren Tiere an Bord des Bootes genommen war. Die Spanier waren Zeuge, wie auf diese Art eine riesige Schildkröte gefangen wurde.*)

Nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten in den engen Straßen des wundersamen Archipels gelangte Columbus endlich wieder an die Küste von Cuba und ward hier durch die Mißdeutung des Namens Mangon, mit welchem die Eingeborenen einen weiter westlich gelegenen Teil der Insel bezeichneten, aufs neue in seinem Glauben bestärkt, sich an dem Festlande von Asien zu befinden. Mangon glaubte er identisch mit Mangi, der Beschreibung Marco Polos zufolge die reichste, an den Ozean stoßende Provinz des Grand Khan.

*) So abenteuerlich diese Geschichte klingen mag, so beruht sie dennoch auf durchaus begründeten Thatsachen und wird von jedem die westindischen Gewässer kennenden Seefahrer bestätigt werden. Als der Verfasser dieses eines Tages in der Bai von Samana vom Bord eines Dampfers aus dem Fischfang huldigte, biß auch einer dieser Fische an, doch wollte es nicht gelingen, denselben an Bord zu ziehen, da der Fisch beim geringsten Versuche hierzu sich mit seinem Saugapparate an der unter Wasser befindlichen Wandung des Schiffes anheftete, von der er nicht loszubringen war. Bei einem gewaltsamen Versuche, den Fisch dennoch loszuziehen, brach die Leine, der Fisch hingegen entkam.

Dieser Irrwahn des Admirals darf nicht sonderlich befremden, da die Verhältnisse dieser neuentdeckten Gegenden mit den von Mandeville und Marco Polo gegebenen Schilderungen Ostasiens scheinbar vollkommen übereinstimmten, auch die kartographischen Berechnungen Toscanellis nicht wohl andere Schlüsse aufkommen ließen. Man hatte keine Ahnung davon, daß der Umfang der Erde in Wirklichkeit ein weitaus größerer als der angenommene sei und daß nicht nur ein ganzer Kontinent, sondern auch der allen Europäern bisher noch völlig unbekannte gewaltigste Ozean der Erde Cuba von dem Festlande Asiens scheide.

Überzeugt, den großen Weltmärkten Indiens nahe zu sein, segelte Columbus immer weiter gen Westen der Küste entlang, auf welcher sich ein indianisches Dorf an das andere reihte. Allenthalben kamen die Bewohner derselben in ihren Kanoes an die Schiffe, brachten Blumen, Früchte, Papageien und andere Landesprodukte, die Fremdlinge einladend, ans Land zu kommen. Es war in der That eine wundersame Fahrt und jeder Tag brachte Stoff zu neuen Beobachtungen. In den krystallenen Gewässern schossen Fische dahin, in ihrer Farbenpracht mit den Vögeln wetteifernd, die sich in den azurblauen Lüften wiegten. Der mit Palmenhainen besetzte Strand war mit herrlich gezeichneten Muscheln bedeckt; Schildkröten von nie gesehener Größe, scharlachrote Flamingos, silbergraue und blendend weiße Reiher und Kraniche belebten die Sümpfe. Wehte der Wind vom Lande her, so trug er ein Meer von Wohlgerüchen zu den Schiffen herüber, zugleich auch die abgebrochenen Weisen jener eigentümlichen Gesänge, mit denen die Eingeborenen ihre Tänze und Feste zu begleiten pflegten. Wohl mag man den Worten des Admirals Glauben schenken, wenn er versichert, in diesen Landen seien ihm die Nächte so schnell dahingeschwunden wie eine Stunde. —

Bald sahen sich die Seefahrer einem zweiten Archipel von kleinen Inseln gegenüber, zugleich auch zeigte das Meer eine eigentümliche weiße Färbung, verursacht durch die feinen kalkigen Bestandteile einiger großen Schlammbänke. Mit aller Vorsicht passierte man diesen gefährlichen Bereich, um sodann wieder an die Küste der Hauptinsel zu gelangen.

Durch allerlei mißverstandene Berichte der Eingeborenen ward die Phantasie der Schiffsmannschaft aufs höchste erregt und glaubten die Leute manchmal Dinge zu sehen, welche in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren. So wollte einer der Spanier auf einem Streifzuge einer Prozession von bewaffneten Männern begegnet sein, welcher mehrere mit langen weißen Gewändern bekleidete Priester voraufschritten.*) Andere glaubten, in den Fährten von Alligatoren die Fußspuren des sagenhaften Vogels Greif zu erblicken, welcher die goldenen Schätze der Berge bewache. Columbus selbst war tagtäglich darauf gefaßt, endlich mit jenen Bewohnern Ostasiens zusammenzutreffen, welche der Beschreibung Mandevilles zufolge lange Kleider trugen, nur zu dem Zwecke, um ihre Schwänze zu verbergen, mit denen sie gleich den Affen behaftet seien! So mächtig war der durch allerhand Fabelgeschichten erregte Wunderglaube jener seltsamen Zeit. —

*) Irving vermutet, daß der Spanier irrtümlicherweise ein Volk von Kranichen für eine Truppe von Bewaffneten angesehen habe, da nicht bekannt sei, daß jemals auf Cuba die Urbewohner in Kleidern einhergegangen seien.

Mehrere Tage fuhr Columbus in immer westlicher Richtung die Gestade Cubas entlang, bis er jene Stelle erreichte, wo die Küste plötzlich eine Wendung gen Südwesten macht.

Da dieser Umstand wiederum mit der von Marco Polo gegebenen Beschreibung der ostasiatischen Küste zusammentraf, man auch von den Eingeborenen zu verstehen glaubte, daß man wohl noch zwanzig Tage weiterfahren könne, ohne das Ende des Landes zu erreichen, daß ferner in den westlichen Gebirgen ein mächtiger, mit weißen Gewändern bekleideter König wohne, dem man göttliche Verehrung darbringe, so schwand nunmehr bei Columbus auch der letzte Zweifel, er glaubte mit Zuversicht, Asien erreicht zu haben und daß es möglich sei, von hier aus in Kürze den goldenen Chersones (die Halbinsel Malakka) und weiter nach Taprobana (Ceylon), Indien und nach den anderen bekannten Ländern des Orientes zu gelangen.

Diese Ansichten wurden von den ihn begleitenden erfahreneren Seeleuten vollkommen geteilt und keiner stand an, ein die Meinung des Admirals bestätigen sollendes Protokoll zu unterzeichnen, da es nach aller Ansicht keine Insel geben könne, die sich volle 335 Leguas in ein und derselben Richtung hin erstrecke, welche Entfernung man an der Südküste von Cuba zurückgelegt zu haben glaubte.

Wäre Columbus nur noch zwei Tage in der bisher verfolgten Richtung weiter gefahren, so würde er seinen Irrtum, in dem er bis an sein Lebensende befangen blieb, selber eingesehen haben, leider aber ward er durch den schlechten Zustand der Schiffe sowie durch den knapp werdenden Proviant gezwungen, an den Rückweg zu denken.

Gen Südosten steuernd, traf man am 13. Juni auf eine große, von hohen isolierten Bergkuppen überragte Insel, welche man Evangelista nannte, die heute aber den Namen Isla de Pinos trägt. Von hier aus gelangte man unter großen Mühseligkeiten bis zurück nach Kap Cruz, verweilte daselbst einige Tage, um das unterwegs auf eine Sandbank geratene Schiff des Admirals auszubessern und hielt dann am 22. Juli der Küste von Jamaika zu, um auch die Südseite dieser Insel zu erforschen.

Beständig mit Gegenwinden kämpfend, verbrachte man nahezu einen vollen Monat damit, die Insel zu umkreisen, doch ward man durch den wunderbar schönen Anblick derselben wie auch durch das friedfertige Begegnen ihrer Bewohner vollauf entschädigt.

Ein höchst interessantes Zusammentreffen hatte man mit einem Kaziken, welcher ein großes Dorf nahe der heutigen Portland Bai beherrschte.

Durch die Erzählungen des lukayischen Dolmetschers von den in Spanien zu findenden Wundern und Herrlichkeiten war das Gemüt des Wilden so erregt, daß er am Morgen des Abschiedes mit Weib, Kindern und Brüdern an Bord des Admiralschiffes kam und darum ersuchte, mit nach Spanien gehen zu dürfen. Die ganze Familie war in vollstem Aufputze erschienen. Im Bug des den Häuptling tragenden, reich geschnitzten und bemalten Kanoes stand ein mit einem bunten Federmantel bekleideter Krieger, der ein Banner von weißen Federn in den Händen hielt. Der Häuptling selbst hatte ein Band mit farbigen Steinen um seine Stirn befestigt, ferner trug er große goldene Ohrringe, eine große Goldplatte auf der Brust, sowie einen Gürtel mit kostbaren Steinen um die Lenden.



Scenerie an der Küste von Jamaika.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Weib und Töchter waren in ähnlicher Weise geschmückt, desgleichen eine aus einem Dutzend festlich bemalter Indianer bestehende Ehrengarde, welche seltsam geformte Federhelme auf den Köpfen und kunstvoll geschnitzte Trompeten aus schwarzem Holze in den Händen trugen.

Leider konnte der Admiral dem Wunsche des reiselustigen Häuptlings zur Zeit nicht willfahren und vertröstete er ihn auf spätere Gelegenheit.

Am 19. August erreichte man endlich die Ostspitze von Jamaika, Kap Farol, heute Point Morant genannt. Bereits am folgenden Tage kam das südwestliche Vorgebirge der Insel Hayti oder Española in Sicht. Columbus nannte dasselbe San Miguel, heute hingegen trägt es den Namen Kap Tiburon. Gewißheit darüber, daß man bereits an der Küste von Española angelangt sei, erhielt man aber erst am 23. August, als einige in die Nähe der Schiffe kommende Indianer den Admiral nicht nur mit seinem Titel anredeten, sondern auch einige aufgegriffene kastilianische Worte gebrauchten.

Gegen Ende des Monates ankerte man an der kleinen Insel Beata, an dem sogenannten Felsen Alta Vela. (Siehe Illustration S. 279.) Auf die Nachricht einiger Eingeborenen hin, daß in der Kolonie Isabella alles gut stehe und Ruhe auf der Insel herrsche, setzte Columbus eine Strecke weiter östlich neun Mann ans Land, damit dieselben quer durch die Insel marschieren und seine bevorstehende Ankunft in Isabella melden möchten.

Als man in weiterer Fortsetzung der Fahrt der Insel Saona nahe kam, wurde die kleine Flotte durch anhaltend stürmisches Wetter versprengt, und fanden sich die Fahrzeuge erst nach acht Tagen wieder zusammen, welche Columbus mit seinem Schiffe an sicherer Ankerstelle nahe der Insel verbracht hatte. Hier beobachtete Columbus eine Mondfinsternis und berechnete er danach die Zeitdifferenz zwischen Cadiz in Spanien und Saona auf 5 Stunden 23 Minuten, was der Wirklichkeit aber nicht völlig entspricht, da dies für Saona einen Längengrad von 80° 45′ westl. L. von Greenwich ergeben würde, während die Insel thatsächlich unter 68° 35′ gelegen ist.

Am 24. September langte man wieder an bekanntem Boden an, dem Kap San Rafael (heute Kap Engano), der äußersten Ostspitze von Española. Columbus hatte anfänglich die Absicht, von hier aus weiter gen Osten nach Portorico und den kleinen Antillen zu gehen, um die Entdeckung derselben zu vollenden, doch als man die in der Meeresstraße zwischen Española und Portorico gelegene kleine Insel Mona erreicht hatte, brach die durch übermäßige Strapazen und viele Nachtwachen geschwächte Kraft des Admirals zusammen und er verfiel in eine totenähnliche Lethargie, wodurch die Mannschaft so erschreckt wurde, daß die Verfolgung der ursprünglichen Pläne aufgegeben und der Rückweg nach Isabella angetreten wurde. Als man am 29. September daselbst anlangte, wurde Columbus in völlig bewußtlosem Zustande ans Land gebracht und es schien wenig Hoffnung, sein Leben erhalten zu können.

Erst nach längerer Zeit fand Columbus unter entsprechender Pflege Genesung und sah hocherfreut an seinem Krankenlager seinen mittlerweile mit drei Schiffen von Spanien gekommenen Bruder Bartholomäus sitzen, welcher ihm fortan eine ebenso willkommene als zuverlässige Stütze werden sollte. Columbus bedurfte derselben jetzt um so mehr, als während seiner Reise und der Zeit seiner Krankheit die Verhältnisse der Kolonie zusehends sich verschlechtert hatten. Vor allem war es die unter dem Kommando von Pedro Margarite stehende Besatzung des in Cibao errichteten Fortes St. Thomas, welche zu den mannigfachsten Klagen Veranlassung gab. Der Befehlshaber, dem Columbus so viel vertraut hatte, ging seinen Soldaten mit dem schlechtesten Beispiele voran und anstatt die von dem Admiral angeordnete Erforschung von Cibao auszuführen, verbrachte er die meiste Zeit mit seinen Kumpanen in den indianischen Dörfern der Vega Real, ließ sich die mannigfachsten Gewaltthaten und Erpressungen gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen und führte auf Kosten derselben mit seinen alle Mannszucht vergessenden Leuten ein wahres Schlemmerleben, so daß die Eingeborenen gar bald den wahren Charakter der anfänglich Angebeteten erkannten und dieselben allgemach ebenso gründlich verabscheuen und hassen lernten.

Vergeblich richtete der als Statthalter des Admirals fungierende Diego Columbus eine ernstliche Ermahnung an den pflichtvergessenen Befehlshaber, im Gegenteil mußte er es geschehen lassen, daß derselbe mit einer Anzahl von Mißvergnügten, welche geglaubt hatten, in dem neuen Lande mühelos Schätze zu ernten, eines Tages sich einiger der Schiffe bemächtigten, welche Bartholomäus Columbus hierhergebracht hatten, und damit heim nach Spanien segelten. Die nunmehr völlig führerlosen Soldaten gaben sich jetzt erst recht den gröbsten Excessen hin, was zur Folge hatte, daß unter den Häuptlingen der Insel eine Verschwörung entstand, welche die völlige Vertreibung oder Vernichtung der Spanier bezweckte. An der Spitze dieser Verschwörung stand Caonabo, der mächtige Kazike von Maguana, ein überaus kriegerischer und den Weißen feindlich gesinnter Mann, derselbe, welcher auch der Kolonie La Navidad den Todesstoß versetzt hatte.

Mit gegen 10 000 Kriegern hatte er auch das Fort St. Thomas zu überfallen gesucht, doch war der Überfall an der Wachsamkeit des Alonzo Ojeda, welcher nach dem schmählichen Fortgange Margarites den Befehl übernommen hatte, gescheitert. Seit dreißig Tagen belagerte Caonabo aber nunmehr die kleine von nur 15 Mann besetzte Festung, entschlossen, dieselbe auszuhungern. — So standen die Angelegenheiten der Kolonie, als Columbus aus seiner Besinnungslosigkeit erwachte. —

Neben Bartholomäus sah Columbus aber noch einen Freund an seiner Seite, den Häuptling Guacanagari, an dessen Mitschuld an dem Überfalle von La Navidad er niemals hatte glauben wollen. Jetzt, wo die Bewohnerschaft der ganzen Insel in Aufruhr gegen die Spanier stand, war er gekommen, nicht nur um den Admiral von der Verschwörung der Kaziken zu unterrichten, sondern ihm auch seinen und seiner Krieger Beistand anzubieten.

Glücklicherweise wendete sich die verzweifelte Lage der Kolonie aber bald zum besseren. Es gelang nicht nur, das von Caonabo belagerte Fort zu entsetzen, sondern auch, diesen gefürchteten Kaziken durch einen kühnen Handstreich des Ojeda gefangen zu nehmen. Columbus selbst lieferte am 25. März 1495 unweit der heutigen Stadt Santiago mit seinem kleinen, nur 200 Mann und 20 Pferde zählenden Häuflein, welches durch die Krieger Guacanagaris verstärkt wurde, der gesamten, angeblich aus 100 000 Mann bestehenden Macht der feindlichen Häuptlinge eine entscheidende Schlacht, welche für die Eingeborenen überaus verhängnisvoll ausfiel.

Es war nicht nur die Überlegenheit der Feuerwaffen, welche den Europäern zu einem so glänzenden Siege verhalf, sondern vor allem auch die Verwendung der geharnischten Rosse, welche durch ihr Erscheinen ebenso großen Schrecken einjagten wie die zwanzig Bluthunde, die mit nie gesehener Wut sich in die Reihen der nackten Indianer stürzten, und, alles zerfleischend, namenloses Entsetzen erregten.

Mit dem Verluste dieser Schlacht war der Widerstand der Indianer gebrochen und erklärten sie sich bereit, einen von Columbus festgesetzten Tribut in Goldstaub zu bestimmten Jahresfristen zu entrichten. Zur Eintreibung dieses Tributes sowie zur Niederhaltung der Bezwungenen wurden noch mehrere Forts errichtet, so z. B. die Kastelle Magdalena, Santa Catalina, Esperanza und Concepcion.

Mit dem Glücke, mit der Sorglosigkeit der Eingeborenen war es nun für alle Zeiten vorbei.

Derweil Columbus also unter harten Kämpfen sich bemühte, die gänzlich verrotteten Zustände der jungen Kolonie wieder herzurichten, waren die eigentlichen Urheber der Unordnung, Margarite und seine Genossen, sowie der ebenfalls seines Amtes überdrüssig gewordene Mönchsbruder Boyle, der mit den Desertierten heimgekehrt war, unablässig bemüht, den Admiral am Hofe von Spanien zu verleumden und in Mißgunst zu bringen. Daß es ihnen gelungen, das Ansehen des Columbus in gewissem Grade zu erschüttern, zeigte der Umstand, daß im August 1495 Juan Aguado nach Española kam, um die Ursachen der mißlichen Verhältnisse zu untersuchen. In vollster Verkennung seiner Mission benahm dieser Abgesandte sich aber in einer so hochfahrenden Weise, daß Columbus bei der Rückkehr desselben nach Spanien es für angezeigt hielt, gleichfalls dorthin zu gehen, um persönlich die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zurückzuweisen.

Die Verwaltung der Kolonie einstweilen seinem Bruder Bartholomeo übertragend, schiffte sich Columbus am 10. März des Jahres 1496 ein, um nach Europa zurückzukehren. Zweihundertundfünfundzwanzig Spanier, teils Kranke, teils Mißvergnügte, traten gleichfalls an Bord der beiden Schiffe die Heimreise an, ferner wurden gegen dreißig gefangene Indianer mitgenommen, darunter der Kazike Caonabo, welcher aber während der Überfahrt starb.

Noch wenig mit der Natur der die westindischen Gewässer und den mittleren Atlantischen Ozean beherrschenden Passatwinde vertraut, schlug Columbus, anstatt den günstigen nördlichen Kurs zu nehmen, eine südliche Richtung ein und geriet so in die Region der östlichen Passatwinde, welche das Fortkommen der Schiffe ungemein erschwerten, so daß man man sich am 9. April, nach einmonatlicher Reise, erst in der Nähe der Karaïbischen Inseln befand, welche man nunmehr anlaufen mußte, um die bereits ausgehenden Vorräte an Wasser und Lebensmitteln zu ergänzen.

Die Insel Marie galante berührend, näherte man sich am folgenden Tage Guadalupe, höchlichst überrascht, hierselbst eine große Anzahl von Weibern zu finden, welche, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, augenscheinlich eine Landung der Spanier zu verhindern gesinnt schienen. Man vermochte dieselbe erst zu erzwingen, nachdem man die Amazonen durch eine Salve aus den Feuerwaffen verjagt hatte.

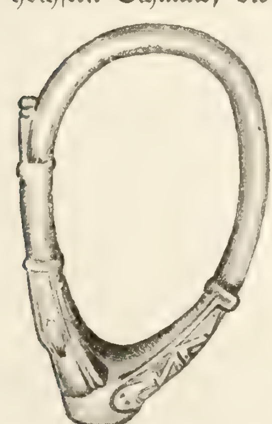
In den Hütten der Geflüchteten fand man unter anderem Honig und Wachs, daneben stieß man aber auch wieder auf die unverkennbarsten Spuren des auf diesen Eilanden grassierenden Kannibalismus, so fand man in einer Hütte einen menschlichen Arm, eben hergerichtet, an dem Feuer geröstet zu werden.

Während ein Teil der Mannschaft Holz und Wasser beschaffte und größere Vorräte von Cassavabrot bereitete, zog eine andere aus vierzig Bewaffneten bestehende Abteilung auf einen Streifzug in das Innere des Landes. Sie kehrte am nächsten Tage mit zehn gefangenen Weibern und drei Knaben zurück, welch erstere durchgängig groß und kräftig gebaut waren und durch ihre heftige Gegenwehr den Spaniern viel zu schaffen gemacht hatten. Dieser den Weibern innewohnende kriegerische Geist, der Umstand, daß

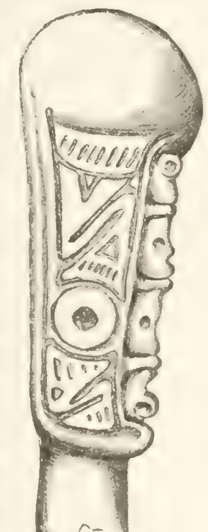
man mehrmals Banden von bewaffneten Frauen begegnete, ließ bei den Spaniern die Annahme aufkommen, daß man hier wirklich mit Amazonen zu thun habe, welcher Glaube durch mancherlei falsch oder halbverstandene Nachrichten anderer Eingeborenen bestärkt wurde, welche von Inseln zu erzählen wußten, die lediglich von kriegerischen Frauen bewohnt seien, welche nur zu gewissen Zeiten den Besuch der Männer einiger benachbarten Stämme empfingen. Auf diesen weitverbreiteten Glauben an die Existenz solcher völlig abgeschlossen lebenden Amazonen werden wir übrigens noch mehrfach zurückzukommen haben.

Die Beobachtungen, welche man über die auf Guadalupe lebenden Karaïben jetzt und später anzustellen vermochte, ergaben, daß unter denselben Vielweiberei gäng und gäbe sei. Auch kannte man keine von jenen Schranken, welche in civilisierten Landen die Blutsverwandtschaft zwischen einander nahe stehenden Jünglingen und Mädchen zieht. Es war ein mehrfach beobachteter Brauch, daß ein Mann zwei Schwestern oder eine Mutter und deren Tochter heiratete, ja es ereignete sich in allerdings seltenen Fällen, daß ein Vater seine eigene Tochter, ein Sohn seine eigene Mutter zum Weibe nahm.

Blieben die häuslichen Verrichtungen lediglich den Frauen überlassen, so lebten die Männer nur der Jagd, dem Fischfange und dem Kriege, wohl die meiste Zeit ihres Lebens auf jenen blutigen Raubzügen verbringend, durch welche sie ihren Namen zu einem so berüchtigten gemacht hatten. Wenn heimgekehrt von diesen Raubzügen, ergingen die harten Krieger sich in allerlei Tänzen und Festlichkeiten, bei welchen der Oüycou, ein aus Cassave hergerichtetes berauschendes Getränk eine Hauptrolle spielte. Gelegentlich dieser Tänze erschienen Männer wie Weiber im höchsten Schmuck, die Leiber mit der beliebten roten Roucoufarbe bemalt. Schmückten die gewöhnlichen Krieger sich mit allerhand aus Tierzähnen oder den Knochen der getöteten Feinde gefertigten Gehänge, so liebten es die Häuptlinge hingegen, bei solchen Gelegenheiten ihren eigentümlichsten Schmuck anzulegen, große schwere Steinringe in Form von Pferdekollern, an welchen wiederum kleine, aus den Gebeinen den im Kriege Erschlagenen gefertigte Flöten hingen.



Steinkoller von Guadalupe. Nach einem im Smithsonian Institution zu Washington befindlichen Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.



Ornamentierung eines Steinkollers von Guadalupe.

Diese mit allerlei Ornamenten verzierten Steinringe, wie auch die gleichfalls aus Stein gefertigten Mörser und Stößel zum Mahlen des Maises, ferner die vielfach polierten Steinäxte und Keulen waren wie die schöngearbeiteten Hängematten und Kanoes Arbeiten der Männer, welche sich hiermit sowie mit der Abrichtung von Papageien den Rest der freien Zeit verkürzten. —

Nach mehrtägigem Verweilen auf der Insel Guadalupe lichteten die Spanier am 20. April die Anker; da man aber die einmal eingeschlagene, den Passatwinden gerade

entgegengesetzte Richtung beibehielt, so hatte man die ganze Reise hindurch unausgesetzt gegen dieselben zu kämpfen, welche den Fortgang der Schiffe so überaus verzögerten, daß man sich zu Anfang des Monats Juni fast einer Hungersnot ausgesetzt sah und einige Spanier schon allen Ernstes in Erwägung zogen, die an Bord befindlichen Indianer zu schlachten und zu verzehren. Glücklicherweise kam aber zur größesten Freude aller am 10. Juni die Küste Spaniens in Sicht und man landete nach einer dreimonatlichen Seereise in der geräumigen Bai von Cadiz.



Karaïbischer Steinmörser von Guadalupe.



Der Drachenschlund.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die dritte Reise des Columbus.

Wiederum zog Columbus im Triumphe durch Spanien an den Königshof, gefolgt von einer Anzahl von Indianern, welche in ihrem kostbaren Goldschmucke den unermeßlichen Reichtum der neuerschlossenen Länder darthun sollten. Am königlichen Hofe fand Columbus die beste Aufnahme, nicht nur überging man die von seinen Feinden gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen mit Stillschweigen, sondern verlieh ihm neue Ehren und schenkte auch seinen Vorschlägen in Bezug auf die Kolonien und die Ausrüstung einer neuen Expedition geneigtes Ohr, zumal der Admiral aus der Ausbeutung der Goldminen von Cibao und der kurz vor seiner Abreise entdeckten Minen von Hayna im Süden der Insel Española ungeheuren Gewinn in sichere Aussicht stellte.

Geraume Zeit sollte aber vergehen, bevor die neugeplante Expedition wirklich zur Ausführung kam, da verschiedene das Königspaar berührende wichtige Ereignisse die Pläne des Columbus in den Hintergrund drängten. Einmal waren es langwierige kriegerische Verwickelungen mit Frankreich, das andere Mal die Vorbereitungen zu der in Aussicht genommenen Vermählung des Thronerben Don Juan sowie der Infantin Donna Juana mit den Kindern des Kaisers von Österreich, welche nicht nur das ganze Interesse der spanischen Regenten sondern auch alle verfügbaren Mittel vollkommen in Anspruch nahmen.

Große Schwierigkeiten stellten sich dem Unternehmen auch insofern entgegen, als es nicht gelingen wollte, eine genügende Anzahl von Mannschaften für die Schiffe wie auch zur Begründung von neuen Kolonien und zur Ausbeutung der Goldminen zu gewinnen. Die mit Margarite und Columbus heimgekehrten Mißvergnügten hatten durch ihre vielfachen falschen Darstellungen die Unternehmungen des Columbus so in Mißkredit zu bringen gewußt, daß jedermann vor einer freiwilligen Auswanderung nach Española zurückschreckte, wo anstatt der erträumten goldenen Berge nur Krankheit, Mühsal und Arbeit der Ankömmlinge warteten.

In dieser Verlegenheit verfiel man auf den verhängnisvollen Plan, zur Kolonisation der Insel Sträflinge zu verwenden, welche ihre Strafe je nach der Schwere ihrer Schuld durch ein kürzeres oder längeres Verbleiben auf Española verbüßen sollten. Durch dieses späterhin auch von anderen Nationen nachgeahmte gefährliche Auskommen wurden die Kolonien zu ihrem Schaden mit Horden von rohen, die Ordnung verabscheuenden Verbrechern bevölkert, wodurch die bereits zerfahrenen Zustände nur in ein noch schlimmeres Geleise gebracht werden sollten.

Auch bezüglich der Verwaltung der Kolonialangelegenheiten wurde ein bedauerlicher Mißgriff gemacht, indem zum Leiter des sogenannten „Indischen Amtes" der Bischof Fonseca ernannt wurde, ein Mensch, der, anstatt die Pläne des Admirals zu fördern, demselben durch seine Engherzigkeit überall hindernd im Wege stand und gar bald, wenn nicht der offene, so aber der heimliche Feind des Entdeckers wurde. So kam es, daß Columbus erst nach nahezu zweijährigem Verweilen und Harren endlich am 30. Mai des Jahres 1498 mit sechs Schiffen die Rhede von San Lucar de Barrameda an der Mündung des Guadalquivir verlassen konnte, um seine dritte Entdeckungsreise anzutreten, über deren Verlauf uns ein eigenhändiger, an das Königspaar gerichteter Brief des Columbus ausführliche Kunde giebt.

Danach segelte der Admiral mit seinen Fahrzeugen zunächst, um der Begegnung mit einer alle spanischen Schiffe abfangenden französischen Flotte zu entgehen, nach den Kanarischen Inseln, von wo aus er drei mit Vorräten beladene Karavellen direkt gen Española sandte. Er selbst aber ging mit den drei ihm verbleibenden Schiffen zunächst nach Kap Verde und schlug von da aus eine mehr südwestliche Richtung ein, um den dunklen Gerüchten von einem großen Festlande auf den Grund zu gehen, welches unbestimmten Aussagen der Bewohner von Cuba und Jamaika zufolge südlich von ihren Ländern gelegen sein solle.

Nachdem man inmitten des Ozeans die Schrecken einer acht Tage anhaltenden Windstille durchlebt hatte, während welcher eine so furchtbare Hitze herrschte, daß niemand mehr sich unter Deck wagte, um nach den Vorräten zu sehen, gelangte man endlich in siebzehn weiteren Tagen an eine große Insel, in deren Innern drei charakteristisch geformte Bergspitzen dicht nebeneinander sich erhoben. Columbus nannte diese südlichste der Antillen La Trinidad, ein Name, welcher dem Eilande bis heute verblieben ist. Die Südküste entlang fahrend, ward man durch den überaus lieblichen Anblick derselben um so mehr erfreut, als man geglaubt hatte, so nahe dem Äquator nur dürre, vegetationslose Ländereien erwarten zu dürfen. Dieser Annahme entgegen gewahrte man aber überall schöne Fluren, auch wurden einzelne im Grün versteckte menschliche Behausungen sichtbar. Nahe der Westspitze ging man vor Anker und nahm Holz und Wasser ein; Columbus ließ die Mannschaft ans Land gehen, damit dieselbe sich von den Strapazen der langen Seereise erholen möge. Von diesem Punkte aus gewahrte man fern im Süden ein niedriges Land, welches einem schmalen Streifen gleich wohl auf eine Strecke von zwanzig Leguas den Horizont umsäumte. Annehmend, dieses Land gehöre gleichfalls einer Insel an, nannte Columbus die ferne Küste La Isla Santa,

nicht ahnend, daß er dem gesuchten Festlande, dem Kontinente von Südamerika, so nahe sei.

Als man am folgenden Tage, dem 2. August, die Fahrt nach der Südwestspitze der Insel Trinidad fortsetzte, traf man auf ein großes Kanoe, dessen Insassen, vierundzwanzig junge mit Pfeilen und Bogen bewaffnete Indianer, buntfarbige Baumwolltücher um die Köpfe und Lenden geschlungen hatten. Alle Mittel, welche man anwandte, diese Eingeborenen zum Betreten der Schiffe zu veranlassen, erwiesen sich als vergebens, dieselben ließen sich durch die vorgezeigten glänzenden Gegenstände nicht verlocken und betrachteten, bald näher kommend, bald sich wieder entfernend, die fremdartigen großen Fahrzeuge mit Scheu und Staunen. Als aber Columbus eine Trommel herbeibringen und bei ihrem Klange einige junge Leute einen Tanz beginnen ließ, in der Hoffnung, die Wilden durch die Macht der Musik herbeizuziehen, griffen diese, wahrscheinlich von dem Glauben befangen, daß die Weißen einen Kriegstanz aufführten, zu Pfeilen und Bogen, wurden jedoch bald durch einige Büchsenschüsse vertrieben.

War man schon durch den Anblick der üppig grünen Insel überrascht worden, so war dies noch mehr bei dem Anblick dieser Indianer der Fall, welche der Voraussetzung und dem Glauben der damaligen Zeit, daß der Mensch, je näher er dem Äquator wohne, dementsprechend auch eine desto dunklere Hautfarbe besitze, vollkommen entgegen eine fast hellere Färbung besaßen, als die an acht bis zehn Breitengrade nördlicher wohnenden Eingeborenen von Cuba und Hayti.

Mit dem weiteren Vorwärtsdringen gerieten die Schiffe in jenen nach Westen hin sich trichterartig verengenden Kanal, welcher durch die einander sich nähernden Küsten von Trinidad und des Orinokodeltas gebildet wird. In diesem Kanale, welchen Columbus Boca del Sierpe, „Schlangenschlund“ nannte, werden die ungeheueren Wassermassen, welche der Orinoko hier ergießt, durch die gewaltige Macht des die Küste bestreichenden Äquatorialstromes zusammengepreßt und gezwungen, ihren Ausweg durch die schmale Meerenge zwischen Trinidad und dem Festlande zu nehmen. „Reihen von Strömungen,“ so schreibt Columbus, „durchkreuzen diese Straße und verursachen einen Lärm gleich dem Tosen der an Felsen sich brechenden Meeresbrandung. Und alle Gewässer strömen von Osten nach Westen mit der gleichen Gewalt, als wie der Guadalquivir zur Zeit der Hochflut. Ich fürchtete, wegen der Strömung nicht rückwärts und wegen etwa vorhandener Untiefen nicht vorwärts kommen zu können. Schon war die Nacht vorgerückt, als ich ein furchtbares Getöse vernahm, welches von Süden her sich unsern Schiffen nahte. Und bald sah ich, wie mit schrecklichem Gebrüll das Meer in einem einzigen sich vorwärts wälzenden Berge, der so hoch wie die Fahrzeuge war, uns entgegenstürzte. Noch heute empfinde ich in Erinnerung an diese tosenden, wirbelnden Fluten ein Grauen, denn ich glaubte, dieselben müßten uns unfehlbar den Untergang bringen. Sie zogen aber vorüber und standen noch lange vor der Mündung des Kanales. Als ich am nächsten Tage ein Boot aussendete, um den Kanal zu sondieren, fand sich, daß die seichtesten Orte der Mündung immer noch sechs bis sieben Faden Tiefe besaßen und daß die Wasser in heftigen Gegenströmungen hier in den Golf hinein und dort wieder aus demselben heraus

fluteten. Doch gefiel es Gott, mir günstigen Wind zu geben, so daß wir diese Straße glücklich passierten und bald wieder in ruhiges Fahrwasser gelangten. Zufällig schöpfte man Meerwasser und erwies sich dasselbe in dem ganzen Golfe als süß und trinkbar. Nordwärts fahrend, kam ich nach Zurücklegung von 26 Leguas an zwei sehr hohe Vorgebirge. Das eine gegen Osten gehört der Insel Trinidad an, das andere, westliche, ist ein Teil des Landes Garcia. Zwischen diesen beiden Vorgebirgen finden sich die gleichen Strömungen und das gleiche Geheul der Gewässer, die ebenfalls süß und trinkbar sind."

Diese zweite, noch engere und mit einigen Felsenklippen besetzte Passage wurde von Columbus Boca del Dragon, „Drachenschlund" genannt. Um derselben zu entgehen, wandte er sich der Trinidad gegenüber liegenden Küste zu, um an der Südseite dieser vermeintlichen Insel einen sichereren Ausweg nach dem Karaïbischen Meerbusen zu finden.

Mit den an dieser Küste hausenden Wilden, welche ihr Land Paria nannten, trat man bald in einen friedlichen Verkehr und man erfuhr, daß das Land gen Westen dicht bevölkert sei. Je mehr man in dieser Richtung vorwärts kam, desto mehr bestätigte sich auch diese Aussage, die Niederungen zeigten sich gut angebaut und brachten Mais sowie die mannigfachsten Früchte hervor. Die Eingeborenen trugen baumwollene Lendentücher, welche so schöne Farben und Muster zeigten, daß man sie aus einiger Entfernung für seidene Gewänder halten konnte. Was aber die Spanier mit besonderer Freude erfüllte, war der Umstand, daß man die Wilden mit goldenen Zieraten sowie mit Hals- und Armbändern geschmückt sah, welche aus wertvollen Perlen zusammengefügt waren. Auf Befragen erfuhr man, daß das Gold in den von Menschenfressern bewohnten Bergen an der Westgrenze des Landes gefunden werde, die Perlen hingegen erhalte man von der Nordküste, wo dieselben in den dort zu findenden Muscheln zahlreich enthalten seien.

Dem weiteren Vordringen der Spanier gen Westen sowie der Möglichkeit, die vermeintliche Insel Paria umsegeln zu können, stellten sich nunmehr Schwierigkeiten entgegen. Das Fahrwasser wurde seichter, der Kanal enger und enger, und eine zur Rekognoscierung ausgesandte Karavelle kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß in der bisher verfolgten Richtung kein Ausweg, sondern nur die Mündungen einiger Ströme vorhanden seien. Man sah sich demnach zur Umkehr und zur Passierung des gefürchteten Drachenschlundes gezwungen, was bei günstigem Winde auch besser gelang als man erwartet hatte. Sehr richtig urteilte Columbus, daß die Insel Trinidad in früheren Zeiten mit dem Lande Garcia verbunden gewesen und erst durch die mächtigen Gewalten der von Süden kommenden Süßwasserströme abgetrennt worden sei, deren Zusammenprall mit den Gewässern des Ozeans auch jene furchtbaren Wirbel und Strudel erzeuge.

Nachdem man den Drachenschlund glücklich passiert, bog das kleine Geschwader um das Vorgebirge des Landes Garcia, nunmehr die Nordküste desselben entlang segelnd, da es Columbus darum zu thun war, sich Gewißheit über die Lage der Perlenbänke wie auch über den Ursprung der mächtigen Süßwasserströme zu verschaffen.

Bis an die Insel Margarita vordringend, gelang es auch, die erstere Frage zu lösen, indem man hier wie an der kleinen Insel Cubagua auf Indianer stieß, welche

der Perlfischerei oblagen und bereitwilligst eine große Zahl derselben gegen bunt bemalte Thonwaren, kupferne Schellen und andere geringwertige Gegenstände eintauschten.

Die zweite Frage zur Entscheidung zu bringen, war Columbus hingegen nicht beschieden. Wohl schloß er aus der Ausdehnung der Küste von Paria, die sich, soweit das Auge reichen mochte, gen Westen erstreckte und in der Ferne hohe Gebirge zeigte, daß die Küste das gesuchte Festland sein möge, zumal eine Insel nicht wohl so mächtige Ströme besitzen könne als wie diejenigen, an deren Mündung man gekommen.

Die weitere Untersuchung dieser Frage mußte Columbus infolge seines überaus schlechten Gesundheitszustandes leider aufgeben. Neue Fieberanfälle plagten ihn und vor allem sah er sich durch ein schweres, infolge der steten Nachtwachen ausgebrochenes Augenleiden gezwungen, die Entdeckungsfahrten einstweilen abzubrechen und nach Española zu segeln, von wo er seinen Bruder zur weiteren Fortsetzung der Fahrt auszusenden gedachte.

Von der Insel Margarita in nordwestlicher Richtung das Karaïbische Meer durchschneidend, gelangte man in fünf Tagen nach dem Felsen Alta Vela und der Insel Beata an der Südküste von Española, fünfzig Leguas entfernt von der Mündung des Ozamaflusses, welche man zu erreichen getrachtet hatte. Die mächtige, das Karaïbische Meer durchziehende Strömung hatte die Schiffe so weit von ihrem Ziele abgelenkt.



„Alta Vela."

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Kurz ehe Columbus von seiner zweiten Entdeckungsfahrt nach Spanien zurückkehrte, hatte man im Süden der Insel Española die Goldlager von Hayna aufgefunden. Da dieselben eine außerordentliche Ergiebigkeit verhießen, so hatte Columbus von Spanien aus seinen Bruder Bartholomäus brieflich angewiesen, in der Nähe der Minen, und zwar an der Mündung des Ozamaflusses eine Stadt zu gründen. Bartholomäus hatte dieser Anweisung auch entsprochen und auf dem linken Ufer des Flusses eine wohlbefestigte Niederlassung angelegt, welche ursprünglich Neu Isabella, bald aber Santo Domingo genannt wurde. Da der auf einer hohen Felsbank gelegene Ort weitaus gesünder war als das von Fiebern heimgesuchte Isabella der Nordküste, so zogen allgemach immer mehr der dortigen Bewohner nach der neuen Stadt, welche schnell zur Blüte kam, wohingegen die alte Kolonie mehr und mehr verfiel, bald ganz aufgegeben wurde und heutzutage so von Urwald überwuchert ist, daß nur noch wenige ganz unbedeutende Ruinen sichtbar sind.

Columbus hatte gehofft, in Santo Domingo von den Anstrengungen seiner Reise sich erholen zu können, was ihn aber daselbst erwartete, waren nur neue Sorgen und Mühseligkeiten.

Wohl war es während seiner zweijährigen Abwesenheit gelungen, die indianischen Häuptlinge zur Anerkennung der spanischen Oberherrschaft und zur Entrichtung des

Tributes zu zwingen, auch hatte man mehrere neue Befestigungen anlegen können, dagegen war unter den Spaniern selbst tiefer Unfriede ausgebrochen und fand Columbus einen Teil derselben in vollster Rebellion.

Es war wiederum eine Gesellschaft von Enttäuschten, welche anstatt des erträumten glückseligen Daseins auf Española ein Leben voller Arbeit gefunden hatte. Nicht nur waren diese Enttäuschten gezwungen gewesen, zur Sicherstellung der Kolonie manche ungewohnten harten Verrichtungen, manche ermüdenden Märsche zu unternehmen, sondern hatten auch mancherlei Entbehrungen, mancherlei Krankheiten zu ertragen gehabt. Der Umstand, daß in Spanien die Absendung von Medizinen und Lebensmitteln vielfache Verzögerungen erlitt, weil es bald an Geldern, bald an dem gehörigen Eifer der Beamten fehlte, hatte in den Kolonien mannigfache Verkürzung der Rationen zur Folge, ja mehrmals hatte man mit Hungersnot zu kämpfen gehabt.

Alle diese Übelstände legte man Columbus zur Last und beschuldigte denselben der Vernachlässigung der Leute, welche, von seinen Vorspiegelungen verlockt, ihm willig über das Meer in diese Länder gefolgt seien. Der Bruder des Admirals, der Adelantado Bartholomäus war seines strengen Regiments halber nicht beliebt und wurden seine Anordnungen, welche die Notwendigkeit erheischte, als launenhafte Maßnahmen und Bedrückungen hingestellt, Strafen, welche zu verhängen waren, legte man als Grausamkeiten jener genuesischen Fremdlinge aus, denen spanischer Stolz sich nur widerwillig unterzuordnen vermochte.

Als Bartholomäus gar über einen Spanier, welcher sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hatte, die Todesstrafe verhängte, bildete sich ein Bund von Verschworenen, welcher die Ermordung des verhaßten Genuesen beabsichtigte. An der Spitze dieser Verschwörung stand Franzisco Roldan, ein Mann, welcher Columbus seine bevorzugte Stellung als Oberrichter zu verdanken hatte. Glücklicherweise wurde den Verschworenen der Anlaß zu dem geplanten Morde aber genommen, als der Adelantado den zum Tode Verurteilten in letzter Stunde begnadigte.

Der Aufstand aber brach dennoch aus; unter Führung Roldans erbrachen die Unzufriedenen das Warenhaus, versahen sich mit Waffen und gestalteten die Verhältnisse für den Adelantado so mißlich, daß sich derselbe eine regelrechte Belagerung seitens der Rebellen in dem Kastell Concepcion gefallen lassen mußte. Die Aufrührer wiegelten auch die Eingeborenen auf, nicht nur den Tribut zu verweigern, sondern auch keine Nahrungsmittel mehr zu liefern. Zum Glücke für Bartholomäus trafen zwei von Spanien kommende Schiffe in Santo Domingo ein, welche nicht nur Vorräte, sondern auch Truppen brachten, mit deren Hilfe man nunmehr die Rebellen in das Gebiet von Xaragua drängte, wo sich dieselben einem zügellosen Leben hingaben. Eine ansehnliche Verstärkung erhielten dieselben dadurch, daß Roldan es verstand, einen Teil der Bemannung der von Columbus vorausgesendeten drei Karavellen, welche zufällig an der Küste von Xaragua gelandet hatten, abtrünnig zu machen und zu sich hinüber zu ziehen.

So standen die Angelegenheiten, als Christoph Columbus, erschöpft an Körper und Geist und halb erblindet, in Santo Domingo anlangte. Wo er gehofft, geordnete

Zustände zu finden, erwartete ihn Rebellion, und anstatt der Fortschritte war überall nur ein Rückgang zu bemerken. Infolge der beständigen Unruhen lagen die Minen verlassen und die Felder verödet, die Eingeborenen hatten sich zumeist in die Berge und in die Wälder geflüchtet und zeigten sich unzugänglicher als je zuvor.

Eine Musterung der kampffähigen Leute ergab für Columbus die Gewißheit, daß mit denselben eine gewaltsame Unterwerfung der Rebellen nicht zu ermöglichen sei, da Roldans Partei die ungleich mächtigere war. So entschloß der Admiral sich dazu, einen friedlichen Ausgleich zu versuchen; er richtete an Roldan einen freundlichen Brief und trug ihm Versöhnung an, ohne daß irgend jemand des Geschehenen halber zur Rechenschaft gezogen werden solle. Zugleich erließ er die Bekanntmachung, daß es einem jeden mit den Verhältnissen Unzufriedenen gestattet sei, eines der nach Spanien zurückkehrenden Schiffe zur Heimfahrt zu benutzen.

Der Brief wie die Bekanntmachung blieben bei den Rebellen, welche die Schwäche des Admirals wohl erkannten, ohne jede Wirkung, und mußte Columbus die Schiffe nach Spanien entsenden, ohne den Bericht des wiederhergestellten Friedens beifügen zu können.

In einem den Schiffen mitgegebenen Schreiben hob Columbus hervor, daß der Grund der Zerwürfnisse vielfach in den Unregelmäßigkeiten zu suchen sei, mit welcher das indische Amt die notwendigen Proviantsendungen betreibe, ferner daß die Kolonie nichts mehr bedürfe als eine stete, zuverlässige und redliche Verwaltung. Zur Schlichtung aller Unregelmäßigkeiten sei die Gegenwart eines rechtskundigen Mannes erforderlich, welcher als Richter in allen Streitsachen zu fungieren vermöge.

Mit diesem Schreiben ging aber auch ein solches der Rebellen an den Hof ab, in welchem dieselben ihr Verhalten zu rechtfertigen suchten. Sie bezichteten den Bruder des Admirals wie auch diesen selber der grausamsten Bedrückung, die obwaltenden Verwirrungen seien lediglich eine Folge der Willkürherrschaft der Genuesen, welche mehr ihre eigenen Interessen als diejenigen des Königspaares berücksichtigten. Sie malten die Zustände der Kolonie und die angeblichen Veranlasser derselben in den schwärzesten Farben und gaben dadurch der immer mächtiger werdenden Strömung gegen Columbus und seine Brüder neue Nahrung, so daß es eintraf, was der Admiral in einem Briefe an die Monarchen vorahnend ausgesprochen hattte: daß, wie der Tropfen den Stein aushöhle, die Regenten durch die stets wiederholten Anfeindungen seiner Person doch endlich gegen ihn und seine Unternehmungen eingenommen werden könnten. —

Da der Zustand der Kolonien die Wiederherstellung des Friedens zur unumgänglichen Notwendigkeit machte, so knüpfte Columbus mit den Rebellen neue Unterhandlungen an. Lange schwankten dieselben hin und her, schließlich sah sich Columbus durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, die von den Gegnern gestellten Bedingungen anzunehmen. Durch diese Bedingungen wurde Roldan nicht nur in sein Amt als Oberrichter wieder eingesetzt, sondern erhielt mit seinen Genossen, denen völlige Straffreiheit zugestanden wurde, auch noch ansehnliche Landschenkungen sowie die Zusicherung, daß ihnen aller rückständiger Sold voll ausbezahlt werden solle. Geschehe das letztere nicht, so solle

den Rebellen das Recht zustehen, diesen Sold mit Gewalt oder auf irgend eine sonst ihnen geeignet erscheinende Weise zu erzwingen.

Nur die äußerst kritische Lage der Kolonie kann Columbus bewogen haben, einen so schimpflichen Vertrag anzunehmen, welchen er an Bord eines Schiffes unterzeichnete. In einem erneuten Schreiben an die Souveräne stellte er den Vertrag als einen solchen hin, welcher darum nicht eingehalten zu werden brauche, weil man es mit Meuterern zu thun habe, welche, seine hilflose Lage erkennend, den Vertrag von ihm abgerungen hätten. Derselbe sei überdies null und nichtig, weil er an Bord eines Schiffes zur Unterzeichnung gekommen, während er, um rechtskräftig zu sein, von ihm am Lande in seiner Stellung als Vicekönig hätte vollzogen werden müssen. Durch das Vorhandensein des Schriftstückes möge man sich nicht abhalten lassen, die Rebellen, welche Räuber und Hochverräter seien, zur Rechenschaft zu ziehen und exemplarisch zu bestrafen.

Die Rebellion war durch diesen Akt kaum beendigt, als sich Streitigkeiten und kriegerische Verwickelungen mit dem auf Entdeckungsreisen ausgegangenen Ojeda anschlossen. Dann folgten Verschwörungen anderer Art, durch welche Columbus sich gezwungen sah, mehrere der Anstifter mit dem Tode zu bestrafen.

Die Kunde davon gelangte nach Spanien und gab den Feinden des Admirals, zu denen sich eine inzwischen heimgekehrte Anzahl der Rebellen gesellte, Stoff zu neuen Anklagen gegen die Genuesen. Man sprach davon, daß Columbus nicht nur den der Krone gehörigen Anteil der Ergebnisse der Goldminen widerrechtlich zurückhalte, sondern daß derselbe anstrebe, die Gewalt an sich zu reißen und sich zum unabhängigen Alleinherrscher der von ihm entdeckten Länder zu machen.

Die ursprünglich Columbus so günstige Meinung der Monarchen wurde durch diese nie aufhörenden Beschuldigungen nach und nach gänzlich umgestimmt, besonders auch durch den Umstand, daß die durch die Kriege mit Frankreich geleerten Kassen, welche man mit den Schätzen der neuentdeckten Länder zu füllen gedacht hatte, anstatt dessen immer neue Zuschüsse für die Verproviantierung der Kolonien wie für die kostspielige Ausrüstung der Entdeckungsexpeditionen herzugeben hatten. Anstatt der in sichere Aussicht gestellten goldenen Berge hatten die Schiffe nur Frachten von indianischen Sklaven gebracht, welche auf dem Markte von Sevilla verkauft werden sollten, um dem Fiskus wieder einigermaßen Geld zuzuführen.

Alle diese herben Enttäuschungen beförderten den Umschwung in der Gesinnung der Monarchen. War König Ferdinand eigentlich Columbus niemals freundlich gesinnt gewesen, so wurde die warmherzige Protektorin des Genuesen und die eigentliche Trägerin der ganzen indischen Unternehmungen, die Königin Isabella dadurch unangenehm berührt, daß Columbus nicht nur wiederholt Schiffe mit indianischen Sklaven sandte, sondern auch wiederholt darum ersuchte, die Indianer in den Kolonien als Sklaven verwenden zu dürfen. Als gar einige der nach Spanien zurückgekehrten Rebellen, bezüglich einer Anzahl von mitgeführten indianischen Weibern befragt, erklärten, dieselben von Columbus geschenkt erhalten zu haben, rief die Königin indigniert aus: „Welche Ermächtigung besitzt der Admiral, meine Unterthanen zu verschenken?“ und befahl, sämtlichen bisher nach

Spanien gebrachten und als Sklaven verkauften Indianern sofort die Freiheit wiederzugeben und dieselben nach Española zurückzubringen.

Überzeugt, daß unter den obwaltenden Wirren die Kolonien ihrem völligen Untergange entgegengehen würden, entschlossen sich die Regenten dazu, eine geeignete Persönlichkeit nach Santo Domingo zu entsenden, welche nicht nur die gegenwärtigen Zustände untersuchen solle, sondern auch in allen Fragen Recht zu sprechen hätte.

Kam dieser Entschluß den mehrfach ausgesprochenen Bitten des Admirals völlig entgegen, so zeigte sich aber, daß die Monarchen in der Wahl einer derartigen Persönlichkeit sowie in der Ausdehnung der derselben übertragenen Vollmachten bedauerliche Mißgriffe thaten.

Francisco Bobadilla, der ausersehene Mann, von einigen seiner Zeitgenossen als leidenschaftlich, ränkesüchtig und ehrgeizig geschildert, war demnach für einen so schwierigen und wichtigen Posten kaum geeignet. Die Befugnisse, mit welchen er von den Regenten ausgestattet wurde, zeigen aufs klarste, wie sehr es den Feinden des Admirals gelungen war, die Stimmung der Monarchen gegen ihn und seine Brüder zu erregen, denn Bobadilla besaß nicht nur die Vollmacht, jeden, der ihm für das Wohl der Kolonie gefährlich erscheine, mit Gewalt von der Insel zu entfernen, sondern notwendigen Falles auch von dem Admiral die Übergabe aller Befestigungen, Schiffe, Häuser, Waffen, kurz alles königlichen Eigentumes zu verlangen.

Hatten die Monarchen schon zuvor die vertragsmäßigen Rechte des Admirals dadurch verletzt, daß sie im Jahre 1495 einem jeden gestatteten, auf eigene Faust auf Entdeckungsreisen nach den westlichen Ländern zu gehen, sobald man nur von allen Erträgen dieser Fahrten den königlichen Anteil entrichte, so wurden durch die Bobadilla übertragenen Vollmachten die Rechte des Columbus als Vicekönig vollends in der rücksichtslosesten Weise auf die Seite geschoben.

Die Ankunft Bobadillas vor Santo Domingo ereignete sich am 23. August des Jahres 1500. Beim Eintritt in den Ozamafluß gewahrte man als stumme Zeugen der letzten Unruhen die Leichen zweier Spanier, welche von Columbus kurz zuvor mit dem Tode am Galgen bestraft worden waren.

Der Admiral sowie sein Bruder Bartholomäus waren abwesend und befand sich der erstere in dem Fort Concepcion, der letztere in Xaragua. Als Stellvertreter des Admirals fungierte dessen zweiter Bruder Diego.

Die Leichen der Gehängten als vollgültige Beweise der Grausamkeit des Admirals ansehend, verbrachte Bobadilla den Rest des Tages damit, von den an Bord seiner Schiffe kommenden Spaniern allerlei Informationen über den Admiral und seine Brüder einzuziehen, und glaubte sich auf Grund dieser Informationen berechtigt, von seinen Befugnissen den umfänglichsten Gebrauch zu machen, ohne die Ankunft des Admirals abzuwarten und diesen selber anzuhören.

Mit seiner von den Herrschern ihm beigegebenen Leibwache am folgenden Morgen landend, ließ er nach beendigter Messe der vor der Kirchtüre versammelten Menge sein Beglaubigungsschreiben verlesen und verlangte von dem anwesenden Don Diego die

sofortige Übergabe der Citadelle von Santo Domingo und der in derselben befindlichen Gefangenen. Als Diego sich weigerte und nicht ohne das Vorwissen seines Bruders, des Admirals, handeln zu können erklärte, ließ Bobadilla die Thore der Citadelle gewaltsam erbrechen, befreite die in ihr befindlichen Gefangenen und übergab dieselben der Obhut eines seiner Beamten, um ihre Vergehen später zu untersuchen. Handelnd, als sei Columbus in Spanien bereits prozessiert und gerichtet, belegte er darauf das ganze Eigentum sowie sämtliche Papiere des Admirals mit Beschlag und nahm auch Wohnung im Hause desselben. Das Volk wußte Bobadilla dadurch auf seine Seite zu bringen, daß er nicht nur aus den vorgefundenen Mitteln alle rückständigen Löhne zu bezahlen verhieß, sondern es auch jedem freistellte, für die nächsten zwanzig Jahre auf eigene Rechnung Gold zu suchen, solange man nur den elften Teil desselben an die Königliche Schatzkammer entrichte.

Nachdem Bobadilla sich hierdurch die große Menge gesichert, forderte er den Admiral in gebieterischem Tone auf, sofort vor ihm zu erscheinen, ein vom 26. Mai 1499 datiertes königliches Schreiben beifügend, durch welches Columbus ersucht wurde, Bobadilla in allen Maßnahmen, welche derselbe zu ergreifen für erforderlich halte, zu unterstützen und zu gehorchen.

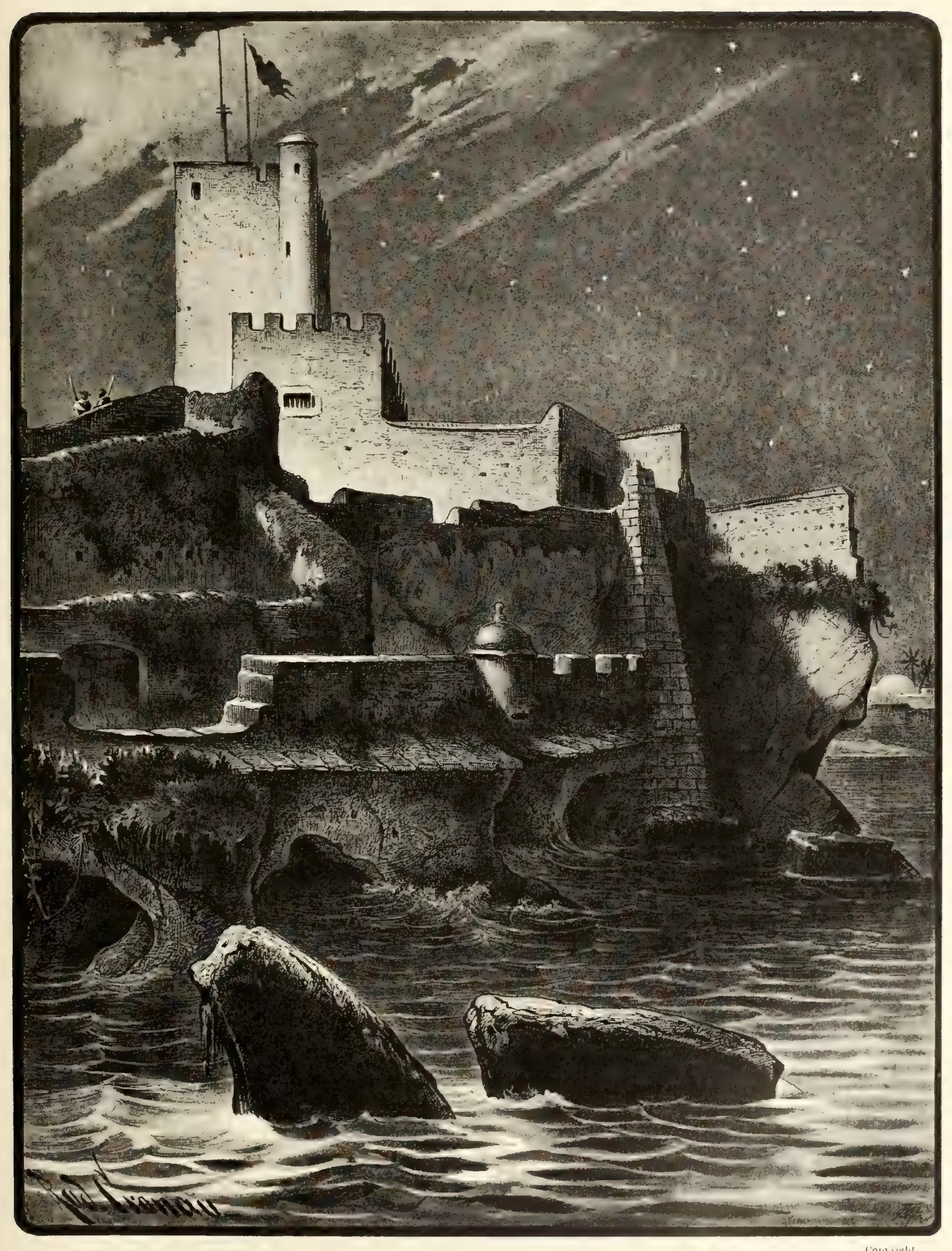
Dieser Befehl und die Kunde von dem bereits Geschehenen trafen Columbus in dem Fort Concepcion, von wo er sich nun, kaum von jemand begleitet, auf den Weg nach Santo Domingo begab. Mittlerweile hatte Bobadilla den Bruder des Admirals, Don Diego, in Ketten legen und an Bord einer der im Flusse vor Anker liegenden Karavellen bringen lassen, und kaum war der Admiral selber in Santo Domingo erschienen, als Bobadilla sich auch dessen Person bemächtigte und ihn mit Ketten belastet in dem Turme der Citadelle gefangen setzen ließ.

Diese Citadelle steht noch heute, und noch heute wird in derselben der kleine mit immensen Mauern versehene Raum gezeigt, in welchem der Überlieferung zufolge der Mann eingekerkert saß, welcher der Menschheit eine ganze Welt erschlossen hatte.*)

Columbus fürchtete, daß, wie man ihn ungehört in Fesseln gelegt hatte, man ihn auch ungehört aburteilen und richten werde und zitterte für sein Leben in Sorge darüber, daß sein Name nunmehr befleckt und besudelt der Nachwelt überliefert werde.

Als Alonzo de Villejo, der Offizier, welcher die Gefangenen nach Spanien bringen

*) Diese Citadelle ist auf der rechten Flußseite gelegen, während die Stadt sich zu jener Zeit auf der linken befand. In Santo Domingo selbst sind die Meinungen darüber geteilt, ob die gegenwärtige Citadelle bereits von Bartholomäus Columbus oder erst einige Jahre später von Ovando nach Verlegung der Stadt auf die rechte Flußseite errichtet worden sei. Wir sind geneigt, uns der ersteren Ansicht anzuschließen, da zur Anlage der die Ozamamündung beherrschen sollenden Festung die rechte Uferbank von jeher ungleich größere Vorteile darbot, welche dem Auge des kriegskundigen Bartholomäus sicherlich nicht entgangen sein konnten. In dieser Meinung werden wir bestärkt durch den völligen Mangel an Überresten oder Spuren, welche auf das Vorhandensein von Befestigungen auf der linken Uferbank schließen lassen konnten. Wir müssen daher annehmen, daß die noch gegenwärtig in Santo Domingo lebendige Volksüberlieferung, Columbus sei in dem Turme der auf unserem Vollbilde veranschaulichten Citadelle gefangen gehalten worden, die richtige ist. Daß Columbus nicht, wie in einigen Geschichtswerken zu lesen ist, direkt an Bord eines Schiffes gebracht wurde, ergiebt sich durch das von uns citierte Gespräch mit dem Offizier Alonzo de Villejo.



Die Citadelle zu Santo Domingo.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

sollte, mit einer Schar von Bewaffneten in der Zelle des Admirals erschien, um denselben auf das zur Abfahrt bereitliegende Schiff zu bringen, fragte Columbus in dem Glauben, er solle zum Richtplatze geführt werden: „Villejo, wohin bringt Ihr mich?“ „Zu den Schiffen, Admiral, um abzusegeln!“ war die Entgegnung. „Absegeln?“ fragte ungläubig der Admiral, „Villejo, sprichst Du die Wahrheit?“ „Bei dem Leben Eurer Excellenz, ich spreche die Wahrheit,“ bekräftigte der Offizier, damit die Seele des Admirals sichtlich beruhigend. —

Ein gleiches Schicksal wiederfuhr Bartholomäus Columbus, welcher sich auf Ersuchen des Admirals freiwillig stellte und ebenfalls gefesselt an Bord der Karavellen gebracht wurde. Keinem der Gefangenen wurde gestattet, mit den anderen zu verkehren oder Besuche zu empfangen, auch nahm Bobadilla sich nicht die Mühe, einen derselben anzuhören. Schimpflichen, bereits verurteilten Verbrechern gleich sollten die Genuesen nach Spanien gehen, dem Lande, welchem sie unter tausendfachen Gefahren die besten Jahre ihres Lebens geopfert hatten.

Sobald die Schiffe den Ozama verlassen hatten, begegneten der die Gefangenen bewachende Offizier sowie der Kapitän Andreas Martin dem Admiral mit der größten Ehrerbietung und erboten sich, ihm die eisernen Ketten, mit welchen er gefesselt war, abzunehmen, was Columbus aber ablehnte, da sie auf königliches Geheiß angelegt worden seien. Er gedenke sie im Gegenteil als Erinnerung daran zu bewahren, welchen Lohn seine Verdienste gefunden. —

Als nach schneller Überfahrt die Schiffe in dem Hafen von Cadiz landeten, erregte die mit Windeseile sich verbreitende Nachricht, daß Columbus nebst seinen Brüdern in Fesseln sich an Bord der Fahrzeuge befinde, das ungeheuerste und peinlichste Aufsehen. Die Gefangenen wurden dem Alkalden von Cadiz ausgeliefert, bis beschlossen sei, was mit denselben geschehen solle.

Da Columbus nicht wußte, wie weit Bobadilla, den er gar nicht zu Gesichte bekommen hatte, nach den Anordnungen der Regenten gehandelt habe, so hatte er ein Schreiben an die bei der Königin hoch in Gunst stehende Amme des Prinzen Don Juan, eine sehr angesehene Dame, geschrieben und gestattete man ihm, diesen Brief durch einen Eilboten abzusenden.

Diesem noch heute erhaltenen Schreiben*) entnehmen wir folgende, die Stimmung des Admirals wiedergebenden Worte:

„Sehr ehrwürdige Dame! Wenn es etwas Neues ist, daß ich mich über die Welt beklage, so ist es etwas sehr Altes, daß die Welt Gutes zu mißhandeln liebt. Mir hat sie tausend Kämpfe geliefert und ich habe bis diesen Augenblick allen widerstanden, wo ich mich weder der Waffe noch des Rates bedienen konnte. Mit Grausamkeit hat sie mich aber nunmehr zu Boden getreten, und nur die Hoffnung auf den, welcher uns alle erschaffen hat, hält mich aufrecht. Er stand mir immer bei und es ist noch nicht lange

*) Wir entnehmen den Wortlaut dieser Stellen dem leider einige Mängel aufweisenden anonymen Werkchen (erschienen in Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1890): „Die Reisen des Chr. Columbus. Nach seinen eigenen Briefen und Berichten 2c.“ S. 135.

her, daß er mich mit starkem Arme erhob und mir zurief: »O Du Kleingläubiger, stehe auf, fürchte Dich nicht, ich bin es!«

Ich kam zu unseren Herrschern mit hohem Eifer und habe ihnen unerhörte Dienste geleistet. Gott machte mich zum Boten des neuen Himmels und der neuen Erde, die er durch den Mund des Apostels Johannes und des Propheten Jesaias verheißen hat, — mir zeigte er, wo ich sie finden solle. Jedermann war ungläubig, aber der Herr gab der Königin, meiner hohen Gebieterin, den Geist des Verständnisses und den nötigen Mut und machte sie als sein liebes Kind zur Erbin dieser neuen Welt, von der ich in ihrem Namen Besitz ergriff. Jedermann wollte die Unwissenheit, in die man versunken war, verhüllen, und die Leute gingen von der ursprünglichen Verneinung meiner Pläne über auf die Mißstände und Kosten des Unternehmens. Sieben Jahre verflossen in Beratungen, und neun, ehe es bis zur Ausführung des Unternehmens kam, welches doch jedermann in höchstem Grade hätte interessieren sollen. Ich kam heim von Erfolgen gekrönt, aber noch immer giebt es bis zum Allerschlechtesten herab niemand, der mich nicht zu verleumden sucht. Aber, Gott sei Dank, die Welt wird einst anders berichten, wenn sie keine Macht mehr hat, mir zu schaden. Wenn ich Indien gestohlen und den Mauren ausgeliefert hätte, könnte man mir in Spanien keine größere Feindseligkeit erweisen.

Wer würde das von einem Lande glauben, in welchem immer so viel Edelsinn herrschte?

Ich wünschte lebhaft, mich von allem losmachen zu können, wenn ich es meiner Königin gegenüber füglich thun könnte.

Vor meiner Abreise von Spanien hatte ich ihre Hoheiten oft gebeten, auf meine Kosten jemand nach diesen Orten zu schicken, welcher beauftragt wäre, Justiz zu üben, und seit ich den Alkalden Roldan im Aufstand fand, bat ich von neuem, wenigstens einen ihrer Diener mit Briefen zu schicken, weil man mich in so seltsamen Ruf gebracht, daß, wenn ich Kirchen und Hospitäler bauen ließe, man sagen würde, es seien Höhlen für Diebe und Mörder. Ihre Hoheiten trafen endlich Anordnungen, aber in einer Weise, welche gerade das Gegenteil von dem war, was die Umstände erforderten. Sprechen wir nicht mehr davon, da es ihnen so beliebte.

Es wäre ein wahres Almosen für mich, wenn die Hoheiten den Gerüchten, welche über mich verbreitet sind, steuern möchten. Sie wissen, welche Mühsal ich erduldete, um ihnen ihr Eigentum und ihre Herrschaft zu erhalten, und wie ich für mich keinen Gewinn daraus zog. Mein guter Name und meine Ehre in der Welt wären dann wieder hergestellt, denn meine Arbeit ist derart, daß sie mir in den Augen der Rechtlichen nur von Tag zu Tag größeren Ruhm erwerben kann. Die Verleumdungen haben mir mehr geschadet als alle meine Verdienste mir genützt haben: ein schlimmes Vorbild für die Gegenwart wie für die Zukunft. . . .

Ich denke, sie erinnern sich, daß, als der Sturm mich bei meiner Rückkehr von der ersten Reise in den Hafen von Lissabon warf und ich alle Segel verloren hatte, ich fälschlich angeklagt wurde, absichtlich hier eingelaufen zu sein, um dem Könige von Portugal Indien in die Hände zu spielen. Ihre Hoheiten überzeugten sich vom Gegenteil

und sahen, daß alles, was man über mich sagte, von der Bosheit gewisser Leute herrühre. Ich begreife nicht, daß man mich für so dumm hält, daß ich nicht wissen sollte, ich könnte mich nicht, selbst wenn Indien mein gehörte, ohne den Schutz eines Fürsten dort halten. Wenn dem so ist, wo hätte ich besseren Schutz und bessere Stütze finden können, als bei dem Könige und der Königin, unseren Herren, die mich aus dem Nichts gezogen und erhöhet haben und die zu Wasser und zu Lande die mächtigsten Fürsten der Welt sind? . . .

Als Bobadilla in Santo Domingo ankam, erklärte er sich am zweiten Tage als Gouverneur. Er war mir schon feindlich gesinnt, als er ankam. Man sagt, er habe viel Geld bezahlt, um seinen Posten zu erhalten. Er verkündigte, er sei gekommen, um jedermann zu bezahlen, obwohl man bis zu diesem Tage nicht eigentlich gedient hatte. Dem Alkalden und dessen Anhängern schickte er mehrere Briefe Ihrer Hoheiten und gewährte jedem von ihnen Begünstigungen und Vorteile; was aber mich betrifft, so ignorierte er mich vollständig; ich erhielt weder Brief noch Boten. . . .

Im Bunde mit diesen meinen Gegnern setzte er eine Anklageschrift über meine angeblichen Missethaten auf, wie nie die Hölle eine ähnliche erfand. . . . Noch nie ist es erhört worden, daß jemand, der ausgeschickt ward, eine Untersuchung vorzunehmen, Rebellen sammelte und sie zu Zeugen gegen den aufrief, der sie regierte. . . .

Ich begab mich beinahe allein zu ihm, um die Verdächtigungen gegen mich abzuwehren, da alle meine Leute bei dem Adelantado geblieben waren. Als er das erfuhr, ließ er Don Diego in Ketten legen und in die Karavelle werfen, ebenso nahm er mich gefangen und den Adelantado, als dieser ankam. Ich sprach nicht mit ihm und er erlaubte nicht, daß irgend jemand mit mir rede; ich beschwöre es, daß ich nicht begreife, aus welchem Grunde ich Gefangener bin. . . .

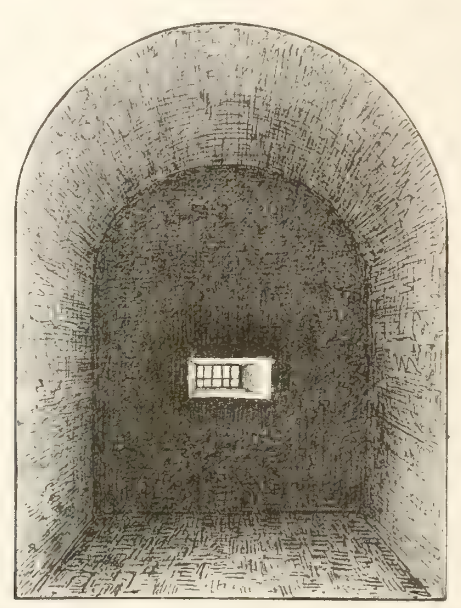
Als der Gouverneur nach Santo Domingo kam, logierte er sich in meinem Hause ein und eignete sich alles an, was darinnen war. Er mag dessen bedurft haben, aber kein Seeräuber hat je so mit Kauffahrern gehandelt. Was mir am peinlichsten bleibt, ist, daß er sich meiner Papiere bemächtigte, von denen ich auch nicht ein einziges wieder bekam; und gerade die Papiere, welche mich am meisten in den Stand setzen würden, mich zu verteidigen, hält er am meisten verborgen. Sehet, welch ein gerechter Untersuchungsrichter er ist! . . .

Wollte Gott, Ihre Hoheiten hätten vor zwei Jahren ihn oder einen anderen gesendet, als ich mir für die Verwaltung einen geeigneten Mann erbat, ich hätte wahrlich weder Schande noch Ärgernis zu fürchten gehabt, — daß meine Ehre unbefleckt aus allem endlich hervorgehe, dessen bin ich gewiß, denn Gott ist gerecht und wird an das Licht bringen, was geschehen und warum es geschehen ist. Man behandelt mich da drüben wie einen Gouverneur, der in eine regelmäßig verwaltete Provinz oder Stadt geschickt wurde, wo die Gesetze vollständig ausgeführt werden können, und macht mir einen schweren Vorwurf daraus, daß ich den Verhältnissen Rechnung trage. Ich soll abgeurteilt werden, als wäre ich ein von Spanien abgeschickter Hauptmann, der in Indien eine zahlreiche, kriegerische Nation zu erobern hätte, während Sitten

und Religion hier von der unserigen so völlig verschieden sind, die Individuen in den Wäldern zerstreut ohne regelmäßigen Wohnsitz leben und wo ich, da weder Städte noch Verträge existieren, in keiner Art nach hergebrachten Gewohnheiten handeln konnte. So werde ich behandelt und abgeurteilt, während ich nach dem Ratschlusse Gottes der Herrschaft des Königs und der Königin eine Welt einverleibt habe, infolge wovon das vorher arme Spanien heute das reichste Land geworden ist. Der Weg zu Gold und Perlen steht offen, darauf kann man so gewiß rechnen als auf Edelsteine, Gewürze und tausend andere Dinge." —

Als dieser Brief seinen Bestimmungsort erreichte und die Regenten Kunde von dem Vorgegangenen erhielten, waren sie sichtlich betroffen. Erkennend, daß man in den Maßnahmen gegen den Admiral zu weit gegangen, beeilte man sich, die Welt davon zu überzeugen, daß die Gefangennahme und Einkerkerung desselben ohne ihren Befehl und gegen ihre Wünsche geschehen sei. Den Eingang der Anklageschrift Bobadillas nicht abwartend, entsandten sie sofort einen Eilboten nach Cadiz mit dem Befehl, die Gefangenen unverzüglich in Freiheit zu setzen und denselben mit allen ihnen zustehenden Ehren zu begegnen. Columbus erhielt zugleich ein königliches Schreiben, in welchem das tiefste Bedauern über das Geschehene ausgesprochen und durch welches er eingeladen wurde, am Hofe zu erscheinen. Dem Briefe war eine Anweisung auf die Summe von 200 Dukaten beigefügt, damit der Admiral seinem Range gemäß reisen könne.

Seiner Schuldlosigkeit vollkommen bewußt, zögerte Columbus nicht, der Einladung Folge zu leisten und traf bereits am 17. Dezember in Granada, woselbst das Königspaar sich aufhielt, ein. Die Königin empfing ihn mit Thränen in den Augen, Columbus selbst aber war durch dieses Wiedersehen so erschüttert, daß er sich seiner hohen Gönnerin zu Füßen warf und eine Zeitlang vor innerer Bewegung nicht zu reden vermochte.



Die Zelle des Columbus in der Citadelle zu Santo Domingo.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.



Ansicht der Stadt Domingo auf Hispaniola. Nach einem Kupferstich in Dapper's „America" 1673.



Die Küste von Española in der Nähe der Stadt Santo Domingo.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die letzte Reise des Columbus.

Am königlichen Hofe ließ man es an Bemühungen nicht fehlen, den schwergekränkten Mann die erlittene Schmach vergessen zu machen. Wenn aber Columbus sich der Hoffnung hingegeben hatte, in aller Kürze wieder in den Vollbesitz seiner Hoheitsrechte an die von ihm entdeckten Länder eingesetzt zu werden, so sollte er in dieser Hinsicht noch manche bittere Enttäuschung erleben.

Schon längst war König Ferdinand zu der Einsicht gekommen, daß die Columbus vor Antritt seiner ersten Reise zugestandenen Rechte ihm keine freie Hand in der weiteren Erschließung und Ausbeutung jener Regionen lasse, daß er an die Persönlichkeit des Genuesen gebunden und von diesem in mancherlei Beziehungen abhängig sei. Diesen Zwang und diese Abhängigkeit zu brechen, hatte man bereits im Jahre 1495 die ursprünglich jedermann verbotene Schiffahrt nach den westindischen Gewässern freigegeben, ohne in Rücksicht zu ziehen, daß hierdurch die Rechte des Admirals gewaltig beeinträchtigt würden. Die infolge dieser Freigebung von Ojeda, Pinzon, Niño und anderen unternommenen Fahrten ergaben, daß in der Nähe der von Columbus entdeckten Länder noch ungeheuere Gebiete vorhanden seien, die nur der weiteren Erschließung harrten. Dem Könige erschien es gefährlich, die Hoheitsrechte über alle diese zweifellos unermeßliche Schätze bergenden Gebiete in einer Hand vereinigt zu wissen, da es doch möglicherweise eintreten könne, daß eine mit solch ungeheueren Rechten ausgestattete Persönlichkeit ihre Macht dazu benutze, sich von Spanien frei und unabhängig zu machen.

Mit einer solchen Möglichkeit rechnend, hielt es der König nicht für angezeigt, den nun einmal durch Bobadilla abgeänderten früheren Zustand wieder herzustellen und Columbus aufs neue in seinen Rechten als Vizekönig zu bestätigen. Vertröstete man den Admiral damit, daß seine Enthebung nur als eine vorübergehende zu betrachten sein solle, bis die Zustände in den Kolonien sich wieder geordnet hätten, so war das eben eine Vertröstung, welche nie in Erfüllung gehen sollte.

Man beschränkte sich darauf, ihm zunächst Schadloshaltung für alle durch Bobadilla herbeigeführten Verluste zu verheißen, sowie auch seinen vertragsmäßigen Anteil aus den Einkünften der durch ihn entdeckten Länder zu sichern.

Was Bobadilla betraf, so wurde die Abberufung desselben beschlossen, nicht nur, um dadurch darzuthun, daß die gewaltsame Entfernung des Admirals von der Insel ohne Zustimmung des Hofes geschehen sei, sondern auch, weil Bobadilla durch mancherlei Maßnahmen seine Untauglichkeit als Statthalter zu zeigen begann. Als sein Nachfolger wurde Nikolaus de Ovando erwählt, ein erprobter und tüchtiger Mann, dem man allseitig das größte Vertrauen entgegenbrachte. Die Flotte, welche diesen neuen Gouverneur nach Santo Domingo bringen sollte, zählte dreißig Schiffe und befanden sich an Bord derselben gegen 2500 Personen, darunter viele von hohem Rang, sowie ganze Familien, welche ihr Glück in der neuen Welt versuchen wollten. Nicht geringen Anteil an der vorzüglichen Ausstattung dieser großartigen Expedition hatte Columbus, der mit seinen auf reiche Erfahrung begründeten Ratschlägen das Unternehmen förderte, soweit es nur in seinen Kräften stand. Am 13. Februar des Jahres 1502 ging die Flotte unter Segel, und wenn dieselbe auch bald nach ihrer Abfahrt einen schweren Sturm zu bestehen hatte, während welchen eines der Schiffe zu Grunde ging, so langten doch die anderen am 15. April wohlbehalten in der Mündung des Ozamaflusses an.

Bobadilla wurde sofort seines Amtes entsetzt, Roldan hingegen und seine Genossen gefänglich eingezogen, um nach Spanien gebracht und daselbst prozessiert zu werden.

Während diese Ereignisse ihren Lauf nahmen, hatte Columbus sich mit neuen Plänen befaßt, und wenn sein den Herrschern vorgelegtes Projekt eines Kreuzzuges zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen auch keine Beachtung fand, so brachte man dagegen seinen Vorschlägen zur Verfolgung der während der letzten Reise gemachten Entdeckungen um so größeres Interesse entgegen, zumal die inzwischen von Ojeda, Niño, Pinzon, Lepe und anderen unternommenen Forschungsreisen ergeben hatten, daß hier thatsächlich noch manche ausgedehnten und reichen Länder der Erschließung harrten.

So wurde Columbus die Genehmigung zur Ausrüstung einer neuen Expedition erteilt, und verließ er am 9. Mai des Jahres 1502 mit vier Karavellen und 150 Mann den Hafen von Cadiz, um aufs neue den westindischen Gewässern zuzueilen. Über den Verlauf dieser Reise ist ein Bericht des Admirals an die Regenten in Abschrift erhalten. Danach nahmen an der Fahrt auch der Bruder des Admirals, Bartholomäus, sowie sein eigener Sohn Ferdinand teil, welch letzterer noch nicht das Alter von dreizehn Jahren erreicht hatte.

Von günstigen Passatwinden getrieben, kam man bereits am 15. Juni an eine der Karaïbischen Inseln, an das heutige Martinique, damals von den Eingeborenen Mantinino genannt. Nachdem man drei Tage an derselben verweilt und sodann die Insel Dominica angelaufen hatte, segelte man die Kette der kleinen Antillen sowie die Südküste von Portorico entlang und erreichte am 29. Juni die Mündung des Ozamaflusses, allwo die Flotte des Ovando eben zur Rückfahrt nach Spanien bereit lag. Da eines der Fahrzeuge des Admirals sich in schlechtem Zustande befand, so sandte Columbus den Kapitän Pedro de Terreros ans Land, mit dem Gesuch, das untaugliche Schiff gegen ein besseres vertauschen zu können. Zugleich erbat Columbus die Erlaubnis, mit

seinen Schiffen in den Hafen einlaufen zu dürfen, da verschiedene Anzeichen das Herannahen eines schweren Sturmes verkündeten. Ovando aber, befürchtend, daß durch das Erscheinen des Admirals neue Unruhen hervorgerufen werden möchten, die um so eher zu erwarten seien, als auf der im Hafen liegenden Flotte sich zahlreiche Gegner des Genuesen befanden, lehnte jede Annäherung ab und untersagte die Einfahrt in die Flußmündung.

Schwer gekränkt verließ der enttäuschte Admiral, welcher gehofft hatte, durch seine Wiederkehr sein Ansehen in Santo Domingo herzustellen, den ihm verschlossenen Hafen und segelte die Küste entlang, um in der westlich von Santo Domingo gelegenen Bai von Azua einen Zufluchtsort für seine Schiffe zu finden.

Bald darauf verließ die Flotte Ovandos den Ozama, um unbekümmert um die Warnung des Admirals die Reise nach Spanien anzutreten. An Bord der Schiffe befanden sich unermeßliche Reichtümer an Gold, desgleichen Bobadilla, Roldan sowie zahlreiche andere Feinde des Admirals. Noch hatten die Schiffe die Südostspitze der Insel Española nicht erreicht, als der von Columbus prophezeite Orkan hereinbrach und in kurzer Zeit die ganze, zwanzig Schiffe zählende Flotte verschlang. Nur ein einziges gebrechliches Fahrzeug, das schwächste von allen, welches das wieder ausgelieferte Eigentum des Columbus an Bord führte, ging aus dem furchtbaren Unwetter hervor, um die Kunde von dem Untergange der Flotte zu überbringen. Bobadilla und Roldan fanden bei der Katastrophe mit vielen anderen den Tod in den Wellen.

Columbus hingegen hatte, hart der Küste entlang segelnd, unter dem Schutze derselben den Orkan verhältnismäßig glücklich und mit geringen Verlusten überstanden. Die Fahrzeuge waren von einander getrennt worden, doch fanden sie sich nach einiger Zeit wieder zusammen. Nachdem man ein zweites Unwetter in der Bucht Port Brazil, dem heutigen Jacmel, abgewartet hatte, suchte man die seit der letzten Reise des Admirals inzwischen von Ojeda, Pinzon und anderen bereits weiter verfolgte Küste des südlichen Festlandes zu erreichen, doch trat eine anhaltende Windstille ein und wurden während der Dauer derselben die Schiffe durch die starke, das Karaïbische Meer durchziehende Strömung an der Südküste von Jamaika vorüber bis hart an den bei Cuba gelegenen Inselarchipel getrieben, welcher von Columbus „die Gärten der Königin“ genannt worden war.

Ohne daselbst anzulegen, benutzte man einen sich aufmachenden günstigen Wind und erreichte nach mehrtägiger Fahrt in südwestlicher Richtung am 30. Juli ein kleines, mit mannigfachen Bäumen bewachsenes Eiland. Da unter den Bäumen schöne, hohe Fichten besonders zahlreich waren, so nannte man die Insel Isla de Pinos, „die Fichteninsel“, dieselbe ist aber heute mehr unter ihrem altindianischen Namen Guanaja bekannt.

Derweil man hier vor Anker lag, hatte man ein merkwürdiges Zusammentreffen mit einem größeren indianischen Kanoe, welches augenscheinlich soeben eine längere Reise zurückgelegt hatte. Das Boot, von fünfundzwanzig Ruderern gelenkt, war das Eigentum eines Häuptlings, der mit Weib und Kind in einer kleinen, aus Palmblättern geflochtenen

und in der Mitte des Bootes errichteten Hütte wohnte und allem Anscheine nach auf einer Handelsreise begriffen war. Das Kanoe enthielt nämlich zahlreiche Tauschartikel, unter denen manche das Interesse des Admirals in nicht geringem Grade erregten: aus Kupfer gefertigte Äxte und Schellen, verschiedenfarbige baumwollene Decken, allerlei aus Thon, Stein und Holz geschnitzte Geräte, Krüge und Waffen, unter welch letzteren die Spanier zum erstenmal jene furchtbaren Schlaginstrumente erblickten, welche, aus einem langen Stabe mit seitwärts in denselben eingelassenen Obsidiansplittern bestehend, in den späteren Kriegen der Spanier gegen die Mexikaner zu so großer Bedeutung kommen sollten. Ferner lernte man hier zuerst die Bohnen des Kakao kennen, welcher als Nahrungsmittel und Tauschgegenstand von den Indianern augenscheinlich hoch geschätzt wurde. Auch besaßen die Fremdlinge ein bierartiges Getränk, welches aus Mais hergestellt war.

Vermochte man die Sprache der Fremdlinge auch nicht zu verstehen, so entnahm man aber ihren Zeichen, daß sie aus einem im Westen gelegenen großen Lande kämen, welches reich, kultiviert und mit betriebsamen Bewohnern gefüllt sei. Hätte Columbus den Ratschlägen dieser Fremdlinge gefolgt und von hier aus eine westliche Richtung eingeschlagen, so würde er in kaum einer Tagereise an die Küste von Yucatan gelangt sein, an diesen Sitz einer uralten und verhältnismäßig hochentwickelten, eigenartigen Kultur. Vielleicht wäre es ihm gelungen, weiterhin bis an die Küsten von Campeche, Tabasco, Vera Cruz und Tamaulipas zu kommen, an jene reichen Gestade, durch deren Entdeckung in der Folge andere Seefahrer und Eroberer sich Ruhm und Reichtümer erwerben sollten.

Scenerie an der Küste von Honduras. (Links Kakao.)

Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Columbus aber hatte bestimmte Ziele im Auge, deren Verfolgung er überaus wichtig fand. Er war von der Vorstellung beherrscht, daß an irgend einer Stelle des jetzt erreichten Landes, welches er als eine Fortsetzung der in seinen Anschauungen als Festland geltenden Insel Cuba ansah, eine Meeresstraße vorhanden sein müsse, welche eine Umschiffung des vermeintlichen „Goldenen Chersones" und eine Durchfahrt nach Vorderindien ermögliche. Columbus war der Ansicht, daß die starke, das Karaïbische Meer durchziehende Strömung gleichfalls durch diese Meeresstraße ihren Ausgang nehme.

Sein ganzes Sinnen und Trachten war auf die Auffindung dieser Straße gerichtet und er fuhr mit seinen Schiffen, nachdem er die Küste von Honduras bei dem gleichnamigen Vorgebirge erreicht hatte, die Gestade dieses Landes in östlicher Richtung entlang. Am 17. August landete man an der Mündung eines Flusses und Bartholomäus Columbus ergriff im Namen der spanischen Majestäten Besitz von dem neuentdeckten Lande, den Fluß zu Ehren dieses Ereignisses Rio de la possession, „den Fluß der Besitzergreifung" taufend.

Die Eingeborenen, mit denen man zusammentraf, waren teils völlig nackend, teils mit kurzen, ärmellosen Jacken und mit Lendentüchern bekleidet, fast alle aber waren bemalt oder mit seltsamen Tierfiguren tätowiert. An einer Stelle der Küste traf man auf Wilde, welche ihre Ohren in so eigentümlicher Weise durchbohrt und erweitert hatten, daß man diesen Landstrich Costa de la Oreja, „die Ohrenküste" benannte.

Während des weiteren Vordringens an den Gestaden von Honduras hatten die Schiffe ununterbrochen mit überaus heftigen Stürmen zu kämpfen, daneben erschwerten die starken Strömungen das Vorwärtskommen so sehr, daß man einen vollen Monat verbrauchte, bevor es gelang, die kaum siebzig Leguas entfernte Ostspitze von Honduras zu erreichen.

„Während dieser ganzen Zeit kam ich in keinen Hafen, konnte auch in keinen einlaufen; die Stürme währten ohne Unterlaß fort; die Fluten Wassers, welche von oben kamen, die Wirbel, welche unsere Schiffe umkreisten, schienen den Untergang der Welt zu verkünden. Während dieses ganzen Monates erblickten wir weder die Sonne noch die Sterne. Die Fahrzeuge wurden leck und ließen auf allen Seiten Wasser ein; die Segel waren zerrissen; mein Schiff hatte die Masten, die Anker, die Taue und die Boote verloren; ein großer Teil der Vorräte verdarb; die Mannschaft wurde krank und jedermann war in tiefster Bekümmernis. Mehrere der Leute gelobten, in das Kloster zu gehen, und keiner war, der nicht irgend ein Gelübde gethan oder sich zu einer Pilgerfahrt verpflichtet hätte.

Man hat ja schon viele Stürme erlebt, aber keiner war so andauernd und so schrecklich; selbst diejenigen meiner Leute, welche bisher nie verzagten und zu den Unerschrockensten gehörten, verloren den Mut und gaben alles verloren. Ich selbst war krank geworden und befand mich mehreremal am Rande des Grabes. Von dem kleinen Kämmerlein, welches ich auf dem Verdecke hatte errichten lassen, leitete ich, so gut es ging, den Kurs. Was mich am meisten bewegte, war der Schmerz um meinen Sohn, wenn ich bedachte, daß er in seinem jugendlichen Alter schon so vielen Gefahren und Mühseligkeiten ausgesetzt sein sollte. Aber Gott flößte ihm solchen Mut ein, daß er durch sein Beispiel die anderen aufrichtete; und wenn es galt, zuzugreifen und mit Hand ans Werk zu legen, so that er dies, als ob er bereits seit achtzig Jahren die See befahre. Er war es, durch den ich einigermaßen getröstet wurde. Auch bezüglich meines Bruders war meine Sorge groß, um so mehr als sich derselbe auf einem sehr schlechten Schiffe befand und ich ihn gegen seinen Willen zu dieser Reise bewogen hatte. O, wie gering ist mein Glück! Habe ich doch in Jahrzehnten treuesten Dienstes nicht so viel

erworben, daß ich in Kastilien auch nur einen Dachziegel mein eigen nennen könnte. Fehlt mir doch mitunter das Geld, in den Herbergen, in denen ich rasten und essen muß, meine Zeche zu bezahlen."

Das sind die bitteren Worte, welche Krankheit, Sorge und Not dem alternden Manne erpreßten. —

Endlich am 14. September war das östliche Vorgebirge von Honduras erreicht und, tief aufatmend, nannte der Admiral die weit ins Meer ragende Spitze Gracias a Dios, „Gott sei Dank!"

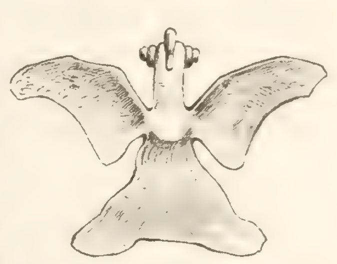
Nunmehr ging die Fahrt schneller von statten; der Wind, welcher dieselbe bisher so überaus verzögert hatte, schien für die Fahrt entlang der von Nord nach Süd gerichteten Küste um so günstiger, aber auch hier sollte die Expedition von allerlei Ungemach verfolgt werden. Als am 16. September die Boote ausgesetzt wurden, um Holz und Wasser einzunehmen, wurde eins derselben mitsamt seinen Insassen von einem heftigen, durch den Zusammenprall der Wasser eines Flusses mit den Fluten des Meeres erzeugten Wirbel verschlungen. Dieses Ereignis war für die Stimmung der schon so viel geprüften Mannschaft von niederdrückender Wirkung und sie nannten die verhängnisvolle Stelle El Rio del Desastre, „den Fluß des Unglückes". Wenige Tage später kam man an eine liebliche Insel, die sich unweit des Festlandes aus den Fluten erhob und mit Palmenhainen, Bananen und anderen fruchttragenden Bäumen über und über bedeckt war. Die blumigen Gestade sandten einen so köstlichen Wohlgeruch zu den Schiffen herüber, daß Columbus die von den Eingeborenen Quiribiri genannte Insel La Huerta, „den Garten" nannte. Gerade den Eilanden gegenüber war ein indianisches Dorf gelegen, dessen Bewohner anfangs entschlossen schienen, ihre Küsten zu verteidigen, bald aber, als die Spanier sich anschickten, vorüberzusegeln, sich ebenso große Mühe gaben, sie zum Landen zu veranlassen. So erschien eines Tages ein Greis, welcher eine weiße Flagge trug und zwei mit goldenen Ketten geschmückte Mädchen mit sich führte, die er dem Admiral als Zeichen der friedlichen Gesinnung der Bewohner zum Geschenke machen wollte. Seltsamerweise hielt man an Bord der Schiffe diese Mädchen für Zauberinnen, da sie allerlei unbekannte Pulver bei sich führten und schickte sie darum baldmöglichst ans Land zurück. Als am folgenden Tage Bartholomäus Columbus die Küste besuchte, um Erkundigungen über die benachbarten Länder einzuziehen, ward er von den erfreuten Eingeborenen aus dem Boote ans Ufer getragen, doch kaum hatte er einem ihn begleitenden Schreiber befohlen, die erhaltenen Auskünfte mit Feder und Tinte niederzuschreiben, als die Zauberei befürchtenden Wilden auf und davon flüchteten und erst nach einer geraumen Weile bewogen werden konnten, wieder in die Nähe zu kommen.

Den Erklärungen dieser Indianer zufolge sollten die Spanier bei Fortsetzung ihrer Reise gen Süden in goldreiche Länder gelangen, und in der That passierte man bald jene herrlichen Gestade, welcher ihrer Gold- und Silberminen halber einige Jahre später Costa rica, „die reiche Küste" genannt wurden. Die Bewohner dieses Gebietes trugen große goldene Platten als Schmuckstücke auf der Brust, auch besaßen sie goldene Zieraten,

welche in rohen Umrissen die Gestalten von Vögeln und anderen Tieren nachahmten. (Vergleiche auch die Schlußvignette dieses Kapitels.)

Sich darauf beschränkend, nur wenige Proben dieser von den Indianern ungern weggegebenen Schmuckstücke einzutauschen, segelte man am 17. Oktober entlang der durch ihre Schätze gleichfalls später berühmt werdenden Küste von Veragua, und hier, wie auch an der Mündung des Catibaflusses gelang es den Spaniern, ansehnliche zumeist zu spiegelartigen Platten und zu Schmucksachen verarbeitete Quantitäten des kostbaren Metalles einzutauschen. Hier stießen die Spanier auch zum erstenmal auf einzelne jener festen Bauwerke, welche später das Staunen der Spanier in so hohem Maße erregen sollten.

Das hier gesehene Bauwerk war aus Stein und Lehm aufgeführt und mit Stuck beworfen, wahrscheinlich dasselbe, welches Columbus in seinem Briefe als ein hausgroßes, schönbehauenes Monument erwähnt, auf dessen Oberfläche ein Toter gelegen habe.



Vogelförmiger Goldschmuck aus Costa Rica.

Daß man den Stätten einer entwickelten Kultur nahe war, wurde durch die Aussagen der Eingeborenen bestätigt, welche von einem Reiche Namens Ciguara berichteten, welches neun Tagereisen zu Lande entfernt liege.

„Sie sagen," so schreibt Columbus, „es sei dort viel Gold und die Bewohner tragen goldene Arm- und Fußspangen, auch seien Kästen, Stühle und Tische mit Gold geschmückt. . . . Alle kennen gleichfalls den Grand Khan. Die Geschäfte werden auf Messen und Jahrmärkten abgewickelt; sie zeigten mir die Art und Form, welche sie beim Wechseln anwenden. Andere erzählten mir, daß sie auf ihren Schiffen Wurfmaschinen (bombardas) besäßen, desgleichen auch Schwerter und Schilde; die Einwohner seien bekleidet und hätten Pferde und viele schöne, nützliche Sachen. Sie sagen auch, das Meer umgebe Ciguara, und zehn Tagereisen entfernt sei der Fluß Ganges."

In diesen, infolge der Unkenntnis mit der Sprache der Eingeborenen teils halb, teils falsch verstandenen Angaben erhielten die Spanier unzweifelhaft die ersten Andeutungen über das reiche Kulturland Peru, in dessen Städten thatsächlich jene Märkte abgehalten wurden, dessen Bewohner thatsächlich bekleidet einhergingen und den Gebrauch von Schwertern und Schilden kannten, die thatsächlich von einem „Grand Khan", und zwar dem Inka regiert wurden, die thatsächlich auch vierbeinige Lasttiere, die Lamas, besaßen. In den Angaben, daß dieses Land ans Meer stoße und Seeplätze besitze, und daß zehn Tagereisen entfernt ein großer Fluß vorhanden sei, mögen die ersten Hinweise auf den Großen Ozean und auf den gewaltigen Amazonenstrom enthalten sein.

Columbus deutete diese Mitteilungen zu Gunsten des von ihm gesuchten Indien und hoffte, nunmehr in Kürze an die Durchfahrt zu kommen, welche, am Südende des „Goldenen Chersones" gelegen, den Weg nach den reichen Ländern von Vorderindien erschließe.

Diese Erwartung trieb ihn rastlos vorwärts und er verließ darum bald die goldreichen Küsten von Veragua, auf die genauere Erforschung derselben nicht viel Zeit verwendend.

Am 2. November landete er in einer geräumigen Bai, welche er Puerto Bello nannte, welcher Name einer der wenigen ist, welche heute noch an jene denkwürdigen Fahrten des großen Entdeckers erinnern. Heftige Regengüsse hielten ihn in dieser Bucht sieben Tage lang zurück, ebenso hatte man in dem wenige Meilen weiter gen Osten gelegenen Puerto de Bastimentos längeren Aufenthalt zu nehmen, da die Schiffe von Bohrwürmern so zerfressen und durchlöchert waren, daß sie einer Ausbesserung dringend bedurften. Kaum hatte man diesen Hafen verlassen, als neue Stürme die Seefahrer zwangen, in einer kleinen Bai abermals eine Zuflucht zu suchen. Fünfzehn Tage verweilte man in dieser kleinen Bucht, welche, El Retreto genannt, von Alligatoren wimmelte, die mit ihrem eigenartigen Moschusgeruch die Luft erfüllten.

Die Ungunst der Witterung verfolgte die Reisenden fort und fort, denn kaum waren die Schiffe wieder in See gegangen und hatten noch keine vier Leguas zurückgelegt, als aufs neue das Brausen der Stürme die Lüfte erfüllte.

„Nie zuvor sah ich das Meer so hoch, so schäumend und so fürchterlich," schrieb der Admiral. „Der Sturm war uns gerade entgegen und machte es uns unmöglich, eine vor uns liegende Landzunge zu erreichen. Er hielt mich in der See zurück, die ganz von Blut zu sein schien und wie ein Kessel über starkem Feuer kochte. Ohne Unterlaß, Tag und Nacht, flammte der Himmel von glühenden Blitzen, die von so entsetzlichem Donner gefolgt wurden, daß wir alle nicht anders dachten, als daß wir mitsamt den Schiffen verschlungen würden. Der Regen strömte hernieder gleichwie eine neue Sündflut. Die Mannschaft war so erschöpft, daß alle zu sterben wünschten, um das Elend los zu werden. Meine Wunde brach wieder auf, und neun Tage war alle Hoffnung verschwunden, mich am Leben erhalten zu können. Ich wußte nicht mehr, was thun."

Da die Schiffe, welche bereits zweimal ihre Anker, Segel, Taue und Boote verloren hatten, sich in einem geradezu erbärmlichen Zustande befanden und immer mehr den Verheerungen der Bohrwürmer anheimfielen, entschloß sich Columbus schweren Herzens, die weitere Suche nach der Meeresstraße aufzugeben und nach Veragua zurückzukehren.

Während der ganzen Fahrt dorthin hatte man beständig mit denselben entsetzlichen Stürmen zu kämpfen, ohne Unterlaß schoß der heftige Regen hernieder und setzte die Mannschaften in ihren offenen Karavellen fast dem Tode des Ertrinkens aus. Alle bereiteten sich auf das Ende vor, welches man um so sicherer erwartete, als die ganze Natur sich verschworen zu haben schien, den Schiffen den Untergang zu bereiten. Eines Tages gewahrte man, wie die durch den Sturm erregten Wasser des Ozeans in Pyramiden wirbelnd in die Höhe emporfuhren und lange, sich drehende Säulen bildeten, die sich mit den herniederhängenden Wolken vereinigten und, in rasender Eile den Schiffen näher rückend, dieselben zermalmen zu wollen schienen. Die erschreckten Seefahrer fielen auf die Kniee und schrieen den Himmel an, diesem ihre Rettung zuschreibend, als die seltsamen Erscheinungen dicht in der Nähe der Karavellen vorübereilten, ohne denselben Schaden zuzufügen.

Als böses Omen deutete man auch die Haifische, welche in ganzen Scharen die Fahrzeuge zu umschwärmen begannen. Der Schifferglaube war, daß diese gefräßigen Räuber des Meeres durch den Geruch, durch eine gewisse Vorahnung zu solchen Schiffen angezogen würden, welche Kranke und Sterbende an Bord besäßen oder dem Untergange verfallen wären. Zum Glücke für die Schiffer erfüllten sich diese schlimmen Vorbedeutungen nicht, und konnte man, nachdem man nahezu einen Monat in Zurücklegung der kaum dreißig Leguas betragenden Entfernung von Puerto Bello nach Veragua verbracht hatte, daselbst endlich in die Mündung eines Flusses einlaufen, welchen Columbus Rio Belen (Betlehem) taufte. Den Teil der Küste hingegen, an welcher man so viele Mühseligkeiten zu durchkämpfen gehabt hatte, an welcher man so widrige Verhältnisse gefunden, nannte er la Costa de los Contrastes.

Aber auch bis in den Hafen schien das Mißgeschick die Spanier verfolgen zu wollen, denn am 24. Januar schwoll der Fluß, in dessen Mündung man ankerte, ohne irgend ein vorhergegangenes Anzeichen plötzlich so an, daß durch die Gewalt der stromabwärts kommenden Fluten die Fahrzeuge von ihren Ankern losgerissen wurden und nahezu in dem vermeintlich sichern Hafen Schiffbruch litten.

„Ob irgend ein Mensch schon größeren Schrecken durchgemacht, weiß ich nicht," schreibt Columbus, der das plötzliche Anschwellen des Flusses einem in den fern sichtbaren San Cristoval Gebirgen niedergegangenen Wolkenbruche zuschrieb.

Mit den Bewohnern dieses Landstriches trat man bald in einen freundlichen Verkehr und zeigten dieselben den Fremdlingen bereitwilligst die Fundstellen jenes Goldes, welches sie, zu allerhand Schmucksachen verarbeitet, in Gestalt von Vögeln, Tieren, spiegelartigen Platten u. s. w. an ihren Körpern trugen. Die Goldminen waren mehrere Leguas entfernt im Innern des Landes gelegen und zogen sich den Versicherungen der Indianer zufolge bis auf eine Entfernung von zwanzig Tagereisen gegen Westen hin. Die Untersuchungen, welche man anstellte, ergaben in der That, daß der ganze Boden mit Gold durchsetzt sei und konnte man in kurzer Zeit ansehnliche Quantitäten des wertvollen Metalles sammeln.

Die Indianer führten den die Untersuchungen leitenden Adelantado auf einen hohen Berg, von wo aus man die Gegend weit und breit zu überblicken vermochte. Soweit das Auge reichte, überflog dasselbe eine unendliche, mit Wäldern bedeckte Wildnis, in der nur hier und da einzelne aufsteigende Rauchsäulen das Vorhandensein von menschlichen Niederlassungen verrieten. Stellenweise traf man in der Nähe solcher Niederlassungen auf ausgedehnte, kultivierte Lichtungen, welche mit Mais und anderen Feldfrüchten bepflanzt waren; auch fand man Obstbäume und Felder, auf denen Ananas gezogen wurde.

In den Wäldern erblickte man mancherlei fremdartige Tiere, so sah man Pumas, die Löwen Amerikas, seltsame Affen, Tapire, Hirsche und Vögel, die von den europäischen Arten vollständig verschieden waren. —

Die Untersuchungen hatten ergeben, daß Veragua wohl der goldreichste Bezirk der

umliegenden Länder sei, und beschloß Columbus, davon überzeugt, sich an einem der gesegnetsten Teile Asiens zu befinden, dem „Goldenen Chersones“, hierselbst eine Kolonie anzulegen. Die Leitung derselben gedachte er seinem Bruder zu übertragen, während er selbst nach Spanien zurückkehren wollte, um die Kunde der neuen Entdeckungen zu überbringen und für Vorräte und Verstärkungen zu sorgen.

Mit dem Bau der Wohnungen und eines Magazins wurde alsbald unweit der Mündung des Belenflusses begonnen, sehr zum Mißvergnügen der Eingeborenen, welche nunmehr bemerkten, daß die Fremdlinge entschlossen seien, in ihrem Lande sich dauernd niederzulassen. Dies zu verhindern, sammelten sie sich in dem Dorfe des Häuptlings Quibian, um während der Nacht die Spanier zu überfallen und ihre Häuser in Brand zu setzen. Die Bewegung der Indianer war aber nicht unbemerkt geblieben, und aus den Rekognoscierungen, welche Diego Mendez, einer der Spanier, unternahm, vermochte man sich rechtzeitig über die feindlichen Absichten der Eingeborenen zu unterrichten.

Während dieser Rekognoscierungen wagte sich der Spanier mit nur einem Begleiter bis in das Dorf der schon in Kriegsbereitschaft stehenden Wilden, welche seine Annäherung an die auf einem Hügelrücken gelegene Wohnung des Häuptlings verhindern wollten. Andeutend, daß er ein Arzt sei und komme, um eine Wunde des Häuptlings zu heilen, ließ man ihn endlich passieren. Die Wohnung des indianischen Herrschers war von einem großen freien Platze umgeben und lagen auf demselben an dreihundert menschliche Köpfe umher, welche als Trophäen aus einem unlängst unternommenen Streifzuge gegen einen feindlichen Stamm heimgebracht worden waren.

Als Mendez im Begriffe stand, in das Haus Quibians einzutreten, brachen die in der Thür stehenden Weiber und Kinder in ein lautes Geschrei aus, worauf der Sohn des Häuptlings erschien und, heftig in seiner Sprache auf den unwillkommenen Besucher einredend, denselben zurückstieß.

Alle Versuche, den Wilden zu beschwichtigen, blieben vergebens, und als Mendez schließlich sah, daß er auf diese Weise nichts erlange, zog er einen Spiegel, einen Kamm und eine Schere heraus und befahl seinem Begleiter Escobar, ihm vor allem Volke die Haare zu kämmen und abzuschneiden. Derselbe kam dem eigentümlichen Befehle auch nach und erregte die Ausführung desselben so sehr das Interesse der Naturkinder, daß der vorher so aufgebrachte Sohn Quibians sich gutwillig bewegen ließ, dieselbe Prozedur auch an sich vornehmen zu lassen. Nachdem Mendez dem Indianer die gebrauchten Gegenstände zum Geschenke gemacht und alle eine Weile in bester Eintracht beisammengesessen hatten, kehrte der Kundschafter zu dem Admiral zurück, um über das Gesehene zu berichten.

Da bezüglich der feindseligen Stimmung der Eingeborenen kein Zweifel mehr obwalten konnte, so entschloß man sich, ihren Plänen zuvorzukommen und Quibian mitsamt seiner Familie gefangen zu nehmen, was dem von achtzig Mann unterstützten Adelantado auch glücklich gelang.

Leider fand Quibian aber während des nächtlichen Transportes Gelegenheit, aus dem stromabwärts fahrenden Boote zu springen und, eine lange Strecke unter Wasser schwimmend, zu entkommen. Die an Bord einer der Karavellen eingesperrten Söhne, Frauen und Krieger Quibians machten gleichfalls einen Fluchtversuch, der aber nur einigen gelang, worauf die anderen, den Tod der Gefangenschaft vorziehend, samt und sonders Selbstmord begingen, indem sie sich erhängten. Quibian, glücklich unter seine Krieger zurückgekehrt, gab denselben nunmehr das Zeichen zum Angriff auf die Spanier.

Bevor derselbe aber unternommen wurde, hatte Columbus in der Annahme, daß durch den kühnen Handstreich des Adelantado die Indianer eingeschüchtert seien, drei der zur Rückkehr nach Spanien bereitliegenden Schiffe mit großer Mühe über eine die Flußmündung versperrende Sandbarre bringen lassen, während das vierte zum Schutze der Niederlassung an seinem Ankerplatze verbleiben sollte. Entschlossen, baldmöglichst abzusegeln, entsandte er den Kapitän Diego Tristan mit zwölf Mann und zwei Booten, um in dem oberen Teile des Flusses Vorräte an Wasser einzunehmen. Auf diese Boote erfolgte nun der erste Angriff der Indianer und wurde nach kurzer Gegenwehr Tristan mitsamt seinen Leuten erschlagen. Nur einem der Spanier gelang es, zu entkommen und die Kunde nach der Niederlassung zu bringen, auf welche inzwischen gleichfalls ein Angriff erfolgt war. War es auch gelungen, denselben abzuschlagen, so sahen sich die Spanier aber bald gezwungen, die am Waldesrande gelegenen Hütten aufzugeben und sich auf eine Lichtung hart am Flusse zurückzuziehen, um vor den unaufhörlichen Belästigungen der im Walde verborgenen Feinde mehr gesichert zu sein. Während man sich hier verschanzte, überbrachte der dem Gemetzel entronnene Bootsmann Tristans die Hiobspost von dem Tode desselben, und bald sah man auch die gräßlich verstümmelten und mit Pfeilen gespickten Leichen der Unglücklichen langsam stromabwärts treiben, eine sichere Beute der sie gierig umschwärmenden Aasvögel.

Während diese Ereignisse am Lande sich abspielten, harrte der eine weite Strecke außerhalb der Flußmündung ankernde Admiral vergeblich der Rückkehr seiner Leute, und ward ihm erst die Kunde von dem Vorgefallenen, als es einem wackeren Manne gelang, schwimmend durch die furchtbare, jede Passage vermittelst eines Bootes unmöglich machende Brandung ans Ufer zu kommen. Derselbe fand die am Strande Belagerten in vollster Verzweiflung. Sie vermochten nicht, die in dem seichten Flusse gelegene Karavelle von der Stelle zu bringen und sahen sich bei längerem Verweilen am Lande einem sicheren Untergange ausgesetzt, sobald die geringen Vorräte zu Ende waren oder man sich eine Unachtsamkeit zu schulden kommen ließ. Daß unter solchen Umständen die Kolonie nicht zu halten sei, war einleuchtend genug und ließen sie durch den zurückkehrenden Boten, der abermals schwimmend die gefährliche Brandung passierte, den Admiral dringend ersuchen, sie wieder an Bord zu nehmen.

Diese erneuten Hiobsposten warfen den seit Wochen vom Fieber befallenen Admiral gänzlich danieder. Von dem Gedanken gequält, seinem Bruder und dessen Leuten nicht sofort Hilfe bringen zu können, da mit dem einzigen noch vorhandenen kleinen Boote

die Barre nicht überwunden werden konnte, geriet er fast in Verzweiflung und todesmatt schleppte er sich auf den höchsten Teil seines Schiffes, um alle vier Winde um Hilfe anzurufen. — Vergebens — ein Tag verging nach dem anderen in ratlosem Harren.

Erschöpft und von Fieberphantasien befallen lag Columbus endlich kraftlos danieder, und in diesen Fieberphantasien glaubte er eine Stimme zu hören, welche tröstend zu ihm sprach: „O Du Kleingläubiger, warum verzagst Du in Deinem Glauben an Gott? Was that er mehr an Moses, David und seinen Knechten, als er an Dir gethan? Seit Deiner Geburt hat er Dich auf seinen Händen getragen und als Du in das von ihm bestimmte Alter kamst, hat sein Ratschluß es bestimmt, daß Dein Name in der ganzen Welt ertönte. Er verlieh Dir Indien, den reichsten Teil der Erde, Dir gab er die Schlüssel zu den äußersten Grenzen des Ozeans, die bis dahin mit starken Ketten verschlossen waren. In den entlegensten Ländern gehorchte man Deinem Wort und unsterblichen Ruhm hast Du in der ganzen Christenheit erlangt. Was that er mehr für das Volk Israel, als er es aus Ägypten führte, was mehr für David, als er ihn aus dem Hirtenstande auf den Thron Judas erhob? Kehre Dich wieder zu Gott und erkenne Deinen Irrtum! Sein Mitleid ist ohne Ende! Dein Alter hindert Dich nicht, noch große Dinge zu vollbringen und ein herrliches Erbe ist für Dich bereit. War Abraham nicht hundert Jahre alt, und war Sarah noch jung, als sie ihm den Isaak gebar? Du verlangst eine ungewisse Hilfe. Sprich, wer ist es, Gott oder die Welt, durch welche Dir so viel Trübsal wurde? Zeige mir den Lohn, der Dir von den Menschen wurde für all die Gefahren, welche Du bestandest, als Du ihnen dientest. Gott hingegen hält seine Verheißungen und läßt keinen zum Märtyrer werden, damit die Gewalt triumphiere. Darum fürchte Dich nicht und habe Mut. Alle Deine Leiden sind in Marmor geschrieben, nicht ohne Grund!“ Columbus führt in seinem Briefe an die spanischen Monarchen diese Worte an mit dem Bemerk: „Ich war halb tot, als ich dies alles vernahm, aber ich vermochte auf diese Worte keine Antwort zu geben; ich konnte nur weinen über meine Sünden.“

Nach neuntägigem Harren trat endlich günstigere Witterung ein und es gelang den Belagerten, nicht nur sich selbst, sondern auch alle Vorräte und die Munition auf Flößen nach den Schiffen des Admirals zu flüchten, die im Strome liegende Karavelle aber mußte zurückgelassen werden. In Anerkennung der während dieser Rettungsarbeiten geleisteten Dienste wurde Diego Mendez an Stelle des ermordeten Tristan zum Kapitän einer der Karavellen ernannt.

So reiste man in der Osternacht des Jahres 1503 mit den drei verfaulten und von Würmern zerfressenen Schiffen ab, in der Absicht, möglichst schnell nach Española zurückzukehren. Die Küste entlang segelnd, sah man sich aber in der Nähe des Hafens von Puerto Bello gezwungen, eine zweite Karavelle preiszugeben, da die Wandungen derselben bereits so durchlöchert waren, daß es unmöglich war, das Schiff länger über Wasser zu halten. Auch die beiden noch verbleibenden Schiffe befanden sich im traurigsten Zustande und mußte man das eindringende Wasser mit Kesseln und Töpfen auszuschöpfen suchen. Die noch vorhandenen Lebensmittel waren so gering, daß man die Rationen

verkürzen und den baldigen Ausbruch einer Hungersnot befürchten mußte. Folgender Passus findet sich in dem Briefe des Admirals über diese Fahrt: „Ich hätte gewünscht, daß die da drüben, welche so behaglich mit Tadel und Vorwürfen um sich werfen: »man hätte gegebenen Falles dies und das anders machen sollen«, mit auf der Reise gewesen wären; aber ich glaube, daß noch eine andere Reise an sie kommen wird."

Man gelangte bis an den Golf von Darien und suchte von hier aus das Karaïbische Meer in der Richtung der Insel Jamaika quer zu durchschneiden, aber man wurde von der Strömung und östlichen Winden so weit vom Kurse abgetrieben, daß man anstatt an die Küste von Jamaika an zwei kleine Inseln nordwestlich derselben kam, welchen wegen der daselbst angetroffenen Mengen von Schildkröten der Name Las Tortugas, „die Schildkröteninseln" gegeben wurde. Heute führen dieselben hingegen den Namen Caymaninseln.

Dieselben passierend, erreichte man am 30. Mai die „Gärten der Königin" an der Südküste von Cuba, doch hatte man auch hier schwere Stürme zu bestehen, während welcher drei Anker verloren gingen und die Schiffe so heftig gegeneinander geschleudert wurden, daß alles in Stücke zu gehen drohte.

Als nach sechstägigem Wüten das Wetter wieder ruhiger wurde, begab man sich mit den wrackartigen Fahrzeugen von neuem auf den Weg und erreichte endlich Kap Cruz. Alle Versuche aber, von hier nach Española zu gelangen, erwiesen sich als vergeblich; die von den Würmern wie Wespennester durchlöcherten Schiffe vermochten der von Osten kommenden Strömung nicht Stand zu halten und drang das Wasser so stark in die Schiffsräume ein, daß man desselben trotz unaufhörlichen Pumpens und Ausschöpfens doch nicht mehr Herr werden konnte. Das Wasser stieg höher und höher und es blieb dem Admiral nichts anderes übrig, als der zunächst liegenden Küste von Jamaika zuzuhalten und die Schiffe daselbst am 24. Juni in der Bai Santa Gloria auf den Strand laufen zu lassen.

Beide Schiffe füllten sich alsbald mit Wasser, so daß sie sanken und nur noch ihre Verdecke sichtbar blieben.

Auf diesen Verdecken ließ Columbus zwei mit Palmblättern überdachte Hütten für sich und die Mannschaft aufschlagen, und diesen armseligen Zufluchtsort, so gut es gehen wollte, in Verteidigungszustand setzen, um gegen etwaige Angriffe der Eingeborenen nicht unvorbereitet zu sein. Um Konflikten zwischen denselben und der Mannschaft vorzubeugen, ward den letzteren das Umherstreifen auf der Insel ohne besondere Erlaubnis des Admirals untersagt.

Gar bald wurden die letzten Rationen Zwieback und Wein verteilt und drängte sich nun die Frage auf, wie der weitere Bedarf an Lebensmitteln für so zahlreiche Menschen herbeizuschaffen sei. Glücklicherweise gelang es dem umsichtigen Diego Mendez, mit den Bewohnern der umliegenden Dörfer Verhandlungen dahin abzuschließen, daß sie versprachen, für die Spanier zu jagen, zu fischen und Cassavabrot zu backen, wohingegen sie mit allerlei Tauschartikeln, wie Perlen, Kämmen, Messern, Klingeln und dergleichen bezahlt werden sollten.

Wurde durch diese Verträge der augenblicklichen Not auch gesteuert, so gewann der Admiral doch immer mehr die Überzeugung, daß man in dieser hoffnungslosen Lage, in welcher man vollkommen von dem guten Willen der Eingeborenen abhängig sei, alles versuchen müsse, um baldmöglichst weiter zu kommen und die Insel Española zu erreichen. Bei dem unbeständigen Charakter der Indianer, bei dem noch zweifelhafteren der Mannschaften waren Zusammenstöße feindlicher Art unschwer vorauszusehen, und brauchten erstere nur ihre Lieferungen an Nahrungsmitteln einzustellen, um die Schiffbrüchigen sofort in die schlimmste Lage zu versetzen. Es galt also, eine Botschaft nach Santo Domingo zu entsenden und Ovando zu ersuchen, dem Admiral zu Hilfe zu kommen.

Dieses Unternehmen war aber ein um so größeres Wagnis, als zur Ausführung desselben nur ein kleines von Mendez eingetauschtes indianisches Ruderboot zur Verfügung stand, in welchem nicht nur die weite Entfernung bis zur Ostspitze der Insel, sondern auch die über vierzig Leguas betragende Distanz zwischen Jamaika und Española und sodann wieder eine dreifach so große Entfernung bis Santo Domingo zurückgelegt werden mußten.

Zu diesem gefährlichen Abenteuer schien dem Admiral keiner geeigneter als der unermüdliche Diego Mendez, der stets bereit war, sein Leben für das Wohl der Gesamtheit in die Schanze zu schlagen. Doch auch dieser schreckte vor dem tollkühnen Plane zurück. Nunmehr versammelte der Admiral die ganze Mannschaft, um derselben die Schwere der Situation darzulegen und Freiwillige zur Unternehmung der Fahrt aufzurufen. Keiner meldete sich, im Gegenteil waren alle von der Unmöglichkeit überzeugt, in dem Kanoe die von Strömungen durchkreuzte und von Stürmen heimgesuchte See zu durchschneiden.

Da endlich erhob sich Diego Mendez und erbot sich, die tollkühne Fahrt zu wagen, ließ das Kanoe teeren und mit Talg bestreichen, auf das Vorder- und Hinterteil einige Bretter nageln, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, ließ einen Mast und ein Segel anbringen und trat mit sechs indianischen Ruderern die Reise an, gelangte aber nur bis an die Ostspitze der Insel, da er von indianischen Seeräubern überfallen und ausgeplündert wurde und seine eigenen Begleiter ihn zu ermorden beabsichtigten. Nur mit Mühe entrann er diesem Anschlage, indem er sich heimlich mit dem Kanoe auf und davon machte und zu dem Admiral zurückkehrte. Trotz der überstandenen Gefahren erbot er sich aber, die Fahrt noch einmal zu wagen, wenn der Bruder des Admirals ihn mit einer Anzahl von Bewaffneten bis an die Ostspitze der Insel eskortiere. Sein hoher Unternehmungsmut feuerte auch andere an, die sich bereit erklärten, Mendez zu begleiten, und so ward beschlossen, daß diesmal zwei Kanoes auf die neue Expedition ausgehen sollten. Ein jedes derselben wurde mit sechs Spaniern und zehn indianischen Ruderern bemannt. Mendez führte das erste, Bartholomäus Fiesco, ein Genuese, das zweite Boot. Es war verabredet, daß, sobald Mendez an der Küste von Española glücklich gelandet sei, Fiesco zu dem Admiral zurückkehren solle, um die Nachricht von dem geglückten Unternehmen zu überbringen.

Columbus gab dieser Expedition jenen, in einer Abschrift erhaltenen und auch zum Abdruck gekommenen Brief an die spanischen Monarchen mit, der als die hauptsächlichste Quelle zur Geschichte dieser denkwürdigen Reise gilt. Der Brief schildert den Verlauf der ganzen Fahrt bis zur Ankunft auf Jamaika. In einfachen aber beredten Worten sind die überstandenen Mühseligkeiten erzählt, die vielen Gefahren, denen man ausgesetzt gewesen; daneben finden sich auch herzergreifende Schilderungen seiner gegenwärtigen Lage und Not.

Wir entnehmen dem Berichte einige der Sätze, welche ein Bild der verzweifelten Stimmung geben, die den Admiral in jenen Tagen des Unglücks beherrschte. „Ich bin so unglücklich, daß ich sage: bis jetzt habe ich über die anderen geweint, nun möge der Himmel sich meiner erbarmen und die Erde über mich weinen. Was irdische Güter betrifft, so besitze ich nicht die kleinste Münze, um ein Almosen geben zu können, und was meine geistigen Errungenschaften anlangt, so bin ich gleichfalls um dieselben gebracht worden. . . . Nie kann ich ohne bittere Thränen an Española, an Paria und die anderen durch mich entdeckten Länder denken, sie alle befinden sich in einem Zustande des Verfalles, des Hinganges; vielleicht ist ihre Krankheit unheilbar, jedenfalls ist sie von langer, langer Dauer. Möchten die, welche dies Unheil verursachten, jetzt kommen und ein Mittel bringen, wenn sie ein solches kennen oder anzuwenden wissen, — aber sie vermögen es nicht, nur, wenn es sich um den Umsturz handelt, da ist jedermann ein Meister. . . .

Als ich an den Hof Eurer Majestäten gelangte, war ich 28 Jahre alt, jetzt befindet sich nicht ein Haar auf meinem Haupte, welches nicht unter der Last der Sorgen weiß geworden wäre. Ich fühle mich elend, krank und arm; ich habe nichts, was ich mein nennen dürfte; mir und meinen Brüdern hat man zu unserer Schande bis auf die Mäntel alles weggenommen und verkauft, ohne uns weder gesehen noch gehört zu haben. . . . Vereinsamt in meinem Schmerz, jeden Tag den Tod erwartend, von einer Million grausamer, feindlich gesinnter Wilden umgeben, bin ich den Sakramenten unserer heiligen Kirche so fern, daß meine Seele wird vergessen werden, wenn sie sich hier von dem Körper trennt. Wer barmherzig ist und die Wahrheit und Gerechtigkeit liebt, der weine über mich. Ich habe die Reise nicht gemacht, um Ehre oder Reichtümer zu erlangen; das ist um so gewisser, als in dieser Beziehung die Hoffnung schon bei meiner Abreise in mir erloschen war. Ich bin mit guten Absichten und großem Eifer zu Euren Hoheiten gekommen, und wahrlich — ich bestehe auf nichts. Ich bitte Sie demütigst, mich mit Gottes Hilfe von hier loskommen zu lassen, damit ich nach Rom oder sonstwohin eine Pilgerfahrt unternehmen könne.“*)

Gegen Anfang des Monats August brach die kleine Expedition auf, begleitet von Bartholomäus Columbus, der mit 70 Bewaffneten der Küste entlang zog. Unangefochten erreichte man die Ostspitze der Insel Jamaika, Kap Farol (heute Point Morant), und hier wurde Abschied genommen.

---

*) Fr. P., „Die Reisen des Chr. Columbus“, Leipzig 1890. S. 164—166.



Kap Farol, heute Point Morant, die Ostspitze der Insel Jamaika.
Die das Bild umgebenden Pflanzenornamente sind Batatas (die süße Kartoffel) und Yams.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Mit Thränen in den Augen blickten die Zurückbleibenden den gebrechlichen Fahrzeugen nach, die, von den Händen der kräftigen Indianer gerudert, immer weiter gen Osten steuerten, bis sie endlich in dem hereinbrechenden nächtlichen Dunkel den Blicken allmählich entschwanden. —

Wochen und Monate vergingen und vergeblich harrte man der Rückkehr des Bartholomäus Fiesco, welcher Kunde von der gelungenen Überfahrt bringen sollte. Kein Schiff, kein Segel kam in Sicht, welches Erlösung aus der verzweifelten Lage brächte. Die auf den Verdecken zusammengepferchten Schiffbrüchigen wurden von Krankheiten heimgesucht, bald auch trat ein, was Columbus befürchtet hatte — die Eingeborenen wurden lässig, Lebensmittel herbeizubringen. Die Tauschartikel der Spanier hatten durch ihre Häufigkeit ein gut Teil ihres Wertes und den Reiz der Neuheit verloren und wurden nicht mehr mit der früheren Freudigkeit entgegengenommen. Die Indianer, nicht gewohnt, von einem Tage auf den anderen zu sorgen, wurden der Versorgung der Fremdlinge müde und ließen in der Regelmäßigkeit der Lieferungen mehr und mehr nach, so daß die Spanier sich vielfachem Mangel ausgesetzt sahen.

In wilder Verzweiflung bäumte sich nun ein Teil der von Fieber und Hunger geschüttelten Spanier auf, um sich gewaltsam aus dieser Not, aus diesem Trübsal zu befreien. Denjenigen verfluchend, welcher sie hierhergebracht, bemächtigten sich die Verzweifelnden einer Anzahl von indianischen Booten, die Columbus eingetauscht hatte, fielen raubend und plündernd über einige Dörfer her, um sich gewaltsam Lebensmittel zu verschaffen und waren entschlossen, auf demselben Wege, den Mendez und Fiesco eingeschlagen hatten, gleichfalls ihr Heil zu versuchen und Española zu erreichen. Der Anführer dieser Schar war Francisco de Porras, der Kapitän einer der Karavellen. Unter seiner Leitung schlugen sich die achtundvierzig Köpfe zählenden Abenteurer bis nach Kap Farol durch, wo sie eine Anzahl Eingeborene als Ruderer anwarben.

Die See schien glatt und ruhig und für die Durchführung des Wagnisses wie geeignet. Wohlgemut traten die Spanier die Reise an, doch hatten sie kaum einige Leguas zurückgelegt, als heftige Gegenwinde sich aufmachten und unter der kleinen Flotte

eine wahre Verheerung anrichteten. Wind und Wogen nahmen zu, und die Spanier sahen sich nicht nur gezwungen, in Eile wieder dem Lande zuzuhalten, sondern auch zur Erleichterung der Kanoes alles über Bord zu werfen, was sie besaßen. Nur die Waffen behielten sie zurück, und als die Gefahr sich vergrößerte, zwangen sie mit denselben die rudernden Indianer, über Bord zu springen und schwimmend ihr Leben zu retten. Obwohl die Indianer tüchtige Schwimmer waren, war die zurückzulegende Strecke aber doch zu groß und sie hielten sich in der Nähe der Kanoes, um sich an denselben zeitweilig anzuklammern und Atem zu schöpfen. Als ihr Gewicht aber die Kanoes noch mehr in Gefahr brachte und dieselben umzustürzen drohten, hackten die Spanier den Unglücklichen die Hände ab und so versank einer nach dem anderen in den brodelnden Wellen. Achtzehn Eingeborene verloren so ihr Leben.

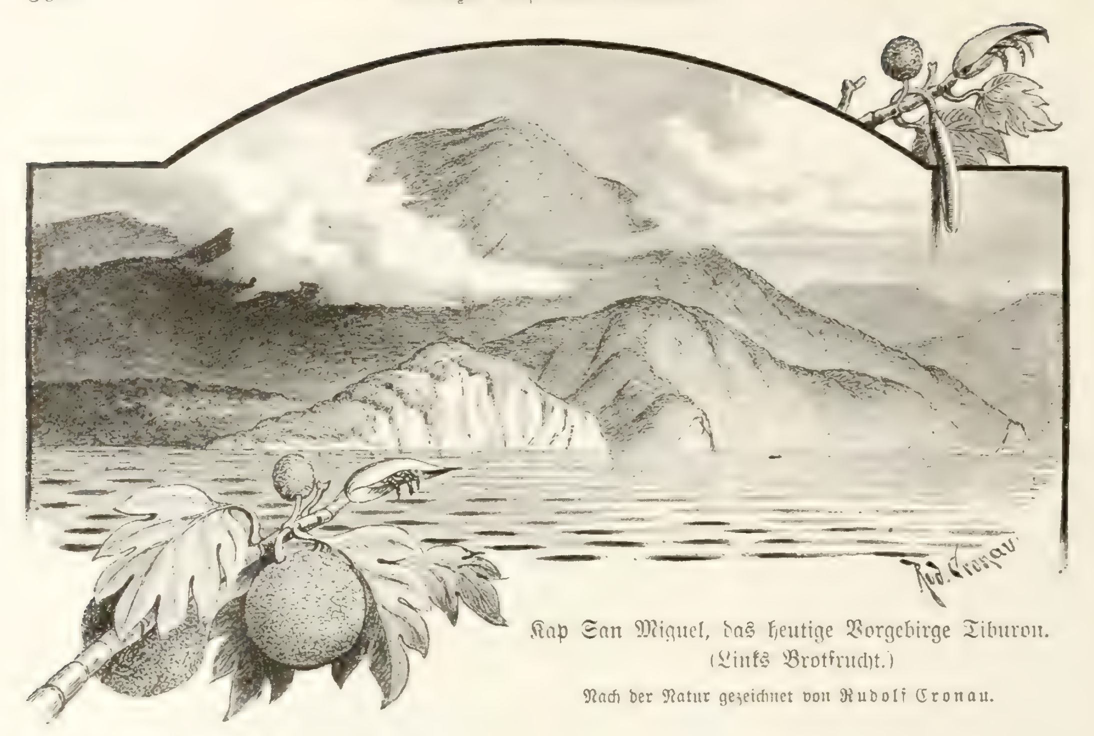
Mit Mühe und Not erreichten die Spanier endlich wieder den kaum verlassenen Strand, aller Lebensmittel und allen Eigentumes beraubt. Da ein zweiter Versuch, die Überfahrt zu bewerkstelligen, genau denselben unglücklichen Verlauf nahm, so standen die Verzweifelten endlich von dem Vorhaben ab und durchzogen marodierend die Dörfer der Eingeborenen, dieselben mit Waffengewalt zur Hergabe von Lebensmitteln zwingend.

Während so die Meuterer dem Osten der Insel zur Last lagen, hatte Columbus die Indianer der bei Santa Gloria gelegenen Dörfer durch eine auf ihren Aberglauben berechnete List zur erneuten Lieferung von Nahrungsmitteln zu bewegen gewußt. Wissend, daß eine Mondfinsternis bevorstehe, drohte er den Wilden mit dem Zorne Gottes, dessen Mißfallen daran zu erkennen sein werde, daß in der kommenden Nacht der Mond seinen Schein verliere. Halb ungläubig, halb voll Furcht lauschten die Indianer diesen Worten, doch als sie in der Nacht gewahrten, daß der Mond thatsächlich sich mehr und mehr verfinstere, wurden sie so von Schrecken erfaßt, daß sie versprachen, von nun an die Spanier pünktlich mit Lebensmitteln zu versorgen, welche Zusage auch bis zum Eintreffen der ersehnten Hilfe getreulich gehalten wurde.

Diese Hilfe hatte Columbus dem wackeren Diego Mendez zu verdanken, den man längst verloren gegeben hatte.

Er wie seine Begleiter hatten eine grausige Fahrt zu bestehen gehabt. Als sie dieselbe antraten, herrschte eine vollkommene Windstille, ruhig und regungslos lag der endlose Ozean wie ein Meer von geschmolzenem Metall. Glühend heiß schossen die Strahlen der Sonne hernieder, deren versengende Glut von den reflektierenden Wassern verdoppelt wurde. Kein Lüftchen regte sich, kein Windhauch fächelte den Erschöpften Kühlung zu. Die Wasservorräte schmolzen mit unheimlicher Schnelle dahin und noch war nicht die Hälfte der zurückzulegenden Strecke überwunden.

Vier Tage und vier Nächte verstrichen so unter den entsetzlichsten Entbehrungen; längst war der letzte Tropfen Wassers verteilt. Die Indianer vermochten nicht mehr die Ruder zu rühren, einer derselben war bereits der furchtbaren Hitze und dem Durst erlegen, da endlich kam das kleine, nur noch acht Leguas von Española entfernte Inselchen Navassa in Sicht, welchem man zusteuerte, um Wasser zu finden. Nach langem Suchen



Kap San Miguel, das heutige Vorgebirge Tiburon.
(Links Brotfrucht.)
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

entdeckte man in mehreren Felshöhlen einige Tümpel von Regenwasser, über welches die Indianer in ihrer fieberhaften Gier so unbedachtsam herfielen, daß mehrere sofort starben und einige andere gefährlich erkrankten.

Am Abende wurde die Fahrt nach Española fortgesetzt und erreichte man am fünften Tage die äußerste Westspitze desselben, Kap San Miguel, das heutige Vorgebirge Tiburon.

Den Bestimmungen zufolge sollte Bartholomäus Fiesco von hier aus zu dem Admiral zurückkehren, doch nichts vermochte ihn oder einen seiner Begleiter zu bewegen, sich noch einmal solch entsetzlichen Qualen auszusetzen. Fiesco in einem indianischen Dorfe zurücklassend, begab sich der unermüdliche Mendez allein, nur von sechs Eingeborenen von Española begleitet, auf die Weiterreise nach Santo Domingo, war aber erst bis in die Nähe der Bucht von Azua gekommen, als er vernahm, daß der Gouverneur Ovando sich auf einem Kriegszuge gegen die Bewohner von Xaragua befinde. Mendez verließ das Kanoe und begab sich zu Fuße dorthin, wurde auch von dem Statthalter freundlich aufgenommen, aber sieben volle Monate mit allerlei Vertröstungen hingehalten. Erst dann vermochte er die Erlaubnis zu erwirken, nach Santo Domingo zu gehen und auf Kosten des Admirals ein Schiff auszurüsten.

Derweil Mendez sich auf dem Wege nach Santo Domingo befand, entsandte Ovando, argwöhnend, Columbus beabsichtige lediglich nach Española zu kommen, um sich wieder in den Besitz der Herrschaft zu setzen, den Diego de Escobar, einen Parteigänger Roldans, in einer kleinen Karavelle nach Jamaika, nicht etwa, um den Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen, sondern lediglich um Kundschaft einzuziehen. Er beschränkte sich darauf, dem

Admiral — ein Hohn auf die bedrängte Lage desselben — ein Faß Wein und eine Seite Speck als Geschenk mit der Versicherung zu übersenden, daß, sobald ein größeres Schiff aus Spanien anlange, sofortige Hilfe erfolgen solle. Nachdem Escobar einen Brief des Admirals an Ovando in Empfang genommen, kehrte er, ebenso schnell wie er gekommen, nach Santo Domingo zurück, um den Bericht seiner Kundschafterreise zu erstatten.

Hatte man sich von der überaus kritischen Lage der Schiffbrüchigen auch überzeugt, so beeilte man sich jedoch nicht, dieselben zu erlösen und sie würden vielleicht elend zu Grunde gegangen sein, wäre es nicht endlich dem getreuen Mendez gelungen, ein Schiff anzukaufen, auszurüsten und nach Santa Gloria zu entsenden.

Bevor diese Hilfe eintraf, hatte Columbus aber noch manche schwere Stunde zu bestehen gehabt. Durch Mitleid hatte er sich bewegen lassen, den von Porras geleiteten Rebellen Nachricht von der durch Ovandos Kundschafter in Aussicht gestellten Hilfe zu geben und ihnen Pardon und Überfahrt unter der Bedingung zuzusichern, daß sie sofort zum Gehorsam zurückkehrten. Anstatt dies anzunehmen, traten die Empörer mit unverschämten Forderungen hervor, dergestalt, daß, im Falle zwei Schiffe kämen, sie abzuholen, eines derselben ihnen eingeräumt werde, käme dagegen nur eines, so solle ihnen die Hälfte desselben überlassen werden. Zugleich verlangten sie die Hälfte von allen gegenwärtig noch vorhandenen Tauschartikeln, da die ihrigen während der versuchten Fahrt nach Española verloren gegangen seien.

Da diese Forderungen zurückgewiesen wurden, beschlossen die Meuterer, sich gewaltsam der Tauschartikel zu bemächtigen und eine Stelle zu besetzen, wo man sich zu Herren der erwarteten Rettungsschiffe machen könne. Zugleich wurde geplant, den Admiral gefangen zu nehmen, um ihn den Wünschen der Rebellen gefügiger zu machen. Dieses Vorhaben wurde Columbus verraten und es blieb ihm wie seinen Getreuen nichts anderes übrig, als den im Anzuge Befindlichen mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Es kam zu einem erbitterten Kampfe, in welchem mehrere der Aufrührer fielen, während Porras durch den Adelantado gefangen genommen wurde. Der Rest der Meuterer unterwarf sich am folgenden Tage, dem 20. Mai, freiwillig und wurde ihnen Pardon gegeben, nachdem sie aufs neue Treue geschworen hatten. Porras hingegen wurde in sicherem Gewahrsam gehalten.

Endlich, am 28. Juni, wurden die Spanier durch den Anblick zweier Schiffe in Erregung versetzt, welche mit vollen Segeln der Bucht Santa Gloria zueilten, um den Schiffbrüchigen, die über ein Jahr lang der Rettung geharrt hatten, nunmehr die ersehnte Erlösung aus Not und Ungemach zu bringen. Das eine der Schiffe war von Mendez ausgerüstet worden, das andere kam von Ovando, der nach langem Zögern sich doch endlich entschlossen hatte, für die unfreiwillig Gefangenen etwas zu thun.

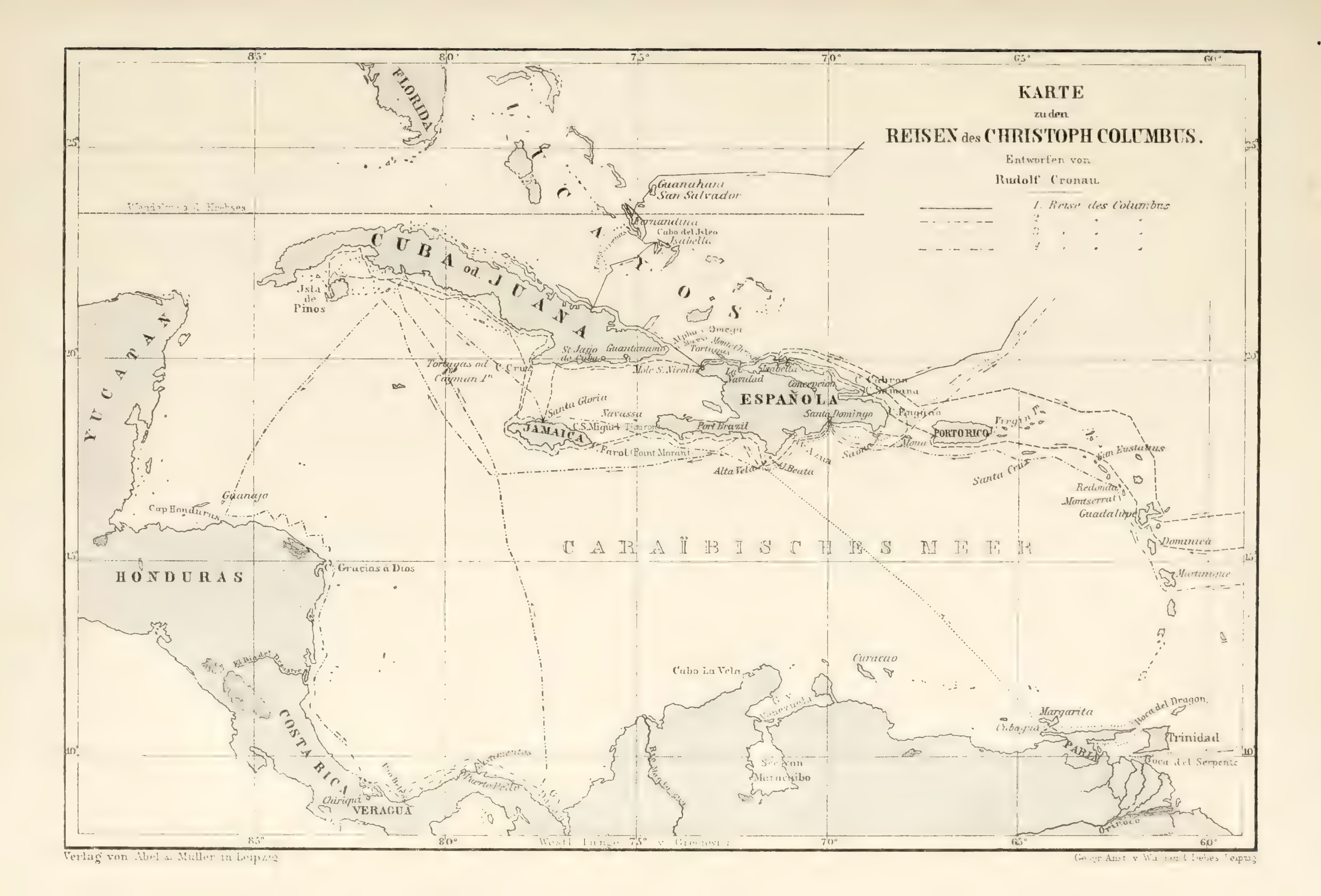
Am 13. August wurde Santo Domingo erreicht, wo Ovando zwar dem Admiral freundlich entgegenkam und ihn in seinem Hause beherbergte, aber auch Porras in Freiheit setzte und das Verhör desselben an das indische Amt in Spanien verwies, von welchem derselbe ohne Strafe entlassen wurde.

Nur kurze Zeit verweilte Columbus in Santo Domingo, der Stätte, welche ihn in seinem höchsten Glanze, wie auch entehrt und erniedrigt gesehen hatte. Jetzt verließ er zum letztenmal diesen Ort, um ihn nie wieder zu betreten.

Ein durch die ertragenen Mühsale, durch Krankheit und Enttäuschung gebrochener Mann, schiffte er sich am 12. September nach Europa ein und kam nach einer stürmischen Überfahrt am 7. November des Jahres 1504 in dem Hafen von San Lucar an.



Goldenes Figürchen aus Veragua.


KARTE
zu den
REISEN des CHRISTOPH COLUMBUS.
Entworfen von
Rudolf Cronau.
1. Reise des Columbus
2
3
4
FLORIDA
Guanahani
San Salvador
Fernandina
Cabo del Isleo
Isabella
CUBA od. JUANA
Isla de Pinos
YUCATAN
St Jago de Cuba
Guantanamo
Mole S. Nicolas
Tortugas od. Cayman Ir
C. Cruz
Santa Gloria
Navassa
JAMAICA
Port Brazil
Farol (Point Morant)
ESPAÑOLA
La Navidad
Isabella
Concepcion
Santo Domingo
Alta Vela
Beata
Azua
Saona
Mona
PORTO RICO
Santa Cruz
Virgin
San Eustatius
Redonda
Montserrat
Guadalupe
Dominica
Martinique
CARAÏBISCHES MEER
Guanajo
Cap Honduras
HONDURAS
Gracias á Dios
COSTA RICA
Chiriqui
VERAGUA
Puerto Bello
Cabo La Vela
See von Maracaibo
Curacao
Margarita
Cubagua
PARIA
Trinidad
Boca del Dragon
Boca del Serpente
Orinoco
85°
80°
75°
70°
65°
60°
25°
20°
15°
10°
West Länge v. Greenwich
Verlag von Abel & Müller in Leipzig

Die letzten Lebensjahre des Columbus und sein Tod.

Die Rückkehr des Admirals erregte kaum einige Sensation. Die Begeisterung, mit welcher man ihm nach seiner ersten und zweiten Reise entgegengejubelt hatte, war verrauscht, kam er ja doch auch heim mit leeren Händen, ein Schiffbrüchiger, der alle die Fahrzeuge verloren hatte, mit denen er ausgezogen war.

Von den Freunden, die sich früher seiner Bekanntschaft rühmten, stellten sich nur wenige ein, ihn zu bewillkommnen; wie kaum ein anderer sollte Columbus erleben, daß die Gunst der großen Menge nur mit dem Erfolge ist. —

Verletzt in seiner Ehre, gebrochen durch Gram und Krankheit, begab sich Columbus von San Lucar nach Sevilla, in der Hoffnung, in dem milden Klima Südspaniens Genesung von seinen Leiden zu finden. Doch die Sonne des Glückes sollte ihm nicht wieder scheinen, Not und Sorge folgten ihm auch dorthin und streuten scharfe Dornen auf den kurzen Rest seines Lebensweges.

Seine eigenen Angelegenheiten waren infolge seiner langen Abwesenheit in die größte Unordnung geraten. Die Einziehung des ihm gebührenden Anteils aus den Erträgen der Kolonien war in höchstem Maße vernachlässigt und befanden die betreffenden Gelder sich zumeist in den Händen Ovandos, von welchem die Agenten des Admirals dieselben nicht einzufordern wagten. Columbus selbst hatte den größten Teil seiner Baarmittel zur Bezahlung der mit ihm zurückgekehrten Schiffsmannschaften verwendet, da das indische Amt sich zu saumselig zeigte, die Löhne derselben zu begleichen. Da sein Rang den Admiral zu mancherlei Ausgaben zwang, so sah sich Columbus bald selbst in Verlegenheit und gezwungen, von Darlehen zu leben.

Gewiß war es für ihn ein verhängnisvoller Schlag, daß in dieser Zeit des Trübsals und des Ungemachs auch seine treueste Freundin, die Königin Isabella, aus dem Leben scheiden mußte. Hatte er doch gehofft, durch ihre Intervention in Bälde wieder in den Vollbesitz seiner Rechte und Würden eingesetzt zu werden. Mit dem am 26. November des

Jahres 1504 zu Medina del Campo erfolgten Tode seiner hohen Gönnerin sah Columbus ein gut Teil dieser Hoffnung schwinden, denn längst hatte er erkannt, daß König Ferdinand nur wenig warmes Gefühl für ihn besitze. Da Columbus infolge seiner Krankheit verhindert war, an den in Segovia verweilenden Hof zu gehen, so beauftragte er seinen Bruder und seinen Sohn Diego mit der Vertretung seiner Interessen, doch gelang es denselben nicht, die Teilnahme des selbstsüchtigen Monarchen für den greisen Entdecker zu erwecken, welcher, wie Washington Irving treffend bemerkt, „lästig zu werden begann, als er zu nützen aufgehört hatte."

Aus dieser Leidenszeit des Admirals haben sich mehrere Briefe erhalten, welche derselbe an seinen am Hofe weilenden Sohn Diego richtete. Man kann dieselben nicht ohne tiefes Mitgefühl lesen, zeigen sie doch, wie der Mann, dem Spanien eine Welt voll unermeßlichen Reichtums verdankte, sich in flehentlichen Bitten und Klagen ergehen mußte, ohne das geringste Entgegenkommen zu finden.

Auch ein direkt an den König gerichteter Brief blieb ohne Erfolg und ohne Antwort, seine Vorschläge in betreff der Kolonien wurden unbeachtet gelassen und schien man auf seine Erfahrungen nicht das geringste Gewicht zu legen, da man in keiner der die überseeischen Gebiete berührenden Fragen seinen Rat einholte.

Die pekuniären Verhältnisse des Admirals verschlechterten sich mehr und mehr und wiederholt wies er seinen Sohn Diego darauf hin, wie notwendig es sei, zu sparen, bis der König Gerechtigkeit erzeige und ihn wieder in seine Privilegien einsetze. Da dieser Augenblick aber nicht eintreten wollte, so entschloß sich der Admiral trotz seines Leidens dazu, selbst an den Hof zu reisen. Im Mai des Jahres 1505 trat er die beschwerliche Reise nach Segovia an, und wenn ihm der Monarch auch äußerlich mit aller Höflichkeit entgegenkam, so fehlte doch diesem Entgegenkommen alle Herzlichkeit. Dieser Mangel einer Wertschätzung des Admirals fiel auch Nichtbeteiligten auf, so schreibt der Bischof Las Casas: „Ich weiß nicht, was die Ursache dieser Abneigung und dieses unfürstlichen Verhaltens des Königs gegenüber einem solchen Manne war, dem er so außerordentlichen Dank schuldete; ich muß annehmen, daß sein Gemüt durch die falschen Verdächtigungen eingenommen wurde, die allenthalben gegen den Admiral vorgebracht wurden und von denen mir einige Proben durch Personen mitgeteilt wurden, die dem Könige nahe standen. Soviel die Vorgänge ersehen ließen, erwies sich König Ferdinand dem Admiral in keiner Weise gnädig, im Gegenteil, er entmutigte denselben mehr und mehr, obwohl er äußerlich durchaus höflich gegen ihn war."*)

Es ist gewiß, daß Columbus in den Bemühungen, in seine Rechte an das Vizekönigtum wieder eingesetzt zu werden, ebenso erfolglos blieb, wie seine früheren Sachwalter. Monatelang sah er sich durch allerhand Ausflüchte hingehalten, und wohl mag man Las Casas glauben, wenn er versichert, daß man allgemein davon überzeugt war, daß der König nicht eines der Privilegien des Admirals respektiert haben würde, wenn

*) Las Casas, Hist. Ind. II. cap. 37.

sich dies ohne Schädigung seines eigenen Rufes und mit gutem Gewissen hätte ausführen lassen.

Zum Scheine wurde die Regelung der Angelegenheiten des Admirals einem Tribunal, der Junta de Descargos, überwiesen, deren Mitglieder sich auch zu zwei Sitzungen zusammenfanden, ohne aber eine Entscheidung zu treffen. Mit den geheimen Wünschen des Königs augenscheinlich bekannt, fürchteten dieselben zweifellos, durch ein Columbus günstiges Urteil die Ungnade des Monarchen auf sich zu laden. So blieben die Angelegenheiten des Admirals in der Schwebe, und erst nach längerer Zeit unterbreitete man ihm den Vorschlag, seine Rechte an das Vizekönigtum gegen Titel und Besitzungen in Kastilien zu vertauschen.

Columbus aber, der seine Ehre darein setzte, seiner Familie das Vizekönigtum, diese Trophäe seines mühevollen Lebens voll und ganz zu erhalten, lehnte den Antrag ab, erklärte sich aber schließlich bereit, im Falle man Einwendungen gegen seine eigene Person erhebe, auf alle seine Rechte und Würden zu Gunsten seines Sohnes Diego zu verzichten. König Ferdinand möge denselben mit solchen Beratern umgeben, durch deren Charakter die Wohlfahrt der Kolonien gewährleistet werde.

Aber auch diese, von Columbus wie von seinem Sohne eingereichten Petitionen blieben unbeachtet; König Ferdinand, welcher völlig freie Hand haben wollte, zog es vor, die Geduld des lebensmüden Entdeckers noch länger zu erschöpfen, um womöglich doch noch einen gutwilligen Verzicht desselben zu erreichen.

Welch bittere Gefühle mögen Columbus erfüllt haben, als er an einen vertrauten Freund, Diego de Deza, die folgenden Worte richtete: „Mir scheint, daß der König nicht daran denkt, das zu erfüllen, was er in Gemeinschaft mit der in Gott ruhenden Königin mir mit Brief und Siegel versprach. Mich vom Gegenteile überzeugen zu wollen, würde in den Wind gesprochen sein. Ich habe gethan, was ich konnte. Den Rest überlasse ich Gott, der sich noch stets meinen Bitten gnädig zeigte."

Der Gesundheitszustand des Verlassenen verschlechterte sich zusehends, und nicht mit Unrecht schrieb Columbus dies der sein Gefühl aufs tiefste beleidigenden Taktik des Königs zu, die Ordnung seiner Angelegenheiten immer weiter und weiter hinauszuziehen.

Noch durchleuchtete ein letzter Hoffnungsstrahl die Brust des Admirals, als die Kunde von der glücklichen Landung der neuen Herrscher Kastiliens, des Königs Philipp und der Königin Juana, bis an sein Krankenlager drang. Beide kamen aus Flandern, um den seit dem Tode Isabellas verwaisten Thron von Kastilien einzunehmen. Juana war die Tochter der Königin Isabella und Columbus hoffte, bei ihr das gleiche Entgegenkommen, die gleiche warme Teilnahme, das gleiche innige Mitgefühl zu finden. Unfähig, sein Lager zu verlassen, sandte er seinen Bruder Bartholomäus dem jungen Herrscherpaare entgegen, um demselben in seinem Namen zu huldigen und seine ferneren Dienste anzubieten.

Mit Wohlwollen nahmen die Herrscher diese Huldigungen entgegen und versprachen zugleich, die Interessen des Admirals baldmöglichst in Berücksichtigung ziehen zu wollen.

Diese Verheißungen sollten aber Columbus selbst nicht mehr zu gute kommen. Seine durch die Strapazen der letzten Reise, durch die furchtbaren Enttäuschungen der letzten Zeit erschütterten Kräfte sanken mehr und mehr, und, nur von wenigen Getreuen umgeben, hauchte er am 20. Mai des Jahres 1506 zu Valladolid seine Seele aus. Seine letzten Worte waren: „In Manus tuas Domine, commendo spiritum meum“, „In Deine Hände Herr, befehle ich meinen Geist.“



Das Sterbehaus des Columbus zu Valladolid.
Mit Benutzung einer Photographie gezeichnet von Rudolf Cronau.

Christoph Columbus als Mensch und Entdecker.

Bereits auf Seite 173 unseres Werkes erwähnten wir, daß die Urteile über die Persönlichkeit des Christoph Columbus weit auseinandergehende seien, daß er von manchen Historikern als ein an Geistes= und Charaktergröße die Mehrzahl seiner Zeitgenossen weitaus überragender Mann geschildert werde, wohingegen andere ebenso harte Urteile über ihn gefällt und ihn als einen ehrgeizigen, grausamen und habsüchtigen Menschen mit wenig bedeutenden Fähigkeiten dargestellt hätten.

An derselben Stelle sprachen wir die Ansicht aus, daß die Wahrheit wohl in der Mitte liegen möge.

Wollen wir den Charakter des Genuesen zerlegen, so macht sich in demselben zunächst ein starker Zug religiöser Schwärmerei geltend, welche ihren Ursprung wohl in dem Studium der Kirchenväter gefunden haben mag, die Columbus neben anderen Werken fleißig excerpierte, als er das Beweismaterial zusammentrug, das seine Theorien unterstützen sollte. Viel mit Geistlichen verkehrend und seit seiner Ankunft in Spanien unter dem Einflusse der Geistlichkeit stehend, dieser auch zum guten Teile die endliche Verwirklichung seiner Pläne verdankend, bildete er sich allgemach ein, die Vorsehung habe ihn zu ihrem Werkzeuge erkoren und ihn ausersehen, gewisse in der Bibel enthaltene Prophezeiungen zu erfüllen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß mit den erzielten Erfolgen jene schwärmerische Anschauung eine immer ausgeprägtere Gestalt gewann und schließlich zur fixen Idee wurde.

Daß er diese seine Anschauung in jener mystischen Zusammenstellung von Buchstaben zum Ausdruck brachte, mit welchen er seine Briefe zu unterzeichnen pflegte, haben wir bereits schon früher erwähnt. Aber es sind auch Schriftstücke von ihm vorhanden, in welchen er sich ausdrücklich für einen Abgesandten der Dreieinigkeit erklärt, dessen Sendung es sei, das Christentum bis an die Grenzen der Welt zu tragen. Diese Überzeugung übertrug sich sogar auch auf andere, und es gab nicht wenige unter seinen Zeitgenossen, welche seinen Glauben teilten und der Meinung waren, daß Columbus thatsächlich jene die Ausbreitung des Christentums betreffenden biblischen Voraussagungen erfüllt habe.

Ein tiefer, manchmal zur Bigotterie sich neigender religiöser Sinn tritt in unzähligen Handlungen des Admirals zu Tage. Wo immer er landete, um Besitz von neuentdeckten Gebieten zu ergreifen, gingen diesem weltlichen Akte fromme Gesänge und Gebete voraus, auch ließ er in der Regel an den betreffenden Stellen ein Kreuz errichten. Waren die Schiffe in Bedrängnis und Gefahr, so wurden Gelübde gethan und Wallfahrten versprochen. Columbus selbst liebte es, in Gewändern zu erscheinen, welche in Farbe und Schnitt an diejenigen der Franziskaner erinnerten.

Der unerschütterliche Glaube an seine göttliche Sendung, die feste Überzeugung, daß seine Theorien auf wirklichen Thatsachen beruhen müßten, waren die Fundamente seiner fast beispiellosen Ausdauer, mit welcher er seine Pläne und Forderungen trotz Not und Ungemach jahrelang aufrecht erhielt und endlich zur Durchführung brachte. Diese Festigkeit und Ausdauer, die ungewöhnliche Energie, welche er auch auf seinen Reisen, namentlich seiner ersten und seiner letzten, bekundete, sind die imponierendsten Seiten in dem Charakter des Genuesen und werden ihm für alle Zeiten die Bewunderung der Welt sichern.

Daß Ehrgeiz ein anderer Charakterzug des Entdeckers war, ist nicht zu verleugnen. Aber wer wollte ihm das auch verkennen? Ist doch der Ehrgeiz mehr oder weniger der Grundzug aller großen Leute, eine der gewaltigsten Triebfedern der Menschheit, welche kraftvolle Naturen zu immer neuen Unternehmungen zwingt und welche nicht zum kleinen Teile die Menschheit auf ihre gegenwärtige Höhe emporgehoben hat.

Auch hat man Columbus kleinlicher Habsucht bezichtigt, indem er die Belohnung von 10 000 Maravedis jährlich, die der König demjenigen verheißen hatte, welcher während der ersten Westfahrt zuerst Land erblickte, für sich reklamiert habe, anstatt sie dem Matrosen Rodrigo de Triana zu gönnen.

Washington Irving meint, daß weniger die Habsucht als der Ehrgeiz, auch wirklich der erste Entdecker des von ihm gesuchten Landes zu sein, den Admiral bewogen haben möge, den Preis für sich zu beanspruchen, da er in der Nacht zuerst das die Nähe des Landes verkündende Licht gesehen habe.

Ist es unmöglich, diese Frage mit Sicherheit zu entscheiden, so will uns aber bedünken, daß in den noch vorhandenen Briefen und Schriften des Admirals kaum irgend welche Hinweise enthalten sind, welche auf einen habsüchtigen Charakter des Columbus schließen lassen könnten. Dagegen spricht für ihn, daß er stets die gewissenlose Ausbeutung der Indianer seitens seiner Leute zu verhindern suchte und letztere anwies, annähernd reelle Werte gegen die eingetauschten Goldkörner der Eingeborenen zu geben, ferner, daß er, obwohl finanziell selbst schlecht bestellt, doch die Bezahlung der Leute, welche ihn auf seiner letzten Reise begleitet hatten, auf sich nahm, ohne gerade allzu große Aussichten zu haben, diese Summe wieder zu erhalten. Irving erwähnt, daß Columbus auch bedeutende Beträge für die Armen seiner Vaterstadt sowie für andere wohlthätige und kirchliche Zwecke gestiftet habe.

Wohl der heftigste Vorwurf, der gegen Columbus erhoben wurde, ist der, die erste Anregung gegeben zu haben, die Eingeborenen der neuen Welt als Sklaven zu benutzen.

Dadurch habe er denselben anstatt des Heils nur unsagbares Elend, Tod und Verderben gebracht.

Dieser Vorwurf kann Columbus nur zum geringsten Teile treffen.

Bald nach der Anlage der ersten Kolonien auf amerikanischem Boden lernte er erkennen, daß die Europäer dem heißen, ungewohnten Klima nicht gewachsen seien und schwerere Arbeiten, wie Feld- und Bergbau nicht ohne nachteilige Folgen für ihre Gesundheit zu verrichten vermöchten. Kein Ausweg konnte nun näher liegen, als zur Ausführung der notwendigen Arbeiten die an das Klima gewöhnten Eingeborenen heranzuziehen. Wenn ferner Columbus in seinen Vorschlägen an die Regierung den Transport von Sklaven nach Europa anregte, so ist es zum Verständnisse dieser Thatsache erforderlich, auch den betreffenden Passus wörtlich wiederzugeben.

Danach war Antonio de Torres, ein im Jahre 1493 von Columbus an die Monarchen abgesendeter Berichterstatter, beauftragt, über diesen Punkt folgende Vorschläge zu machen: „Ihr werdet den Hoheiten sagen, daß, da wir kein Idiom kennen, mittelst dessen wir die Leute hier in unserem allerheiligsten Glauben so unterrichten können, wie die Hoheiten und wir es wünschen, wir zwei Schiffe mit Männern, Frauen, Knaben und Mädchen von den Kannibalen (den Karaïben) nach Spanien schicken. Ihre Hoheiten werden die geeigneten Personen finden, die sie am besten in unserer Sprache unterrichten und von denen man versichert ist, daß sie diese Fremdlinge besser behandeln als andere Sklaven, damit sie leichter lernen.

Da die Inseln der Kannibalen die größten und bevölkertsten sind, schien es uns am besten, Eingeborene von diesen Inseln nach Kastilien zu schicken, damit sie den barbarischen Gebrauch, ihresgleichen zu fressen, aufgeben lernen. Wenn sie einmal die spanische Sprache kennen, werden sie viel bälder nach der Taufe begehren und so das Heil ihrer Seele sichern; überdies wird daraus für diejenigen Völker, welche keine so grausamen Sitten haben, viel Gutes hervorgehen, wenn sie sehen, daß wir diejenigen ergriffen und gefangen geführt haben, welche ihnen so viel Übles gethan und vor denen sie sich so sehr fürchten, daß schon ihr Name sie mit Entsetzen erfüllt. . . .

Im Interesse der Seelen dieser Kannibalen wie der anderen Eingeborenen kam uns der Gedanke, daß, je weiter man sie fortschickt, desto besser es für sie sein werde. Darum glaube ich, daß in Anbetracht, daß man hier so viele Herden und Haustiere für Nahrung und Feldarbeit bedarf, Ihre Hoheiten jedes Jahr eine beliebige Anzahl von Karavellen hierher schicken und mit Herden, Vieh und anderem beladen möchten, um die Länder zu bevölkern und aus dem Boden Nutzen zu ziehen. Diese Herden würden um mäßigen Preis auf Rechnung der Schiffsrheder verkauft und zwar könnte man sie mit Sklaven bezahlen, die man von den Kannibalen nähme, wilde Menschen, welche, wenn sie ihre grausame Gewohnheit des Menschenfressens aufgeben, die besten aller Sklaven werden müßten. Wenn sie von ihrer Heimat losgerissen sind, werden sie aufhören grausam zu sein. Mittelst Ruderbooten wird es leicht sein, sich eine große Menge solcher Kannibalen zu verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß jeder der Karavellen von Ihren Hoheiten eine Vertrauensperson mitgegeben werde, welche verhindert, daß die Schiffe an

keiner anderen Insel als derjenigen der Karaïben lande, diese Insel hier ausgenommen, wo sie Waren ein- und ausladen sollen."*)

Aus diesen Worten ergiebt sich, daß Columbus im Sinne hatte, einen Teil der Bedürfnisse der Kolonien durch den Verkauf von Sklaven zu decken, dann aber auch, daß er die Karaïben gewaltsam von ihren grausamen Gebräuchen loszureißen und durch die Verpflanzung nach Spanien der Civilisation zu gewinnen dachte. Zugleich glaubte er durch diese Maßregel die ständige Gefahr, welche die Karaïben für alle Inseln Westindiens bildeten, zu beseitigen.

Man kann diesen Projekten eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, zudem ist zu berücksichtigen, daß Columbus ein Mann seiner Zeit war, welche ganz andere Begriffe über die Sklaverei hegte, als wir, die Kinder des 19. Jahrhunderts. Die Sklaverei war damals in Spanien gäng und gäbe, auf den Märkten zu Sevilla, Granada und Malaga wurden maurische Gefangene tausendweise verkauft, von Afrika her wurden Schiffsladungen von Negern nach Europa gebracht, um gleichfalls als Sklaven verkauft zu werden. Wie sehr die Begriffe jener Zeit von den heutigen abwichen, dürfte wohl daraus hervorgehen, daß, als die gewissenhafte Königin Isabella die Frage in Anregung brachte, ob man mit dem Verkaufe der Indianer als Sklaven kein Unrecht begehe, mehrere der angesehensten Theologen und Rechtsgelehrten die Sklaverei befürworteten.

Gewiß ist es bezeichnend für die seltsamen Begriffe jener Zeit, daß gerade Bischof Las Casas, der heftigste Gegner der indianischen Sklaverei, dem spanischen Königspaare den Vorschlag machte, Neger aus Afrika nach Westindien zu exportieren. Glaubte dadurch Las Casas die Indianer zu entlasten, so scheint ihm der Gedanke aber nicht gekommen zu sein, daß die Neger ebenso fühlende Menschen waren als wie die Indianer.

Daß der Vorschlag des Bischofs Annahme fand, ist allgemein bekannt, und es begann nun jener schmachvolle Menschenhandel, durch welchen tausende und abertausende von Negern ihrem heimatlichen Boden entrissen wurden, um in dem neuen Weltteile denselben Grausamkeiten entgegenzugehen, welche seine Eingeborenen zu erdulden gehabt hatten. Nur war das Endresultat ein anderes. Während die Urbewohner untergingen oder verdrängt wurden, bäumten sich die kräftigeren Neger in der Folge gar oft gegen ihre grausamen Unterdrücker auf und führten mitunter blutige, das ganze Staatswesen erschütternde Kämpfe herbei. Nicht mit Unrecht nennt Ruge es ein eigenes Verhängnis, daß gerade die erste spanische Kolonie, Española, nach 300 Jahren ganz in die Hände der Neger und Mischlinge fallen sollte.

Mag Columbus auch die Anregung gegeben haben, die Eingeborenen Amerikas als Sklaven zu verwenden, so war er aber sicherlich nicht der Urheber jener Scheußlichkeiten, welche schon zu seiner Zeit und späterhin von den Spaniern verübt wurden und welche mit Recht noch heute die Entrüstung aller Besserdenkenden erregen. Grausame Akte irgend welcher Art sind Columbus nicht nachzuweisen, im Gegenteil lassen zahlreiche Beispiele erkennen, daß er stets bemüht war, die Gunst der Eingeborenen durch

*) Fr. Pr., „Die Reisen des Columbus". S. 119 u. 120.

mildes, freundliches Entgegenkommen zu erwerben und zu erhalten. Daß zu ihm die Indianer weitaus größeres Vertrauen faßten als zu allen anderen, geht aus dem Umstande hervor, daß, als er auf seiner zweiten Reise sich La Navidad näherte, die Abgesandten des Häuptlings Guacanagari nicht eher in die Nähe der Schiffe zu kommen wagten, als bis sie das Gesicht des Admirals erkannt hatten.

Herber Kritik sind auch die Fähigkeiten des Genuesen als Vizekönig, als Verwalter der von ihm entdeckten Länder unterzogen worden. In mehreren Columbusbiographien ist die Meinung zum Ausdruck gekommen, er sei wohl nur darum seiner Würde entkleidet worden, weil man am Hofe von Spanien seine Schwäche als Statthalter erkannt habe. Unseres Erachtens ist Columbus zu wenig Gelegenheit geboten gewesen, seine Eigenschaften in dieser Hinsicht zu bethätigen. Vielfach auf Reisen befindlich, war es ihm selten vergönnt, in den entscheidenden Momenten einzugreifen, daß es ihm aber nicht an Energie fehlte, zeigt seine Niederwerfung des großen indianischen Aufstandes unter Caonabo.

Die Vorschläge, welche er betreffs der Begründung von Kolonien dem Hofe unterbreitete, sind durchaus praktisch und korrekt und zeigen, daß er Verständnis und Geschick für seine hohe Aufgabe besaß. Die in seinen Briefen niedergelegten Äußerungen lassen erkennen, daß er eine wirkliche Kolonisation des Landes im Sinne hatte, er befürwortete die Anbahnung eines geordneten Tauschhandels mit den Eingeborenen, die Anlage von Seehäfen und Städten, die Einführung von tüchtigen Gewerbsleuten und von allerhand nützlichen Pflanzen und Tieren. Er war keiner jener ihm nachfolgenden Eroberer, die mit gewaltthätiger Faust die Länder ausplünderten, um dieselben nach ihrer Verwüstung liegen zu lassen und weiter zu ziehen. Er hatte vielmehr den Aufbau eines großen, geordneten Reiches im Sinne, dessen Erträgnisse dem Mutterlande nach und nach zu Gute kommen sollten.

Wohl Spanien, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, diese Vorsätze auszuführen!

Die heißhungrigen Hidalgos aber fragten nicht nach jenen Reichtümern, die etwa aus dem Handel mit Baumwolle, Hölzern und anderen Produkten der neuentdeckten Länder zu erzielen wären; sie dürsteten nach Gold, Perlen und Edelsteinen, und da dies alles nicht urplötzlich zu Tage trat, wurden die Errungenschaften und Bestrebungen des Admirals mißachtet. Die Leute, welche ihm gefolgt waren, um in der neuen Welt mühelos reich zu werden, sahen sich enttäuscht, als sie erkannten, daß auch hier der Gewinnst nur durch harte Arbeit zu erzielen sei. Durch Anstiftung fortwährender Unruhen ließen sie die Kolonien nicht zur Blüte gelangen und benutzten diese Thatsache dazu, von der Unfähigkeit des Admirals als Statthalter zu reden.

Daß die Insel Española sich fast fortgesetzt in einem Stadium der Unruhe und Verwirrung befand, ist sicherlich nicht Columbus sondern dem rechtlosen Charakter der die Insel überschwemmenden Abenteurer und Glücksritter zuzuschreiben. Die fernere Geschichte der spanischen Kolonien Amerikas zeigt nur zu wohl, daß die Zeit der Unruhen sich nicht bloß auf die kurze Periode von Columbus' Regime beschränkte, sondern daß dieser Revolutionsgeist den spanischen Abenteurern tief im Blute steckte. Denn ist die

Geschichte dieser spanischen Kolonien etwas anderes, als eine fast ununterbrochene Kette von Verrat und Empörung? Und was anders, als die nie endenden Revolutionen ist die Ursache, daß jene ehemals spanischen, aber heute noch mit spanischen Elementen durchsetzten Länder noch nicht die Stellung errungen haben, welche sie ihren von der Natur verliehenen reichen Gaben zufolge einzunehmen berufen wären?

Nicht zu verkennen ist, daß Columbus in den Unterhandlungen mit dem rebellischen Roldan eine große Schwäche zeigte, indem er sich zu einem für ihn schimpflichen Friedensschlusse herbeiließ. Wer aber vermag heute die Umstände zu ermessen, die ihn, den halbblinden und erkrankten Mann dazu zwangen, um jeden Preis den Frieden wieder herzustellen?

Nicht minder als die Eigenschaften des Admirals als Statthalter, so sind auch seine Fähigkeiten als Seefahrer scharf kritisiert worden.

Breusing in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie"*) schreibt: „Im Tagebuche des Columbus findet sich während der ganzen Fahrt über den Ozean nicht eine einzige Breitenbestimmung, und die, welche er in Westindien angestellt haben will, sind so ungeheuerlich, daß sie schon seinerzeit Verdacht erregten; er giebt z. B. an der Küste von Cuba eine Breite von 42 statt 21° an."

Dr. Sophus Ruge bemerkt: „Tragen nicht die ungenauen Angaben des Columbus, die Unfähigkeit, annähernd richtige astronomische Ortsbestimmungen zu machen, einen Teil der Schuld, daß die Gelehrten bis heute sich noch nicht über die Insel geeinigt haben, wo der Entdecker zuerst den Boden der neuen Welt betrat?"

Weil er den Karten Toscanellis u. a. bezüglich der Größe Cipangus mehr traute als seinen eigenen Erfahrungen, hielt er die Insel Española für eben so groß als ganz Spanien und verlegte die Nordküste der großen Antillen bis unter den 40. Breitengrad."

Eine Lanze für den so Abgeurteilten legt Professor Fr. Gelçich in seinen in den „Jahrbüchern des Vereins für Erdkunde zu Berlin"**) zum Druck gekommenen „Beiträgen zur Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" ein, indem er die Fragen aufwirft: wie zur Zeit des Columbus die nautischen Kenntnisse der verschiedenen Nationen beschaffen gewesen und was Columbus in nautischer Richtung überhaupt hätte leisten können.

Dieser mit vielem Geschick geführten Verteidigung können wir nur wenige Abschnitte entnehmen und verweisen wir diejenigen unserer Leser, welche sich mit dieser interessanten Frage eingehender beschäftigen wollen, auf die Quelle selbst.

„Gerechtfertigt," so schreibt Professor Gelçich in Widerlegung der obigen Angriffe, „muß im höchsten Grade die Klage erscheinen, Columbus habe während der ersten Reise nie eine Breite in See angegeben. Daraus aber, daß der Auszug des Las Casas solche Daten nicht enthält, kann man noch immer nicht schließen, daß die Flotte gar so ins Blaue gefahren sei. Das Tagebuch enthält Stellen, die eine Breitenangabe geradezu erforderlich machen. Am 25. September z. B. besprachen sich Columbus und Pinzon

*) Band II. 1881. S. 193.

**) Band XX. S. 295 flg.

über die Lage des Schiffes, indem sie die Karte des Toscanelli zu Rate zogen. Sie wunderten sich, die von dem Florentiner auf halbem Wege gesetzte Insel nicht gesichtet zu haben und schoben diesen Umstand der Stromversetzung zu. Eine Breitenangabe wäre hier eine ganz natürliche Sache gewesen, denn es war ja auch zu konstatieren, ob diese Insel überhaupt besteht. Aber Las Casas muß rein auf die Breitenangaben in See kein Gewicht gelegt haben. Die Reise als solche, die schien ihm gar nicht wichtig und wir glauben, daß die Art und Weise der Behandlung des Tagebuches unsere Anschauung nur bestätigen kann.

Las Casas hat nicht geahnt, daß seine kargen Auszüge einst Streitfragen hervorrufen würden. Die Breiten in See und die ganze Seereise schienen ihm zu belanglos, und das einzige Mal, wo er über eine Beobachtung auf der Fahrt etwas sagt, am 3. Februar 1493 nämlich, that er es nicht der Breite wegen, sondern um den Zustand der See zu charakterisieren. Erst von dem Augenblicke an, als Guanahani berührt wurde, sieht Las Casas den Nutzen näherer Details ein, jetzt waren geographische Ortsangaben nötig, um die Karte der neuen Länder zu verzeichnen, oder sich auf ersterer zu orientieren und von diesem Augenblicke an nimmt er auch die Angaben des Columbus gewissenhafter auf."

Nachdem der Verfasser verschiedene Beweise anführt, aus denen ersichtlich ist, daß Columbus in See beobachtete, fährt er weiter fort: „Im allgemeinen fallen die Breitenangaben des Columbus alle schlecht aus, und er kann auf keinen Fall als guter Beobachter gelten. Hier wäre die Einwendung gestattet, daß auch die Instrumente, die er besaß, unvollkommen gewesen sind."

In Bezug auf die falsche Breitenangabe von Cuba mit 42° bemerkt Gelcich folgendes. „Es könnte ein Schreibfehler des Columbus vorliegen, oder aber war dessen Handschrift so unleserlich und Las Casas hat die Entzifferung schlecht bewerkstelligt. Denn wir haben Grund anzunehmen, daß Columbus sich unmöglich in so hohen Breiten wähnte, wie aus folgendem hervorgeht. Am 13. Oktober notierte der Admiral, die Breite der entdeckten Länder sei derjenigen von Ferro (28°) gleich. Am 15. Februar 1493 schrieb er über Española, daß diese Insel unter 26° gelegen sein möge.

Diese zwei Stellen genügen unserer Ansicht nach. Doch haben wir noch andere Beweisgründe. Auf seiner ersten Rückreise fuhr der Entdecker gegen Norden bis zum Gebiet der veränderlichen Westwinde und wendete dann gegen Osten. Am 3. Februar schien ihm der Nordstern so hoch, wie am Kap St. Vincent.

Wir können nicht annehmen, daß er Cuba in 42° glaubte, wenn er nach einem ziemlich langen Nordkurs die eigene Schiffsposition im Parallel von St. Vincent schätzte. Greifen wir aber noch mehr zurück. Am 13. Oktober 1492 giebt er die Breite mit ungefähr 28° an.*) Von diesem Tage bis zum 30. Oktober steuerte er, ein einziges Mal ausgenommen, südlich. Die fragliche Breitenangabe von 42° findet sich am 30. Oktober. Ist es nun möglich, daß selbst ein schlechter, ein elender Seemann nach diesem Kurse,

---

*) Guanahani-Watling Island ist unter 24° gelegen.

und nachdem er die Abfahrtsbreite (Guanahani) mit 28°, die Ankunftsbreite (Española) mit 26° bezeichnete, eine Zwischenstation von 42° voraussetze?

Nein, selbst ein Schiffsjunge bringt das nicht zu stande, und die nautischen Fertigkeiten des Entdeckers so weit herabzusetzen, geht doch nicht gut an."

Auf Seite 297 fährt Professor Gelcich weiter fort: „War Columbus auch kein guter astronomischer Beobachter, wie steht es aber mit den Breitenangaben der übrigen Seeleute und Kosmographen seiner Zeit? Führt man dieses Argument ins Feld, so überzeugt man sich sogleich, daß es nicht billig ist, Columbus allein in Angriff zu nehmen, es stellt sich vielmehr heraus, daß überhaupt noch niemand imstande war, Besseres zu leisten. So enthält der Erdapfel von Martin Behaim Fehler bis zu 16°. Auf der Karte des Juan de la Cosa befindet sich die Boca del Drago, der Drachenschlund bei Trinidad, im Parallel von Buena vista auf den Kap Verdeschen Inseln, somit anstatt in 11° in 16°; der Wendekreis des Krebses berührt die Südküste von Hayti, anstatt dessen ist die wahre Lage der südlichsten Spitze St. Domingos in $17^1/_2$°; die Azoren befinden sich in gleichem Parallel mit den Bahamabänken u. s. w. Der Chronist Herrera sagt nun über Cosa, daß er der beste Pilot jener Meere war und auch Gomara und Oviedo schildern ihn als vortrefflich. Erst zu Ende des 16. Jahrhunderts sind die Breitenfehler seltener größer als 1° geworden, man konnte daher am Ende des 15. Jahrhunderts nur wenig verlangen."

Zum Schlusse seiner Untersuchungen äußert Gelcich: „Columbus war auf keinen Fall ein Gelehrter. Als Seemann aber ist er, unserer Ansicht nach, mitunter gegen Gebühr mißhandelt worden, wobei wir darauf aufmerksam machen, daß die Begriffe Seemann und Astronom nicht zu verwechseln sind. Nur durch wenige Worte sei zur Erhärtung seiner seemännischen Findigkeit noch daran erinnert, daß er der erste war, der sich mit der Variation der Kompaßnadel auszuhelfen trachtete, um daraus die Länge zu bestimmen, und daß ihm auch die Lage der Fucus-Bank willkommene Gelegenheit zur Orientierung bot." —

In seinem sonstigen Wissen war Columbus ein echtes Kind seiner Zeit. Jahrhundertelang hatten die geistigen Fähigkeiten der Völker brach gelegen, unterdrückt und in Fesseln geschlagen von einem finsteren Mönchstum, das jedem freien Denken abhold war. Überall lag der Schutt mittelalterlichen Aberglaubens bergehoch; die Wissenschaft war eine seltsame Verquickung blinden Aberglaubens und wahrer Erkenntnis. Nur in den Herzen einzelner Denker begann jenes heilige Feuer emporzuflammen, dessen Licht während der Renaissance- und Reformationszeit mit Allgewalt zum Durchbruch kommen sollte.

Auch Columbus war nicht frei von mancherlei absurden mittelalterlichen Anschauungen. Wie die Mehrzahl seiner damaligen Berufsgenossen glaubte er an die Existenz von allerlei Fabelwesen, wie Sirenen und Einhorne, an geschwänzte Menschen und an solche mit Hundeköpfen, kurz an alle derartigen Geschöpfe, mit denen die Phantasie der Morgenländer, die Phantasie eines Mandeville und anderer die Erde bevölkert hatten.

Seine noch voll und ganz von den Lehren der Bibel abhängige mittelalterliche Kosmographie ließ ihn in Verbindung mit mancherlei falschen Voraussetzungen und

irrigen Beobachtungen zu der Schlußfolgerung kommen, daß die Erde nicht eine völlige Kugelgestalt haben möge, sondern an einer Stelle des von ihm entdeckten südlichen Kontinentes eine warzenähnliche Erhöhung besitze, die dem Himmel näher gelegen sei als alle anderen bisher bekannten Teile der Erde. Er glaubte dies daraus schließen zu müssen, daß in jenem Kontinente, in dem Lande Paria, die Eingeborenen nicht so schwarz wie die Bewohner der afrikanischen Küste seien, obwohl sie unter denselben Breiten lebten; daß die Länder daselbst nicht so heiß, verbrannt und unfruchtbar wie die Afrikas waren, sondern sich vielmehr voll üppiger Vegetation und mit einer lieblichen Temperatur versehen darstellten. Mancherlei ungenaue astronomische Beobachtungen schienen eine Bestätigung seiner Theorie zu bieten und kam er, verschiedene Bibelstellen zu Gunsten derselben deutend, zu dem Schlusse, daß auf jener warzenförmigen Erhöhung das irdische Paradies gesucht werden müsse, dessen Existenz von allen Gelehrten zwar anerkannt worden, über dessen genaue Lage man aber nicht einig war.

Auch war Columbus von einem blinden Autoritätsglauben beherrscht und vornehmlich sein unbedingtes Vertrauen auf die Richtigkeit der Karte und der Berechnungen des Toscanelli ließ ihn nicht zu der Erkenntnis kommen, daß er, anstatt in Indien angekommen zu sein, eine weitaus größere Entdeckung vollbracht habe.

War dieser Autoritätsglaube eine entschiedene Schwäche seines Charakters, so lernen wir Columbus in anderen Fragen wieder als einen Mann kennen, der an Schärfe der Beobachtung der Vorgänge und Dinge in der Natur die Mehrzahl seiner damaligen Berufsgenossen weit übertraf. Er zeigte Interesse für mancherlei, was sonst Seeleuten seiner Zeit als nebensächlich erschien, und das Gesehene wußte er in knapper, aber treffender Weise zu schildern. Mit großem Geschick und mit poetischem Schwung sind die charakteristischen Merkmale der Tropenländer hervorgehoben; das wunderbare Klima, die Reinheit und der balsamische Wohlgeruch der Luft, die Größe und die Lieblichkeit der Landschaft, die Majestät der Bäume und Wälder, die Farbenpracht der Vögel und Fische, all das fand in ihm einen begeisterten Darsteller.

Aber auch für größere Beobachtungen fehlte ihm nicht die Begabung. Er erkannte die Variation des Erdmagnetismus, den Einfluß der Meeresströmungen auf die Gestaltung der Inseln und Länder, er studierte die Gesetze der Wärmeverteilung, kurz, er hat, wie Alexander von Humboldt, der Altmeister der Wissenschaft, hervorhebt: „Fragen angeregt aus dem Gebiete der physischen Geographie und Anthropologie, die damals die aufgeklärten Geister Spaniens und Italiens beschäftigt: die Frage nach der Verteilung der Menschenrassen, die Konfiguration der Ländermassen. Colon hat dem menschlichen Geschlechte wesentliche Dienste geleistet, indem er so viel neue Gegenstände auf einmal dem Nachdenken darbot; er hat die Masse der Ideen vergrößert; durch ihn hat ein wahrhafter Fortschritt des menschlichen Denkens stattgefunden."

Ganz besonders aber dürfen wir ihn als einen Mann feiern, dessen kühne That den Völkern Europas eine neue Welt, dem Weltverkehre neue Bahnen erschloß und damit eine neue Aera herbeiführte, deren Glanz alle anderen Epochen der Menschheit weitaus überstrahlen sollte. — —

Von Interesse ist es, zu beobachten, welche Eindrücke die Entdeckungen des Columbus in Europa hervorriefen.

Entsprechend den noch außerordentlich beschränkten Verkehrsmitteln jener Zeit, welche noch keine Zeitungen und Telegraphen kannte, verbreitete sich die Kunde verhältnismäßig sehr langsam.

Columbus selbst war in seinen Mitteilungen äußerst karg und zurückhaltend, und war namentlich bemüht, die Kenntnis seiner Reiserouten als ein Geheimnis zu bewahren, damit andere Seefahrer und Mächte ihm in der weiteren Erschließung und Ausbeutung der neuen Länder nicht zuvorkommen möchten. Von ihm selbst drangen nur zwei Briefe, die erste und die vierte Reise betreffend, in die Öffentlichkeit, und der erste erschien ursprünglich nicht in Spanien, sondern in Italien und ist wahrscheinlich ohne Autorisation des Verfassers zum Druck gekommen.

So finden wir in den Chroniken jener Zeit verhältnismäßig nur wenig Material, durch welches wir uns ein getreues Bild der Wirkung, welche die Entdeckung des Genuesen hervorrief, verschaffen könnten. Die Notizen der Chronisten sind anfänglich kurz, fragmentarisch und lassen erkennen, daß man die Bedeutung der Entdeckungen noch gar nicht zu fassen und zu würdigen wußte. Beschränkte sich doch auch der in Spanien lebende Peter Martyr, der Verfasser der „Dekaden", in seinem großen Werke anfänglich auf die flüchtige Bemerkung: „Von den westlichen Antipoden ist ein gewisser Christopherus Colon, ein Ligure, zurückgekehrt. Derselbe hatte erst nach langen Bemühungen von dem Könige drei Schiffe erhalten, um seine Fahrt nach jenen Gegenden ausführen zu können, weil man allgemein seine Behauptungen für phantastische Hirngespinnste hielt. Er bringt viele kostbare Produkte mit heim, namentlich Proben von dort gefundenem Gold. Befassen wir uns aber lieber mit näherliegenden Dingen." —

Erst einige Monate später ist dieser Chronist von der Wichtigkeit der Entdeckungen mehr überzeugt, er holt nach, was er versäumt und giebt von der Fahrt einen vollständigen Abriß, welcher mit den Worten anhebt: „Merket auf und höret die neue Entdeckung!" Wiederholt giebt er nun seiner Freude über diese Entdeckung lebhaften Ausdruck, er ist darüber begeistert, daß mit jedem Tage neue Wunderdinge aus jenen entlegenen Regionen berichtet werden, und steht nun nicht länger an, die That des Columbus als ein hohes Unternehmen von der größten Bedeutung hinzustellen, dessen Fortgang mit gespanntester Aufmerksamkeit zu verfolgen er sich vornimmt.

Sophus Ruge*) erwähnt einen Brief dieses Chronisten an seinen gelehrten Freund Pomponius Laetus, welcher bei der Kunde von der erfolgreichen Westfahrt entzückt aufgesprungen war und sich kaum der Freudenthränen hatte erwehren können. „Ich sehe," schreibt ihm Martyr, „was Du empfunden hast und wie Du die Bedeutung dieser Entdeckungen zu würdigen weißt. Welche Nahrung kann auch für erhabene Geister willkommener sein? Ich fühle es an mir selbst. Ich bin freudig erregt, wenn ich verständige Männer spreche, welche aus jenen Gegenden zurückkommen. Wer mag heute noch

---

*) Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen S. 320.

staunen über die Entdeckungen, welche Saturn, Ceres und Triptolemos gemacht haben sollen? Selbst die Phönizier müssen mit ihren Leistungen zurücktreten!" —

Von Italien aus, wo im Jahre 1493 die erste, die Entdeckungen des Admirals betreffende Druckschrift in lateinischer Sprache erschien, der sich bald auch eine dieselben Entdeckungen berührende Rede des Bischofs von Karthagena, des damaligen Gesandten am päpstlichen Hofe, anschloß, drang die Kunde weiter und weiter, es folgten italienische und spanische Übersetzungen des ersten Flugblattes. Ein deutsches kam im Jahre 1497 in Straßburg zum Druck und trägt dasselbe den Titel: „Eyn schön hübsch lesen von etlichen inßlen die do in kurtzen zyten funden synd durch den künig von Hispania."

Sind aus Frankreich und England keine derartigen Flugblätter bekannt, so geht aber aus einer Äußerung des Sebastian Cabot hervor, daß man in letzterem Lande wenigstens die That des Admirals als etwas Unerhörtes, als etwas Göttliches ansah und daß dieselbe viel besprochen wurde. Sagt doch Cabot: „When newes were brought, that Don Christopher Colonus, Genoese, had discovered the coasts of India, whereof was great talke in all the Court of King Henry the 7, who then raigned, insomuch that all men with great admiration affirmed it to be a thing more divine than humane, to saile by the West into the Easte, where spices growe, by a map that was never knowen before, — by this fame and report there increased in my heart a great flame of desire to attempt some notable thing."

Dieser in Bewunderung der großen That des Columbus in dem Herzen Cabots entflammte Drang, Großes zu leisten, trieb ihn denn auch hinaus in die Weite und sollte er, wie wir später sehen werden, vom Glücke auch thatsächlich so begünstigt werden, daß er das Festland der neuen Welt ein volles Jahr früher als Columbus entdeckte.

* * *

Es erübrigt uns noch, in Kürze der Angehörigen und Nachkommen des Columbus zu gedenken, da ihre Geschichte mit derjenigen der von ihm entdeckten Gebiete noch längere Zeit in Verbindung bleiben sollte.

Beginnen wir mit dem rechtmäßigen Sohne des Entdeckers, mit Diego Columbus, so ist zu erwähnen, daß derselbe laut den zwischen seinem Vater und der Krone geschlossenen Verträgen der Erbe aller Rechte und Würden des Admirals werden sollte.

Da aber die Krone auch nach dem Tode des letzteren keine Miene machte, Diego in dieses Erbe einzusetzen, und alle Petitionen fruchtlos blieben, entschloß sich derselbe zur Prozeßführung. Dieser Prozeß, der zeitweise mit aller Erbitterung betrieben wurde, zeitweise wieder liegen blieb, zog sich von 1508 bis lange nach dem Tode Diegos, bis zum Jahre 1564 hin. Verschiedenemale kam es zu Kompromissen, welche aber bald von der einen, bald von der anderen Seite gebrochen wurden, so daß immer wieder aufs neue Streitigkeiten emporflackerten und der Prozeß kein Ende nehmen wollte.

In einem der Kompromisse wurde Diego endlich zum Generalgouverneur der Kolonien ernannt. Als solcher ging er im Jahre 1509 nach Santo Domingo, wo er seine Residenz aufschlug und jenen Palast errichtete, dessen Ruinen noch heute sichtbar sind. (Siehe Illustration S. 241.) Dieser Palast ist auf dem rechten Ufer des Ozamaflusses gelegen und bietet noch in seinem gegenwärtigen Verfall ein Bild altspanischer Pracht. Herrliche Arkaden umgaben den aus mächtigen Steinblöcken aufgeführten Bau, die Fenster und das der Stadt zugewendete Hauptportal waren mit zierlichen Arabesken geschmückt, und wissen alte Chronisten gar viel von der Kostbarkeit der inneren Ausstattung dieses Palastes zu berichten. Ganz besonders wird die Schönheit und der Wert einer Skulptur hervorgehoben, die sich im großen Saale hinter dem Thronsitze des Vicekönigs befand und das Wappen Kastiliens zeigte. Jetzt ist all diese Pracht in Schutt und Trümmer gesunken, schmutzige Negerbaracken haben sich um die ehrwürdigen Ruinen angenistet und Rosse stampfen in den Räumen, von denen aus lange Zeit die Geschicke der neuen Welt geleitet wurden.

Auch Diegos Regierungszeit war eine bewegte; Parteispaltungen aller Art traten zu Tage, er selbst lag beständig mit der Krone im Streite, da er seine Rechte durch mancherlei Verfügungen beeinträchtigt glaubte, und so war für die Kolonien seine Verwaltung nicht eben eine ersprießliche. Um seine Rechte zu verteidigen und sich von manchen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen, ging er im Jahre 1523 nach Spanien, starb aber daselbst am 23. Februar des Jahres 1526 in Montalban.

Seiner Ehe mit Maria de Toledo entsprossen zwei Söhne, Louis und Christoph, deren ersterer den fiskalischen Prozeß seines Vaters weiterführte, schließlich aber seine Ansprüche auf das Vizekönigtum gegen eine jährliche Pension von 1000 Golddublonen und gegen den Titel eines Herzogs von Veragua, Marquis von Jamaika und Admirals von Indien aufgab. Als er im Jahre 1572 verschied, ging sein Titel auf den Sohn seines Bruders Christoph über, Don Diego, mit dessen im Jahre 1578 erfolgtem Tode die direkte männliche Linie des Christoph Columbus erlosch.

Ferdinand Columbus, am 27. September 1488 geboren, der Sprosse eines Verhältnisses des Admirals mit Beatrix Enriquez aus Cordova, machte sich als Gelehrter einen Namen und wird, ob mit Recht, ist nicht endgiltig festgestellt, als der Verfasser der auch von uns erwähnten „Vida del Almirante“, der Lebensgeschichte seines Vaters angesehen. Er war ein tüchtiger Geograph und besaß eine für jene Zeit sehr wertvolle Bibliothek, welche er während seiner vielfältigen Reisen durch Europa selbst sammelte; sie umfaßte an 20000 Bände und besteht heute noch als Bibliotheka Colombina. Unverheiratet, starb er am 12. Juli des Jahres 1539 auf seinem Landsitze bei Sevilla.

Die Brüder des Columbus, der energische und charakterfeste Adelantado Bartholomäus sowie der den Admiral zeitweise vertretende Diego begleiteten den Sohn des Admirals im Jahre 1509 nach Española. Bartholomäus, der, wie wir gesehen haben, in den verschiedenen Aufständen seinem Bruder eine so wesentliche Stütze gewesen war, erhielt als Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste die kleine Insel Mona zwischen

Española und Porto Rico, zugleich auch die Direktion der Bergwerke auf Cuba. Er war gleichfalls ein tüchtiger Seemann, kräftig und durchdringend von Verstand, durchweg ein Mann der That und weit weniger zu jenem Enthusiasmus geneigt, der einen so hervorstechenden Zug in dem Charakter seines berühmteren Bruders Christoph bildet. Er sowohl wie auch sein Bruder Diego, der mit dem Titel eines Gouverneurs und Präsidenten des Rates von Kastilien geehrt worden war, starben auf Española, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Der Titel eines Herzogs von Veragua ging später an eine Seitenlinie über und besteht das Geschlecht dieser Herzoge von Veragua oder Veraguas in Spanien noch heute.



Karaïbisches Thongefäß von der Insel St. Crux.
Im Ethnographischen Museum zu Kopenhagen.

Die Überreste des Columbus.

In dem zwei Tage vor seinem Tode abgefaßten Testamente hatte Christoph Columbus den Wunsch ausgesprochen, auf Española, der Stätte seines Wirkens, beigesetzt zu werden. Bevor diese letztwillige Verfügung aber ausgeführt werden konnte, verging eine Reihe von Jahren und ist es wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß man erst im Jahre 1514 in Santo Domingo mit dem Bau einer prächtigen Kathedrale begann und daß dieselbe erst im Jahre 1540 fertiggestellt werden konnte, weshalb man die Erfüllung des Wunsches vorderhand hinausschob.

Wenn es auch nicht mit der gehörigen dokumentarischen Sicherheit bewiesen ist, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Leiche des Admirals an dem Orte seines Todes, in Valladolid, und zwar in dem Kloster der Franziskaner eine einstweilige Ruhestätte fand, um von da gegen das Jahr 1513 nach Sevilla in das Karthäuserkloster Santa Maria de las Cuevas überführt zu werden.

Wann die Verbringung nach Santo Domingo stattfand, ist nicht mit voller Bestimmtheit nachgewiesen, doch scheint dies erst zwischen 1541—49 geschehen zu sein, da sich aus den Jahren 1537, 1539 und 1540 drei königliche Erlasse finden, welche das Projekt der Überführung betreffen. Die Einweihung der Kathedrale zu Santo Domingo fand im Jahre 1541 statt und mag die Beisetzung der Überreste des Admirals vielleicht in demselben Jahre erfolgt sein. Urkundlich erwiesen ist, daß sie sich im Jahre 1549 daselbst befanden und im Sanktuarium zur Rechten des Hochaltares eine Stätte gefunden hatten.

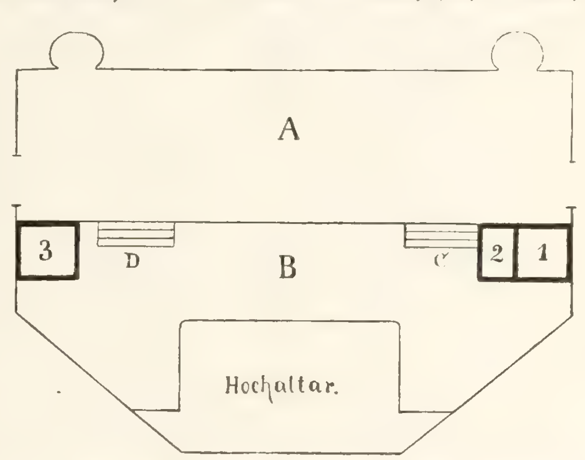
In derselben Kathedrale erhielten später auch die Gebeine von Diego Colon (dem im Jahre 1526 verstorbenen Sohne des Admirals), sowie diejenigen von Louis Colon (dem im Jahre 1572 verschiedenen Sohne Diegos) ihre letzte Ruhestätte, doch sind keine Nachweise darüber vorhanden, um welche Zeit diese Reste aus Spanien hierher gebracht wurden. Wahrscheinlich geschah dies erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts, da sich aus jener Zeit urkundliche Nachrichten finden, welche die Grabmale derselben betreffen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts traten nun politische Ereignisse ein, durch welche Spanien gezwungen wurde, seine Besitzrechte an die Insel Española an Frankreich,

welches sich bereits seit längerer Zeit in dem westlichen Teile der Insel festgesetzt hatte, vollständig abzutreten. Formell geschah dies durch den Friedensschluß zu Basel am 22. Juli 1795.

Spanischem Nationalstolze war es zuwider, daß die ehrwürdigen Reste des Entdeckers der neuen Welt Fremden überlassen sein sollten, und es ward beschlossen, dieselben nach Cuba, nach der Kathedrale von Havanna zu bringen. Dem Beschlusse folgte alsbald die That und man öffnete am 20. Dezember des obengenannten Jahres in der Kathedrale zu Santo Domingo eine Stelle zur Rechten des Hochaltares, wo mündlicher Überlieferung zufolge die Grabstätte des Christoph Columbus sich befinde. Äußerlich war dieselbe durch nichts gekennzeichnet. Man traf auf eine kleine Gruft, welche die Überreste eines Bleisarges sowie menschliche Gebeine enthielt, die man sorgfältigst sammelte, in einen Sarg aus vergoldetem Blei legte und nun unter großen militärischen und kirchlichen Ceremonien nach Havanna brachte. Dort wurde der Sarg am 19. Januar 1796 neben dem Hochaltare der Kathedrale beigesetzt und die Stelle später durch eine im Jahre 1822 angefertigte Platte verschlossen, welche das allerdings willkürlich behandelte Medaillonporträt des Entdeckers trägt.

Um das nun Nachfolgende zu verstehen, müssen wir ganz besonders hervorheben, daß im Laufe der Zeit, und zwar zwischen den Jahren 1541 und 1795 mehrfache bauliche Veränderungen in dem Sanktuarium der Kathedrale zu Santo Domingo stattgefunden hatten.

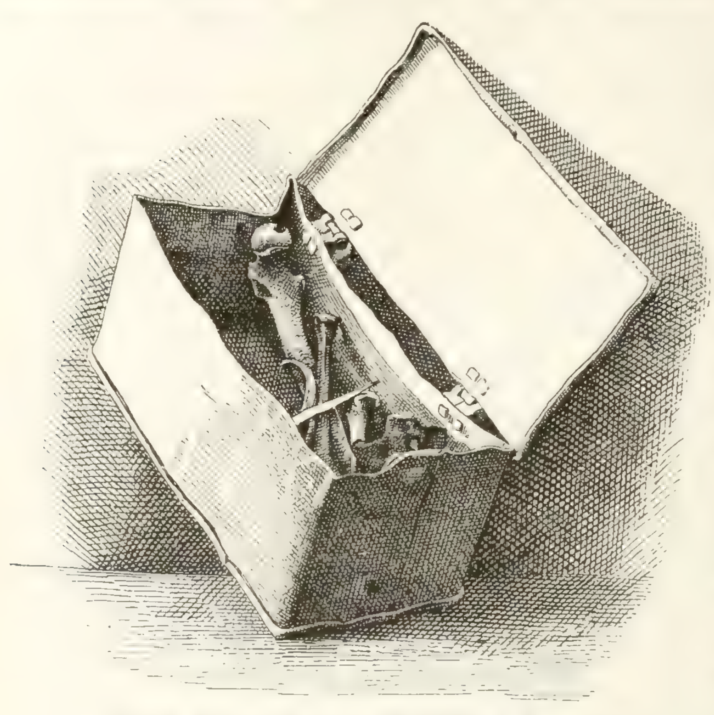


Plan des Sanktuariums der Kathedrale zu Santo Domingo.

A untere Plattform. B obere Plattform. C u. D Treppen.
1. Gruft des Admirals Christoph Columbus (aufgefunden am 10. Sept. 1877). 2. Gruft seines Sohnes Diego (entleert am 20. Dez. 1795).
3. Gruft des Louis Columbus.

Unser hier beigefügter Plan sowie unser Vollbild zeigen die Situation, in welcher das Sanktuarium sich im Jahre 1541 befand und welche es heute nach seiner den ursprünglichen Zustand wieder herbeiführenden Restauration besitzt. Innerhalb der zwischen den Jahren 1541 und 1795 gelegenen Periode aber wurde eine umfassende Veränderung in der Bodenbeschaffenheit des Sanktuariums vorgenommen, deren Berücksichtigung von großer Wichtigkeit ist. Die Plattform A nämlich war ursprünglich um circa 1 Meter niedriger als die Plattform B, zu welcher die beiden Treppen C und D hinaufführten. Die Plattform A wurde nun während der genannten Zwischenzeit in das gleiche Niveau mit der Plattform B gebracht, so daß die beiden Treppen verschwanden. Das Ganze erhielt einen gleichmäßigen Bodenbelag, so daß die durch Steinplatten ohne Inschriften charakterisierten Stellen der rechts und links vom Hochaltare sich befindenden Grabgewölbe 1, 2 und 3 durch nichts mehr gekennzeichnet waren.

So war die Situation, als die Spanier am 20. Dezember 1795 jene kleine Gruft, welche auf unserem Plane mit der Ziffer 2 bezeichnet ist, eröffneten und derselben die vermeintlichen Überreste des Christoph Columbus entnahmen.

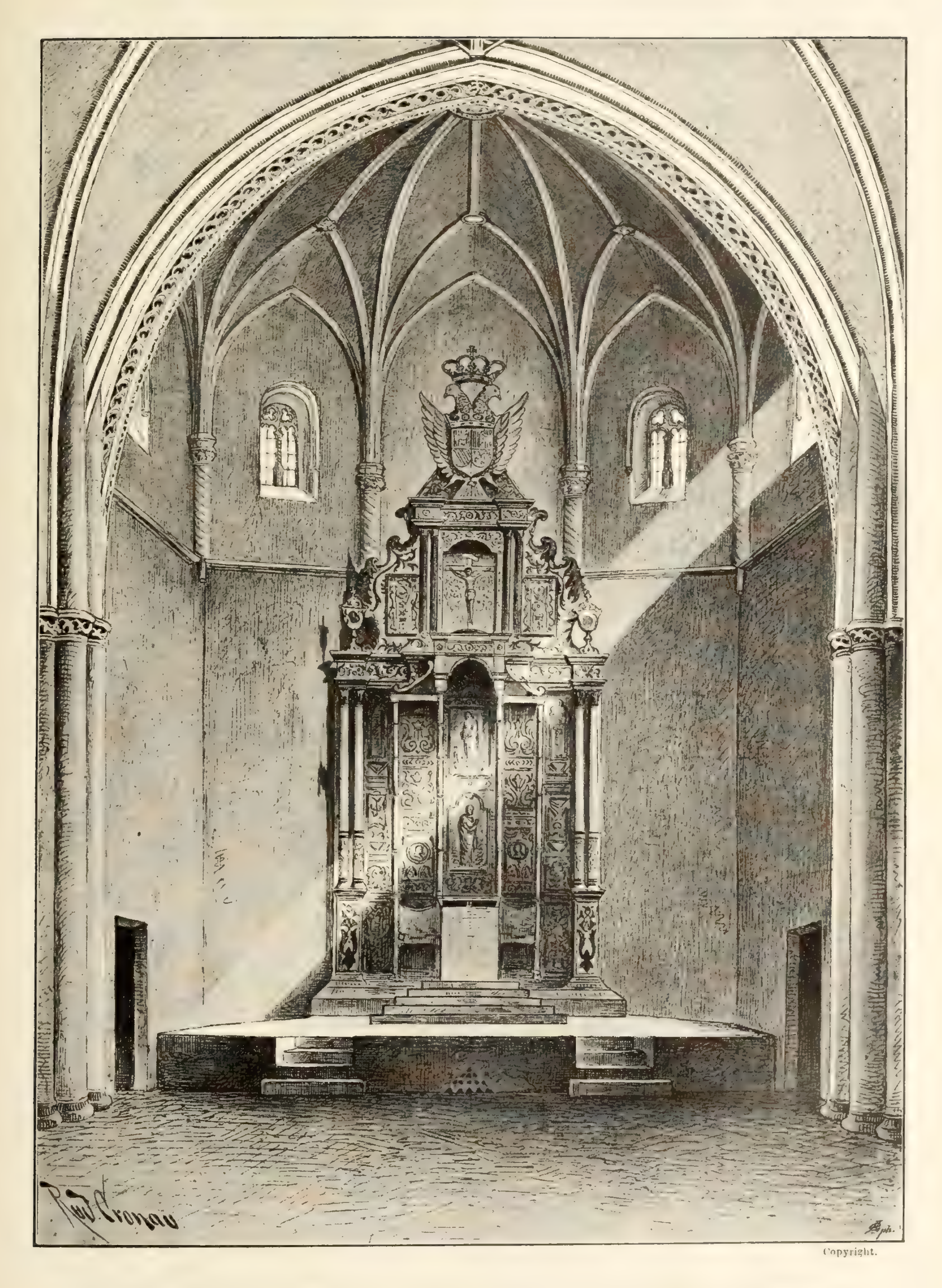


Bleisarg mit den Gebeinen des Christoph Columbus.
Nach einem kurz nach der Auffindung angefertigten Kupferstiche.

Da, 82 Jahre später, am 10. September 1877 trafen Arbeiter, welche mit der Erneuerung des Bodenbelags und mit anderen Reparaturen in der Kathedrale zu Santo Domingo beschäftigt waren, auf eine rechts vom Hochaltar gelegene kleine Grabkammer, welche zwischen der Wand und der von den Spaniern entleerten Gruft gelegen war. Die Stelle dieser neuentdeckten Grabkammer ist auf unserem Plane mit der Ziffer 1, auf unserm Vollbilde durch den Aufschlag des von oben hereinfallenden Sonnenstrahles bezeichnet.

Die Kammer war von der daneben liegenden nur durch eine 16 Centimeter starke Scheidewand getrennt, zeigte sich ein wenig größer als die von den Spaniern entleerte, und enthielt gleichfalls einen ziemlich wohlerhaltenen Bleisarg, welcher 23 Centimeter Höhe, 44 Centimeter Länge und $21^1/_2$ Centimeter Breite hatte. Die nähere Besichtigung ergab, daß der menschliche Gebeine enthaltende Sarg mit mehreren Inschriften bedeckt war, welche darauf schließen lassen mußten, daß die Spanier im Jahre 1795 nicht den wirklichen Sarg und die wirklichen Überreste des Entdeckers Christoph Columbus davongeführt hätten, sondern daß man diese erst jetzt aufgefunden habe.

Der Bischof von Santo Domingo, Orope Rocque Cocchia ließ, die Wichtigkeit des Fundes erkennend, sofort unter Zuziehung einer zahlreichen Zeugenschaft, die sich aus den Mitgliedern der Regierung, den Konsuln aller in Santo Domingo vertretenen auswärtigen Staaten, sowie aus anderen angesehenen Persönlichkeiten zusammensetzte, die genauesten Untersuchungen betreffs der Überreste anstellen und kam man nach Schluß derselben zu der Überzeugung, daß man es hier mit den wirklichen Resten des großen Entdeckers zu thun habe und daß die nach Havanna gebrachten Gebeine mit größter Wahrscheinlichkeit die Reste Diego Colons, des Sohnes des Admirals seien, welche neben denjenigen seines Vaters beigesetzt worden wären. Bei weiteren Nachforschungen entdeckte man auf der linken Seite des Hochaltars eine dritte Gruft, welche, auf unserem Plane



Die Grabstätte des Christoph Columbus und der Hauptaltar in der Kathedrale zu Santo Domingo.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

mit der Ziffer 3 bezeichnet, neben menschlichen Gebeinen die Trümmer eines Bleisarges enthielt, auf denen die Inschrift zu lesen war:

el Almirante Don Luis
Colon ducue de jamaica
marques de veragua.

Selbstverständlich erregte der Fund des in der Gruft 1 entdeckten Sarges infolge der ihm gegebenen Erklärung in der ganzen civilisierten Welt das größte Aufsehen und hatte das Erscheinen von zahlreichen Streitschriften zur Folge.

An diesem zeitweise mit aller Erbitterung geführten litterarischen Streite beteiligten sich in hervorragender Weise Bischof Rocque Cocchia, der Kanonikus Javier Bellini, sowie der in Santo Domingo ansässige Gelehrte Emiliano Tejera, welche für die Identizität der Reste mit denjenigen des Christoph Columbus eintraten, wohingegen die Spanier Lopez Prieto und Manuel Colmeiro den Fund als eine Fälschung bezeichneten und sich höchstens zu dem Zugeständnisse herbeilassen wollten, die Reste seien möglicherweise diejenigen Christovals, des Enkels des Entdeckers. Selbstverständlich ist, daß sie die Behauptung aufrecht erhielten, die wirklichen Überreste des Admirals seien diejenigen, welche nach der Kathedrale von Havanna gekommen waren.

Eine definitive Entscheidung in dieser noch viele andere Federn in Bewegung setzenden Frage*) ist bis heute noch nicht herbeigeführt worden und liegt dies wohl zweifellos daran, daß die fraglichen Überreste, aufbewahrt in dem den großen Verkehrswegen der Welt ziemlich fern gelegenen Santo Domingo, bisher noch nicht von jemand untersucht wurden, welcher der Streitfrage völlig unparteiisch gegenüber gestanden hätte.

Als Verfasser dieses im Herbste 1890 seine Reise durch Westindien und Mittelamerika antrat, um für die vorliegende Geschichte bildliches Material an Ort und Stelle zu sammeln, hatte ich die Untersuchung dieser Frage mit auf mein Programm gesetzt. Dank meiner Empfehlungsschreiben der deutschen Regierung gelang es mir auch, Zutritt zu den Überresten zu erhalten, um dieselben aufs genaueste prüfen zu können. Es fand diese Untersuchung Sonntag, den 11. Januar 1891, vormittags in der Kathedrale zu Santo Domingo statt und zwar in Gegenwart der Kirchenvorstände, der Beamten des

*) Wir führen die Titel einiger der diesen Gegenstand betreffenden Werke an:

Rocque Cocchia, Los restos de Colon. (Santo Domingo 1879.) — Emiliano Tejera, Los restos de Colon en Santo Domingo. (Santo Domingo 1878); Los dos restos de Cristobal Colon exhumados de la Catedral de Santo Domingo en 1795 i 1877. (Santo Domingo 1879.) — Lopez Prieto, Los restos de Colon, exámen histórico critico. (Havanna 1877); Informe sobre los restos de Colon. (Havanna 1877.) — Manuel Colmeiro, Los restos de Colon: informe de la Real Academia de la Historia of Madrid. (Madrid 1879.) — J. J. de Armas, Las cenizas de Cristobal Colon. (Caracas 1881.) — Travers Twiss, Christopher Columbus, a monograph of his true burial place. (London 1879.) — Juan Asensio, Los restos de Colon. (Sevilla 1881.) — Manuel de Eccheverri, Do existen depositas las cenizas de Cristobal Colon? (Santander 1878.) — Henry Harrisse, Los restos de Don Cristóval Colon. (Sevilla 1878); Les sépultures de Christophe Colomb. (Paris 1879.) — Tommaso Belgrano, Sulla recente delle ossa di Colombo. (Genua 1878.)

Außerdem existieren noch zahlreiche in diversen Zeitschriften verstreute Abhandlungen.

Ministeriums des Innern der Republik Santo Domingo, sowie der gesamten Konsuln der in Santo Domingo vertretenen auswärtigen Regierungen. Zugegen war auch der Verfasser mehrerer der obenerwähnten Streitschriften, Emilio Tejera.

Meine Wahrnehmungen sind folgende. Die beiden kleinen Grabkammern, deren Lage aus dem Plane wie aus der Darstellung des Sanktuariums ersichtlich ist, nehmen den ganzen Raum zwischen der Treppe C und der Mauerwand ein und sind nur durch die bereits erwähnte 16 Centimeter starke gemauerte Scheidewand von einander getrennt. Beide Grüfte sind mit einem cementartigen Mörtel ausgekleidet und ist ihr Inneres von oben her aufs deutlichste sichtbar, da man sie absichtlich in einem übersehbaren Zustande belassen hat. Beide ziemlich kleinen Räume sind leer, da der Inhalt der Gruft 2 sich in Havanna befindet, wohingegen der in der Gruft 1 gefundene Bleisarg in einem wohlverwahrten Gemach hinter der ersten linken Seitenkapelle der Kathedrale aufbewahrt wird. Die zu diesem Raume führende Pforte wird durch drei verschiedene Schlüssel geöffnet, deren einer sich in den Händen des Erzbischofs befindet, wohingegen die anderen von der Regierung verwahrt werden. Den Bestimmungen zufolge darf das Gemach nur im Beisein eines Kirchen- und zweier Ministerialbeamten betreten werden. Der Zutritt wird äußerst selten gestattet und wird über jeden Besuch ein Protokoll aufgenommen.

Inmitten des Gemaches steht eine ziemlich große, gleichfalls durch verschiedene Schlüssel zu öffnende Lade, welche den umstrittenen Bleisarg birgt. Derselbe ist aber von einem, durch starke Holzleisten zusammengehaltenen und mit silbernen Henkeln versehenen Glassarge umschlossen, der wiederum nur vermittelst drei verschiedener Schlüssel zu eröffnen ist. Um eine solche Eröffnung aber zu verhindern, war der Glassarg sofort nach der Einstellung der Überreste mit einem breiten, weißseidenen Bande mehrfach umwunden und sodann mit den Siegeln der Regierung von Santo Domingo, der Kirche sowie der Konsulate von Spanien, Italien, Deutschland, England, Frankreich, Holland und der Union verschlossen worden.

Eine Eröffnung hatte seither nicht wieder stattgefunden und befanden sich demnach Sarg und Überreste in genau demselben Zustande, in welchem sie aufgefunden wurden. Nachdem an dem erwähnten Tage, dem 11. Januar 1891, in Gegenwart der genannten Zeugen die Pforte des Gemaches sowie die Lade geöffnet worden, wurde der Glassarg mit seinem Inhalte herausgehoben und in dem Seitenschiffe der Kathedrale auf einen mit golddurchwirkten Brokatstoffen bedeckten Tisch gestellt, so daß der Einblick ermöglicht war. Der Bleisarg zeigte sich geöffnet, der Deckel desselben war weit zurückgeschlagen und an dem Deckel des Glassarges befestigt, so daß die im Inneren des Bleisarges liegenden Gebeine aufs deutlichste sichtbar waren. Eine Anzahl von Hals- und Rückenwirbeln, Teile der Arm- und Beinknochen zeigten sich besonders gut erhalten. Ein Gefäß aus Glas enthielt den Staub, welchen man am Boden des Sarges gefunden hatte. Ferner waren ein kleines mit Inschriften bedecktes silbernes Plättchen und eine runde Bleikugel sichtbar, welch letztere außerhalb des Bleisarges lag.

Auf Ersuchen des Ministers des Innern der Republik wurde nun zunächst von den Konsuln der auswärtigen Regierungen konstatiert, daß nicht nur das den Glassarg

umgebende weißseidene Band, sondern auch alle die Siegel, welche im Jahre 1877 angelegt worden waren, durchaus intakt seien. Nachdem dies geschehen, wurden die Siegel erbrochen, das Band abgelöst, der Glassarg mittelst dreier Schlüssel geöffnet, der Bleisarg herausgehoben und inmitten des Tisches gestellt, so daß eine Untersuchung in der eingehendsten Weise vollzogen werden konnte. Der Sarg selbst zeigte sich stark oxydiert, an einigen Stellen eingedrückt, sonst aber noch ziemlich gut erhalten. Einzelne abgeblätterte Bleifragmente waren sorglich in einem Papiere aufbewahrt.

Die Befestigung des Deckels ist wohl am besten aus der Illustration ersichtlich.

Vor allem waren es natürlich die den Bleisarg sowie das erwähnte Silberplättchen bedeckenden Inschriften, welche zu einer Untersuchung herausforderten, und war das erste Ergebnis dieser Untersuchung, daß die bisher veröffentlichten Nachbildungen dieser Inschriften zum Teil sehr inkorrekte sind, was wohl dem Umstande zuzuschreiben sein mag, daß man die Nachbildungen, wie Herr Tejera versicherte, in Ermangelung besserer Instrumente mit Federmessern in Holz zu schneiden suchte.

Ich ließ es mir angelegen sein, möglichst genaue Kopien sämtlicher Inschriften anzufertigen, welche, durch photographischen Prozeß auf Zink übertragen und dann geätzt, nunmehr zum Vergleiche den älteren Nachbildungen gegenüberstehen. (Siehe S. 332. 333.)

Der Charakter dieser mit einem scharfen Instrumente in das Blei und in das Silber gravierten Inschriften ist unverkennbar ein alter. Gehen wir zur Besprechung der einzelnen über, so hätten wir zunächst zu erwähnen, daß auf der Außenseite der linken Seitenwand des Bleisarges ein liegendes C ( ), auf der Vorderwand ein aufrecht stehendes C ( ), auf der rechten Seitenwand ein liegendes A ( ) eingeschnitten sind. Man hat diese Buchstaben als die Initialen der Worte: Cristoval Colon, Almirante erklärt.

Der Deckel des Sarges trägt jene auf unseren Nachbildungen obenanstehende abgekürzte Aufschrift, welche als Descubridor de la América, primero Almirante gedeutet wurden, zu deutsch: „Der Entdecker von Amerika, der erste Admiral.“

Die auf der Innenseite befindlichen, in deutschgothischen Lettern gegebenen und zum Teil abbrevierten Worte sind folgendermaßen übersetzt worden: „Der berühmte und ausgezeichnete Mann, Don Cristoval Colon.“

Den vierten Buchstaben des Wortes Cristoval hat man geglaubt, für ein f ansehen zu müssen, und würde dies der Richtigkeit keinen Eintrag thun, da Criftoval neben verschiedenen anderen Schreibweisen desselben Namens vorkommt.

Ziehen wir nun jenes kleine, in natürlicher Größe nachgebildete Silberplättchen in Betracht, so haben wir zu erwähnen, daß dasselbe nebst der Bleikugel unter der Asche gefunden wurde, welche den Boden des Sarges bedeckte. Zwei kleine Schräubchen, die sich ebenfalls daselbst vorfanden und mit zwei in dem Plättchen wie auch in der Rückwand des Sarges befindlichen Löchern korrespondieren, zeigten an, daß das Plättchen ursprünglich an der Wand festgeschraubt gewesen, daß im Laufe der Zeiten aber infolge der Oxydierung des Bleies die Schräubchen sich gelockert und mit dem Plättchen heruntergefallen waren.

D. de la A. Per Ate

Aufschrift auf dem Deckel des Bleisarges. (1/2 natürliche Größe.)

Illtre y Esdo Varon Dn. Cristoval Colon

Inschrift der Innenseite des Deckels. (2/3 natürliche Größe.)

U. Cristoval Colon

Rückansicht des Silberplättchens. (Natürliche Größe.)

U. a pte de los restos del pmer Alte Cristoval Colon Des.

Vorderansicht des Silberplättchens. (Natürliche Größe.)

Die an dem Bleisarge des Christoph Columbus befindlichen Inschriften.

Faksimile der bisherigen Nachbildungen.



D. de la A. P.ex A.te

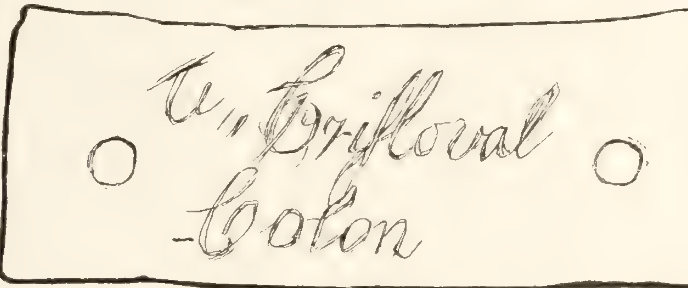
Aufschrift auf dem Deckel des Bleisarges. (1/2 natürliche Größe.)

Illtre y Es.de Varon Dn. Criztoval Colon

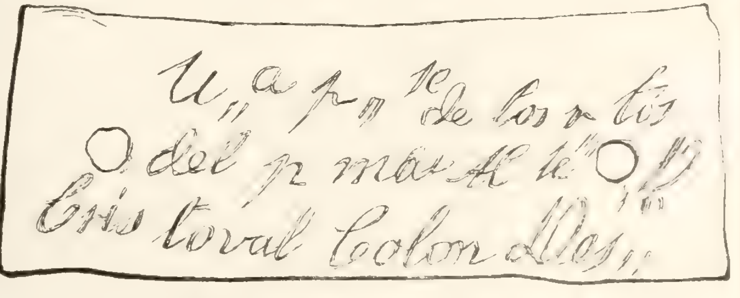
Inschrift der Innenseite des Deckels. (2/3 natürliche Größe.)

Die an dem Bleisarge des Christoph Columbus befindlichen Inschriften.

Nach den Originalen kopiert von Rudolf Cronau.



Rückansicht des Silberplättchens. (Natürliche Größe.)



Vorderansicht des Silberplättchens. (Natürliche Größe.)

Beide Seiten des Plättchens sind beschrieben, und beide Aufschriften sollen augenscheinlich dasselbe besagen, doch hat es den Anschein, als sei ihr Urheber mit der ersten Inschrift, weil sie ihm vielleicht in ihrer gar zu starken Abkürzung nicht verständlich genug erschien, nicht zufrieden gewesen und habe darnach auf der anderen Seite des Plättchens denselben Sinn in etwas ausführlicherer Weise zum Ausdruck zu bringen gesucht. Würde es doch anders keinen Sinn haben, beide Seiten eines Plättchens zu beschreiben, dessen eine Seite, weil gegen die Rückwand des Sarges gekehrt, dem Auge des Beschauers doch entzogen war. Die erweiterte und zweifellos nach vorn gerichtet gewesene Inschrift dieses Plättchens ist in folgender Weise gedeutet worden: Ultima parte de los restos del primera Almirante Cristoval Colon Descubridor, „die letzten Teile der Reste des ersten Admirals Cristoval Colon, des Entdeckers."

Zu bemerken ist, daß das erste abgekürzte Wort auch una oder unica übersetzt werden könnte, und würde dementsprechend der Anfang des Satzes „Ein Teil" oder „die einzigen Teile" zu lauten haben.

Es erübrigt uns noch, der gleichfalls auf dem Boden des Sarges im Staube gefundenen Bleikugel zu erwähnen. Man hat angenommen, daß dieselbe sich seit der ersten Seemannszeit des Columbus im Körper desselben befunden haben möge und erst mit dem Zerfall desselben frei geworden sei. Ein besonderes Gewicht hat man auf ihr Vorhandensein bisher nicht gelegt. Wir hingegen möchten sie als einen Beweis für die Identizität der fraglichen Überreste mit denjenigen des Columbus betrachten und zwar darum, weil dieser in einer auch von uns mitgeteilten Stelle seines während der vierten Reise an die spanischen Monarchen gerichteten Schreibens sagt: „Meine Wunde brach wieder auf."

Es ist nicht bekannt, daß Columbus während seines Aufenthaltes in Portugal und Spanien, oder während seiner Fahrten im Dienste der spanischen Monarchen irgend eine Wunde davongetragen habe, und so mag die Annahme, daß er die Kugel während seines früheren, anscheinend sehr bewegten und abenteuerlichen Seelebens erhalten habe und daß sie in seinem Körper bis an sein Ende verblieben sei, auf Richtigkeit beruhen. Wir nehmen an, daß, als vor Überführung der Gebeine von Sevilla nach Santo Domingo die Reste aus dem ursprünglichen, vielleicht morsch gewordenen größeren Sarge in den kleinen Bleisarg übertragen wurden, man die Bleikugel zwischen den Gebeinen fand, sie aber auch bei denselben beließ.

Sollte, wie Prieto, Colmeiro u. a. glauben machen wollen, mit den im Jahre 1877 aufgefundenen Resten eine Fälschung beabsichtigt gewesen sein, welche Gründe möchten wohl die Fälscher veranlaßt haben, eine derartige Bleikugel beizufügen, die, soweit wir wissen, bis jetzt noch nicht als ein Beweismittel für die Echtheit des Fundes angesehen und in Verbindung mit der oben citierten Briefstelle gebracht worden ist?

Wir fragen weiter, welch besonderes Interesse sollten die Dominikaner daran besitzen, eine solche Fälschung zu begehen, aus der sie bisher nicht die geringsten Vorteile gezogen haben? Und wo in Santo Domingo wären die Handwerker und Graveure, die einen derartigen Betrug, wenn auch unter geschickter Leitung, auszuführen verständen?

Als weiteren Beweis für die Echtheit des Fundes möchten wir anziehen, daß der von den Spaniern entführte Bleisarg anscheinend keine Inschrift besaß, wenigstens wird eine solche nirgendwo erwähnt. Ist es nun schwer anzunehmen, daß man den Sarg eines so ausgezeichneten Mannes, wie der Wiederentdecker Amerikas war, so ganz ohne alle äußeren Merkmale gelassen haben sollte, so will uns auch der Umstand für die Beweisführung wichtig erscheinen, daß der im Jahre 1877 aufgefundene Sarg den Ehrenplatz zur Rechten des Hochaltares einnahm und daß die daneben liegende, von den Spaniern entleerte kleinere Gruft ganz den Eindruck macht, als sei sie später angefügt und zwar so, wie man eben einen weniger bedeutenden Sohn neben einen bedeutenden Vater betten würde.

Gegen alle diese schwerwiegenden Gründe wollen die Einwendungen der Gegner wenig bedeuten. Die Annahme, daß der fragliche Sarg möglicherweise die Reste Christophs, des Enkels des Entdeckers, umschließe, erscheint uns hinfällig, da es dann in den Inschriften anstatt erster Admiral „vierter Admiral" heißen müßte, auch der Zusatz „Descubridor" durchaus nicht am Platze wäre, da der Enkel des Admirals niemals auf Entdeckungsreisen ausgezogen ist. Ein fernerer Einwurf, daß in Spanien zu jener Zeit die Bezeichnung „Amerika", als welches der Buchstabe A in der Aufschrift des Sargdeckels gedeutet wird, in Spanien nicht gebräuchlich gewesen wäre, ist gleichfalls nicht stichhaltig, da der Name Amerika schon im Jahre 1507 von dem Deutschen Waltzemüller vorgeschlagen worden war und bis zum Jahre 1541, wo die Anfertigung des Bleisarges geschehen sein mag, weithin Verbreitung gefunden hatte und bereits auf zahlreichen Karten erscheint.*)

Auch hat man eingewendet, der Charakter der den Sarg bedeckenden Schriften sei der Zeit nicht entsprechend und „zu modern". Die bisher veröffentlichten mangelhaften Nachbildungen könnten allerdings zu diesem Glauben führen, da namentlich die Gravuren des Silberplättchens in der Nachbildung zu modernisiert erscheinen. Die von uns mit peinlichster Genauigkeit nach dem Originale angefertigte Kopie läßt den wesentlichen Unterschied erkennen, und werden unsere Leser späterhin durch Vergleich mit aus den dreißiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts stammenden Autographen, die wir in Faksimile nachzubilden gedenken, Gelegenheit haben, sich davon zu überzeugen, daß die Inschriften des Silberplättchens ihrem Charakter nach recht wohl in die Zeit um 1540 passen.

Anführen möchten wir noch, daß uns von verschiedenen, hochangesehenen und durchaus glaubwürdigen Personen in Santo Domingo auf Ehrenwort die Versicherung gegeben wurde, daß der von der spanischen Regierung zur Untersuchung der fraglichen Überreste nach Santo Domingo entsandte Señor Lopez Prieto, der Verfasser der die Echtheit des Fundes bestreitenden beiden Broschüren, sich gar nicht die Mühe genommen habe, den Sarg und die Reste zu untersuchen, daß derselbe seine Pamphlete vielmehr bereits vor seiner Landung in Santo Domingo fix und fertig gestellt hatte.

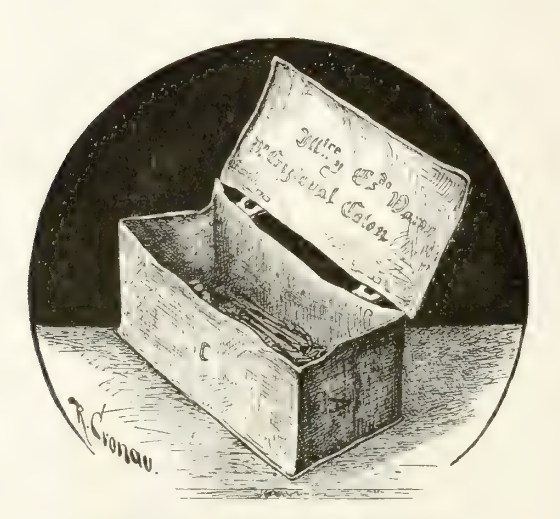
---

*) Breevort meint in seiner Abhandlung: Where are the remains of Columbus? (Magazin of American Historie II. 157), daß die Buchstaben D. de la A. auch vielleicht Dignidad de la Almirantazgo bedeuten könnten.

Ob es mit seinem Kollegen Manuel Colmeiro vielleicht eine ähnliche Bewandtnis hat, konnten wir leider nicht erfahren. —

Während unseres einmonatlichen Verweilens ließen wir es uns besonders angelegen sein, eine Reihe der bei der Auffindung gegenwärtig gewesenen Personen einzeln und ohne Wissen der anderen zu inquirieren, doch konnten wir nur eine Übereinstimmung sämtlicher Aussagen konstatieren.

Nach Beendigung meiner an dem Sarge und den Resten selbst vorgenommenen Untersuchungen, die sich auf die Dauer von nahezu drei Stunden erstreckten, wurden die in dem Glasbehälter befindlichen Aschenreste in ein silbernes, mit Gold eingefaßtes Kästchen übertragen und dieses gleichfalls in dem Sarge geborgen. Nachdem derselbe dann wieder in den Glassarg eingesetzt war, wurde der letztere sorgfältigst verschlossen, mit einem die Farben der Republik Santo Domingo tragenden Bande, rot, weiß und blau, umschlungen und darauf in der früheren Weise durch Anlegung der Siegel der Regierung, der Kirchenbehörden und der verschiedenen Konsulate verschlossen. Nachdem dann das von den zugezogenen Notaren aufgenommene Protokoll verlesen und der Sarg wieder an seinen Aufbewahrungsort gebracht worden war, zerstreuten sich die Teilnehmer an dem denkwürdigen Akte. Wie gewiß alle diese Teilnehmer, so kehrte auch der Verfasser dieses mit der Überzeugung heim, daß die ehrwürdigen Reste des großen Entdeckers nach wie vor in der Kathedrale zu Santo Domingo ruhen.



Der Bleisarg des Christoph Columbus.
Nach dem Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Nachfolger des Columbus.





Uferlandschaft am Orinoko.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Nachfolger des Columbus.

Schon bald nach der Rückkehr des Columbus von seiner ersten Reise war König Ferdinand von Spanien zu der Erkenntnis gekommen, daß die mit Columbus geschlossenen Verträge höchst unbequem seien und die Ausbeutung der neuentdeckten Länder sehr erschwerten. Ganz besonders war es die Abmachung, daß die Schiffahrt nach den indischen Gewässern niemand gestattet, sondern ein ausschließliches Monopol des Admirals sein solle, welche der möglichst schnellen Ausbeutung des vermeintlichen Indiens entschiedene Hindernisse entgegensetzte. Dieser Punkt der Verträge war denn nun auch der erste, welchen der wenig skrupulöse König Ferdinand aus dem Wege zu räumen suchte, indem er bereits im Frühling des Jahres 1495 in gänzlicher Nichtachtung des besagten Paragraphen die Schiffahrt nach Indien jedermann freistellte, sobald die betreffenden Unternehmer nur den gesetzlich bestimmten Anteil aus den Ergebnissen ihrer Reisen an die Krone entrichteten. Daß Columbus gegen diese Freigebung als eine schwere Verletzung seiner Rechte Vorstellungen erhob, ist natürlich, und erreichte er es auch, daß der betreffende königliche Erlaß im Sommer des Jahres 1497 wieder zurückgenommen wurde.

Daß diese Zurücknahme aber keine ernstgemeinte, daß König Ferdinand im Gegenteil nicht im entferntesten daran dachte, die Unternehmungen solcher Abenteurer, welche die Ausbeutung jener überseeischen Gebiete beabsichtigten, zu verhindern oder zu erschweren, sollte sich ergeben, als Columbus den Bericht seiner dritten Reise und seiner großen Entdeckungen an der Küste von Paria eingesandt hatte. Mit diesem Berichte hatte Columbus eine große Menge von kostbaren Perlen und goldenen Gegenständen an den Hof geschickt und konnte es nicht ausbleiben, daß hierdurch, wie durch die farbensprühenden Schilderungen des Admirals die Begierde thatkräftiger Personen, die Schätze jener kaum entdeckten Länder zu heben, mächtige Nahrung erhielt.

Der erste, welcher mit einem dahin zielenden Gesuche hervortrat, war Alonso de Ojeda, jener Ritter, welcher Columbus auf seiner zweiten Reise begleitet und während derselben sich verschiedentlich ausgezeichnet hatte.

Ojeda ist in der Geschichte der spanischen Entdeckungen eine zu anziehende Erscheinung, als daß wir uns nicht etwas eingehender mit ihm beschäftigen sollten.

Einer edlen Familie Neu Kastiliens entstammend, hatte er in der Gefolgschaft des Herzogs von Medina Celi während der blutigen und langwierigen Maurenkriege sattsam Gelegenheit gehabt, Kühnheit und Ausdauer zu bekunden und sich eine vorzügliche Schulung in der Führung der Waffen anzueignen. Mit Schwert und Lanze war er vertraut wie wenige; in allen Leibesübungen bezeigte er ungewöhnliche Kraft und Sicherheit; er war ein ausgezeichneter Reiter und ein ebenso gewandter Kämpfer zu Fuß; an wagehalsigem Mut und verwegener Tapferkeit übertraf ihn keiner. Sein ganzes Leben bildet fast eine ununterbrochene Kette von außergewöhnlichen Thaten und Abenteuern.

Bezeichnend für seine Tollkühnheit ist die beglaubigte Thatsache, daß er, als die Königin Isabella eines Tages mit ihrem Gefolge den Turm der Kathedrale zu Sevilla bestieg, um von hoch oben das Gewühl der Menschen zu sehen, auf einen Balken stieg, der über sechs Meter weit aus dem Turme hervorragte. Mit vollster Sicherheit schritt er in der schwindelnden Höhe bis zum Ende dieses Balkens, wendete daselbst auf einem Fuße um und kehrte in derselben Weise wieder zu der in angstvollster Erregung sich befindenden Königin zurück.

Ein noch gewagteres Abenteuer war die Gefangennahme des indianischen Häuptlings Caonabo, den er mit kühner Hand aus der Mitte seiner nach Tausenden zählenden Krieger entführte.

Wie wir in der Geschichte der zweiten Reise des Columbus bereits erwähnten, hatte jener Kazike sich als eine große Gefahr für die Kolonien erwiesen und erschien seine Beseitigung im Interesse derselben eine unerläßliche Notwendigkeit. Wie aber den mächtigen Häuptling unschädlich machen?

Während die Spanier mit dieser schwierigen Frage sich noch die Köpfe zerbrachen, hatte Ojeda dieselbe bereits gelöst. Nur von zehn wohlbewaffneten Gefährten begleitet war er eines Tages mitten in das sechzig Leguas von den Ansiedelungen entfernt gelegene Lager Caonabos geritten, anscheinend, um friedliche Unterhandlungen mit dem Kaziken anzuknüpfen. Durch den Umstand, daß er ihm die von den Indianern viel=

bewunderte Glocke der Kapelle zu Isabella als Friedensgabe verhieß, wußte Ojeda nicht nur die Zuneigung des Häuptlings zu erwerben, sondern ihn auch zu einem Besuche von Isabella zu bewegen, allwo die Friedensverhandlungen ihren Abschluß finden sollten. Hatte Ojeda aber geglaubt, der Häuptling werde mit nur geringem Gefolge die Reise nach Isabella antreten und sich dort mit Leichtigkeit bewältigen lassen, so sah er sich jedoch enttäuscht, als Caonabo an der Spitze seines ganzen Heeres nach der Kolonie aufbrach.

Auf dem Marsche dorthin sollte Caonabo aber dennoch der List des Ojeda zum Opfer fallen. Eines Tages zeigte der letztere dem Häuptlinge ein Paar Handfesseln von poliertem Stahl und versicherte ihm, daß dieselben eine besondere Auszeichnung seien, welche von den spanischen Königen nur während hoher Feste getragen werde. Er bot dieselben Caonabo zum Geschenke an, und ließ der unbefangene Häuptling thatsächlich sich dieselben anlegen; er setzte sich sogar bereitwilligst hinter Ojeda aufs Pferd, um also im königlichen Schmucke unter seinen Kriegern zu erscheinen. Anstatt aber in das indianische Lager einzureiten, machte Ojeda plötzlich mit seinen Begleitern eine Schwenkung, bemächtigte sich vollständig des bereits halb gefangenen Häuptlings und jagte nun, von seinen Genossen umgeben, der fernen Niederlassung zu, wo er nach vielen Mühen und Gefahren seinen Gefangenen an Columbus glücklich abliefern konnte.

Solcher Art war der vor keiner Gefahr zurückschreckende Heldensinn Ojedas. —

Als Columbus im Jahre 1496 zum zweitenmale nach Spanien zurückkehrte, befand sich auch Ojeda in seiner Begleitung, war aber nicht während der dritten Reise des Admirals in der Gefolgschaft desselben. Am Hofe der spanischen Monarchen verweilend und ein Günstling des Bischofs Fonseca, des Leiters der indischen Angelegenheiten, erhielt er durch diesen Einsicht in die Berichte des Admirals über die großen Entdeckungen, welche derselbe an der perlenreichen Küste von Paria gemacht; und durch diesen Bericht wurde der kühne, nach Abenteuern dürstende Sinn Ojedas so entflammt, daß er den Plan faßte, auf eigene Faust eine Expedition nach jenen reichen Ländern zu unternehmen.

Alle Umstände sollten sich der Ausführung einer solchen Expedition günstig erweisen. Columbus war am königlichen Hofe bereits halb und halb in Ungnade gefallen.

Mit argwöhnischen Augen verfolgte König Ferdinand seine Bewegungen und lieh den Verdächtigungen, welche von den Gegnern des Admirals wider denselben vorgebracht wurden, ein nur zu geneigtes Ohr. Die mit Columbus geschlossenen Verträge wurden immer unbequemer, man hatte sich bereits daran gewöhnt, dieselben als Fesseln zu betrachten, und zweifellos würde man diese Verträge gänzlich beiseite geschoben haben, wenn dies ohne Schädigung des königlichen Ansehens hätte geschehen können. Hatte König Ferdinand schon durch die aus dem Frühjahr 1495 datierte Freigebung der Schiffahrt nach Westindien dargethan, daß er sich nicht allzusehr an die ihm lästigen Verträge gebunden erachtete, so waren jedenfalls solche Vorschläge, wie Ojeda sie dem indischen Amte unterbreitete, ganz nach seinem Sinne und fanden seine stillschweigende Genehmigung.

Wenn auch der Name des Königs Ferdinand nicht unter dem Schreiben erscheint, durch welches Ojeda die Erlaubnis zu seiner Fahrt erhielt, so geht doch das Einver=

ständnis mit derselben daraus hervor, daß Ojeda mit einer Kopie jener Karte versehen wurde, welche Columbus während seiner dritten Reise von Trinidad sowie der Perlenküste Paria angefertigt und eingesendet hatte. Einen mächtigen Gönner hatte Ojeda überdies in der Person des Bischofs Fonseca, welcher ihm auch den Erlaubnisschein ausstellte. Diese Erlaubnis war nur mit der einen Bedingung verknüpft, daß Ojeda keine solchen Regionen besuchen dürfe, welche durch Columbus bis zum Jahre 1495 entdeckt worden waren.

Mit dieser Vollmacht und den Empfehlungen Fonsecas in der Hand, fiel es dem jungen Ritter nicht schwer, einige Kapitalisten für sein Unternehmen zu finden; desgleichen gelang es ihm, mehrere jener soeben heimgekehrten Seeleute zu gewinnen, welche die Fahrt des Columbus entlang der Küste von Paria mitgemacht hatten, darunter den Piloten Juan de la Cosa, der an der zweiten Reise des Columbus teilgenommen hatte. Ferner schloß sich Amerigo Vespucci der Expedition an, jener Florentiner, der sich durch seine lebendigen Schilderungen später einen weltbekannten Namen gemacht hat.

Wohlausgerüstet stach das aus vier Schiffen bestehende Geschwader Ojedas am 20. Mai des Jahres 1499 von dem Hafen St. Mary aus in See und erreichte, der Karte des Columbus folgend, nach einer vierundzwanzigtägigen Fahrt das Festland von Südamerika, und zwar die Gestade von Surinam. Die flache Küste in nördlicher Richtung verfolgend kam man zunächst an die Mündungen des Essequibo und Orinoko, aufs höchste überrascht durch die von diesen Flüssen entsandten gewaltigen Wassermassen, welche das Meer auf weite Entfernung hin süß machten.

Wunderbare Naturbilder entrollten sich allenthalben vor den Augen der Entdecker. Die gewaltigen Ströme zeigten sich von endlosen, schier undurchdringlichen Urwäldern umgürtet; in tausendfacher Mannigfaltigkeit drängte sich eine wuchernde Vegetation um die gewaltigen, moosbedeckten Baumriesen, deren altersgraues Geäst von Schlingpflanzen und buntfarbigen Orchideen umstrickt wurde. Mannigfache Palmenarten reckten ihre schlanken Stämme hoch über das Dickicht empor, die Wipfel in den dunklen Fluten der von wundersamen Wasserpflanzen bedeckten stillen Seitenkanäle spiegelnd.

Zweihundert Leguas segelte man hart an dieser großartigen Küste dahin, bis man die Gestade des Landes Paria erreichte, dessen Bewohner von Amerigo Vespucci genauer beschrieben werden. Dieselben waren ein Zweig der Karaïben, groß, kräftig, wohlgebaut und in dem Gebrauche von Bogen, Lanze und Schild wohlerfahren. Ihre glockenförmigen Wohnungen waren aus Zweigen und Palmblättern gebildet und boten trefflichen Schutz gegen Wind und Wetter. Manche derselben waren so groß, daß sie an sechshundert Personen bergen konnten; an einem Orte traf man sogar, wenn man den Versicherungen Vespuccis vollen Glauben schenken soll, auf acht derartige Häuser, die zusammen für nahezu zehntausend Menschen Raum boten.

Die Reichtümer dieser Wilden bestanden aus buntfarbigen Steinen und Perlen, aus den herrlichen Federn der tropischen Vögel, sowie aus verschieden gestalteten Ornamenten und Schmuckgegenständen, welche aus Fischknochen gefertigt wurden.

Man verweilte nicht gar zu lange an diesen Küsten, sondern wandte sich, den gegefürchteten Drachenschlund passierend, der bereits von Columbus entdeckten perlenreichen Insel Margarita zu, erforschte dieselbe eingehender und kreuzte dann wieder zu dem Festlande hinüber, dessen zahlreiche Flüsse man voller Alligatoren fand.

Nachdem auf Veranlassung der Eingeborenen ein kriegerischer Streifzug gegen die Karaïben glücklich bestanden worden, segelte man weiter gen Westen, entdeckte die Insel Kurazao und kam bald darauf an den Eingang jenes eigentümlichen Golfes, der durch die beiden Halbinseln Paraguana und Goajiro gebildet wird und unter dem Namen des Golfes von Venezuela bekannt ist. Dieser Golf steht durch eine zickzackförmige Wasserstraße mit dem mächtigen, tief ins Innere des Festlandes sich erstreckenden See von Maracaibo in Verbindung, an dessen östlichem Gestade man, an der Stelle der späteren Stadt Maracaibo, ein aus zwanzig Hütten bestehendes indianisches Dorf gewahrte, welches durch seine eigentümliche Bauart sofort das Interesse der Spanier erregte. Sämtliche glockenförmigen Hütten standen nämlich auf einem Roste von Pfählen, die tief in den Schlamm des Sees eingerammt waren. Der Verkehr zwischen den einzelnen Häusern geschah vermittelst Kähnen und Zugbrücken, welch letztere im Falle eines feindlichen Angriffes mit Leichtigkeit emporgezogen werden konnten. Diese merkwürdigen Pfahlbauten, die, nebenbei bemerkt, von den Indianern der Goajiro Halbinsel bis heute beibehalten worden sind, erinnerten die Spanier so sehr an die Wunderstadt Venedig, daß sie das indianische Dorf Venezuela „Klein Venedig" nannten, welcher Name sich später auf die ganze Küste und die dieselbe umfassende Republik übertrug.

Mit den Bewohnern dieses wunderlichen Pfahlbautendorfes hatte man einen blutigen Zusammenstoß, der aber mit der Niederlage und Flucht der Eingeborenen endigte. Später gelang es jedoch, einen friedlichen Verkehr herbeizuführen, während welchem die Eingeborenen fast miteinander wetteiferten, den wunderbaren Fremdlingen die größtmöglichen Ehren und Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Nachdem Ojeda geraume Zeit darauf verwendet hatte, den schönen See in allen seinen Teilen zu erforschen, setzte er die Fahrt entlang der Nordküste von Südamerika fort, bis er an ein schönes, weit ins Meer auslaufendes Vorgebirge gelangte, welches man Cabo de la Vela nannte.

Hier brach man die weiteren Forschungsreisen ab, da nicht nur der schlechte Zustand der Schiffe, sondern auch die ausgehenden Vorräte daran gemahnten, an die Rückfahrt zu denken. Direkt gen Norden segelnd erreichte man nach siebentägiger Fahrt die Küste von Española und setzte Ojeda, des ihm gegebenen Verbotes nicht achtend, an keiner der von Columbus bis zum Jahre 1495 entdeckten Inseln zu landen, daselbst einen Teil seiner Mannschaften ans Land, um eine Ladung von Farbhölzern zu schlagen, da die bisherigen Erträgnisse der Fahrt aller Erwartung entgegen nur sehr unbedeutende waren.

Obwohl die Schiffe Ojedas an einem ziemlich unwirtlichen Teile der Insel gelandet waren, so drang die Kunde aber doch nach Santo Domingo und kam es infolgedessen zu mannigfachen Verwickelungen, welche die vielen Streitigkeiten, die damals Columbus mit Roldan und dessen Genossen durchzukämpfen hatte, nur noch vermehrten. Ojeda

sah sich endlich gezwungen, die Insel, welche er widerrechtlich angelaufen, zu verlassen. Seine weitere Fahrt ging aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Gruppe der Bahama Eilande, von denen man einige Hundert Eingeborene raubte, um sie in Spanien als Sklaven zu verkaufen. Im Juni des Jahres 1500 lief die kleine Flotte wieder in den Hafen von Cadiz ein, doch war der aus der Fahrt erzielte Gewinn so gering, daß nach Abzug aller Kosten nur fünfhundert Dukaten verblieben, welche unter fünfundfünfzig Personen zur Verteilung kamen. —

Ungleich größer als die materiellen waren die geographischen Erfolge, wurde doch durch die Fahrt Ojedas die Vermutung des Christoph Columbus, daß die Küsten von Paria ein Festland sein möchten, fast zur Gewißheit erhoben. Diese Gewißheit ging auch aus den Untersuchungen der Spanier Pedro Alonso Niñon und Christóbal Guerra hervor, die nur wenige Tage später als Ojeda den Hafen von Palos verlassen hatten, um in den westlichen Gewässern Reichtümer zu suchen. Gleichfalls die Karte des Columbus zum Führer nehmend, begaben sich die beiden nur mit einem Schiffe und 33 Mann auf die Reise, die aber so glücklich verlief, daß man bereits im April des nächsten Jahres mit Schätzen beladen nach Spanien zurückkehren konnte.

Wurden durch diese Fahrt neue, unbekannte Gebiete nicht erschlossen, so war eine dritte Expedition, welche ebenfalls im Jahre 1499 unternommen wurde, hingegen ungleich bedeutungsvoller. Dieselbe wurde von Vincente Yanez Pinzon geleitet, dem ehemaligen Kommandeur der „Niña“ während der ersten Reise des Christoph Columbus. Mit vier Schiffen verließ derselbe Anfang Dezember den Hafen von Palos, passierte, einen südwestlichen Kurs nehmend, den Äquator und kam am 28. Dezember des Jahres 1500 in Sicht eines Vorgebirges, welches man Santa Maria de la Consolacion (heute Kap St. Augustine) nannte. Hier landete Pinzon, um in aller Form von dem neuentdeckten Lande Besitz zu ergreifen.

Daß dasselbe bewohnt sein müsse, ergab sich nicht nur aus menschlichen Fußspuren, die den Spaniern von ungewöhnlicher Größe zu sein schienen, sondern auch durch den weithin leuchtenden Schein mächtiger Feuer, die während der Nacht auf einer etwas entfernteren Stelle der Küste sichtbar wurden. Einen freundschaftlichen Verkehr mit den Eingeborenen anzuknüpfen wollte aber nicht gelingen, im Gegenteil hatte man mehrfache Scharmützel mit denselben zu bestehen, während welcher einige Schiffsleute erschlagen wurden und auch sogar ein Boot an die Wilden verloren ging. Nordwärts fahrend kam man nach Zurücklegung von vierzig Leguas an eine Stelle des Meeres, wo die Fluten desselben sich so süß zeigten, daß man die leeren Fässer mit vollkommen trinkbarem Wasser zu füllen vermochte. Da man sich an vierzig Leguas vom Lande entfernt befand, so war es klar, daß man sich der Mündung eines ungeheueren Riesenstromes gegenüber befinden müsse, da anders eine Deutung der seltsamen Erscheinung nicht möglich gewesen wäre. Wer beschreibt das Erstaunen der Entdecker, als sie, dem Lande zuhaltend, nach einiger Zeit in diese mit Inseln besäte Flußmündung einliefen, die sich volle dreißig spanische Meilen weit erwies und deren Ufer nur als dünne, verblassende Linien in weiter, weiter Ferne sichtbar waren!



An der Küste von Brasilien.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Es war die Mündung des Marañon, des gewaltigsten und wasserreichsten aller Ströme der Erde, vor dessen Majestät auch alle anderen Entdecker und Reisenden in sprachlosem Staunen verharren sollten. Wer will es den spanischen Gelehrten jener Zeit verdenken, wenn sie bei der Schilderung, welche die heimkehrenden Entdecker von diesem Strombilde gaben, ungläubig die Köpfe schüttelten, den Bericht für eine Fabel hielten und eine Erklärung dahin suchten, daß die Entdecker wohl irrtümlicherweise einen Meeresarm für einen Fluß gehalten haben möchten? Erst nachdem die Reisenden wiederholt versichert, daß, je weiter sie den Strom aufwärts gefahren seien, auch die Süßigkeit des Wassers zugenommen habe, wurden die Zweifler überzeugt, und einer derselben, der Chronist Peter Martyr, schrieb vorahnend in seinen Dekaden die Worte nieder: „Wer will es der Natur nehmen, daß sie nicht noch größeres selbst als diesen Fluß zu schaffen vermöge!"

Während ihres Verweilens in der gewaltigen Strommündung wurden die Entdecker durch eine jener Springfluten überrascht, welche am Ausgange des Marañon, oder wie er heute genannt wird, des Amazonenstromes, häufige Erscheinungen sind, Pinzon und seine Genossen aber mit Angst und Schrecken erfüllten. Diese Springfluten werden durch den Zusammenprall der stromabwärts kommenden ungeheueren Wassermassen mit den im Stadium der Flut aufwärts drängenden Wellen des Meeres erzeugt. In kurzer Zeit schwellen die entgegenstehenden Wogen zu ungeheueren Bergen empor, deren furchtbares Getöse auf viele Meilen weit vernehmbar ist.

Nur mit Mühe entrannen die Seefahrer dem entsetzlichen Schauspiele, sie gewannen das nördliche Ufer und fuhren nun der Küste entlang auf den schon von Ojeda verfolgten Wegen an der Mündung des Orinoko vorüber bis zum Lande Paria, wo sie die Schiffe mit Brasilholz befrachteten. Von dort segelten sie durch den Drachenschlund, entdeckten die nordöstlich von Trinidad gelegene kleine Insel Tobago und erreichten nach kurzem Aufenthalte auf Española die Bahamainseln, wo man auf die Menschenjagd auszugehen

beabsichtigte, da die bisherigen Ergebnisse der Fahrt die Kosten derselben nicht zu decken vermochten. Während eines wütenden Orkanes gingen hierselbst aber zwei Schiffe mitsamt der Bemannung verloren, die Überlebenden hingegen gelangten mit den letzten beiden Karavellen gegen Ende September des Jahres 1500 wohlbehalten zurück in den heimatlichen Hafen von Palos.

Der materielle Gewinn dieser Fahrt war fast gleich Null. Gold oder andere edle Metalle hatte man nicht gefunden, die Hölzer, welche man geschlagen, erwiesen sich zum größten Teile als wertlos, dazu kam der Verlust der beiden Schiffe sowie der Mannschaften, durch welch letzteren Umstand zahlreiche Familien in Palos ihrer Ernährer beraubt wurden. Pinzon geriet durch das Mißglücken seiner Unternehmung so in Schulden, daß es einer besonderen königlichen Begünstigung bedurfte, um ihn aus den Händen seiner Gläubiger zu retten.

War sonach die Fahrt in finanzieller Hinsicht ein totaler Fehlschlag, so wurde durch dieselbe aber ein bedeutendes Stück jener geheimnisvollen westlichen Welt erschlossen, es wurden Brasilien und der größte Fluß der Erde entdeckt und zugleich auch die uralte Streitfrage, ob die Länder unter dem Äquator für Menschen bewohnbar seien, endgiltig erledigt.

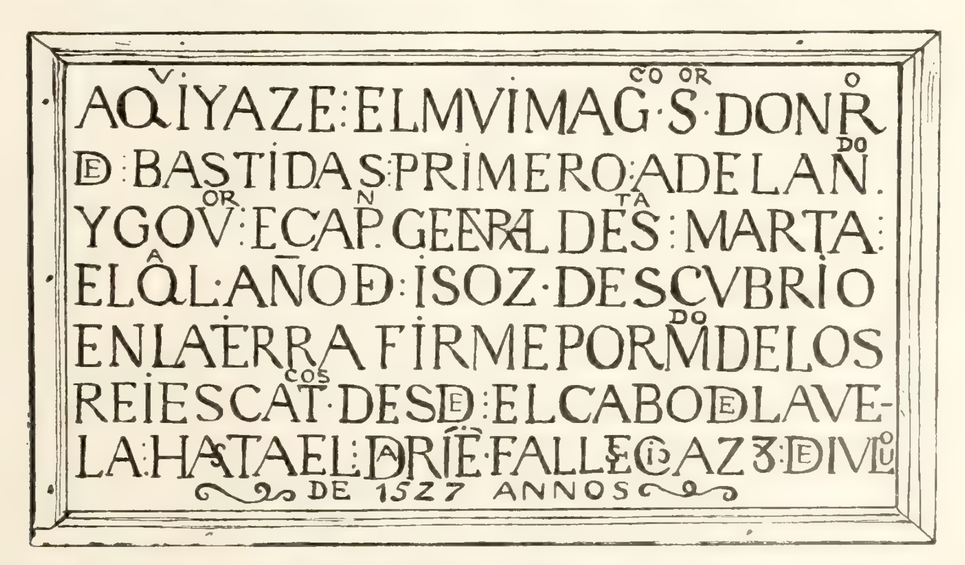
Noch eine vierte Expedition aus dem Jahre 1499 ist zu erwähnen, und zwar diejenige des ebenfalls aus Palos stammenden Diego Lepe, der kurz nach der Abfahrt Pinzons denselben Hafen mit zwei Schiffen verließ. Wir wissen aber fast nichts über seine Fahrt, nur daß er das von Pinzon bereits entdeckte Kap Santa Maria de la Consolacion umschiffte und demselben den Namen Rostro hermoso beilegte. Lepe schlug ziemlich denselben Rückweg ein, den Pinzon genommen und traf gegen November des Jahres 1500 wieder in Palos ein. —

In das Jahr 1500 fällt jene Entdeckung der Südküste von Brasilien, welche durch den in portugiesischen Diensten stehenden Pedralvarez Cabral gegen Mitte April ausgeführt wurde. Cabral befand sich mit einer größeren Flotte auf der Fahrt nach Indien, und zwar beabsichtigte er, durch Umschiffung des Kaplandes dorthin zu gelangen. Durch den Äquatorialstrom weiter gen Südwesten geführt, als beabsichtigt war, traf man am 21. oder 24. April unter 18° südl. Br. unvermutet auf die Küste eines Gebirgslandes, das der Schätzung zufolge an 450 Leguas von der Westküste Afrikas entfernt gelegen war. Man verfolgte die Gestade des unbekannten, stark bewaldeten Landes mehrere Tage lang, trat auch in Verkehr mit den fast völlig nackten Eingeborenen, die nur über sehr primitive Waffen verfügten, Metall gar nicht kannten und bloß armselige, aus Palmblättern gefertigte Schutzwände gegen Wind und Wetter besaßen. Unter diesen schräg gestellten Schutzdächern waren die aus Baumwollschnüren gefertigten Hängematten aufgehängt.

Das Land hatte einen großen Reichtum an Farbholz, welches seiner roten, an glühende Kohlen erinnernden Färbung halber Brasilholz genannt wurde, wonach später die ganze Küste ihren Namen erhalten sollte. Cabral, der das entdeckte Land für eine große Insel hielt, nannte die Küste Santa Cruz und nahm dieselbe für Portugal in Besitz. Während er nach kurzem Aufenthalte die Fahrt nach Indien fortsetzte, sandte er einen seiner Kapitäne nach Portugal zurück, um die Kunde der gemachten Entdeckung zu überbringen.

Im Oktober desselben Jahres verließ auch Rodrigo de Bastidas in Begleitung des Piloten Juan de la Cosa mit zwei Schiffen Cadiz, besuchte den Golf von Venezuela und erforschte von dem Cabo de la Vela aus die ganze bisher noch unbekannte Küste bis zum Isthmus von Panama. Die Mündung des mächtigen Magdalenenstroms, sowie der Golf von Darien wurden von ihm entdeckt, die darische Landenge verfolgte er, in der Hoffnung, eine westliche Durchfahrt zu finden, bis zu dem heutigen Vorgebirge San Blas. Er erreichte demnach den Isthmus über ein Jahr früher als Columbus, welcher auf seiner vierten Reise erst im November des Jahres 1502 hierher gelangte.

Während der Rückreise sah sich Bastidas gezwungen, seine von Würmern zerfressenen Schiffe an der Küste von Española zu verlassen, und als er mit seinen Mannschaften zu Fuße den Marsch nach Santo Domingo antrat, wurde er von Bobadilla, dem damaligen Gouverneur der Insel, welcher seine Fahrt als eine widerrechtliche ansah, aufgegriffen und in Ketten nach Spanien geschickt. Da sich aber bald herausstellte, daß Bastidas im Einvernehmen mit der Krone gehandelt hatte, so wurden ihm, nachdem er freigelassen, nicht nur die sehr reichen Erträge seiner Fahrt nach Abzug des der Krone gebührenden Anteils zurückerstattet, sondern es wurde ihm auch in Anerkennung seiner Leistungen eine Pension von 50 000 Maravedis bewilligt, die aus den Einkünften der am Golfe von Urabá (Darien) und Barú gelegenen Länder zu bestreiten sein sollte. Später scheint Bastidas auch durch Verleihung des Admiraltitels ausgezeichnet worden zu sein; der noch gegenwärtig in der Kathedrale zu Santo Domingo vorhandene, infolge seiner Verwendung als Altarstufe aber leider sehr verwischte Grabstein des Entdeckers trägt eine dahin zielende Inschrift, welche auf jener von uns abgebildeten Gedenktafel wiederholt ist. Diese Gedenktafel ist mehrere Jahrhunderte später angefertigt und ist in die Wand der ersten linken Seitenkapelle der Kathedrale eingelassen.



Gedenktafel zum Andenken an den Admiral Rodrigo de Bastidas in der Kathedrale zu Santo Domingo.
Nach dem Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die nach altspanischer Sitte zum Teil sehr zusammengezogenen Worte lauten verdeutscht: „Hier ruht der sehr berühmte Herr Don Rodrigo de Bastidas, der erste Adelantado, Gouverneur und Generalkapitän von Santa Marta, welcher im Jahre 1502 für die katholischen Majestäten das Festland von dem Kap Vela an bis Darien entdeckt. Er starb am 28. März des Jahres 1527."

War durch die Reise des Rodrigo de Bastidas die Entdeckung der Nordküste von Südamerika vollendet worden, so hatten die nachfolgenden Expeditionen, welche z. B. im Jahre 1502 und 1505 von Ojeda, 1504 von Juan de la Cosa und Cristobal und Luis Guerra und 1509 abermals von Ojeda sowie von Diego de Nicuesa dorthin unternommen wurden, weniger die weitere Erschließung des Landes, als die Anlage von Kolonien und die Errichtung von Statthalterschaften zum Zwecke und können, da sie mit der eigentlichen Entdeckungsgeschichte weniger zu thun haben, daher füglich von uns übergangen werden.

Alle diese Expeditionen nahmen ausnahmslos einen höchst unglücklichen Verlauf, blutige Kämpfe mit den kriegerischen Eingeborenen, Hungersnot, Fieber, Stürme und unsägliche Mühseligkeiten aller Art rafften die Mannschaften massenweise dahin, und auch Nicuesa sowie Juan de la Cosa fanden dabei ihren Tod. Ersterer ging wahrscheinlich während eines Sturmes mit seinem Schiffe zu Grunde, letzterer fiel mit neunundsechzig seiner Kameraden unter den Giftpfeilen der Küstenbewohner in der Gegend des heutigen Cartagena. Seine an einen Baum gefesselte und mit Pfeilen gespickte Leiche wurde späterhin von den Leuten Ojedas aufgefunden, erregte aber infolge ihres schrecklichen Anblickes ein solches Entsetzen unter den Spaniern, daß sie aus Furcht, von einem ähnlichen Lose betroffen zu werden, Hals über Kopf die gefährliche Küste verließen.

Grauenhafte Strapazen hatte auch Ojeda zu ertragen. Er war der einzige Überlebende einer großen Schar, welche gegen die Indianer ausgezogen war. Nur einem Zufalle hatte er es zu verdanken, daß er von der Expedition Nicuesas tief im Mangrovegestrüpp versteckt aufgefunden wurde, entkräftet durch Hunger und sprachlos vor Erschöpfung. Sein Schild, an 300 Pfeilschüsse aufweisend, zeugte von der Erbitterung der stattgehabten Kämpfe.

Bei einem zweiten Renkontre mit den Indianern erhielt auch Ojeda einen Giftpfeil in den Schenkel und spricht es wohl für den unerschütterlichen Mut dieses kühnen Hidalgo, daß er die Wunden mit glühenden Eisenplatten ausbrennen und mit in Essig getauchten Verbänden umwickeln ließ. Nur durch Anwendung dieser energischen Mittel rettete er sein Leben.

Unsägliche Leiden hatte er ferner zu bestehen, als er, um Verstärkung und Lebensmittel zu holen, eine Fahrt nach Española unternahm, aber nach Cuba verschlagen wurde und dort das wracke Schiff verlassen mußte.

Von den siebzig Personen, die mit ihm Schiffbruch gelitten, blieben nur fünfunddreißig am Leben, die anderen fanden einen gräßlichen Tod in den ausgedehnten Sümpfen und Lagunen, welche sie auf ihrer Wanderung zu passieren hatten. Nur dem Zufalle, daß man endlich auf ein indianisches Dorf stieß, hatten es die Überlebenden

zu danken, daß sie nicht dem gleichen Geschicke verfielen. Die freundlichen Indianer versahen die Schiffbrüchigen sogar mit einem Boote, welches sie nach Española hinüber führte.

All die überstandenen Mühseligkeiten brachen auch die Kraft Ojedas, dieses echten Ritters ohne Furcht und Tadel, und er starb nach mehrjährigem Siechtum in Santo Domingo, einsam und arm, nicht so viel hinterlassend, daß sein Begräbnis hätte bezahlt werden können. In der Erkenntnis, daß alle seine hochfliegenden Pläne durch ein tragisches Geschick vereitelt seien und er selbst, wie Ruge treffend bemerkt, ein Schreckbild für alle Glücksritter geworden war, verfügte er in seinen letzten Bestimmungen, daß man seine Leiche vor dem Eingange der Klosterkirche des heiligen Franciscus beisetzen möge, damit ein jeder, welcher in das Gotteshaus eingehe, den Fuß auf sein Grabmal setzen müsse. In der Gruft noch wollte so Ojeda für seinen Stolz sich demütigen.



Indianisches Kanoe des Landes Paria.

Nach einem Holzschnitte des 16. Jahrhunderts.



Amerigo Vespucci und die Benennung der neuen Welt.

Eine eigentümliche Stellung in der Geschichte der Entdeckung Amerikas nimmt der Mann ein, dessen Bildnis wir dem gegenwärtigen Kapitel vorangestellt haben, Amerigo Vespucci. Keineswegs ein Entdecker, nicht einmal im Sinne eines Ojeda, eines Pinzon oder Lepe, nur ein Teilnehmer an mehreren der in dem vorigen Abschnitte geschilderten Fahrten, sollte durch eine eigentümliche Laune des Schicksals doch der neue, im Westen des Atlantischen Ozeans gefundene Kontinent nach ihm seinen Namen erhalten.

Geboren am 9. März 1451 zu Florenz, erhielt er eine gute Erziehung in der Schule seines Oheims, des Dominikanermönches Giorgi Antonio Vespucci. Später widmete er sich dem Kaufmannsstande und war in dem Dienste des mächtigen und

einflußreichen Hauses der Medici thätig. Möglicherweise als Agent dieses Hauses, welches viele Beziehungen mit Spanien unterhielt, kam Vespucci gegen das Jahr 1492 nach Cadiz, doch trat er bald in das Handelshaus Berardi über, welches mit dem indischen Amte in engster Verbindung stand, mancherlei Geschäfte desselben besorgte und namentlich die Ausrüstung der nach Westindien gehenden Schiffe übernommen hatte.

Die Abwickelung dieser Geschäfte scheint, ganz besonders nach dem im Jahre 1495 erfolgten Tode Berardis, auf den Schultern des Vespucci geruht zu haben und erhielt dadurch sein Interesse an den Entdeckungsfahrten so große Anregung, daß er nach einigen Jahren seiner kaufmännischen Laufbahn gänzlich entsagte und sich mehreren der in unserem vorigen Kapitel erwähnten Seefahrern auf ihren Reisen anschloß.

An wie vielen solcher Reisen Vespucci teilnahm, ist eine bis heute noch ungelöste Streitfrage, die vornehmlich durch die eigenen sich sehr oft widersprechenden Angaben Vespuccis hervorgerufen wurde. Diesen eigenen Angaben zufolge will Vespucci vier Reisen nach der neuen Welt ausgeführt haben und während der ersten derselben, die am 10. Mai des Jahres 1497 von dem Hafen von Cadiz aus angetreten worden sei, nach siebenundzwanzigtägiger Fahrt eine Küste erreicht haben, die ihrer Ausdehnung nach nur einem großen Kontinente angehören könne. Wenn diese Fahrt auf Thatsachen beruhte, so würde man Vespucci das Verdienst zusprechen müssen, der erste Entdecker des Festlandes von Amerika zu sein, da er in diesem Falle das Festland ein bis zwei Wochen früher als Cabot und circa vierzehn Monate früher als Columbus aufgefunden hätte.

Diese von Vespucci beanspruchte Priorität der Entdeckung des Festlandes von Amerika ist nun Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gewesen, durch welche trotz mancher gegenteiligen Behauptungen mit ziemlicher Sicherheit erwiesen worden ist, daß die von Vespucci im Mai des Jahres 1497 angeblich ausgeführte Reise in Wirklichkeit niemals stattgefunden hat, sondern eine fingierte ist.

Es ist nicht nur konstatiert, daß kein einziges Schriftstück weder in spanischen, noch in portugiesischen Archiven gefunden worden ist, welches die angebliche Fahrt erwähnte, sondern auch die gleichzeitigen Chronisten wissen nicht das geringste von einer solchen zu vermelden, kurz: außer Vespuccis eigenem, im Jahre 1504 geschriebenem und 1507 zum Druck gekommenem Briefe, in welchem er die angebliche Fahrt beschreibt, existiert nichts, wodurch dieselbe eine Bestätigung erhielte.

Vespucci will die betreffende Fahrt im Auftrage des Königs Ferdinand von Spanien ausgeführt haben, welchem er auch nach erfolgter Rückkehr einen Bericht erstattet habe. Durch Munoz ist nun dokumentarisch nachgewiesen, daß Vespucci in der Zeit von Mitte April 1497 bis Ende Mai 1498 mit der Ausrüstung der Schiffe für die dritte Expedition des Columbus vollständig in Anspruch genommen war und jene Reise nach Westindien während des dafür in Ansatz gebrachten Zeitraumes zwischen Mai 1497 bis Oktober 1498 gar nicht unternommen haben kann.*)

Noch ein anderer Umstand spricht gegen die angebliche Reise. Im Jahre 1512

*) Winsor, Narrative and critical History of America. Vol. II. p. 142 ff.

erhob Diego Columbus, als der Sohn des Admirals, Ansprüche auf die Regierung und auf den ihm zukommenden Anteil von den Einkünften der Länder an der Nordküste von Südamerika. Die spanische Krone wies diese Ansprüche zurück, indem sie behauptete, jene in Frage kommenden Gebiete seien nicht durch Columbus entdeckt worden und habe die Krone infolgedessen auch keinerlei Verpflichtungen den Erben gegenüber. Es entspann sich nun ein längerer Prozeß, in welchem von seiten der spanischen Regierung alles aufgeboten wurde, die Ansprüche der Erben des Admirals zu entkräften. Wäre es nun thatsächlich der Fall gewesen, daß Amerigo Vespucci im Jahre 1497, von König Ferdinand beauftragt, eine Reise nach den westlichen Teilen des Atlantischen Ozeans ausgeführt, während dieser Reise das Festland von Südamerika, also vierzehn Monate vor Christoph Columbus, entdeckt und nach seiner Rückkunft nach Spanien dem Könige Ferdinand einen ausführlichen Bericht erstattet hätte, so würde die Regierung diese Thatsache sicherlich nicht unbenutzt gelassen, sondern als Hauptwaffe gegen die Erben des Admirals verwendet haben.

In dem ganzen Zeugenverhör, bei welchem an hundert Personen eidlich vernommen wurden, ist nun nicht die geringste Notiz vorhanden, welche die angebliche Reise und Entdeckung Vespuccis auch nur erwähnte, und wird der Name desselben nur ein einziges Mal von dem gleichfalls vernommenen Alonso de Ojeda angeführt, welcher in seinen eidlichen Aussagen erklärte, daß er im Jahre 1499 als erster Nachfolger des Admirals Christoph Columbus die von jenem entdeckte Küste von Paria besucht habe. Als Piloten habe er neben anderen Juan de la Cosa und Morigo Vespuche bei sich gehabt und habe man sich nach einer Karte des Columbus gerichtet, welche derselbe nebst dem Berichte seiner Entdeckung an den König und die Königin gesendet hatte.

Ist die Teilnahme Vespuccis an dieser in das Jahr 1499 fallenden Reise Ojedas erwiesen, so fand sein Anspruch, bereits im Jahre 1497 eine Reise nach den westindischen Gewässern ausgeführt zu haben, schon bei seinen Zeitgenossen heftigen Widerspruch. Las Casas nennt seine Anmaßung eine grobe Ungerechtigkeit, ein sündliches Vergehen gegen das Andenken des Admirals, auch Guicciardini, Segni und Sebastian Cabot messen den Behauptungen des Florentiners keinen Glauben bei, Herrera endlich nennt Vespucci wiederholt einen Betrüger, der offenkundig die Daten seiner Reisen gefälscht habe.

Diesen schließen sich eine Menge von anderen hochangesehenen Gelehrten, bis auf die neueste Zeit, in ihren Ansichten an, so Munoz, Alexander von Humboldt, Washington Irving und Santarem, wogegen die Bemühungen anderer, Vespucci von dem Verdachte einer derartigen Fälschung rein zu waschen, kaum als gelungen betrachtet werden können. So halten wir z. B. den Versuch des eifrigsten Verteidigers Vespuccis, des Baron Adolph von Varnhagen, für gänzlich verfehlt und die von demselben ausgelegte Reiseroute Vespuccis auf der angeblichen ersten Fahrt desselben auf gar zu schwankem Grunde beruhend, als daß wir sie einer Beachtung zu würdigen vermöchten.

Können wir uns der Ansicht nicht entziehen, daß Vespuccis angebliche erste Reise im Jahre 1497 eine bloße Fabrikation ist, so will uns auch seine Taktik wenig lobenswert

erscheinen, daß er bei Erzählung seiner Erlebnisse konsequent unterläßt, die Namen derjenigen Seefahrer zu erwähnen, welche die eigentlichen Führer der betreffenden Expeditionen waren. Nur von seiner Person ist die Rede und tritt in seinen Schriften öfter zu Tage, daß Eitelkeit und Ruhmsucht Hauptzüge seines Charakters waren.

Vespucci schrieb über seine Reisen eine Reihe von Briefen, in denen er seine Erlebnisse und das Gesehene ausführlich und mit vielem Geschicke schilderte. Diese Briefe sind an verschiedene seiner Freunde und Gönner gerichtet, so z. B. an den Kardinal Lorenzo di Pierfrancesco de Medici, an Renatus II., den Herzog von Lothringen und Titularkönig von Anjou und Jerusalem, und andere. Sie kamen wiederholt zum Abdruck, einige bereits zu Lebzeiten ihres Verfassers, andere erst nach dem Tode desselben. In ihren Angaben stimmen sie nicht völlig überein und besonders erscheint die Verschiedenheit einzelner Daten auffällig.

Die Briefe ergeben, daß Vespucci während des Zeitraumes von 1497 bis 1504 an vier größeren Entdeckungsreisen teilgenommen haben will. Daß die erste dieser Reisen mehr wie fraglichen Charakters ist, haben wir bereits dargethan und ist es unsere Anschauung, daß Vespucci den Bericht über diese angebliche erste Reise thatsächlich aus Erlebnissen und Beobachtungen seiner sogenannten zweiten Reise zusammenstellte. Diese unsere Anschauung wird durch eine Stelle in der von Bandini wiedergegebenen italienischen Ausgabe von Vespuccis Brief an Medici bestätigt, wo Vespucci sagt, er habe seine Fahrt darum „die dritte Reise" (giornata terza) geheißen, weil er über eine andere, die unter spanischer Flagge ausgeführt worden sei, zwei Bücher verfaßt habe.*)

Daß wir nicht an die Ausführung der in das Jahr 1497 fallenden angeblichen ersten Fahrt Vespuccis zu glauben vermögen, haben wir klar genug dargethan, wir übergehen daher auch die Schilderung derselben und wenden uns der angeblich zweiten, in Wirklichkeit aber ersten Fahrt des Florentiners zu, welche im Jahre 1499 angetreten wurde. Verschweigt auch Vespucci in seinem diese Reise behandelnden Briefe die Namen des eigentlichen Leiters, so ergiebt sich aber nicht nur aus der Beschreibung der Reise, sondern auch aus den oben angeführten Prozeßverhandlungen, daß dieser Leiter Alonso de Ojeda war und daß Vespucci lediglich als Pilot und Kosmograph die Expedition begleitete.

Von dieser Expedition heimgekehrt, nahm Vespucci an jener Seefahrt teil, welche anfangs Mai 1501 unter portugiesischer Flagge angetreten wurde und welche die Verfolgung der von Pedralvarez Cabral im Jahre 1500 gemachten Entdeckung der Küste von Brasilien im Sinne hatte. Wer der Führer dieser Expedition war, wird von Vespucci nicht gesagt, möglich ist, daß Gonzalo Coelho der Kommandierende war. Über diese Fahrt fehlt es nun auch an anderweitigen Berichten und sind wir allein auf die Darstellungen angewiesen, welche der Florentiner giebt. Nach diesen Darstellungen ging die aus drei Karavellen bestehende Flotte am 10. Mai von Lissabon aus in See und steuerte, nachdem man an der afrikanischen Küste in der Nähe des Grünen Vor-

*) Bandini, Vita e Lettere di Amerigo Vespucci (Firenze 1745). p. 119.

gebirges gelandet hatte, um Vorräte einzunehmen, in westlichem Kurse über den Ozean. Inmitten desselben hatte man aber heftige Unwetter zu bestehen, welche die Schiffe vierundvierzig Tage lang umherwarfen. Erst am 16. August kam Land in Sicht, und zwar das der brasilianischen Küste angehörige, unter 5° südl. Br. gelegene Kap San Roque. Man segelte nunmehr der Küste entlang und belegte verschiedene bemerkenswerte Punkte mit den Namen der Kalenderheiligen, so z. B. einen unter 10° südl. Br. gelegenen Fluß mit dem Namen Rio de San Miguel, ferner werden der Rio de San Francisko, das Cabo de San Thomé, die Angra dos Reis, der Porto de San Vincente verzeichnet.

Daß man auf dieser Fahrt auch die herrliche Bai von Rio de Janeiro entdeckt habe, ist möglich, aber nicht erwiesen. Vespucci behauptet, daß man die Küste bis über den 52.° südl. Br. hinaus verfolgt und dadurch den Beweis erbracht habe, daß das von Cabral für eine Insel angesehene Land in Wirklichkeit ein ungeheuerer Kontinent sei. In diesen südlichen Breiten aber wurde man durch Stürme und eintretende strenge Kälte zur Umkehr gezwungen und machte man die Rückreise nach Europa über Sierra Leone an der Westküste von Afrika. Am 7. September des Jahres 1502 landete die Flotte wieder in dem Ausgangshafen Lissabon.

Ein diese Reise schildernder Brief Vespuccis an seinen Patron Medici kam im Jahre 1503 durch Jean Lambert zu Paris in lateinischer Sprache zum Druck und erregte das ungeheuerste Aufsehen, besonders da Vespucci mit Stolz in diesem Schreiben auseinandersetzte, daß die Expedition den vierten Teil der Welt durchschifft und Länder entdeckt habe, die den Alten gänzlich unbekannt waren und als eine neue Welt bezeichnet werden müßten. Auch hebt er triumphierend hervor, daß die Ansicht des Ptolemäus, daß jenseits der heißen Zone keine für Menschen bewohnbaren Länder existierten, sich nach ihren Erfahrungen als eine irrige erwiesen habe.

Die lateinischen Ausgaben des Briefes wurden auch in verschiedenen deutschen Übersetzungen herausgegeben, so z. B. im Jahre 1505 zu Nürnberg unter dem Titel: „Von der neu gefunden Region, die wol ein welt genant mag werden, durch den Cristenlichen Künig von Portugal wunderbarlich erfunden.“

Von Interesse ist auch der Titel, den der Chronist Ruchamer in dem Kap. CXXI seines Werkes über „Unbekanthe landte und eine Newe welt“ der Reise des Vespucci widmet: „Wie Alberich den vierten Teil der Welt entdeckt hat.“

Bald nach der Rückkehr von dieser Reise trat Vespucci eine neue Fahrt nach den äquatorialen Ländern an, die gleichfalls unter portugiesischer Flagge von statten ging. Dieselbe Reise erstreckte sich von Anfang Mai des Jahres 1503 bis Juni 1504 und scheint wiederum Gonzalo Coelho der Leiter derselben gewesen zu sein. Vespucci nennt, wie dies eben sein Brauch ist, den Kapitän nicht.

Diese Expedition hatte den Worten Vespuccis zufolge den bestimmten Auftrag, eine Durchfahrt nach den Gewürzinseln Malakka aufzusuchen, „von denen man wisse, daß sie 33° vom Südpole im Meere gelegen seien“. Es war das also derselbe Plan, der von Magalhães sechzehn Jahre später wirklich ausgeführt wurde.

Nach erfolgter Abfahrt von Lissabon lief die aus sechs Schiffen bestehende Flotte

Sierra Leone an und schlug dann einen südwestlichen Kurs ein, um das Kap St. Augustin zu erreichen. Unter 4° südl. Br. entdeckte man eine Insel, welche Fernando de Norhona genannt wurde, an welcher aber die größte der Karavellen durch Schiffbruch verloren ging. Das Schiff, auf welchem sich Vespucci befand, war bei dieser Gelegenheit noch vier Leguas von der Unglücksstätte entfernt und erhielt den Befehl, weiter nach dem Festlande zu segeln und daselbst einen Hafen aufzusuchen. Wohlbehalten erreichte dasselbe auch die Allerheiligenbai, den Hafen von Bahia, doch wurde der Ankunft der übrigen Schiffe vergebens gewartet. Nachdem man vierundsechzig Tage lang unthätig in dieser Bai verharrt, segelte man in südlicher Richtung der Küste entlang und legte bei Kap Frio eine Niederlassung an, in welcher vierundzwanzig wohlbewaffnete Männer mit zwölf Geschützen zurückgelassen wurden. Nachdem noch eine Ladung Farbholz eingenommen war, kehrte man nach Portugal zurück, woselbst man am 18. Juni 1503 wieder eintraf. Allgemach fanden sich daselbst auch die anderen Fahrzeuge ein, die ihre Suche nach einer südlichen Durchfahrt nach Malakka eine Zeitlang vergeblich fortgesetzt hatten.

Fast will es scheinen, daß Vespucci noch eine fernere Reise nach der neuen Welt unternommen habe, doch geben die Schriftstücke, welche die Andeutungen darüber enthalten, keinerlei Anhaltspunkte, daß während dieser Fahrt irgendwelche Entdeckungen von Bedeutung gemacht worden wären.

Vespucci trat gegen das Jahr 1505 wieder in spanische Dienste, wurde 1508 als Oberpilot des Reiches angestellt und hatte als solcher nicht nur die Einträge der neuen Entdeckungen in die Seekarten zu bewerkstelligen, sondern auch die Befähigung der Piloten zu prüfen. Er versah dieses mit einem Gehalte von 200 Dukaten verbundene Amt auch bis zu seinem am 22. Februar 1512 zu Sevilla erfolgten Tode. —

Es erübrigt uns noch, den eigentümlichen Zusammenhang zu beleuchten, wie es geschehen konnte, die von Columbus wiederentdeckte westliche Welt nach Vespuccis Vornamen „Amerika" zu nennen. Wollen wir auch gerade nicht annehmen, daß diese Thatsache von Vespucci selbst in bestimmter Absicht provociert wurde, so müssen wir aber konstatieren, daß er einen großen Anteil an dieser Schuld trägt. Dieser Anteil besteht einmal darin, daß Vespucci seine erste Reise falscher Weise in das Jahr 1497 zurückdatierte und sich dadurch die anscheinende Priorität der Entdeckung des Festlandes von Amerika beizulegen wußte, das andere Mal in dem konsequenten Verschweigen der Namen derjenigen Kommandanten, an deren Forschungsreisen er sich beteiligte. Gerade dieser letztere Umstand ist es, der namentlich die fremdländischen, die italienischen, deutschen und französischen Chronisten zu der gänzlich irrtümlichen Anschauung gelangen ließ, Vespucci sei der Leiter dieser Expeditionen gewesen und habe als solcher auch zuerst das Festland der neuen Welt entdeckt. Zu dieser Annahme trug ganz besonders auch der Umstand bei, daß man über die Reisen des Christoph Columbus nach dem Lande Paria und nach Veragua gar keine Nachrichten hatte, die Briefe Vespuccis aber bald den Markt beherrschten, vielfach nachgedruckt und außerordentlich gelesen wurden. Vespuccis Briefe waren mit Geschick geschrieben, das Interessante war hervorgehoben und mitunter in pikanter Weise ausgemalt. Seine Schilderungen des Völker-, Tier- und Pflanzenlebens waren neu und

fesselten um so mehr, als man außer dem verhältnismäßig mageren Briefe des Christoph Columbus über seine erste Reise noch nichts durch den Druck über jene neue Welt erfahren hatte. So kam es nun, daß die irrtümliche Anschauung, Columbus sei nur als der Entdecker einiger Inseln, Vespucci hingegen als der Entdecker des Festlandes zu betrachten, immer größere Verbreitung gewann und daß der im Jahre 1507 auftauchende Vorschlag, die neue Welt zu Ehren dieses vermeintlichen Entdeckers „Amerika“ zu nennen, allgemeine freudige Zustimmung fand. Derjenige, welcher diesen Vorschlag ausbrachte, war der Deutsche Martin Waltzemüller, der am Hofe desselben Herzogs René II. von Lothringen lebte, an welchen Vespucci einen seiner Briefe adressierte. Dieser Herzog unterhielt in der Stadt St. Dié in Lothringen ein Gymnasium, mit welchem eine Druckerei verbunden war, in der eine Reihe von wichtigen Schriften zum Satze kam. Eine dieser Druckschriften war die von Waltzemüller verfaßte Cosmographiae introductio, eine Art Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. Im neunten Kapitel dieses Werkes schreibt nun Waltzemüller, oder wie er mit seinem lateinisierten Namen Hylacomylus heißt: Nunc vero et haec partes sunt latius lustratae, et alia quarta pars per Americus Vesputius (ut in sequentibus audietur) inventa est, quam non video cur quis jure vetet ab Americo inventore sagacis ingenii viro Amerigen quasi Americi terram, sive Americam dicendam, cum et Europa et Asia a mulieribus sua sortita sint nomina. „Nun wahrlich, da diese Regionen weiter durchforscht sind, und da ein anderer Erdteil von Americus Vesputius entdeckt wurde, wie aus den nachstehenden Briefen ersehen werden mag, so sehe ich keinen Grund, warum er nicht gerechterweise Amerigen genannt werden sollte, d. i. das Land des Americus, oder Amerika, nach seinem Entdecker Americus, einem Manne von scharfem Verstande; haben doch Europa und Asien beide ihre Namen nach Weibern erhalten.“

Dieser Vorschlag Waltzemüllers fand Anklang und erscheint der Name Amerika bereits in dem im Jahre 1509 zu Straßburg gedruckten Globus mundi, sowie auf einer gleichzeitigen Karte, die in Wien aufbewahrt wird. 1511 war der Name bereits in England bekannt, 1512 benutzte ihn Joachim Vadianus, 1515 schrieb ihn Johannes Schöner auf seinen berühmten Globus, 1516 verzeichnete ihn Leonardo da Vinci auf seiner Weltkarte, und namentlich nachdem die großen Kartographen Johannes Stobnicza, Ortelius und Mercator den Namen Amerika in ihren Werken zur Anwendung brachten, kam derselbe rasch zu allgemeiner Annahme.*)

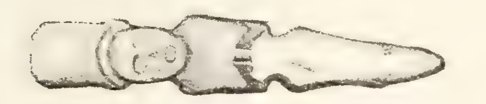
Es bleibt uns nun zu erörtern übrig, was der seltsame Vorname Vespuccis bedeuten möge. Humboldt sprach sich in seinen „Kritischen Untersuchungen“ dahin aus, der italienische Vorname Amerigo sei mit dem deutschen Almarich, Amalrih oder Amulrich identisch, was wiederum auf die gotischen Namen Almaric, Amalrih, Amalrich oder

---

*) Erwähnen wollen wir, daß auch Versuche gemacht worden sind, den Namen Amerika von angeblich in Central- und Südamerika vorkommenden indianischen Ländernamen Amarca, Tamarca und Caxamaraca abzuleiten, doch sind diese Ausführungen von allen neueren Forschern mit Recht verworfen worden.

Amulrich zurückführe. Zu demselben Schlusse kam der italienische Gelehrte Govi, demzufolge die Florentiner die Sitte hatten, die Taufnamen umzuändern. Wie z. B. der Name Dante eine Umänderung des Namens Durante sei, Stagio dasselbe bedeute wie Anastasio, Goro für Gregorio und Beco für Domenico gebraucht wurde, so wäre ebenso Amerigo nur eine Umänderung für den Namen Emmerico und würde sonach der Name Amerika mit „Almarichs- oder Emmerichsland“ zu übersetzen sein.

So raubte ein launisches Schicksal dem Christoph Columbus die Ehre, daß jene durch ihn wiederentdeckte neue Welt auch seinen Namen empfange. Es warf diese Ehre vielmehr einem Manne in den Schoß, der, lediglich ein Teilnehmer an den Forschungsreisen anderer, keinen Anspruch auf den Titel eines Entdeckers erheben kann und nur den Ruhm verdient, durch seine Beobachtungen und seine trefflichen Schilderungen zur Kenntnis jener neuen Welt mit beigetragen zu haben.



Steinerne Handwaffe von Española.
Im Ethnographischen Museum zu Kopenhagen.



Vasco Nuñez de Balboa.
Nach einem Kupferstiche in Herreras „Historia general de los hechos de los Castellanos".

Vasco Nuñez de Balboa und die Entdeckung des Großen Ozeans.

Unter den Abenteurern, welche mit Alonso de Ojeda, Diego de Nicuesa und Fernandez de Enciso ausgezogen waren, um in den goldreichen Ländern von Veragua und Urabá festen Fuß zu fassen und Kolonien zu gründen, befand sich ein Mann, der durch seinen Mut, seinen Scharfblick und seine Energie sich wiederholt hervorthat und bald eine leitende Stellung einnehmen sollte. Dieser Mann war Vasco Nuñez de Balboa, ein aus Estremadura stammender verarmter Adeliger, den mißliche Verhältnisse von dem heimatlichen Herde über den Ozean getrieben hatten. Er hatte bereits Rodrigo de Bastidas auf seiner Entdeckungsreise begleitet, hatte dann längere Zeit auf Española gelebt, ohne daß es ihm aber gelungen wäre, seine allzeit mißliche Lage zu verbessern. Im Gegenteil sah er sich bald von Schulden bedrückt, welche immer mächtiger emporwuchsen und die

jemals tilgen zu können, sich keine Aussicht bot. Von seinen Gläubigern gedrängt und viel geplagt, faßte Balbao den Plan, diesen widrigen Verhältnissen sich durch die Flucht zu entziehen, da aber nach dem Gesetze kein Schuldner ohne Wissen seiner Gläubiger die Insel verlassen durfte und die den Hafen von Santo Domingo auslaufenden Schiffe streng überwacht wurden, so ließ Balboa, entschlossen, sein Glück in den von Ojeda und Nicuesa zu begründenden Kolonien zu versuchen, sich in einer Proviantkiste an Bord eines Schiffes bringen, welches, unter dem Befehle des Rechtsgelehrten Fernandez de Enciso stehend, im Jahre 1510 den Kolonien in Urabá Vorräte und Ersatzmannschaften zuführen sollte. Erst nachdem das Schiff auf hoher See war, kam Balboa aus seinem Verstecke hervor und gelangte so nach jenen Ländern, von deren fabelhaften Reichtümern er wie alle anderen Teilnehmer der Expedition eine ebenso schnelle wie günstige Wendung ihres Geschickes erwarteten. Daß anstatt dessen die meisten dieser Abenteurer der Not und Entbehrung anheimfielen, Hunger und Krankheiten aller Art zu bestehen hatten und an Stelle des erträumten Reichtums nur ein kaltes Grab fanden, ist aus der kurz erwähnten Geschichte dieser Kolonien, die eine schwere Prüfungszeit durchzukämpfen hatten, bekannt. Während der vielfältigen Wirren, welche in den Kolonien obwalteten, war es wiederholt zu Auflehnungen gegen die Führer gekommen und gelang es während dieser Rebellionen Balboa, sich zum Haupte der Widersacher emporzuschwingen. Als solches wußte er nicht nur den Enciso zu beseitigen, sondern auch den Diego de Nicuesa, welch letzterer mit siebzehn Leidensgefährten in einer elenden gebrechlichen Karavelle aufs Meer hinausgestoßen ward und allem Anscheine nach in einem Sturme unterging, da niemals wieder eine Spur von ihm entdeckt wurde. Auf Balboas Umsicht und Tapferkeit beruhte nun die ganze Wohlfahrt der Unternehmungen und gelang es auch ihm, den die Indianer mehr fürchteten als hundert Degenspitzen, die am Flusse Darien angelegte Niederlassung Santa Maria del Antigua fester zu organisieren. Von dieser Niederlassung aus wurden mannigfache Streifzüge in das Innere des Landes ausgeführt, um die Verhältnisse desselben zu erforschen; so entsandte Balboa im Jahre 1511 den unter seinem Kommando stehenden Francisko Pizarro mit sechs Mann, um Erkundigungen über die dreißig Leguas westlich gelegene Provinz Coyba einzuziehen. Als diese Kundschafter aber von den Indianern zurückgeschlagen wurden, unternahm er selbst mit hundertunddreißig Leuten einen Zug nach Coyba, bezwang den Häuptling dieses Landes, Careta, und drang dann bis in die Provinz Comagre vor, deren Bewohner den Spaniern freundlich entgegenkamen und sie zu ihrem Dorfe führten.

In diesem Dorfe erregte die Wohnung des Kaziken das besondere Interesse der Fremdlinge, nicht sowohl durch ihre Größe allein, als auch durch ihre absonderliche Bauart. Das Haus war hundertundfünfzig Schritte lang und achtzig Schritte breit, stand auf starken Baumstämmen und war mit einer Steinmauer umgeben. Der obere Teil des Hauses war mit Schnitzereien und Flechtwerk geschmückt und enthielt eine Menge von Räumen, die teils zum Wohnen, teils zu Vorratskammern benutzt wurden. Eine dieser Kammern enthielt große Vorräte an Brotfrüchten und getrocknetem Fleisch, in einer anderen standen Krüge mit Palmwein und bierartigen, aus Mais und verschiedenen

Wurzeln bereiteten Getränken, in einer größeren Halle, die gewissermaßen den heiligsten Raum des ganzen Hauses bildete, wurden die konservierten Leichen der Vorfahren und Anverwandten aufbewahrt, die, am Feuer getrocknet, mit weiten Baumwollmänteln umhüllt waren und einen wahren Reichtum an Gold, Perlen und wertvollen Steinen an sich trugen. In starken Schlingen aus Baumwolle hingen diese geschmückten Leichen an den Wänden und von der Decke des Gemaches hernieder, welches von den Nachkommen dieser gedörrten Ahnenversammlung nie ohne Bezeigung religiöser Ehrfurcht betreten wurde.

Der älteste Sohn des Kaziken beschenkte die Spanier mit einer größeren Quantität goldenen Schmuckes, als er aber sah, daß dieselben während der Verteilung in Streit gerieten, zeigte er sich höchlichst erstaunt, daß man einer solchen Kleinigkeit halber Zwistigkeiten erhebe. „Wenn dies Gold in Euren Augen so wertvoll ist,“ sagte er, „daß Ihr allein ihm zu liebe die Heimat verlasset und Euch willig allen Gefahren unterwerfet, so will ich Euch von einem Lande erzählen, wo Ihr Eure Neigung voll und ganz zu befriedigen vermöget. Hinter jenen Gebirgen dort, die sich im Süden erheben, liegt ein gewaltiges Meer, das von einem Volke befahren wird, welches mit Segeln und Rudern getriebene Schiffe gleich den Eurigen besitzt, dessen Könige aus goldenen Geschirren essen und dessen Land von goldreichen Strömen durchzogen ist. Gold ist in der That unter diesem Volke so gewöhnlich, als bei Euch Spaniern das Eisen.“

Durch diese Nachricht mächtig erregt, suchte Balboa weiteres über dieses Land und vor allem auch über den Weg dorthin zu erkunden, und erfuhr er auch von seinen Gastgebern, daß die Reise ein sehr gewagtes und kühnes Unternehmen sei, welches weitaus größere Mannschaften erfordere, als er gegenwärtig mit sich habe. Der Weg gehe durch kaum zu durchdringende Wälder, über steile, unwegsame Gebirge, durch Länder, deren Herrscher überaus kriegerisch seien und bedeutende Streitkräfte zur Verfügung hätten.

Solche Hindernisse aber vermochten nicht den kühnen Hidalgo zurückzuschrecken, und um so mehr entbrannte in dem Herzen desselben die Lust, jenen Ozean und jenes Reich zu erschließen, als er sich wohlbewußt war, daß er nur ein Usurpator sei, der die Führerschaft und die oberste Macht sich gewaltsam angeeignet habe und dieses Vergehen nur durch eine ungewöhnliche große That einigermaßen gutzumachen vermöge. Die Gelegenheit, den üblen Eindruck seines Verrates gegen Enciso und Nicuesa abzuschwächen, war nunmehr geboten, dem Plan folgte bald die Ausführung und so brach er am 1. September des Jahres 1513 mit 190 Spaniern und 600 indianischen Lastträgern von Santa Maria auf, um das geheimnisvolle südliche Meer aufzusuchen. Die kleine Armee führte eine ganze Meute von Bluthunden mit sich, da es sich im Verlaufe mannigfacher Kämpfe gezeigt hatte, daß diese Tiere bei den Indianern außerordentlich gefürchtet waren.

In einer Brigantine und neun großen Kanoes segelte die Expedition zunächst in nordwestlicher Richtung die Küste des Isthmus von Darien entlang, bis man an das Dorf des befreundeten Häuptlings Careta gelangte, dessen Tochter das Weib Balboas

geworden war. Fast die Hälfte seiner Leute ließ er hierselbst zum Schutze der Schiffe zurück und brach am 6. September zum eigentlichen Marsche in das Innere auf.

Werfen wir einen Blick auf unsere zum Schlusse dieses Kapitels beigefügte Karte, so sehen wir, daß Balboa zur Durchquerung der Landenge nach genauer Erkundigung bei den Eingeborenen die schmalste Stelle ausgewählt hatte, wo die beiden Meeresküsten bis auf die geringe Entfernung von nur neun Meilen einander sich nähern.

War die zurückzulegende Entfernung demnach keine beträchtliche, so waren aber die zu überwindenden Hindernisse nichtsdestoweniger so ungeheuere, daß das Unternehmen nicht nur durch das erzielte Resultat und die sich daran anknüpfenden Folgen,



Urwald auf der Landenge von Darien.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

sondern auch durch die während desselben zu bewältigenden Schwierigkeiten als eine Entdeckerthat allerersten Ranges genannt zu werden verdient.

Erreichen die an dieser Stelle zu übersteigenden Erhebungen kaum eine größere Höhe als 700 Meter, so ist das gewaltigste der Hindernisse der Urwald, welcher gerade auf dieser Landenge in einer auf Erden kaum irgendwo wieder zu findenden Üppigkeit weit und breit alles mit seinem grünen Mantel bedeckt. Mächtige, altersgraue Stämme, aneinandergekettet, gefesselt und umwoben von Schling- und Kletterpflanzen ragen allenthalben in so gedrängter Massigkeit empor, daß die Strahlen der Sonne ihr Laubdach nicht zu durchbrechen vermögen. Nur ein fahler Schein verkündet dem in diesem Dickicht Umherirrenden die Tageszeit. Auf Schritt und Tritt versperren armdicke und stahlharte Lianen und Schmarotzerreben den Weg, überall sind gefallene Baumriesen zu überklettern, Sumpflachen zu durchwaten und tosende Bäche und Ströme zu kreuzen.

Mit welchen Schwierigkeiten der Zug Balboas verknüpft gewesen sein muß, ergiebt sich wohl am besten aus einer kurzen Anführung mehrerer in unserem Jahrhunderte unternommenen erfolglosen Versuche, den Isthmus an anderen Stellen zu überschreiten.

Im Jahre 1853 unternahm es der berühmte Reisende Karl von Scherzer, von Angostura aus nach dem nur zehn Meilen entfernten Hafen von Limon durchzudringen. Dreißig Träger und eine Anzahl von Ingenieuren unterstützten ihn bei diesem Vorhaben, welches aber nach sechzehntägiger ungeheuerer Arbeit aufgegeben werden mußte.*) Nicht besser erging es einer englischen Expedition, welche am 23. Dezember desselben Jahres von der pacifischen Küste und zwar von der Mündung des Savanaflusses aus aufbrach. Im Jahre 1854 kam eine von Dr. Cullen und Gisborne geleitete Abteilung unter unsäglicher Arbeit nur sechs Meilen weit, noch geringeren Erfolg hatte eine Expedition des Ingenieurs Codazzi, der bei dem Versuche, den Isthmus zu überschreiten, mehrere Leute verlor und nach einigen Tagen schon von dem Wagnisse abstehen mußte.**)

Balboas Marsch war noch mit um so größeren Gefahren verknüpft, als er durch die Gebiete von kriegerischen Häuptlingen führte, die dem Vordringen der Spanier allenthalben energischen Widerstand entgegensetzten. So war es besonders der Häuptling Quaraquà, welcher eine große Zahl seiner Krieger um sich versammelte und die von Hunger und Anstrengungen erschöpften Spanier mit Waffengewalt zu vernichten suchte. Aber was vermochten die primitiven Waffen der Eingeborenen, ihre Keulen, Lanzen, Bogen und Pfeile gegen die europäischen Feuerwaffen, welche die Indianer mit Schrecken erfüllten und zu dem Glauben brachten, daß die Fremdlinge Blitz und Donner aus ihrem Munde zu schleudern vermöchten?

So wandte sich das von Quaraquà gesammelte Heer alsbald zur Flucht, und diese Flucht artete in eine förmliche Panik aus, als die Spanier die Fliehenden mit Bluthunden hetzten, welche mit furchtbarem Gebell hinter den Indianern herjagten und viele derselben auf das gräßlichste zerfleischten. Sechshundert Leichen, darunter diejenige des Häuptlings selbst, bedeckten die Schlachtstätte.

Unter den zahlreichen Gefangenen, die man gemacht hatte, befanden sich der Bruder des Kaziken sowie mehrere kleinere Häuptlinge, die sich dadurch kennzeichneten, daß sie lange weiße Baumwollgewänder in Form von Weiberröcken trugen. Auch diese Gefangenen wurden zum Tode verdammt, und zwar wurden sie auf Befehl Balboas den Bluthunden vorgeworfen, die ihr entsetzliches Henkeramt gar schnell an den Unglücklichen verrichteten.

Am 25. September endlich stand man am Fuße der Bergkette, von deren Kamme der Aussage der indianischen Führer zufolge das andere Meer erblickt werden konnte. Balboa verfügte, da er die unterwegs Erkrankten zurückgeschickt hatte, nur noch über siebenundsechzig Leute und mit diesem kleinen Häuflein trat er die beschwerliche Ersteigung des

*) Wagner und von Scherzer, „Die Republik Costa Rica“. S. 359—392.

**) Headley, Lieutenant Strains Darien Exploring Expedition. Harpers Franklin Square Library No. 480. p. 2.



Balboa läßt Indianer durch Bluthunde zerreißen.
Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

Gebirgszuges in aller Morgenfrühe an. Gegen zehn Uhr vormittags war der Rücken des Gebirges erreicht und es verblieb nur noch ein kahler Gipfel, von dem aus der Blick über das südliche Meer sich erschließen sollte. Hier gebot Balboa seinem Zuge zu halten, denn er wollte der Erste sein, welcher das unbekannte Weltmeer begrüße. Klopfenden Herzens stieg der Eroberer die Höhe hinan, er erreichte dieselbe und als sich nun vor seinen entzückten Blicken ein Bild von unendlicher Großartigkeit aufthat, er den unermeßlichen Ozean zu seinen Füßen sah, da sank er tief bewegt auf die Kniee nieder, schloß die Hände zum Gebet und brachte dem Himmel den Dank dar für die große Gnade, daß er ihm den Ruhm einer so bedeutenden Entdeckung habe zu teil werden lassen.

Nun erst rief er seine Leute herzu, und nachdem auch diese sich an dem Anblick sattsam geweidet hatten, erbaute man aus rohen Steinen einen Altar, der Priester Andres de Vara stimmte das „Te Deum laudamus“ an und zum Schlusse des feierlichen Gottesdienstes errichtete man auf dem höchsten Gipfel des Berges das Symbol des christlichen

Glaubens, ein Kreuz. Wohl vermag man den Jubel der durch Anstrengung und Entbehrungen erschöpften Schar zu verstehen, war sie doch nun am Ziele ihrer furchtbaren, zwanzigtägigen Wanderung durch den entsetzlichen Wald, in dessen grüner Dämmerung so mancher in tödlicher Erschöpfung niedergesunken war. Und welche Erwartungen knüpften sich an die Entdeckung? Lag jetzt nicht der Weg offen zu jenen reichen Ländern des Südens, deren Völker den Angaben zufolge große Städte, Handelsplätze und Seehäfen besaßen? War dies nicht der Ozean, dessen Fluten die Gestade und Eilande Indiens bespülten, jenes Wunderlandes der Erde, das infolge seines unermeßlichen Reichtums an Gold, Perlen, Edelsteinen und Gewürzen seit alten Zeiten das Ziel aller handeltreibenden Nationen des Abendlandes bildete?

Die Brust von Hochgefühl geschwellt, stieg nun Balboa, ein zweiter Hannibal, an der Spitze seiner Schar in die mit Wäldern und Savannen bedeckte Ebene hernieder und als man nach viertägiger Wanderung am 29. September an der Mündung des in den Golf von San Miguel sich ergießenden Savanaflusses anlangte, und das flutende Meer in schaumigen Wellen die Küsten umspielte, da schritt Balboa, in voller Rüstung und eine Fahne mit dem Bilde der den Jesusknaben tragenden Jungfrau in der Hand, bis an die Kniee in die schwellenden Fluten, zog sein Schwert und ergriff im Namen der Krone von Spanien Besitz von dem neuentdeckten Meere, seinen Gestaden, Häfen, Inseln und anliegenden Ländern, mit lauter Stimme einen jeden zum Kampfe herausfordernd, der dieses Recht bestreiten wolle.

Die einsame Wildnis blieb die Antwort schuldig, und nun wurden zum Zeichen der vollzogenen Besitzergreifung Kreuze in die benachbarten Bäume eingeschnitten und Zweige abgebrochen.

Mehrere Wochen verweilte Balboa an den Gestaden des Ozeans, welchen er im Gegensatze zu den die Nordküste der Landenge bespülenden Gewässern Mar del Sur, „das Meer des Südens“ nannte. In den Booten der Eingeborenen befuhr er die Buchten, besuchte verschiedene in der Nähe gelegene Inseln, trat mit mehreren der benachbarten Häuptlinge in Verkehr und erwarb teils durch Handel, teils auf gewaltsame Weise einen großen Schatz an goldenen Schmuckgegenständen. Auch eine Menge von kostbaren Perlen wurde gewonnen, die von den Indianern in den Buchten gefischt wurden und so zahlreich vorkamen, daß die Eingeborenen die Griffe der Ruder damit zu besetzen pflegten. Daß Balboa es nicht unterließ, auch genauere Erkundigungen über die reichen Länder des Südens einzuziehen, ist selbstverständlich, und erfuhr er unter anderem, daß die Bewohner dieser Länder ein gewisses vierfüßiges Tier zum Befördern von größeren Lasten verwendeten. Zur besseren Veranschaulichung seiner Beschreibung verfertigte einer der Häuptlinge aus Thon die Figur eines solchen Tieres, welche nach Meinung einiger Spanier an ein Kamel erinnerte. Es war dies die erste Kunde, welche die Spanier von dem in Peru als Haustier gezüchteten Lama erhielten.

Am 3. November wurde der Rückmarsch angetreten, der dem Häuflein von kühnen Eroberern fast noch schwerere Mühseligkeiten und Entbehrungen auferlegte, als die Herreise. Da man sich mit goldenen Schätzen beladen hatte, so war der mitgeführte Proviant

nur gering, die Eingeborenen ergriffen beim Nahen der Spanier zumeist die Flucht und so war der Hunger bei der waghalsigen Schar ein beständiger Gast. Trotzdem versäumten es die Hungernden nicht, den Eingeborenen, welche von ihnen überrascht wurden, ihre Vorräte an Gold, Perlen oder sonstigen Wertgegenständen abzupressen und so langte Balboa, mit kostbarer Beute beladen, nach einer Abwesenheit von mehr als hundert Tagen am 19. Januar des Jahres 1514 glücklich wieder in Santa Maria an, ohne auch nur einen einzigen Mann auf seinem kühnen Heldenzuge verloren zu haben.

Wenige Wochen darauf sandte Balboa den Bericht seiner Entdeckung nach Spanien und vermochte er diesem an und für sich äußerst wichtigen Berichte durch die Beifügung von 200 kostbaren Perlen und eines Schatzes an Gold, der einer Summe von 20 000 Castellanos gleich kam, einen besonderen Wert zu verleihen.

Gab sich Balboa der Hoffnung hin, durch eine solche That und eine solche Sendung seine gegen Enciso und Nicuesa begangenen Vergehen aufzuwiegen und die dieserhalb gegen ihn erhobenen Anklagen zum Schweigen zu bringen, so waren aber diese seine Bemühungen verspätet, denn bevor noch der Bericht am königlichen Hofe in Spanien eintraf, hatte man daselbst den Pedro Arias de Avila zum Gouverneur von Darien erwählt, der auch im April des Jahres 1514 mit einer Flotte von 20 Schiffen und mit 1500 Mann nach dem Orte seiner Verwaltung unter Segel ging.

In seinem Gefolge befanden sich zahlreiche Ritter, von denen gar mancher späterhin sich einen glänzenden Namen erworben hat, wie z. B. Fernando de Soto, der Entdecker des Mississippi, Francisko Vasquez de Coronado, der Eroberer der sieben Städte von Cibola, Diego Almagro, der Eroberer von Chile, Benalcazar, der Eroberer von Quito und Bogota, Bernal Diaz de Castillo, der kühne Kampfgenosse des Cortes während der Eroberung von Mexiko.

Pedro Arias de Avila selbst hatte den Auftrag, die gegen Enciso und Nicuesa begangenen Vergehen aufs strengste zu untersuchen und die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, doch schleppten die Verhandlungen sich sehr in die Länge und wurden endlich, als Quevedo, der neuernannte Bischof von Darien sowie auch die Gemahlin Avilas für Balboa eintraten, ganz eingestellt. Mittlerweile war der Bericht des letzteren auch zu Händen des Königs gekommen und wurde Balboa eine Anerkennung seiner großen Leistung insofern zu teil, als er zum Adelantado der Südsee ernannt und ihm die von ihm entdeckten Länder an der Südseite des Isthmus als Verwaltungsbezirk eingeräumt wurden, allerdings mit der Einschränkung, daß Balboa unter dem Oberbefehle de Avilas stehen solle.

Von beiden Männern, von Avila sowohl wie von Balboa wurden nun verschiedene Expeditionen ausgerüstet, welche die Landenge eingehender erforschen sollten. Eine derselben unter Morales und Pizarro hatte die Eroberung der westlich von dem Golfe von San Miguel gelegenen Perleninseln zum Zwecke, eine andere verfolgte die Ausplünderung eines großen, angeblich von Gold strotzenden Tempels zu Dabayba, wohin, als das Unternehmen fehlschlug, auch noch drei andere Züge unternommen wurden, die aber gleichfalls resultatlos blieben. Eine der wichtigsten Expeditionen war diejenige unter Ayoro.

der beauftragt wurde, mit 400 Mann eine Reihe von Stationen anzulegen, durch welche eine Verbindung der Nord- und Südküste der Landenge hergestellt werde.

Als diese Anlagen durch die Indianer wieder zerstört wurden, nahm Balboa die Sache selbst in die Hand. Zunächst wurde in der Nähe von Careta der Hafenplatz Acla angelegt und daselbst Vorbereitungen zu einer großen Expedition zur weiteren Erforschung der Südsee getroffen. Zu dieser Expedition waren mehrere Schiffe erforderlich, deren Baumaterial man in Acla anfertigte und sodann unter den unsäglichsten Mühseligkeiten durch den Urwald über die Landenge schleppte. Gingen während dieses Transportes auch Hunderte von Menschenleben zu Grunde, so waren die Anstrengungen aber endlich von Erfolg gekrönt und konnte Balboa mit seinen zwei Karavellen eine Rekognoszierungstour auf dem Rücken des südlichen Weltmeeres unternehmen. Diese Fahrt ging entlang der Westküste der heutigen Republik Columbia, leider aber wurden die Schiffe durch widrige Winde bald zur Umkehr gezwungen, ohne das Goldland Peru erreicht zu haben.

Während all dieser Eroberungszüge wurden von den Spaniern die scheußlichsten Grausamkeiten gegen die Eingeborenen verübt, zu Hunderten wurden dieselben hingemordet, andere ließ man durch Bluthunde zerreißen oder setzte sie entsetzlichen Martern aus, um Geständnisse über möglicherweise verborgen gehaltene Schätze zu erpressen. Leider ist es eine nicht abzuleugnende Thatsache, daß bei Beobachtung fast aller dieser Züge die Wahrnehmung sich in den Vordergrund drängt, daß nur niedrige Habgier es war, welche das Vorrücken abendländischer Gesittung bewirkte, und daß die Pioniere dieser abendländischen Gesittung vielfach kalte, brutale und herzlose Menschen waren, die Treubruch, Verrat und Mord nicht scheuten, um zu ihren Zielen zu gelangen.

Die Geschichte der spanischen Eroberungen zeigt, daß gar manche der Conquistadoren in der blinden Sucht nach Gold und Macht die eigenen Kameraden nicht verschonten, sondern dieselben häufig genug rücksichtslos niedertraten, sobald sie ihnen hindernd im Wege standen.

Einem solchen Verhängnisse sollte auch Balboa zum Opfer fallen, und zwar durch den Machtspruch seines Nebenbuhlers und Vorgesetzten Avila.

Die eigentümliche Stellung der beiden rivalisierenden Männer hatte im Laufe der Zeit mancherlei Verwickelungen hervorgerufen, die der Bischof Quevedo vergeblich dadurch zu beseitigen suchte, daß er eine Heirat zwischen Balboa und der ältesten Tochter des Statthalters in Vorschlag brachte.

Kam es auch zu derartigen Abmachungen, so wurde Avilas Argwohn aber aufs neue rege, als ihm hinterbracht wurde, Balboa beabsichtige nichts weniger, als sich von ihm völlig unabhängig zu machen und sich zum Gouverneur der Provinzen Panama und Coyba aufzuwerfen. Da Avila erkannte, daß bei einer derartigen Lostrennung jener reichen Länder sein eigener Verwaltungsbezirk den Hauptwert verliere, so ließ er, eifersüchtig auf seine Machtstellung, Balboa als einen Verräter ergreifen und nach kurzer Prozessierung im Jahre 1517 zu Acla enthaupten.

So starb im Alter von 42 Jahren Balboa, einer der tüchtigsten und ausgezeichnetsten der spanischen Entdecker, von dessen Mut und Fähigkeiten gewiß noch Großes zu erwarten gewesen wäre.

Sein leidenschaftlicher Gegner beschimpfte die Leiche seines Rivalen noch dadurch, daß er das abgeschlagene Haupt desselben auf einen Pfahl stecken und mehrere Tage auf öffentlichem Markte ausstellen ließ.



Am See von Nicaragua.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Gleichsam als wolle er seine Abneigung gegen den beseitigten Gegner auch noch nach dessen Tode bekunden, so ignorierte Pedrarias de Avila alle Pläne Balboas, dessen Augenmerk dahin gerichtet gewesen war, das im Süden gelegene Goldland Peru aufzusuchen. Im Gegensatze zu diesen Plänen wurden nunmehr alle Unternehmungen auf die Erforschung der Länder gerichtet, welche im Nordwesten an den Isthmus anstießen.

Diese Entdeckungs- und Eroberungszüge gingen von der im Jahre 1519 gegründeten und im Jahre 1521 mit Stadtrechten versehenen Kolonie Panama aus; so erforschte Bartholomé Hurtado die pacifische Küste von Costa Rica bis zum Golfe von Nicoya, noch weiter drang ein Verwandter des Pedrarias, Gil Gonzales de Avila vor, welcher im Jahre 1521 bis nach Nicaragua gelangte und einen sehr erfolgreichen Zug ins Innere des Landes unternahm, wo der Kazike Nicaragua herrschte. Dieser nahm die Spanier aufs freundlichste auf und ließ es ruhig geschehen, daß Gonzales de Avila angesichts seiner Begleiter und der versammelten Eingeborenen zu Pferde in den mehrere herrliche Inseln vulkanischen Ursprungs enthaltenden See von Nicaragua hineinritt, von dem Wasser desselben trank und unter feierlichen Ceremonien Besitz von allem umliegenden Lande ergriff.

Dieser erfolgreiche Zug, auf welchem zugleich Gold im Werte von 100 000 Pesos erbeutet wurde, reizte den Gonzales de Avila, seine Entdeckung weiter zu verfolgen und unternahm er im Jahre 1524 einen zweiten Zug nach Nicaragua. Diesmal aber drang

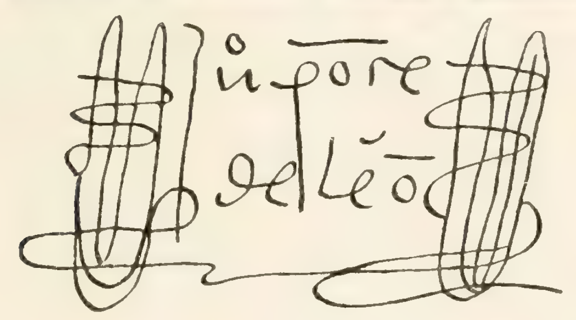
er von der Ostküste des Landes und zwar vom Kap Honduras aus in südlicher Richtung gegen den See von Nicaragua vor, traf dort aber mit einer Expedition zusammen, welche mittlerweile von Pedrarias de Avila unter dem Befehle von Francisko Hernandez de Cordova zur Unterwerfung von Nicaragua ausgesendet worden war und den Grund zu den Städten Granada und Leon gelegt hatte. Zwischen den beiden Rivalen kam es nun zu mancherlei Reibereien, die damit endeten, daß Gonzales über die Schar seines Gegners herfiel und ihr die Waffen wie auch die gemachte Beute abnahm. Späterhin kehrte Gonzales nach der Ostküste des Landes zurück, welches ihm nun von Cristobal d'Olid, einem Parteigänger des Ferdinand Cortez, streitig gemacht wurde.

Hernando de Cordova hingegen, der sich nach dem Abzuge des Gonzales in Nicaragua festgesetzt hatte und bald sich von seinem Vorgesetzten, dem Statthalter Pedrarias de Avila unabhängig zu machen suchte, wurde von diesem an der Spitze eines größeren Heeres in Nicaragua aufgesucht, gefangen genommen und im Jahre 1526 zu Leon enthauptet. In derselben Stadt nahm 1530 auch das Leben des Pedrarias ein Ende, der seinen Namen nicht nur durch die Mißverwaltung der ihm untergebenen Länder, sondern namentlich auch durch die grausame Unterdrückung der indianischen Bevölkerung zu einem wahrhaft berüchtigten gemacht hat.



Karte der Landenge von Darien.
Zur Veranschaulichung des Entdeckungszuges Balboas.





Juan Ponce de Leon und die Entdeckung von Florida.

War schon durch Columbus festgestellt worden, daß Cuba und die nordöstlich gelegenen Lucayos oder Bahama Inseln nur wenig Gold zu bieten hatten, so hatten sich naturgemäß mit der Erschließung der goldreichen Länder an der Nordküste von Südamerika alle Unternehmungen der Reichtümer suchenden Spanier in südlicher Richtung bewegt. Die Gewässer nördlich von Cuba und Española wurden vernachlässigt, Columbus selbst besuchte die von ihm zuerst entdeckten Lucayos Inseln nie wieder und nur

gelegentlich wurde dieser Archipel von einzelnen Abenteurern durchstreift, die der Menschenjagd huldigten und die friedfertigen und wehrlosen Insulaner hundertweise hinwegschleppten, um sie als Sklaven auf den Märkten Españolas und Spaniens zu verkaufen.

Während dieser Sklavenjagden erhielten die Spanier unbestimmte Kunde von einem Lande oder einer größeren Insel, welches nordwestlich von den Lucayos gelegen sei und Bimini heiße. Außer mancherlei anderen Vorzügen habe dies Land eine Quelle, welche wundersame Eigenschaften besitze und denjenigen, der in ihrem Wasser sich bade oder dasselbe trinke, verjünge und ihm ewige Jugend gewähre.

Begann man auf Grund dieser Angaben schon bald, dieses geheimnisvolle Land auf den Karten anzudeuten*), so wurde aber die erste historisch beglaubigte Fahrt dorthin nicht vor dem Jahre 1512 ausgeführt. Dieselbe wurde von Juan Ponce de Leon unternommen, einem aus Leon stammenden spanischen Ritter, welcher in den Kämpfen mit den Mauren wacker gefochten, dann Columbus auf seiner zweiten Reise begleitet und sich späterhin als Eroberer und Statthalter der Insel Porto Rico rühmlichst ausgezeichnet hatte. Als er diesen letzteren Posten auf Wunsch des Königs von Spanien dem Juan Ceron einräumen mußte, rüstete der alte Haudegen, der schon manchen blutigen Strauß mit den Eingeborenen bestanden hatte, auf eigene Kosten drei Karavellen aus, um ein neues Feld zu suchen, auf dem er Lorbeeren und Reichtümer ernten möge.

Da die Nachrichten von dem sagenhaften Bimini auch bis zu ihm gedrungen waren, so beschloß er, die Wahrheit dieser Gerüchte zu erkunden und stach mit seinen Schiffen am 3. März des Jahres 1512 von dem auf Porto Rico gelegenen Hafen St. Germain aus in See. Eine ziemliche Strecke folgte er der Küste von Española, wandte sich dann nördlich, berührte verschiedene der Lucayos Inseln, darunter auch Guanahani, schlug von da einen nordwestlichen Kurs ein und kam Ostersonntag den 27. März in Sicht einer Küste, wurde jedoch durch widriges Wetter verhindert, zu landen. Erst am 2. April vermochte man das Ufer zu gewinnen und die Anker auszuwerfen. Das Land, welches man nun betrat, lag in herrlichster Frühlingspracht, die Wälder prangten in frischestem Grün, buntfarbige Blumen lockten allenthalben und erfüllten im Verein mit den duftenden Magnolien die Lüfte mit einem entzückenden Wohlgeruch. Da der Tag der Entdeckung, der Ostersonntag, in spanischer Sprache den Namen Pascua Florida, Blumen-Ostern führt, so verlieh Ponce de Leon dem Lande den Namen La Florida, ein Name, der um so bedeutungsvoller gewählt war, als es zugleich in Wirklichkeit eine wahre Terra Florida, ein blumen- und blütenübersätes Stück Erde war.

Hatte Ponce de Leon aber geträumt, hierselbst Reichtümer zu finden oder neue Jugend zu gewinnen, so wurde er bitter enttäuscht, denn das von den Eingeborenen Cancio genannte Land besaß kein Gold und so oft man auch in den Wassern der

*) So ist auf der um das Jahr 1502 zu Lissabon gezeichneten sogenannten Cantinokarte nördlich von Cuba ein Festland gezeichnet, desgleichen auf derjenigen, welche von Peter Martyr im Jahre 1511 in seinen „Dekaden" veröffentlicht wurde. Auf derselben trägt ein großes nördlich von Cuba gelegenes Land die Inschrift: „Illa de Beimeni parte."



An der Küste von Florida.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

zahlreichen Flüsse badete, so oft man dasselbe auch trank, der Zauber der Wiederverjüngung wollte sich nicht äußern.

Zu diesen Enttäuschungen kamen noch mancherlei Kämpfe, die man mit den überaus kriegerischen und mutigen Eingeborenen zu bestehen hatte. Diese Eingeborenen, die Vorgänger jener berühmten Seminolen, welche durch ihre Tapferkeit noch im gegenwärtigen Jahrhundert den Truppen der Union so ungeheuere Schwierigkeiten bereiteten, waren schön gebildete, kräftige Menschen und in allen Künsten des Krieges wohl geübt. Sie pflegten ihre Leiber mit allerlei Ornamenten zu tätowieren, die Umgebung des Mundes bemalten sie himmelblau, an Händen und Füßen ließen sie die Nägel sehr lang wachsen und schabten sie zu beiden Seiten mit Muschelschalen so zu, daß sie krallenartig weit über die Spitzen der Glieder hinausragten.

Bei diesen Wilden wurde zum erstenmale auch der Brauch beobachtet, die im Kampfe gefallenen Feinde zu skalpieren und giebt darüber ein späterer Beobachter, der Franzose **Renato de Laudonniere**, welcher gegen das Jahr 1564 dieselben Gegenden besuchte, eine eingehendere Beschreibung, die wir in einer deutschen Übersetzung des 17. Jahrhunderts wiedergeben.

„Dieser Wilden Leut Art, Krieg zu führen, ist verschiedentlich. Wann der König Saturiova in Krieg zeucht, so halten seine Kriegs Leute keine Ordnung, sondern lauffen gantz zerstrewet, dagegen sein Feind Holata Outina, so ein König vieler Könige heißt, zeucht in guter Schlachtordnung, und vor derselben gehen drey dapffere Helden. Er

selbst stellet sich in die Mitte der Schlachtordnung und ist mit roter Farbe angestrichen. Die Flügel am Heer seind eytel junge Gesellen, unter welchen die hurtigsten auch rot angestrichen Kundschaffter seyn müssen, den Feind an den Fußstapffen auszuspähen. Vnd anstatt der Trommeter haben sie ihre Herolden, welche mit grossem Geschrey zu verstehen geben, wann sie still stehen oder fortrücken, dem Feind entgegen ziehen oder ein anderes Kriegsgeschäffte verrichten sollen.

Diese Wilden halten keine rechte Schlacht, sondern nur Scharmützel, denn sie über-



Floridanische Krieger des 16. Jahrhunderts in Schlachtordnung.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

fallen einander Rottenweiß, weichen vnd stellen immerdar frische an. In solchen Scharmützeln werden die Erschlagenen alsbald von gewissen Leuten hinweggeschleppt, welche mit etlichen Rohrstücken, so schärpffer denn kein Schermesser sind, ihnen von der Stirn an rings herumb die Haut biß auff die Hirnschal ablösen, vnd dieselbige gantz herab ziehen, also, daß das Haar, einer Ehlen lang in einem Knopff zusammengebunden, noch daran bleibet. (Die Haar aber über der Stirn vnd dem Hintertheil des Haupts schneiden sie ringweiß zweyer Finger hoch ab, daß es einem Hutrand gleicht.) Vnd alsbald, wann sie so viel Zeit haben, machen sie eine Gruben in die Erde, schlagen ein Feuer auff, welches



Ein indianischer Häuptling aus Florida mit seinem Gefolge.

Nach einem Kupferstich des 16. Jahrhunderts.

sie in Moos fassen, vnd in den Falten ihres Felles, damit sie umgürtet sein, stets bey sich tragen, vnd trücknen also die Haut bey angezündtem Feuer, biß sie wie ein Pergament wirdt. Schneiden auch dem Erschlagenen mit gedachten Rohrmessern Arm vnd Beine ab, schlagen die Bein mit einem Stecken entzwey, sengen vnd trucknen sie bey dem Feuer, stecken hernach die Haut des Haupts, die Schenkel vnd Arm auff ihre Spieß vnd kommen also triumphirend damit heim.

Darnach kommen sie auff einem gewissen Ort zusammen, vnd bringen diese Schenkel, Arm vnd Haut des Haupts mit dahin und stecken sie nach einander mit hohem Gepränge auff hohe Pfähle. Indem nun die Männer vnd Weiber rund umb diese Glieder sitzen, findet sich auch daselbst ein Zauberer, in seiner Hand ein kleines Bildlein haltend, vnd werden etliche tausend böse Wündsch nach Gewonheit gemurmelt vnd die Feinde auffs äusserste verfluchtet.

Dagegenüber am Ende des Platzes sitzen drei Männer auff gebogenen Knien, von welchen der eine mit einem Kolben auff einen ebenen Stein schläget, vnd antwortet auff jedes Wort des Zauberers. Die anderen zween klappern mit den Rasseln dazu vnd singen auf ihre Vätterliche Weiß dem murmelten Zauberer nach: Vnd solche Festtag pflegen sie so zu halten, so offt sie etliche ihrer Feinde gefangen haben."

Mancherlei Kämpfe mit diesen Eingeborenen bestehend, fuhr Ponce de Leon die Küste des neuentdeckten Landes in südlicher Richtung entlang, umschiffte das Kap Cañaveral und folgte dann der Südspitze von Florida, die sich mehr und mehr in ein Labyrinth von undurchdringlichen Sümpfen, die „Everglades", sowie in eine Kette von langgestreckten und flachen Inseln, die sogenannten „Cay's" auflöst. Die westlichste Gruppe dieser Inselkette wurde nach der Menge der dort vorgefundenen Schildkröten Las Tortugas, „die Schildkröteninseln" genannt, da sich aber auf diesen einsamen Eilanden nichts weiter darbot, was den Spaniern hätte begehrenswert erscheinen können, so folgten die Abenteurer eine Zeitlang der Westküste der Halbinsel Florida, bis sie unter 27° 30′ n. Br. eine Bucht entdeckten, welche mehrere Jahrhunderte lang unter dem Namen der Bahia de Ponce de Leon bekannt war.

Ob Ponce de Leon seine Fahrten noch weiter in nördlicher Richtung ausdehnte, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, nur soviel wissen wir, daß er am 14. Juni den Kiel seiner Schiffe heimwärts kehrte und die fruchtlose Suche nach Bimini, dem Lande der ewigen Jugend aufgab.

Zwar wurden während der durch die Lucayos oder Bahama Inseln angetretenen Rückreise der Kapitän Juan Perez de Ortubia und der Pilot Antonio de Alaminos damit betraut, weiter nach der Insel Bimini zu forschen, doch auch den Bemühungen dieser Seefahrer wollte es nicht gelingen, das Wunderland ausfindig zu machen. Boten die von ihnen entdeckten nördlichen Inseln der Lucayosgruppe in ihrer bestrickenden grünen Gewandung auch das Bild eines immerwährenden Frühlings dar, so fand sich unter ihnen aber keine, die den Jungbrunnen besaß.

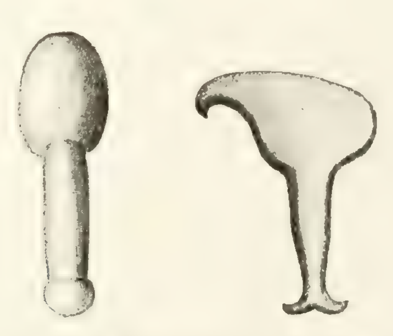
Ponce de Leon kehrte nach Spanien zurück und wurde, nachdem er dem Könige Ferdinand einen eingehenden Bericht über seine gemachten Entdeckungen erstattet, nicht

nur mit dem Titel eines Adelantado von Bimini und Florida belehnt, sondern erhielt auch die Erlaubnis, die neuaufgefundenen Länder zu erobern und zu besiedeln.

Bevor es jedoch dazu kam, vergingen mehrere Jahre, die der alte Haudegen nach einem verunglückten Versuche, die seeräuberischen Karaïben zu unterwerfen, als Gouverneur der Insel Porto Rico verbrachte. Wohl schwerlich würde er selbst nochmals an die weitere Verfolgung seiner Entdeckung gedacht haben, hätten nicht die großartigen Erfolge, mit welchen inzwischen Ferdinand Cortes, der Eroberer von Mexiko, gekrönt worden war, ihn zu neuen Unternehmungen aufgestachelt und wären nicht zugleich auch Nachrichten an sein Ohr gedrungen dahin lautend, daß das von ihm entdeckte Florida nicht, wie angenommen, eine Insel, sondern vielmehr ein Festland mit großen, noch völlig unbekannten Hinterländern sei. Aufs neue wurden in der Brust des nimmermüden Kämpen die Träume von Macht und Reichtum lebendig, und, den ganzen Rest seines Vermögens zusammenraffend, verwendete er denselben auf die Ausrüstung einer zweiten Expedition, welche die Erschließung und Besiedelung von Florida im Sinne hatte. Die beiden Schiffe, mit denen er Porto Rico verließ, hatten 200 Mann an Bord, außerdem zahlreiche Pferde, Kühe, Schafe und Schweine.

Wo nach der ziemlich langwierigen Reise die Landung bewerkstelligt wurde, ist unbekannt, nur soviel wissen wir, daß die mit der Herrichtung ihrer Hütten beschäftigten Kolonisten von den kriegerischen Eingeborenen überfallen wurden und daß sich ein blutiger Kampf entspann, in welchem Ponce de Leon nicht nur viele seiner Leute verlor, sondern auch selbst durch einen Pfeilschuß in die Hüfte schwer verwundet wurde.

Erkennend, daß es ihm nicht beschieden sei, die Früchte seiner Entdeckung zu ernten, gab Ponce de Leon alle weiteren Pläne auf und kehrte mit seinen Schiffen nach Cuba zurück, wo er nach längerem Siechtum seinen Wunden erlag. Welch seltsame Fügung: dort, wohin Ponce de Leon ausgezogen, um das Füllhorn des Segens, Gold und ewige Jugend zu finden, wurden ihm bittere Entbehrungen und Wunden zu teil, die ihn nur um so schneller dem Grabe zuführten.



Steinerne Handwaffen von St. Crux.
Im Ethnographischen Museum zu Kopenhagen.



Juan de Grijalva.

Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts in Herreras „Historia general de los hechos de los Castellanos“.

Die Entdeckung von Yucatan und Mexiko.

Obwohl Christoph Columbus bereits im Jahre 1492 Cuba entdeckt hatte, blieb die Frage, ob dasselbe ein Festland oder eine Insel sei, noch für längere Zeit unentschieden. Der große Genuese starb bekanntlich in dem Glauben, daß Cuba dem Festlande Asiens angehöre und mit dem Lande Mangi identisch sei.

Gegenteilige Ansichten aber wurden schon zu Lebzeiten des Admirals laut, so z. B. sehen wir auf der im Jahre 1500 von dem Piloten Juan de la Cosa*) gezeichneten ältesten Karte von Amerika Cuba als eine Insel dargestellt und läuft das westliche Ende derselben in ein schraubenförmiges Vorgebirge aus, dessen charakteristisch gezeichnete Form fast darauf schließen lassen könnte, Cosa habe möglicherweise bestimmtere Kunde über die Gestaltung Cubas von irgend einem Abenteurer erhalten, welcher das Eiland umschifft habe, dessen Reise aber nicht weiter bekannt geworden sei. Zur endgiltigen

*) Diese Karte befindet sich im Marine Museum zu Madrid.

Entscheidung kam die Frage erst im Jahre 1508, als Ovando, der damalige Gouverneur von Española, den Seefahrer Sebastian de Ocampo mit dem bestimmten Auftrage entsandte, die wirkliche Beschaffenheit von Cuba festzustellen. Ocampo brachte die Frage dadurch zur Erledigung, daß er zunächst die Nordküste Cubas entlang fuhr, dann das westliche Vorgebirge St. Antonio umschiffte und, die Südküste passierend nach Española zurückkehrte. War durch diese Fahrt die Inselnatur Cubas endlich festgestellt worden, so ließ nunmehr auch die Besiedelung des Landes nicht lange auf sich warten. Dieselbe wurde im Jahre 1511 von Diego Velasquez begonnen. Die indianischen Eingeborenen vermochten nicht den harten Eroberern besonderen Widerstand entgegenzustellen, in kurzer Zeit waren sie unterworfen und als Sklaven unter die Spanier verteilt. Diejenigen, welche Gegenwehr übten, wurden auf die grausamste Weise verdrängt oder vernichtet. Nicht zum geringen Teil waren es die Vorgänge auf Cuba, welche den Bischof Las Casas, den hochherzigen Beschützer der Eingeborenen Amerikas veranlaßten, seine geharnischten Bücher über „Der Spanier Tyrannei“ zu veröffentlichen, welche Werke in verschiedene europäische Sprachen übersetzt wurden und seiner Zeit das peinlichste Aufsehen erregten.



Marter und Tod des Kaziken Hathucei auf Cuba.

Nach einem Kupferstiche in „Umbständige warhafftige Beschreibung der Indianischen Ländern, so vor diesem von den Spaniern eingenommen und verwüst worden“. Durch Bartholomäum de las Casas, Bischoffen in Hispanien.

Von Cuba erzählt uns Las Casas die Lebensgeschichte des von Española entflohenen Kaziken Hathucci, der, als er erfuhr, daß die Spanier nunmehr auch nach Cuba gekommen seien, seine Anhänger versammelte, den Spaniern kräftig entgegentrat und erst nach einiger Zeit bewältigt werden konnte. Die Sieger verurteilten ihn zum Feuertode.

Bereits war Hathucci an den Pfahl gefesselt, als ein anwesender Franziskanermönch den Versuch machte, ihn zu bekehren und zur Annahme der Taufe zu bewegen, da er dann in den Himmel eingehen werde, wo ewige Ruhe und Freude herrschten. Wolle er sich nicht zum heiligen Glauben bekennen, so fahre seine Seele in die Hölle und gerate in ewige Marter und Pein.

Der Indianer bedachte sich einen Augenblick und richtete dann an den Mönch die Frage, ob auch die Spanier in den Himmel kämen. „Ja," sprach der Mönch, „und vornehmlich die Frommen." Ohne weiteres Zögern entgegnete der Kazike, er verlange nicht nach dem Himmel, sondern wolle lieber zur Hölle fahren, anstatt an den Ort zu kommen, wo er aufs neue mit den tyrannischen und grausamen Spaniern zusammentreffen müsse. —

Nach Unterwerfung der eingeborenen Bevölkerung strömten immer mehr unternehmungslustige Abenteurer nach Cuba, und bald wurde die „Perle der Antillen" zum Ausgangspunkte von zahlreichen Expeditionen, welche die Entdeckung und Eroberung weiterer Länder beabsichtigten.

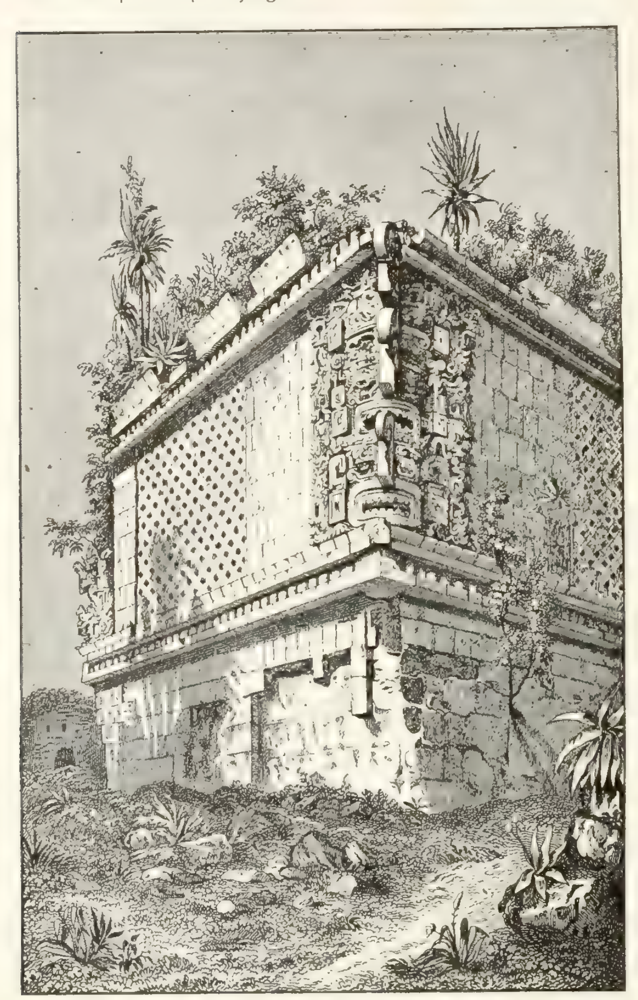
Daß südwestlich von Cuba ausgedehnte Gebiete vorhanden sein müßten, durfte man nicht nur aus den Berichten schließen, welche Columbus von seiner vierten Reise gegeben hatte, sondern auch aus Aussagen des Seefahrers Juan Diaz de Solis, welcher im Jahre 1506 in Begleitung des Vincent Yañez Pinzon die von Columbus entdeckte Insel Guanaja besucht hatte und dann, westlich steuernd, an die Küste eines großen Landes gekommen war. Auf einige Entfernung war man längs dieser Küste hingefahren, ohne indessen die Entdeckung weiter zu verfolgen.

Genaueren Aufschluß über diese unbekannten Striche sollte erst die Expedition des Hernandez de Cordova*) bringen, eines reichen Hidalgo, der am 8. Februar des Jahres 1517 mit drei Schiffen und hundertundzehn Soldaten von St. Jago de Cuba aufbrach und nach einundzwanzigtägiger Segelfahrt an eine fremde Küste geriet. Im Begriffe zu landen, sah man fünf große mit Segeln und Rudern ausgestattete Kanoes nach den Schiffen kommen. Die Boote waren von zahlreichen Indianern besetzt, welche die Spanier einluden, ihre zwei Stunden landeinwärts gelegene Stadt zu besuchen. Die bei den Einladungszeichen gebrauchten Worte conèx catoch „kommt in unsere Stadt" glaubten die Spanier als den Namen des Ortes deuten zu müssen, weshalb sie die flache Landspitze, an welcher sie gelandet waren, Punta del Catoche nannten, welchen Namen die Nordostspitze von Yucatan noch heute trägt.

Die Spanier nahmen die Einladung an, wurden aber auf dem Wege nach der

*) Ein Namensvetter des Hernandez de Cordova, welcher in Nicaragua enthauptet wurde.

indianischen Stadt in einen Hinterhalt gelockt und überfallen. Nur der Überlegenheit ihrer Waffen hatten sie es zu danken, daß sie wieder zu ihren Schiffen gelangten. Die äußerst flache Küste stets im Auge behaltend, segelten sie darauf gen Westen und kamen nach fünfzehntägiger Reise an eine Einfahrt, in deren Nähe sie eine große Stadt mit steinernen Häusern, Tempeln und Türmen erblickten. Abermals wurden sie von den mit farbenprächtigen baumwollenen Mänteln bekleideten Bewohnern eingeladen, die Stadt zu besuchen und als sie nach einigem Zögern der Aufforderung folgten, sahen sie mehrere große, aus Stein und Stuck aufgeführte Tempel, deren Wände mit höchst grotesken Götzenbildern, Fratzen, Gruppen von Indianern, Schlangen und dergleichen geschmückt waren. Im Innern dieser Tempel befanden sich weite Gemächer, in denen Holztruhen standen, worinnen Götzenbilder, Schalen mit allerlei Zieraten, goldene Kronen und Schmuck in Form von Fischen, Reptilien und Enten aufbewahrt wurden.



Ornamentierung eines altindianischen Tempels auf Yucatan.
Nach Stephens.

Um einen der Altäre breiteten sich Lachen frischen Blutes, die Reste von Menschenopfern, die kurz zuvor den Göttern dargebracht worden waren. Die Veranstalter dieser Opfer waren Priester, welche, in lange weiße Gewänder gehüllt, durch ihre verwahrloste Haartracht einen höchst abstoßenden Eindruck hervorriefen. Das dicke, strähnige Haar klebte voll Blut und kein Kamm wäre stark genug gewesen, es zu entwirren. Diese Priester brachten mit feurigen Kohlen gefüllte Becken herzu, warfen Kopal auf die Glut und beräucherten die Spanier, dieselben durch allerlei Zeichen auffordernd, das Land zu verlassen.

Kriegerische Zurüstungen aller Art ließen erkennen, daß den Spaniern auch hier Verderben drohe und verließen sie darum in Eile den gefährlichen Ort, welcher Kimpech genannt wurde und an der Stelle des heutigen Campeche gelegen war. Die gen Südwesten sich wendende Küste weiter verfolgend, kamen sie bald an einen Punkt, wo eine andere Stadt Namens Potonchon an der Stelle des heutigen Champoton eine Stunde

landeinwärts gelegen war. Wassermangel zwang die Spanier, ans Land zu gehen, um die Fässer zu füllen, doch wurden sie während dieser Arbeit von einer großen Menge von Indianern angegriffen, die aus Baumwolle gefertigte dicht abgesteppte, wattierte Waffenröcke trugen und mit Bogen und Pfeilen, Lanzen, Schleudern, großen Schwertern und Schilden bewehrt waren, die Köpfe mit Federbüschen geschmückt und die Gesichter weiß, schwarz, braun und rot bemalt hatten. Die Spanier mußten eine regelrechte Belagerung aushalten und vermochten erst am folgenden Tage unter Aufgebot aller Kräfte sich durchzuschlagen.

„Da," so erzählt Diaz de Castillo, ein Teilnehmer an dem Kampfe, „hätte man hören sollen, wie die Indianer schrieen und hetzten, und wie die Pfeile in der Luft pfiffen! Man hätte sehen sollen, wie sie uns mit ihren Spießen drängten und trieben. Zu alledem aber kam noch ein anderes Mißgeschick: unsere Boote sanken, weil wir alle darauf losstürzten und die Last zu groß war. Wir mußten uns schwimmend daran festhalten. Dabei verfolgten uns die Indianer mit ihren Kähnen, verwundeten noch viele, und wir retteten nur durch Gottes Hilfe mühsam unser Leben. An Bord angekommen, sahen wir, daß siebenundfünfzig von uns fehlten, außer zweien, die gefangen worden waren und fünfen, die schon früher an ihren Wunden gestorben waren. Das Gefecht hatte nur etwas über eine halbe Stunde gedauert und die Blessierten litten große Schmerzen, indem ihre Wunden bös aufschwollen, weil wir sie nur mit Salzwasser auswaschen konnten. Jeder von uns hatte drei bis vier Wunden erhalten, nur ein einziger war ganz heil davongekommen."

Hernandez de Cordova selbst trug zwölf Pfeilschüsse davon. Der Schauplatz dieses grimmigen Kampfes wurde lange Zeit hindurch auf den alten spanischen Karten als Bahia de mala Peléa, die „Bai des bösen Gefechtes" genannt.

Die schweren Verluste bestimmten die Spanier nach Cuba zurückzukehren, doch erreichten sie den Hafen von Puerto Carenas, das jetzige Havanna erst nach einer langen, an furchtbaren Entbehrungen reichen Fahrt. Der Führer, Hernandez de Cordova, starb daselbst an den Folgen seiner Verwundung zehn Tage nach seiner Ankunft. Dies war das unglückselige Ende der ersten Expedition nach Yucatan.

Die Nachrichten von dem neuen Lande, noch mehr aber eine Anzahl von dorther mitgebrachten goldenen Geräten und Schmucksachen ließen die Wichtigkeit der Entdeckung nicht verkennen und so wurde von Velasquez, dem Statthalter auf Cuba, trotz des ersten Mißerfolges eine zweite Expedition zu stande gebracht und sein Neffe Juan de Grijalva, ein unternehmender und tüchtiger junger Mann, zum Befehlshaber derselben ernannt. Anfang Mai des Jahres 1518 verließ die aus vier Schiffen bestehende Flotte mit zweihundertundvierzig Mann den Hafen von Matanzas in Cuba, wurde durch die Strömung aber südlicher als die Schiffe Cordovas getragen und zwar bis an die der Küste von Yucatan vorgelagerte Insel Cozumel. Von hier aus umschiffte Grijalva die ganze Halbinsel und berührte dieselben Orte, welche sein unglücklicher Vorgänger besucht hatte. Allüberall erregten die ausgedehnten Städte mit ihren weißschimmernden Häusern, merkwürdigen Tempeln und Heiligtümern die Bewunderung der Seefahrer, überall ließen die sorgfältige

Bestellung des Bodens, der gut gearbeitete Goldschmuck, die feinen und farbenprächtigen Baumwollenstoffe der Eingeborenen erkennen, daß man ein Land erreicht habe, dessen Bewohner auf einer ungleich höheren Kulturstufe stünden, als alle bisher bekannt gewordenen Stämme der neuen Welt. Überall aber trat ihnen zugleich jener wilde kriegerische Geist entgegen, dessen Ungestüm Cordova und seine Genossen so sattsam hatten erproben müssen.

Mehrfach hatte man Kämpfe zu bestehen, von welchen derjenige in der „Bai des unglücklichen Gefechtes" der blutigste war. Als die Spanier dort ans Land gingen, strömten die Eingeborenen in großer Zahl herzu und zeigten durch stolze Gebärden, daß



Yucatekische Krieger.

Basrelief in einer Tempelruine zu Izamal. (Nach Charnay.)

der Sieg über die Leute Cordovas noch wohl in ihrer Erinnerung stehe. In phantastischen Kriegskostümen, mit dicken Waffenröcken aus abgesteppter Baumwolle angethan, die Häupter mit wehenden Federbüschen geschmückt, die Gesichter schwarz und weiß bemalt, standen die Bewohner von Potonchon drohend am Ufer und schickten den Landenden eine solche Menge von Pfeilen und Wurfspießen entgegen, daß viele der Spanier Wunden davontrugen. Nach hartem Kampfe gelang es den Europäern aber, die Landung zu erzwingen und die Feinde in die Flucht zu jagen. Nach mehrtägigem Verweilen in dem verlassenen Potonchon schifften die Sieger weiter und sahen sich bald dem Eingange einer weiten Bai gegenüber, welche Bocca de Terminos genannt wurde, da man anfänglich irriger Weise vermutete, Yucatan sei eine Insel. Drei Tage später gelangte man weiter westlich an eine sehr breite Strommündung. Der Fluß wurde von den Eingeborenen

nach dem Kaziken einer nahe gelegenen Ortschaft Tabasco genannt, die Spanier hingegen belegten ihn zu Ehren ihres Anführers mit dem Namen Rio de Grijalva.

Es gelang, hierselbst eine friedliche Zusammenkunft mit den Bewohnern des Landes herbeizuführen, desgleichen auch mit dem Kaziken des anstoßenden Gebietes, der bereits durch seine Kundschafter von dem Nahen der außergewöhnlichen Fremdlinge Nachricht erlangt hatte. Konnten die Verhandlungen auch nur durch Zeichen und Gebärden geführt werden, so wurde den Spaniern aber bald ersichtlich, daß man sich bemühe, sie nach besten Kräften auszuforschen, woher sie kämen und welche Beweggründe sie nach diesen Küsten geführt hätten. Man erhielt verschiedene aus Gold gefertigten Gegenstände und zugleich die willkommene Nachricht, daß in einem Lande weiter gen Sonnenuntergang dieses Gold in Fülle sei. Die Eingeborenen gebrauchten dabei mehrmals die Namen Culba und Mexiko.

An einem weiter gen Nordwesten gelegenen Flusse fand man zahlreiche Indianer versammelt, deren Lanzen mit Fähnchen von weißem Tuch geschmückt waren, weshalb man diesen Fluß Rio de los Vanderas, „Fähnleinstrom" nannte. Die Indianer waren Abgesandte eines mächtigen, im Inlande wohnenden Herrschers, der den Aussagen zufolge König vieler Provinzen und Länder sei. Von den kriegerischen Vorgängen, welche Hernandez de Cordova sowie Grijalva und seine Leute in Yucatan zu bestehen gehabt, hatte dieser Herrscher genaue Kunde, auch waren ihm die Gestalten der Fremdlinge durch Abbildungen anschaulich gemacht worden, welche auf grobes Tuch gemalt waren. Nunmehr hatte er Befehl erteilt, über alle Bewegungen der Spanier eingehende Nachrichten zu geben und zu forschen, was ihre Absichten seien. Vornehmlich besorgt machte ihn dabei eine alte Landessage, welche von einem Volke erzählte, das von Sonnenaufgang kommen und sich dereinst alles Land unterwerfen werde. Der Führer der indianischen Gesandtschaft war ein Statthalter des Herrschers, welcher Motecusuma heiße und in einer großen Stadt wohne, die inmitten eines Sees gelegen sei.

Die Spanier verblieben mehrere Tage in der Gegend und tauschten gegen grüne Glasperlen und andere wertlose Spielereien reiche Schätze an kunstvoll verarbeitetem Golde ein. Weiter nordwestlich fahrend traf man auf eine kleine Insel, woselbst man zwei aus Stein aufgeführte Tempel erblickte. Mächtige Treppen führten zu einigen Altären empor, hinter denen verschiedene absonderliche Götzenfiguren emporragten, denen vor kurzem erst eine Anzahl von Menschen zum Opfer gebracht worden waren. Noch lagen die verstümmelten Leichen umher, die Leiber derselben waren geöffnet, die Herzen herausgerissen, die Gliedmaßen waren abgehackt, die Altäre trieften noch von dem Blute, welches hier vergossen worden war.

Ein ähnlicher schauererregender Anblick wurde den Spaniern auf einer anderen kleinen Insel zu teil, woselbst vier in weite schwarze Mäntel gekleidete Priester mit wild umherhängenden langen Haaren soeben zwei Knaben geschlachtet und die Herzen derselben einem gräßlich gestalteten Götzen dargebracht hatten. Zur Erinnerung an das Gesehene gab man der ersteren Insel den Namen Isla de los Sacrificios, „die Opferinsel", die andere dagegen benannte man Isla de San Juan de Ulua.

Nachdem von diesem Punkte aus Pedro de Alvarado mit den bisher eingetauschten Schätzen nach Cuba zurückgeschickt worden war, verfolgte man die Küste noch eine gute Strecke weiter nordwärts, bis man an den heutigen Panucostrom gelangte. Mehrmals sah man landeinwärts volkreiche Städte und Dörfer erglänzen, auch erblickte man in weiter Ferne mächtige Gebirgszüge mit kühn emporragenden Spitzen, von denen einige mit weithin leuchtendem Schnee bedeckt waren. Am Panucostrom wurden die ziemlich schadhaft gewordenen Schiffe zur Heimkehr gewendet. Am Guacascualcoflusse, dem heutigen Rio Coatzacoalcos trat man nochmals mit den Eingeborenen in Verkehr und tauschte gegen grüne Glasperlen nicht nur zahlreiche Goldsachen ein, sondern auch hochpolierte und sonderbar gestaltete Äxte von Metall, die nicht nur als Schmuck, sondern auch als Kriegswaffen dienten. Irrtümlicher Weise hielten die Spanier das glänzende Metall für eine geringe Qualität Gold und erwarben über sechshundert dieser Äxte, sahen sich aber bitter enttäuscht, als sich bei späterer Untersuchung in Cuba ergab, daß die vermeintlichen goldenen Äxte nur aus feinem Kupfer und aus Bronze gefertigt waren und sich während der Seefahrt über und über mit Grünspan bedeckt hatten. Nichtsdestoweniger waren die heimgebrachten Schätze bedeutend genug, um die Expedition als eine höchst gelungene erscheinen zu lassen und um dem Feuer der Abenteuer und Entdeckungen neue Nahrung zu geben. —

Gebührt Juan de Grijalva der Ruhm, zuerst den Fuß auf mexikanischen Boden gesetzt und den Verkehr mit den Azteken eröffnet zu haben, so sollten die Früchte seiner Entdeckung aber nicht ihm, sondern einem andern zu teil werden. Anstatt des redlich verdienten Lobes wurden ihm seitens seines Oheims Velasquez Vorwürfe gemacht, daß er nicht, entgegen seinen Instruktionen, eine Kolonie in den von ihm aufgefundenen Gegenden gegründet habe und wenn auch Grijalva von allen seinen Begleitern wieder zum Anführer einer nunmehr in großartigem Maßstabe ausgerüsteten neuen Expedition gewünscht wurde, so wollte Velasquez sich dazu aber doch nicht entschließen, sondern übertrug den Befehl über dieselbe nach mancherlei Erwägungen dem Hernando Cortés. Der beiseite geschobene Grijalva hingegen machte im Jahre 1523 mit Garay eine Fahrt nach Florida, schloß sich später dem Pedrarias de Avila an und fand mit Hurtado sein Ende in Nicaragua.



Ferdinand Cortes
und die Eroberung von Mexiko.





Ferdinand Cortes und seine Landung in Mexiko.

In der Reihe jener Heldengestalten, welche der mittelalterlichen Geschichte Spaniens einen nie geahnten Glanz verliehen, ist Hernando Cortés, oder wie wir Deutsche ihn zu nennen gewohnt sind: Ferdinand Cortes, die gewaltigste Figur. Ein Mann von eiserner Willensstärke und unerschütterlicher Ausdauer, ein Mann von beispielloser Kühnheit und nie erlahmender Kraft erinnert er unwillkürlich an jenen Heroen des Altertums, den er sich selbst zum Vorbilde genommen, an Alexander von Macedonien, der wie er mit stürmendem Feuergeiste die Welt durchzog und gewaltige Reiche zerstörte, um ein noch gewaltigeres zu errichten.

Im Jahre 1485 in Medellin, einer Stadt im Südosten von Estremadura geboren, war Ferdinand Cortes so recht ein Kind seiner Zeit. Als er ein Knabe, war rings die Welt von Kriegslärm erfüllt, und Tausende von männlichen Herzen wetteiferten miteinander, durch kühne Thaten Ruhm und Ehre zu gewinnen. Kaum jemals standen Kraft und Tapferkeit höher im Preise.

Allerorten wurden die Rosse getummelt, die Schwerter und Lanzen geführt, die Tüchtigkeit der Hand, die Sicherheit des Auges erprobt; neben diesen ritterlichen Übungen fanden die Kämpfer aber immer noch genugsam Zeit, dem Frauendienste zu huldigen und um süßen Minnelohn zu werben.

Da, mit einem Schlage, wurde durch die kühne Westfahrt des Columbus das Besitztum Spaniens um ungeheuere Gebiete vergrößert, eine neue Welt entschleierte sich allmählich vor den staunenden Augen der Abendländer und diese neue Welt jenseit des Meeres begann die Ströme ihres Reichtums über Spanien zu ergießen.

Welch ein weites Feld für Thatendrang und Unternehmungslust, für Ruhm- und Ehrbegierde hatte sich damit zugleich eröffnet! Und dieses Feld, vom Reize des Fremdartigen, des Wunderbaren umwoben, verhieß nicht nur romantische Abenteuer, sondern versprach auch reiche Ernten an Gold, Perlen und Edelsteinen.

Wer hätte da Zuschauer bleiben mögen, wo sich solche verlockende Aussichten boten? Und so gesellte sich auch Cortes zu jenen Scharen, die sich danach drängten, die Länder der neuen Welt zum Schauplatze ihrer Thaten zu machen. Als Knabe keineswegs von besonders kräftiger Gestaltung, hatte er aber späterhin seinen Körper wacker gestählt und sich zugleich durch zweijährigen Besuch der Hochschule zu Salamanca eine Bildung erworben, die ihn vor den meisten der damaligen Conquistadoren vorteilhaft auszeichnet. Ursprünglich zum Rechtsgelehrten bestimmt, entwickelte sich aber in ihm bald eine solche überwiegende Neigung zum Kriegsdienste, daß seine Eltern, der Hauptmann Martin Cortes de Monroy und Doña Catalina Pizarro Altamirano seinen Wunsch billigten, nach der neuen Welt zu gehen, deren Wunder und Gefahren seine Phantasie mächtig erregt hatten. Im Jahre 1504 kam Ferdinand Cortes zunächst nach Santo Domingo, verlebte sodann mehrere Jahre in einer Stellung beim Sekretariat des Marktfleckens Azua, bis Don Diego Velasquez, der Eroberer von Cuba, seinem Geschicke eine andere Wendung gab und ihn als Privatsekretär mit sich nahm. Velasquez, ein ehrgeiziger, mit hochfliegenden Plänen sich tragender Mann schenkte Cortes bald seine Gunst, zumal er sehr schnell erkannte, daß derselbe mit seinem überlegenen Denken, seiner klaren Auffassung, seiner gewandten Rede und seinem entschlossenen Handeln als ein sehr geeignetes Werkzeug zur Ausführung seiner eigenen Pläne zu benutzen sein werde. Verscherzte Cortes auch zeitweilig die Gunst des Statthalters dadurch, daß sein Hang zu Liebesabenteuern und Galanterien ihn in mancherlei Schwierigkeiten verwickelte, so wußte er aber doch späterhin die Gunst desselben wiederzugewinnen als er sich bereit erklärte, die schöne Catalina Xuarez, die Ursache des Haders, zum Weibe zu nehmen.

Cortes hatte in jugendlicher Entzündbarkeit derselben das Versprechen gegeben, sie zu heiraten, hatte aber, nachdem das Feuer der Leidenschaft verraucht war, trotz des

Drängens der Angehörigen der Dame und trotz des Zuredens des Gouverneurs wenig Neigung gezeigt, sich in die Fesseln der Ehe schmieden zu lassen.

Mehrere Jahre verlebte Cortes in Frieden und Glück mit seinem schönen Weibe, er gab sich der Bewirtschaftung seiner Besitzungen hin, versah nebenher das Amt eines Alkalden in der neu angelegten Stadt St. Jago de Cuba und erwarb sich so ein ziemlich ansehnliches Vermögen.

Da, in den Jahren 1517 und 1518, wurde die Insel durch die Entdeckungen des Cordova und Grijalva in Aufregung versetzt. Velasquez, entschlossen, von diesen Entdeckungen den größtmöglichen Vorteil zu ziehen, hatte es verstanden, bei dem Indischen Amte die Erlaubnis für weitere Unternehmungen zu erwirken und betrieb so eifrig die Ausrüstung einer neuen größeren Expedition, daß bereits im November des Jahres 1518 die Flotte zum Auslaufen fertig im Hafen von St. Jago de Cuba lag und nur noch eines Befehlshabers harrte.

Was Velasquez bestimmte, den Befehl über die Flotte seinem bei den Leuten sehr beliebten Neffen Grijalva vorzuenthalten, ist nicht bekannt, kurz, er ernannte Ferdinand Cortes zum Leiter der Expedition, welche das von Grijalva begonnene Unternehmen weiterführen und sich womöglich in den neuen Ländern festsetzen sollte.

Cortes stand zu jener Zeit in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre. Über mittelgroß, hatte er eine schlanke Figur, eine breite gewölbte Brust, alle Glieder waren muskulös und wohl proportioniert, die großen dunklen Augen und eine bleiche Farbe verliehen dem Gesichte einen gewissen Ernst*). Nichtsdestoweniger war sein Wesen offen und zur Heiterkeit geneigt und erwarb ihm dieser Umstand im Verein mit seinem festen männlichen Charakter viele Anhänger. Daneben verstand er es aber auch, seinen Befehlen und Anordnungen unbedingten Gehorsam zu verschaffen und bisweilen wurden selbst seine besten Freunde von einem bangen Gefühle der Furcht vor dem geistig weit überlegenen Befehlshaber beschlichen. In allen ritterlichen Leibesübungen äußerst gewandt, war Cortes durchaus ein Soldat, einfach in seinen Ansprüchen, mäßig in seiner Lebensweise, ausdauernd in der Ertragung von Anstrengungen und Entbehrungen und wußte durch sein Beispiel sowie durch seine glänzende Rednergabe seine Gefährten in den Stunden der Gefahr förmlich zu elektrisieren und zu den größten Anstrengungen anzustacheln. So war der Mann beschaffen, den das Schicksal dazu auserkoren hatte, in der Geschichte der neuen Welt eine der bedeutendsten Rollen zu spielen. —

Cortes unterzog sich den Geschäften seines neuen Berufs mit lebhaftem Eifer und verwendete den größten Teil seines Vermögens sowie seinen ganzen Kredit darauf, das Unternehmen zu einem noch großartigeren zu gestalten. Es gelang ihm nicht nur eine ganze Anzahl tüchtiger Kriegsleute anzuwerben, sondern auch zahlreiche seiner Freunde und Waffengenossen zu veranlassen, sich ihm anzuschließen. Noch ehe aber Cortes seine Vorbereitungen beendet hatte, wurde von seinen Feinden und Neidern

*) Zeigt das Porträt auf Seite 385 Cortes in seinem kräftigen Mannesalter, so stellt unser nach einem im Hospitale der „Purissima Concepcion de Jesus“ in Mexiko aufbewahrten spanischen Gemälde kopiertes Vollbild den Eroberer in seinen höheren Lebensjahren dar.

alles aufgeboten, seine Ernennung wieder rückgängig zu machen, indem sie den auf seine Machtstellung höchst eifersüchtigen Velasquez warnten, Cortes werde möglicherweise die erste Gelegenheit benutzen, sich unabhängig von Velasquez zu machen und die ihm anvertrauten großen Machtmittel zur Verfolgung seiner eigenen Zwecke zu verwenden. In der That gelang es den Neidern des Cortes, mit diesen Einredungen Velasquez so bedenklich zu stimmen, daß er augenscheinlich in seinen Entschlüssen wankte. Cortes, dies bemerkend, beschloß, der Wirkung zuvorzukommen, ließ in der Nacht vom 17. zum 18. November 1518 die Schiffe zur Abfahrt bereit machen, begab sich selbst an Bord und befahl die Anker zu lichten. Man war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als Velasquez, von den Vorgängen unterrichtet, persönlich am Strande erschien und eine Unterredung mit Cortes verlangte. Dieser, keineswegs gesonnen, seine Stellung aufzugeben, bestieg ein wohlbewaffnetes Boot und näherte sich dem Ufer, ohne jedoch zu landen.

„Ist das,“ rief ihm der Gouverneur entgegen, „eine Manier, sich bei mir zu verabschieden und die letzten Instruktionen einzuholen?“ „Unter gewissen Umständen muß die That schneller als der Gedanke sein,“ erwiderte Cortes. „Habt Ihr noch etwas zu befehlen?“ Als Velasquez in Zorn und Ärger verstummte, ließ Cortes sein Boot zum Admiralschiffe zurückrudern, die Segel wurden aufgespannt und mit günstigem Winde verschwand die Flotte bald aus dem Gesichtskreise.

Cortes begab sich zunächst nach dem Hafen Trinidad, wohin Velasquez, als er die Ankunft der Flotte daselbst erfuhr, Boten entsandte, welche Cortes das Kommando abverlangen sollten. Cortes, der sich mittlerweile aber die Neigung all seiner Untergebenen erworben hatte, wußte den Alkalden, welcher die Aufforderung des Velasquez überbringen sollte, zu bewegen, die Botschaft zurückzuhalten und verließ eiligst den Hafen, um weiter nach Havanna zu gehen. Dort gedachte Cortes die Ausrüstung der Expedition zu vollenden, denn es fehlte derselben seiner Ansicht nach noch ein großer Teil der für einen solchen Zweck unentbehrlichsten Mannschaften, Waffen und Lebensmittel.

Häufig die Ankerplätze wechselnd, beständig auf seiner Hut gegen Nachstellungen aller Art, überall Truppen anwerbend, gelangte Cortes so nach Havanna, und wenn auch Velasquez, voll Ingrimm darüber, daß man ihm in Trinidad nicht Gehorsam geleistet hatte, Cortes nunmehr förmlich seines Amtes entsetzte und Befehl gab, ihn gefangen zu nehmen, so war dieser aber zu beliebt, als daß man ihm das Geschwader hätte nehmen können. Zugleich verwendete sich auch der Statthalter der Havanna für Cortes; welcher überdies an den Gouverneur brieflich die Bitte richtete, ihm das Vertrauen zu schenken, welches er verdiene. Dieser Bitte fügte Cortes die Mitteilung hinzu, daß er bereits am nächsten Tage unter Segel gehen werde. Und in der That ließ Cortes, um jede weitere Verhandlung abzuschneiden, am folgenden Tage, den 10. Februar des Jahres 1519, die Anker lichten und trat mit elf Schiffen die Reise an. Trotz stürmischen Wetters wurde glücklich die Insel Cozumel erreicht und hier unterwarf Cortes seine Streitkräfte einer Musterung. Die Zählung ergab 109 Seeleute zur Bedienung der Schiffe, 550 Soldaten, darunter 32 Armbrustschützen und 13 Musketiere, 10 schwere Geschütze, 4 Falkonette oder Feldschlangen und 16 Pferde. Als Träger hatte



Portrait des Ferdinand Cortes.

Nach einem spanischen Originalgemälde im Hospital der „Purissima Concepcion de Jesus“ in Mexiko kopiert von Rudolf Cronau. Februar 1891.

man 200 Indianer, sowie zur Instandhaltung der Kleider mehrere Indianerinnen mitgenommen. Mit diesen geringen Mitteln unternahm es Cortes, ein gewaltiges Reich zu erobern, dessen Einwohnerschaft nach Millionen zählte. Fürwahr, schwerlich ist jemals ein so großes Vorhaben mit ähnlich bescheidenen Kräften begonnen worden, und sehr fraglich ist es, ob selbst der Feuereifer und der Mut eines Cortes nicht vor dem Unterfangen zurückgebebt wären, hätte er eine Ahnung von der Summe der zu überwältigenden Gefahren und Mühseligkeiten besessen.

Auf Cozumel sowie auf dem nahegelegenen Festlande wußte Cortes die anfangs geflüchteten Eingeborenen durch milde Behandlung für sich zu gewinnen, so daß sie es nach einiger Zeit ruhig geschehen ließen, daß die in einem Tempel aufgestellten Götzenbilder von den Spaniern zerstört und durch einen Altar mit einem Muttergottesbilde ersetzt wurden. Von den Indianern erfuhr Cortes auch, daß im Inlande von Yucatan zwei Spanier als Gefangene lebten, welche acht Jahre zuvor auf der Fahrt von Darien nach Española schiffbrüchig geworden und mit mehreren anderen an die Küste von Yucatan geworfen worden waren. Es gelang Cortes, diesen Schiffbrüchigen Nachrichten zuzusenden, worinnen sie aufgefordert wurden, zu ihm zu kommen. Doch nur einer der beiden folgte dieser Aufforderung, um als Dolmetscher nunmehr der Expedition wichtige Dienste zu leisten. Während seines Aufenthaltes unter den Bewohnern von Yucatan hatte der Ankömmling die Sitten und Kleidung derselben angenommen, so daß er ganz das Aussehen eines Indianers besaß. Sein Leidensgefährte hatte sich der Aussage nach so sehr in die Gebräuche der Yucateken eingelebt, daß er, anstatt seine Landsleute aufzusuchen, es vorzog, den Rest seiner Tage mit jenen zu verbringen. Von Cozumel wandte sich die Flotte nordwärts und umschiffte nach kurzem Aufenthalte an der mehrere Tempel mit Frauenbildern enthaltenden Landzunge la Punta de las Mugeres die Halbinsel.

Der anfängliche Plan, in die Bucht von Potonchon einzulaufen, wo Hernandez de Cordova und Grijalva durch die kriegstüchtigen und tapferen Yucateken so empfindliche Verluste erlitten hatten, mußte aufgegeben werden, da der Wind sich für die Erreichung des eigentlichen Zieles, des Landes Tabasko, äußerst günstig zeigte. Bereits am 12. März kam man an den Tabaskostrom, den Rio de Grijalva und ging angesichts der Mündung desselben vor Anker.

Zum großen Befremden derjenigen, welche mit Grijalva hier gewesen waren und einen freundlichen Empfang seitens der Eingeborenen gefunden hatten, sah man die ganze Küste mit wohlbewaffneten Kriegern besetzt und alle Erklärungen, man komme in friedlicher Absicht, wurden mit heftigen Drohungen zurückgewiesen. Es kam zu einem erbitterten Kampfe, der aber schließlich durch das Eingreifen der von Cortes geführten Reiter zu Gunsten der Spanier entschieden wurde. Die Indianer hatten niemals Pferde gesehen, glaubten, Roß und Reiter wären ein Körper, entsetzten sich aufs höchste und stürzten in voller Flucht den Gebirgen zu. Auf dem Kampfplatze selbst wurde später eine Stadt erbaut, welche zur Erinnerung an die erste Schlacht auf mexikanischem Boden den Namen „Santa Maria de la Vittoria“ erhielt.

Die besiegten Tabaskaner erschienen bereits am nächsten Tage mit reichen Geschenken, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. Neben verschiedenen Kleinodien von Gold brachte man auch zwanzig Frauen und Mädchen, unter welchen eine von ganz besonderen Vorzügen war, die später nach ihrem Übertritte zum Christentume den Namen Donna Marina erhielt und als Dolmetscherin höchst bedeutsame Dienste leistete. Sie war die Tochter eines Kaziken, gelangte aber in den Besitz des Häuptlings von Tabasko, der sie wiederum den Spaniern schenkte.

Cortes, nicht nur von ihren ungewöhnlichen persönlichen Reizen, sondern auch von ihren Geistesgaben und ihrem sanften Charakter angezogen, machte diese Dolmetscherin zu seiner Vertrauten und hatte späterhin mit ihr einen Sohn, dem der Name Don Martin Cortes beigelegt wurde. Donna Marinas Einfluß auf die Bewohner von Mexiko war ein sehr großer. Sie verstand es, dieselben völlig nach ihrem Willen zu lenken und war dadurch von höchster Wichtigkeit für die spanischen Eroberungskriege. „Ohne ihren Beistand," sagt Diaz del Castillo, „hätten wir vieles nimmermehr erreicht."

Von den unterworfenen Tabaskanern wurde Cortes auf die Frage nach Gold gen Sonnenuntergang gewiesen, wobei man wiederum die Worte Culhua und Mexiko gebrauchte. Auch wurde ihm von dem mächtigen Motecusuma*) und seiner großen Hauptstadt erzählt, die 70 Meilen im Innern des Landes gelegen sei. Dorthin zu gelangen, war der Wunsch des Eroberers und nach kurzem Aufenthalte ließ er die Anker lichten, um in schneller Fahrt seinem einstweiligen Ziele, den kleinen Inseln San Juan de Ulua und de los Sacrificios zuzueilen. —

Am Gründonnerstage langte man in dem von gefährlichen Korallenriffen umgebenen Hafen der ersteren Insel an und kaum hatten die Schiffe an einer vor den heftigen Nordwinden sicheren Stelle Anker geworfen, als zwei Kanoes dem Kommandoschiffe zuhielten, um nach dem „Tlatoan" dem Gebieter zu fragen. Donna Marina wies auf Cortes. Die Indianer erzeigten ihm in der landesüblichen Weise ihre Ehrfurcht und sprachen, daß ihr Herr, ein Diener des großen Motecusuma, sie gesandt habe, um nach dem Zweck ihres Kommens sowie nach ihren Wünschen zu fragen.

Cortes erwiderte, daß man Handel mit ihnen zu treiben und sie kennen zu lernen wünsche, daß niemand ein Leid geschehen und man sich wegen ihrer Ankunft keine Sorgen machen solle.

Durch diese Antwort befriedigt, ließen die Eingeborenen dieser Gegend es am folgenden Tage ruhig geschehen, daß die Spanier ihre Landung bewerkstelligten und auf der von Sandhügeln durchzogenen Ebene ein Lager errichteten. Ja, sie kamen von weit und breit herzu, um Lebensmittel sowie kleine Goldsachen zu bringen und die wundersamen Fremdlinge anzustaunen.

Am Ostertage erfolgte der vorher angekündigte Besuch von Teuhtlile, dem

*) Der Name dieses mächtigen aztekischen Herrschers erscheint in verschiedenen Schreibweisen, wie z. B. Motheuzuma, Moctezuma und Mothecuhzoma, d. h. „der Gewaltige", „der Strenge", „der Erhabene". Von den Europäern wird zumeist die verderbte Form Montezuma angewendet.

Statthalter Motecusumas. Derselbe kam mit großem Gefolge und hub nach Austausch der üblichen Höflichkeiten an, die Fremden abermals nach der Ursache ihres Besuches zu fragen. Cortes erzählte nun von Kaiser Karl, dem Könige von Spanien, welcher ihn über das weite Meer hierher gesendet habe, um an Motecusuma eine wichtige Botschaft auszurichten und seine Freundschaft zu gewinnen.

„Darum," so schloß er, „führt mich und meine Leute zu dem Wohnsitze Eures Monarchen, damit wir ihm mitteilen können, was unser Kaiser ihm sagen läßt."

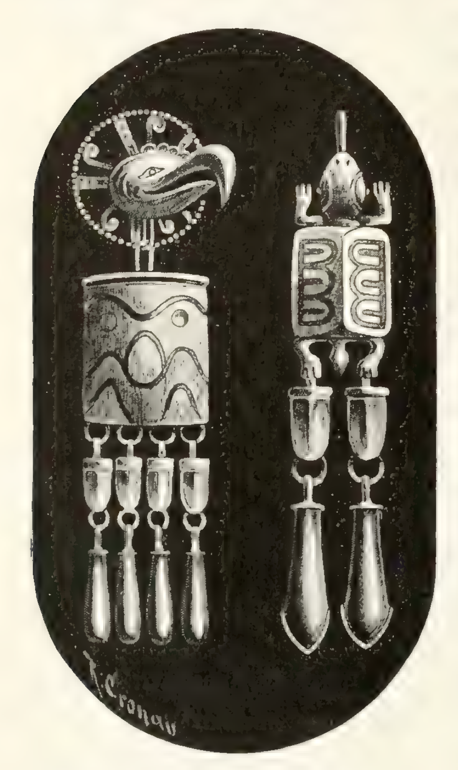
Teuhtlile hingegen erwiderte in stolzem Tone: „Kaum hier angelangt, verlangst Du schon, unseren Herrscher zu sehen? Zunächst kannst Du wohl nichts Angemessenes thun, als das Geschenk anzunehmen, welches mein Gebieter Dir schickt, und mir zu sagen, was Du bedarfst, bevor Du mit ihm zu reden begehrst. Ich werde meine Eilboten zu Motecusuma schicken und seinen Willen einholen." Dabei übergab er Cortes viel kunstvoll gearbeitetes goldenes Geschmeide, köstliche Gewänder, sowie Mäntel aus Baumwolle und farbenprächtigen Federn, dagegen erklärte er sich bereit, die Gegengeschenke des Cortes, einen Armstuhl mit schöner Malerei und eingelegter Arbeit, eine mit einer Goldmedaille geschmückte rote Mütze, sowie verschiedene Glasgegenstände an Motecusuma zu überbringen.

Während der Verhandlungen beschäftigte sich ein im Gefolge Teuhtliles befindlicher indianischer Künstler damit, Cortes' Züge, Gestalt und Kleidung, einzelne Offiziere und Soldaten, die Schiffe und Pferde, die Dolmetscherin Marina, die mitgebrachten Hunde, Geschütze und Kugeln, kurz alles, was von Interesse für die Eingeborenen war, auf ein aus Pflanzenfasern bereitetes Stück Zeug abzumalen, damit nach diesen Abbildungen Motecusuma sich eine richtige Vorstellung von den Fremdlingen machen könne. Cortes, von diesem Verfahren, die Nachrichten anschaulicher zu machen, überrascht, ließ sich die Gelegenheit, einen möglichst tiefen Eindruck auf das Gemüt des indianischen Herrschers hervorzubringen, nicht entgehen, und ließ, um dem Maler Gelegenheit zu geben, die Kriegskunst der Spanier möglichst anschaulich darzustellen, die Soldaten in Schlachtordnung aufmarschieren und alle Bewegungen der höheren europäischen Kriegskunst ausführen. In phantastischem Aufputz führten die mit blinkenden Eisenpanzern bewappneten Reiter allerhand Manöver aus; die Geschütze wurden scharf geladen, und mit mächtigem Knall und langanhaltendem Sausen fuhren die schweren Steinkugeln durch die Lüfte dahin, zum Entsetzen der Indianer, welche vergeblich versuchten, die Blitze und Rauch ausspeienden Feuerschlünde abzubilden.

Nach beendigtem Waffenspiel beeilte sich Teuhtlile, seinem Herrn die Gemälde sowie einen ausführlichen Bericht über die Fremdlinge zuzusenden. Die Kunde von dem Wiedererscheinen der Spanier an den Küsten Mexikos verbreitete sich im Fluge durch das ganze Land und erfüllte namentlich das Herz des Monarchen mit bangen Ahnungen. Lebte doch unter seinem Volke eine alte Sage, daß dereinst von Sonnenaufgang her wunderbare Männer mit weißen, bärtigen Gesichtern kommen und der Herrschaft der Azteken den Untergang bereiten würden. Die allgemeine Aufregung zu vermehren, kamen einige Naturerscheinungen hinzu, welche als Vorboten verhängnisvoller Ereignisse gedeutet

wurden: langschweifige Kometen erschienen am Himmel und erleuchteten die Nächte mit ihrem geisterhaften Schein; der große See, in dem die Hauptstadt Tenochtitlan gelegen war, schwoll plötzlich auf eine geheimnisvolle Weise an und überschwemmte die Stadt; ein Turm des großen Tempels geriet ohne wahrnehmbare Ursachen in Brand; an dem flammenden Firmamente wollte man unheilbringende Verkündigungen gesehen haben: Wolkengebilde, die wie kämpfende Heere, wie Ströme von Blut und wie Berge von Erschlagenen aussahen. Dem Motecusuma selbst sollte in der Nacht der Geist seiner verstorbenen Schwester erschienen sein, um ihn von dem nahe bevorstehenden Zusammenbruche des Reiches zu benachrichtigen.

Der geängstigte Herrscher suchte bei seinen Sterndeutern Aufschluß über die Zukunft zu erlangen, doch auch diese wußten nichts Tröstliches zu berichten. Von Besorgnissen gequält, berief nun Motecusuma seine vornehmsten Ratgeber, um mit ihnen zu erwägen, auf welche Weise das drohende Unheil vielleicht abgewendet werden möge. Die Ansichten dieser Männer waren geteilt; einige schlugen vor, den Fremdlingen den Eintritt ins Land mit Waffengewalt zu verwehren, andere hingegen hielten es für das ratsamste, die Spanier, welche Blitz und Donner in der Gewalt hätten und unstreitig Götter seien, ehrenvoll zu empfangen und auf friedliche Weise ihren Abzug zu erwirken.



Altmexikanischer Goldschmuck.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Motecusuma wählte zu seinem Verhängnisse einen Mittelweg, indem er an Cortes eine Gesandtschaft schickte, welche nicht nur eine Menge der kostbarsten Geschenke überbrachte, sondern diesen auch bewegen sollte, von seinem Vorhaben, die Hauptstadt zu besuchen, abzustehen. Hundert Sklaven trugen die Geschenke, deren Reichtum den Spaniern mit einem Schlage die Gewißheit darthat, daß sie hier in ein Land gekommen seien, welches unermeßliche Reichtümer bergen müsse. Auf feingearbeiteten Strohmatten wurden die Geschenke ausgebreitet. Da war zuerst eine Scheibe von feinstem Golde in der Größe eines Wagenrades. Man sah auf derselben die von einem Strahlenkranze und wunderlichen Tierbildern umgebene Sonne dargestellt. Eine zweite noch größere Scheibe war von reinstem Silber und zeigte das Bild des Mondes. Beide Scheiben wurden zu je 20000 Goldpesos geschätzt. Das dritte Geschenk war eine von Cortes an Motecusuma gesandte Sturmhaube, ganz mit Goldkörnern gefüllt, deren Wert an dreitausend Pesos betragen mochte. Nun folgten zwanzig sehr zierlich nach der Natur gearbeitete goldene Enten, Hunde, Panther, Pumas und Affen; dann zehn Halsketten, darunter eine mit mehr als

hundert Smaragden und Rubinen, ferner ein aus Gold gebildeter Bogen mit zwölf goldenen Pfeilen, desgleichen zwei fünf Spannen lange goldene Stäbe. Es kamen Schilde, von glänzend weißen Stäben verfertigt, mit Federn, Gold- und Silberplättchen belegt, andere, mit Perlen bestickt, deren feine und kunstvolle Arbeit nicht genug gepriesen werden konnte. Es kamen Federbüsche und Fliegenwedel vom buntesten Gefieder, in Gold und Silber gefaßt, allerhand kostbarer Waffenschmuck von demselben Metall und mit grünen und gelben Federn verziert; schön gegerbtes und verschieden gefärbtes Wildleder, Schuhe und Sandalen mit Goldfäden benäht und mit Sohlen von kostbaren blauen und weißen Steinen; große kunstvoll geschliffene Spiegel; Juwelen in Form von Denkmünzen mit Einfassungen, deren Wert noch höher geschätzt wurde, als die Edelsteine selbst; dreißig Lasten von baumwollenen, mit bunten Federn durchwirkten Stoffen, Decken und Vorhängen, von hunderterlei Farben und glänzender und feiner als Seide.

„Nimm dies," sprachen die Abgesandten zu Cortes, „mit der Freundlichkeit, mit welcher unser Gebieter es Dir schickt. Motecusuma freut sich, Euch Gruß zu senden, die Ihr, nach Euren Thaten zu urteilen, höchst tapfere Männer sein müßt. Er würde gerne mit Eurem großen Kaiser in Verbindung und Freundschaft treten, denn er weiß von ihm. Aber Motecusuma bedauert, Euch nicht in seiner Hauptstadt empfangen zu können, denn die Hindernisse, die dem entgegenstehen, sind zu beträchtlich und die Entfernung ist zu groß. Motecusuma bittet Euch, mit diesen Zeichen seiner Huld und Gewogenheit wieder in Eure Heimat zurückzukehren."

Cortes nahm die Geschenke mit verbindlichem Dank, entgegnete aber, daß Kaiser Karl, sein Herr, sich sehr verwundern werde, wolle er heimkehren, ohne den großen Motecusuma gesehen und dessen Aufträge vernommen zu haben. Er dürfe seinem Herrn nicht wieder vor Augen kommen, ohne diesen Zweck der Reise erreicht zu haben.

Die Gesandten versprachen, die Antwort ihrem Gebieter überbringen zu wollen, erklärten aber nochmals, Cortes' Besuch sei unnötig.

Derselbe noch bestimmtere Bescheid wurde Cortes durch eine zweite Gesandtschaft Motecusumas zu teil, welche abermals reiche Geschenke überbrachte und deren Führer also sprach: „Unser Herr hat Eure Gaben gnädig aufgenommen, und bittet Euch, Eurem Kaiser diese vier Chalchichuis (eine Art sehr kostbarer Edelsteine) zu geben, deren jeder mehr gilt, als eine Last Goldes. Schickt keine Boten mehr nach Mexiko. Es ist unnötig und eine Zusammenkunft zwischen Euch und unserem Monarchen kann nicht stattfinden."

Daß Motecusuma augenscheinlich jeder Berührung mit den Fremdlingen ausweichen wollte, und sich bestrebte, alle Beziehungen mit denselben abzuschneiden, ging ferner aus dem Umstande hervor, daß die Indianer der Umgegend, welche die Spanier bisher mit Lebensmitteln versorgt hatten, eines Morgens mit ihren Häuptlingen auf und davon gingen, so daß die Spanier sich bald empfindlichem Mangel ausgesetzt sahen.

War es Cortes unlieb, daß sein Besuch so kühl zurückgewiesen wurde, so war er aber nicht der Mann, welcher darum sein Vorhaben aufgegeben hätte, er traf vielmehr Anstalten, sich an einem geeigneten Teile der Küste festzusetzen und von diesem Punkte aus die allmähliche Eroberung des gewaltigen Aztekenreiches zu versuchen.

Fanden diese Pläne anfänglich auch die Mißbilligung derjenigen seiner Leute, welche noch Anhänger des Velasquez waren und nach Cuba zurückzukehren wünschten, so wußte Cortes aber diese Parteigänger seines Vorgesetzten durch einen kühnen Handstreich zu überrumpeln, und teils unschädlich zu machen, teils für sich zu gewinnen. Durch kluge Machinationen und ein höchst geschicktes Komödienspiel, während welches er den ihm von Velasquez anvertrauten Posten niederlegte, erreichte er es zugleich, daß er von der Gesamtheit der Armee wie auch des bereits ernannten Rates der zu begründenden Kolonie Namens der katholischen Majestät einstimmig ersucht wurde, die Ämter eines Oberbefehlshabers und Richters anzunehmen. In bescheidener Danksagungsrede erklärte sich Cortes hierzu bereit, mit der Verheißung, all seine Kräfte den Interessen des Monarchen und der Kolonie zu widmen, bis der in Zukunft etwa sich offenbarende Wille des Kaisers vielleicht anders entscheide. Ein die Expedition begleitender Schreiber der Regierung mußte alle Vorgänge gerichtlich aufnehmen und bestätigen, daß man, um dem Dienste Gottes und des Kaisers förderlich sein zu können, zu diesen Maßnahmen gezwungen gewesen sei.

Diese Komödie hatte einen außerordentlichen Einfluß auf Person und Sache, denn Cortes vertauschte durch dieselbe die bisherige Stellung eines abtrünnigen Dieners des Gouverneurs von Cuba gegen die eines verfassungsmäßig, mit möglichster Beobachtung der gesetzlichen Form, provisorisch bestallten königlichen Beamten, er war nicht mehr ein rechtloser Abenteurer, sondern stand auf der sicheren Grundlage von Gesetz und Verfassung. Das Abhängigkeitsverhältnis zu Velasquez war zugleich gelöst und alle weiteren Unternehmungen als unmittelbar der spanischen Krone unterstellt zu betrachten.

Es kam nur noch darauf an, der neuen Position des Cortes durch eine königliche Bestätigung Dauer zu verschaffen. Diese Bestätigung zu erwirken, wurden alle dahin zielenden Maßnahmen schon jetzt zweckmäßig verabredet.

Während diese Ereignisse sich abspielten, kamen eines Tages fünf Indianer ins Lager, welche sich durch Tracht und Sprache von den Unterthanen Motecusumas gänzlich unterschieden. In ihren durchbohrten Unterlippen und Ohren hingen Türkise oder dünne Goldplättchen, die Haare waren aufgekämmt, in einen Knoten gebunden und mit Blumen geschmückt, außerdem trugen sie reichgearbeitete Gürtel und Mäntel. Es waren Totonaken, Angehörige eines mächtigen Volkes, welches die Ländereien zwischen der Küste und den landeinwärts sich erhebenden Gebirgszügen bewohnte.

Von ihnen erfuhr Cortes Dinge, welche für die Gestaltung seiner weiteren Unternehmungen von größter Wichtigkeit waren. So vor allem wurde ihm offenbar, daß die Bewohner der Länder Mexikos keineswegs eine geschlossene Nation bildeten, sondern sich in viele einzelne Völkerschaften teilten, die wenig oder keinen Zusammenhang hatten und häufig einander bekriegten. Unter diesen Völkerschaften hatten in dem letzten Jahrhunderte die ursprünglich wenig zahlreichen Azteken durch Zähigkeit und Kriegstüchtigkeit sich zu einer gefürchteten Macht emporgeschwungen. Anfänglich am Nordwestufer eines auf dem Hochplateau von Anahuac gelegenen großen Sees

wohnhaft, hatten sie später auf einer Insel dieses Sees ihre Hauptstadt Tenochtitlan errichtet (vergl. S. 77) und von hier aus höchst erfolgreiche Eroberungszüge gegen ihre Nachbaren unternommen. Im Laufe der Zeit hatten sie ihre Herrschaft über das ganze Land zwischen dem Großen Ocean und dem Meerbusen von Mexiko ausgedehnt und allerorts ein hartes Gewaltregiment ausgeübt. Zahlreiche Stämme seufzten unter ihrem Druck und entrichteten mißmutig den auferlegten schweren Tribut, der nicht zum kleinsten Teile aus Menschen bestand, die in Tenochtitlan dem gefürchteten Nationalgotte der Azteken, dem Huitzilopochtli zum Opfer dargebracht wurden. Die verschiedenen unterworfenen Völkerstämme miteinander zu einem einzigen Ganzen zu verschmelzen, war den Azteken aber bisher nicht gelungen, auch hatten sie sich in dieser Richtung augenscheinlich wenig bemüht.

Die Erkenntnis, daß das gewaltige Aztekenreich keineswegs ein einiges Ganzes vorstelle, sondern hauptsächlich nur durch den von dem Namen der Azteken ausgehenden Schrecken zusammengehalten werde, konnte dem Scharfblicke eines Cortes nicht lange verborgen bleiben und beschloß er, diesen Umstand als den Hebel zu benutzen, der das mächtige Reich der Azteken aus den Fugen heben und zu Falle bringen sollte.

Bevor Cortes es aber wagen durfte, einen Vorstoß gegen dasselbe zu unternehmen, galt es, die Verhältnisse an der Küste zu ordnen und einen festen Rückhalt zu gewinnen. Das bisherige Strandlager wurde aufgehoben und man beschloß, dasselbe nach der Bucht von Chiahuitzlan zu verlegen, wohin auch die Schiffe beordert wurden.

Der Weg dorthin führte durch das Gebiet der freundlich gesinnten Totonaken und zunächst nach der Stadt Cempoalla. Eine Stunde vor derselben wurden die Spanier von zwanzig vornehmen Indianern empfangen und als sie nun der damals an 20000 Menschen zählenden Stadt entgegen geleitet wurden, konnten sie sich nicht genug wundern über die Ausdehnung und Schönheit derselben. Einige vorausgesprengte Reiter brachten die wunderbare Nachricht, sie hätten beim Blick durch die Thore alle Häuser mit poliertem Silber beschlagen gefunden, doch zeigte es sich später, daß diese Täuschung durch den Umstand hervorgerufen worden war, daß die Indianer erst kürzlich die Wände sehr geschickt mit einem feinen weißen Kalk überzogen hatten, der in den Strahlen der Sonne wie Silber erglänzte.

Der Kazike von Cempoalla, der die Spanier mit Wohlwollen empfing, brach in schwere Klagen über Motecusuma und seine Statthalter aus und schilderte, wie dieser gewaltige Herrscher, dem sich niemand zu widersetzen wage, die Totonaken erst kürzlich besiegt und ihnen alles Gold und Geschmeide weggenommen habe. Ähnliche Klagen führte der Kazike von Chiahuitzlan und beide ließen sich durch die geschickt gewählten Worte des Cortes leicht bewegen, ein Bündnis mit ihm einzugehen, welches ihre Befreiung von der Herrschaft der Azteken erstrebte.

Wie groß die Furcht vor den letzteren war, zeigte sich noch während der Verhandlungen, die plötzlich durch das Eintreffen von fünf Beamten Motecusumas unterbrochen wurden, welche kamen, um von den Totonaken den fälligen Tribut einzutreiben.

Bleich vor Schreck eilten die Kaziken den Ankömmlingen entgegen, die mit reichen Gewändern geschmückt und von Dienern begleitet, stolz einherzogen und den Spaniern hochmütige Blicke zuwarfen. Und kaum waren diese Gäste untergebracht und bewirtet worden, als die Kaziken voller Bestürzung Cortes die Mitteilung machten, daß die Azteken, erzürnt über die freundliche Aufnahme, welche man den Spaniern hatte zu teil werden lassen, zwanzig Jünglinge und Jungfrauen verlangten, um sie den Göttern zu opfern, damit dieselben wegen des pflichtwidrigen Verkehrs der Totonaken mit den Spaniern versöhnt werden möchten.

Die Erschrockenen holten sich nun Rat bei Cortes, der den Totonaken befahl, nicht nur den Tribut zu verweigern, sondern auch die Abgesandten Motecusumas gefangen zu nehmen. Anfänglich vor einer solch kecken Majestätsverletzung zurückbebend, folgten die eingeschüchterten Kaziken endlich aber dem Befehle und schickten sich sogar an, nun ihrerseits die Abgesandten zum Sühnopfer zu schlachten. Cortes aber, weit entfernt, dies zu gestatten, verschaffte sich in der Stille der Nacht eine Unterredung mit den Gefangenen, stellte sich unwissend bezüglich der Vorgänge und beförderte ihre Flucht, indem er ihnen zugleich die freundschaftlichsten Aufträge an Motecusuma erteilte.

Durch dieses Intriguenspiel wurden nicht nur neue Beziehungen zu Motecusuma geschaffen, sondern vor allem auch der Bruch zwischen den Azteken und Totonaken zu einem unheilbaren gemacht. Letztere, mit zwingender Gewalt in das Lager der Spanier getrieben, zögerten nicht länger, die Oberherrschaft derselben anzuerkennen, zumal von denselben kein Tribut gefordert wurde.

Mit freudigem Eifer beeilten sie sich, den Spaniern beim Aufbau der neuen Stadt, welche eine halbe Legua von Chiahuitzlan entfernt angelegt werden sollte, Hilfe zu leisten, nicht ahnend, daß sie mit der Aufführung eines jeden neuen Festungswerkes dazu beitrugen, jene Kette zu schmieden, die nicht nur alle anderen Völker Mexikos, sondern auch sie selbst zu Boden drücken sollte.

Der neuen Stadt wurde der Name Villa Rica de Vera Cruz, „die reiche Stadt des wahren Kreuzes“ beigelegt, ein Name, der sehr bezeichnend nicht nur die religiösen, sondern auch die materiellen Interessen andeutet, für welche die spanischen Abenteurer ihr Leben einsetzten.*)

Während man noch mit dem Bau der Kirche, der Magazine, des Rathauses und der von Wällen und Gräben umgebenen Citadelle beschäftigt war, überbrachte eine neue Gesandtschaft Motecusumas abermals reiche Geschenke und zugleich den Dank des Monarchen für die Befreiung der aztekischen Beamten. Von Erneuerung des Befehls zur Abreise war diesmal keine Rede.

Die Totonaken, welche der bangen Überzeugung gelebt hatten, Motecusuma werde Kriegsleute schicken und sie wegen ihres Abfalles strafen, an Stelle dieser aber mit

*) Dieses erste Vera Cruz ward unfern einer kleinen, von den Eingeborenen Chiahuitzla genannten Hafenbucht erbaut, drei Jahre später aber wurde die Stadt ihrer ungesunden Lage halber an die Mündung des Flusses Antigua verlegt. Der Ursprung des heutigen Vera Cruz, der Insel San Juan de Ulua gegenüber, datiert erst nach dem Jahre 1600.

Geschenken beladene Gesandte erblickten, trauten kaum ihren Sinnen und meinten: „Wahrlich, die Fremdlinge müssen »Teules«, Götter sein, denn selbst der große Motecusuma fürchtet sie.“ —

Um den mit den Spaniern geschlossenen Bund zu besiegeln, brachten die Kaziken acht der schönsten Indianerinnen, Töchter der vornehmsten Familien, alle reich mit kostbaren Stoffen, Ketten und Spangen geschmückt und von zahlreichen Dienerinnen umgeben. „Nimm,“ sprach der Kazike von Cempoalla zu Cortes, „diese Jungfrauen für Dich und Deine Hauptleute zu Weibern, und erblicke in dieser Gabe ein Zeichen der Brüderschaft, die uns fortan verbinden soll.“



Type eines mexikanischen Tempels.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Cortes benutzte die Gelegenheit, einen ernstlichen Angriff auf den unter den Eingeborenen herrschenden Götzendienst zu unternehmen und erklärte, daß er die Jungfrauen erst dann annehmen könne, nachdem sie Christinnen geworden und die Totonaken alle Menschenopfer und den Genuß von Menschenfleisch aufgegeben hätten.

Untrügliche Zeichen, daß die Opferung von Menschen auch im Reiche der Totonaken im Schwange war, hatte man allenthalben gefunden. Diese Opfer wurden in den zahlreichen, aus Erde und Stein aufgeführten „Teocallis“ oder Tempeln vollzogen, die sich in der Regel auf einer drei bis fünf Stockwerke hohen Pyramide erhoben, zu welchen Stufen emporführten. Manchmal waren diese Stufen in Form einer Wendeltreppe angelegt, so daß man drei- bis viermal um die Pyramide herumzugehen hatte, bevor man die obere Plattform erreichte. Auf dieser Plattform erhob sich zumeist ein 15 bis 20 Meter hoher Turm, in dessen Halle nicht nur die aus Stein

oder Holz gemeißelten Bilder der Götzen, sondern auch jene furchtbaren Opfersteine aufgestellt waren, auf denen die zum Opfer bestimmten Menschen abgeschlachtet wurden.

Widersetzten die Totonaken sich anfänglich dem Ansinnen, ihren althergebrachten Gebräuchen zu entsagen, so ließen sie es aber schließlich doch geschehen, daß die Spanier die in dem Haupttempel aufgestellten mißgeformten Götzenbilder zerstörten und in Stücken die Stufen hinabschleuderten.

An Stelle dieser Götzen wurde in dem sorgfältig gereinigten Tempel ein mit duftenden Rosen umkränztes Marienbild aufgestellt, die Priester hatten ihre blutbefleckten schwarzen Mäntel mit weißen Gewändern zu vertauschen und mußten sich von nun ab der größten Reinlichkeit befleißigen. Bald darauf wurde eine feierliche Messe insceniert, gelegentlich welcher die Taufe der indianischen Jungfrauen erfolgte. Zur Fortsetzung des glücklich begonnenen Bekehrungswerkes wurde ein alter spanischer Lanzknecht als provisorischer Katechet installiert.



Mexikanischer Götze.
Nach dem im Museum für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Der Julimonat war herangekommen, als plötzlich ein Schiff im Hafen von Vera Cruz erschien, welches die Nachricht brachte, daß Velasquez, der Statthalter auf Cuba, von der Regierung die Vollmacht erhalten habe, in den neuentdeckten Ländern Kolonien zu gründen.

Dies beunruhigte Cortes und er fand jetzt zweierlei dringend notwendig: erstlich die Fortsetzung seiner Expedition ins Innere des mexikanischen Reiches zur baldmöglichsten Gewinnung glänzender Resultate, um sich und seine Sache bei Hofe zu empfehlen, zweitens die ungesäumte Absendung von Vertrauten nach Spanien, welche dem Kaiser über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheiten und die für die Zukunft sich eröffnenden Aussichten Bericht erstatten sollten. In dem diesen Abgesandten mitgegebenen Berichte verschwieg Cortes nicht sein Verhältnis zu Velasquez, er wußte aber hervorzuheben, wie dieser nur kleinlichen Privatvorteil bei einer Sache gesucht habe, welche so großartig sei, daß sie, wenn unmittelbar für die Krone betrieben, deren Macht und Reichtümer unermeßlich vermehren müsse. Pomphaft von den sich darbietenden Aussichten sowie von der Tapferkeit, Ausdauer und Unterthanentreue seiner Gefährten redend, meldete er zugleich, daß er unverweilt ins Innere aufzubrechen gedenke, um das große Reich der Azteken dem königlichen Scepter zu unterwerfen. Der Verwaltungsrat der Stadt Vera Cruz schloß gleichfalls ein Schreiben bei und verbreitete sich vornehmlich über solche Punkte, wo sein Urteil als ein unparteiisches erscheinen mochte. Er sagte viel Übles von Velasquez und viel Gutes von Cortes, von seiner uneigennützigen Selbstaufopferung für die Expedition, von seinen großartigen, den Erfolg verbürgenden Eigenschaften und dergleichen mehr. Der Bericht schloß mit einem förmlichen Antrage auf königliche Bestätigung aller provisorisch verfügten Maßregeln und Anstellungen. Eine ähnliche Begeisterung für Cortes und seine Sache kam in zahlreichen Privatbriefen der Hauptleute

zum Ausdruck, die ihre am Hofe verweilenden Freunde beschworen, all ihren Einfluß aufzubieten, daß Cortes in seinen provisorisch übernommenen Ämtern und Ehrenstellen vom Monarchen bestätigt werde.

Den Botschaftern gab Cortes alle bisher erbeuteten Kostbarkeiten und Seltenheiten mit, überzeugt, daß die Größe dieses Geschenkes den Eindruck der Schreiben aufs nachhaltigste unterstützen werde.

Bald nach der am 26. Juli 1519 erfolgten Abreise der Botschafter, denen jede Landung auf Cuba verboten und direkte Fahrt nach Spanien anbefohlen wurde, zeigte es sich aber, daß nicht alle Gefährten des Cortes gleich freudigen Mutes waren, denn mehrere Unzufriedene, heimliche Anhänger des Velasquez, faßten den Plan, zu entweichen und nach Cuba zurückzukehren. Schon hatten sie in aller Stille ein Schiff mit Vorräten versehen und zur Abfahrt hergerichtet, als die Verschwörung entdeckt wurde. Cortes verurteilte zwei der Hauptschuldigen zum Tode und faßte, um alle ähnlichen Verschwörungen, welche eine Zersplitterung seiner Macht im Gefolge haben könnten, zu vereiteln, den kühnen Entschluß, sämtliche Fahrzeuge unbrauchbar zu machen. Ein durch Bestechung der Steuerleute erlangtes Gutachten, die Schiffe seien stark beschädigt, von Würmern zerfressen und zur Rückfahrt gänzlich untauglich, zum Vorwande benutzend, ließ er alles Eisenwerk, sowie alle Taue und Segel abnehmen und die Schiffe nunmehr auf den Strand laufen, damit niemand wieder von der Heimkehr nach Cuba reden könne.

Jeder Rückzug war nunmehr abgeschnitten, und wußte Cortes durch eine Rede voll hinreißender Gewalt seine Mannen so zu begeistern, daß alsbald aus aller Munde der Ruf erscholl: „Auf nach Mexiko!“

Namenszug des Ferdinand Cortes.



Scenerie im tropischen Tieflande von Mexiko
mit Blick auf den Citlaltepetl.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Der Zug gen Mexiko.

Es war am 16. August des Jahres 1519, als Cortes mit einer aus 300 Fußsoldaten und 15 Reitern bestehenden Macht zu seinem denkwürdigen Marsche ins Innere aufbrach. Den aus 152 Mann und 2 Reitern bestehenden Rest seiner Leute zum Schutze der Ansiedelung Villa Rica zurücklassend, nahm er noch 1300 totonakische Krieger und 1000 Lastträger mit. Zunächst führte der Zug durch die schönen Gegenden der „tierra caliente“, deren entzückende Schönheit einen krassen Gegensatz zu den sandigen, trostlosen Küstenstrichen bildete und einen tiefen Eindruck auf die Spanier hinterließ. Allenthalben herrschte eine wahrhaft erdrückende tropische Vegetation. In allen erdenklichen Farben und Gestaltungen drängten sich die mächtigen Urwaldbäume nebeneinander, von zahllosen mit wundersamen Blüten geschmückten Schlingpflanzen, Orchideen, Moosen und Kräutern umstrickt, die ihre langen Zweige und Luftwurzeln wie Fangarme durch die Zwischenräume sendeten. Hohe Bambusrohre und Farnkräuter umgürteten die Ufer der Bäche und Flüsse; zartgefiederte Mimosen und

schlanke Palmen wiegten sich neben gewaltigen Drachenblut- und dickstämmigen Bombaxbäumen. Und welch ein Leben herrschte in diesem gigantischen Urwalde. Vögel von allen Größen und von herrlichstem Gefieder hüpften von Ast zu Ast, wie leuchtende Funken umschwirrten glänzend bunte Kolibris die zahllosen Blüten, aus denen auch Wolken schillernder Schmetterlinge ihre Nahrung saugten.

Und diese schönen Bilder blieben keineswegs dieselben, sondern wechselten fort und fort. Bald trat man hinaus auf ausgedehnte, mit üppigem Graswuchs bestandene Savannen, bald führten die Pfade über malerische, mit Hochwald umkleidete Hügelketten, die weiter landeinwärts sich zu immer höheren Gebirgen emporschoben, um endlich in jenem gewaltigen Schneekrater des Citlaltepetl*) zu gipfeln, welcher den Spaniern schon weit bis aufs Meer hinaus entgegengeleuchtet hatte.

Angeheimelt von dem lieblichen, an andalusische Landschaften erinnernden Charakter des schönen Totonakenreiches kamen die Spanier überein, dasselbe Nueva España „Neuspanien" zu nennen.

Nach zweitägigem Marsche gelangte man über Xalapa, Socochina und Textula in die höheren Gebirgsregionen, in denen ein schroffer Wechsel der Witterung sich unangenehm fühlbar machte. Nirgend sah man menschliche Wohnungen, rauhe Winde erhoben sich und pfiffen schneidend von den immer höher sich auftürmenden Schneegebirgen herüber. Die Nächte brachten Regen, Hagel und so starke Kälte, daß einige von Cuba mitgebrachte Indianer der Unbill der Witterung erlagen.

Immer wilder und schauriger wurde das Aussehen der Landschaft. Bald führte der Pfad an schwindelnden Abgründen, bald an gewaltigen Gebirgsriesen vorüber, die ihre schneebedeckten zackigen Gipfel hoch in das Himmelsblau reckten. Bald ging es durch schaurige Engpässe, bald über weite Hochebenen, auf denen scharfkantige Lava und nachgiebige Asche das Vorwärtskommen ungemein erschwerten. Wie manchmal flog von diesen unwirtlichen Höhen der Blick sehnsüchtig in die kaum verlassenen Regionen des Tieflandes hernieder, das mit seinen von silbernen Wasserläufen durchzogenen unermeßlichen Wäldern und Savannen wie eine ungeheuere Landkarte zu Füßen der Wanderer aufgerollt lag und erst in weiter, weiter Ferne dort eine Grenze fand, wo die schimmernden Fluten des Oceans, des Meerbusens von Mexiko den Kontinent bespülten.

Man hatte bereits eine Höhe von 2500 Meter erreicht, als die durch Hunger und Kälte abgematteten Soldaten endlich nach Zurücklegung eines Gebirgspasses auf ein hunderte von Meilen weites Hochplateau hinaustraten, dessen Klima demjenigen von Südeuropa ähneln mochte. Überall zeigten sich jetzt wieder die Merkmale einer sorgfältigen Kultur. In weitem Umkreise erglänzten aus wohlbestellten, mit Mais besetzten Feldern weißleuchtende Dörfer und Städte, deren Gebäude aus Stein und Kalk aufgeführt und von Gärten umgeben waren, die eine Einfriedigung von seltsamen säulenförmigen Kakteen hatten.

Hier auch lernten die Spanier zum erstenmal die Maguey, die Agave americana

*) Heute führt dieser malerische, 5384 Meter hohe Schneegipfel den Namen Pic von Orizaba.

kennen, aus deren Saft ein metartiges, berauschendes Getränk, der Pulque angefertigt wurde.

Neben diesen erfreuenden Bildern traf das Auge aber auch allenthalben auf scheußliche Denkmale des unter den Völkern Mexikos herrschenden Opferkultus.

Bei der Ortschaft Yocotlan sah man zu Seiten des Opfertempels einen Platz, auf dem mehr als hunderttausend menschliche Schädel in regelmäßigen Reihen aufgeschichtet standen. Drei überaus abschreckende, in schwarze, blutbefleckte Gewänder gehüllte Priester waren die Hüter dieser grausigen Schädelstätte. Je mehr man sich im weiteren Verlaufe des Marsches der aztekischen Hauptstadt Tenochtitlan näherte, um so mehr hatte man sich an den Anblick solcher Schreckensbilder zu gewöhnen.

Die Bewohner der Ortschaften kamen den Fremdlingen kalt und mißtrauisch entgegen und ließen überall fühlen, daß ihr Besuch nicht angenehm sei. Augenscheinlich fürchtete man, den Zorn der Azteken auf sich zu laden, wenn man die Spanier in die Ortschaften aufnehme und mit Lebensmitteln versehe. Das ganze Land war den Azteken unterworfen, und als Cortes einen Kaziken fragte, ob er ein Vasall des Motecusuma sei, antwortete der Kazike erstaunt: „Giebt es denn jemand, der Motecusuma nicht unterthan wäre?" Auf die weitere Frage nach Gold entgegnete der Häuptling, daß er solches wohl besitze, es Cortes aber nicht geben könne, da dies das Mißfallen Motecusumas herausfordern möge. Sollte dieser es hingegen befehlen, so werde er sofort mit seinem Golde, mit seiner Person und mit seiner ganzen Habe Cortes zu Diensten stehen.

Bevor Cortes sich nun zum weiteren Vormarsche rüstete, suchte er über die beste nach Tenochtitlan führende Route Gewißheit zu erlangen. Die Kaziken der Umgegend hatten geraten, den Weg über die Stadt Cholula einzuschlagen, die mit Cortes ziehenden Totonaken hingegen schilderten die Bewohner dieser großen Ortschaft als falsch und verräterisch und schlugen vor, den Weg durch das Land der Tlascalaner zu nehmen, die ihre Freunde seien, seit langen Zeiten aber mit den Azteken in bitterer Feindschaft lebten. Cortes forderte nähere Mitteilungen über dieses Volk und erfuhr, daß dasselbe einen ca. 50 Meilen umfassenden, von rauhen Gebirgen erfüllten Distrikt des Hochplateaus bewohne und in den fruchtbaren Thälern Ackerbau und Gewerbe treibe.

In allen Künsten des Krieges geübt, hatten die durch harte Arbeit, mäßiges Leben, unablässigen Waffendienst und ein gesundes Klima gestählten Gebirgsbewohner alle Versuche der Azteken, sie zu unterwerfen, erfolgreich abgeschlagen und bildeten inmitten des großen Aztekenreiches eine Republik, die von vier Oberen mit einem aus den durch Tapferkeit und Klugheit sich auszeichnenden Edelleuten gebildeten Ratskollegium regiert wurde.

Keine Nachricht konnte Cortes willkommener sein, als die gegebene, durfte er doch hoffen, die zwischen den Tlascalanern und Azteken bestehende Feindschaft sich zu nutze machen zu können. Um die Gesinnung der ersteren zu erproben, sandte er einige der ihn begleitenden Totonaken, Bewohner von Cempoalla, mit Geschenken nach der Stadt Tlascala und bat, ihm freien Durchzug durch das Land zu gewähren.

Antwort und Boten aber blieben aus, nach tagelangem Harren erfuhr man endlich von einigen Eingeborenen, ganz Tlascala sei zum Kampfe gerüstet und entschlossen, den

Spaniern den Eintritt ins Land zu verwehren, da man von denselben höchst wahrscheinlich wie von den Azteken nur Raub und Plünderung zu erwarten habe.

Hoffend, die Tlascalaner eines Besseren überzeugen zu können, ließ Cortes seine kleine Armee unter aller Vorsicht vorrücken, als man plötzlich an einen gewaltigen aus Kalk und mächtigen Steinblöcken zusammengefügten Wall von 3 Meter Höhe und 6 Meter Stärke gelangte, der den ganzen Eingang des nach der Stadt Tlascala hinführenden Flußthales versperrte und von einem der beiden das Thal bildenden Gebirgszüge bis zum anderen reichte. Eine Brustwehr zog sich den ganzen 10 Kilometer langen Wall entlang, der nur einen einzigen, zehn Schritte breiten und stark gewundenen Durchgang zeigte, welcher mit der leichtesten Mühe gegen eine ansehnliche Macht verteidigt werden konnte. Dies wunderbare Bauwerk bildete die östliche Schutzwehr der Republik Tlascala, die nach den anderen Himmelsrichtungen von schwer übersteiglichen Höhen umgürtet wurde.

Auffallenderweise war der Wall nicht verteidigt und ungehindert konnte Cortes mit seinen Truppen durch die Maueröffnung in die Republik einziehen. Kaum aber hatte man einige Meilen zurückgelegt, als man auf verschiedene kleinere und größere Indianerheere traf, welche durch wiederholte Angriffe den Spaniern nicht nur empfindliche Verluste bereiteten, sondern sie auch tagelang in ihrem Weitermarsche aufhielten. Ein Scharmützel reihte sich an das andere und mehr als einmal gerieten Fußsoldaten und Reiter so ins Gedränge, daß es des Aufgebotes aller Kräfte bedurfte, um den Umschlingungen der tapferen Gegner sich zu entwinden. Eine gleiche Kampfeslust und Unerschrockenheit, einen gleichen Todesmut hatten die Spanier in der neuen Welt bisher noch nicht kennen lernen. Allen Friedensvorschlägen setzten die Tlascalaner die Antwort entgegen, man werde den weißen Männern das Fleisch von den Knochen reißen und dasselbe den Göttern opfern.

Hatten bereits am 1. und 2. September größere Kämpfe stattgefunden, so kam es am 5. September zu einer entscheidenden Schlacht. Die unter der Führung des jungen Häuptlings Xicotencatl stehenden Tlascalaner hatten ihre gesamten Streitkräfte zusammengezogen und bedeckten, wenn wir den Versicherungen des an dem Kampfe teilnehmenden Bernal Diaz del Castillo Glauben beimessen sollen, im Verein mit den den Tlascalanern verwandten und zur Hilfe herbeigerufenen Otomis ein Terrain von zwei Quadratstunden. Und welch einen Anblick gewährten die Gegner! Da wogte ein Meer von Kriegern, die ihre nackten Leiber mit den buntesten Farben geschmückt hatten und sich in ihrer Kleidung höchstens auf einen Lendenschurz, auf ein Paar Sandalen und auf einen phantastischen Kopfputz beschränkten, der aus der grinsenden Fratze eines Panthers, Jaguars oder Berglöwen bestand, aus dessen weitgeöffnetem Rachen das Gesicht des Kriegers hervorblickte. Zwischen diesen muskulösen Kriegergestalten bewegten sich die reich geschmückten Häuptlinge und Führer her und hin, an ihren farbenprächtigen, mit grotesk angeordneten Federbüschen geschmückten Helmen, sowie an ihren Federmänteln weithin erkennbar. Die Leiber dieser Heerführer waren von dicken, aus abgesteppter Baumwolle gearbeiteten Waffenröcken umschlossen, welche den Oberkörper vor Hieb-

und Stichwunden bewahren sollten. Mit Gold und kostbaren Edelsteinen geschmückte Sandalen und Halbstiefel schützten die Füße.

So auffällig und prächtig die Kleidung, so war auch das andere Kriegszeug mit allerlei farbigem Schmucke versehen. Die runden aus Leder, Holz und Rohr gefertigten Schilde zeigten in Malerei oder kostbarer Federmosaik tausendfach verschiedene Ornamente; die Heerbanner und Feldzeichen, die teils frei getragen wurden, teils zwischen den Schulterblättern hervorragender Krieger befestigt waren, zeigten in Federarbeit die Farben



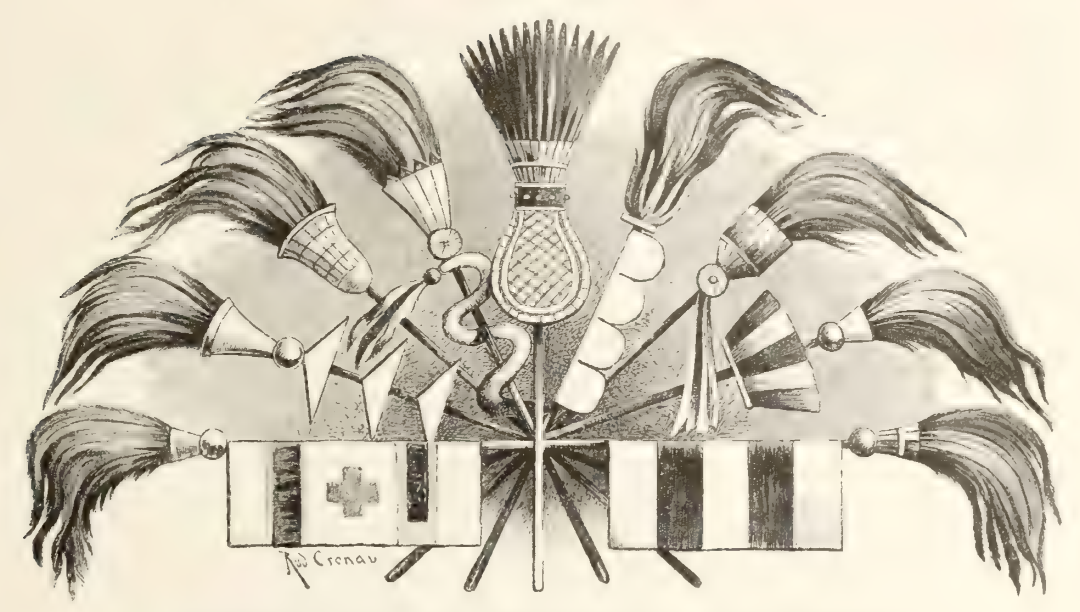
Ein altmexikanischer Krieger höheren Ranges.

Nach einer mexikanischen Malerei in der Bibliothek des Vatikans zu Rom.

Die Farbe des Waffenkleides ist blau mit weißen und roten Ornamenten. Der Kopfputz ist mit roten Bändern und Goldschmuck versehen und oben mit einem Schopfe von goldgrünen Federn verziert. Die Farben des mit einem roten Rande umgebenen Schildes sind gelb und grün.

und Toteme der einzelnen Häuptlinge, ganz besonders fielen darunter auf das Wappen des Hauses Xicotencatl, ein auf einem Felsen sitzender weißer Reiher, sowie das große, überaus reich mit Silber, Türkisen, Opalen und Smaragden verzierte Banner von Tlascala, ein goldener Adler mit weit ausgespannten Flügeln.

Nicht minder abenteuerlich gestaltet als diese Feldzeichen waren die Waffen. Da sah man schwere, absonderlich geformte Holzkeulen, Cuauholloli genannt; zweischneidige Spieße; Wurfspeere, die mit drei Spitzen versehen waren und nach dem Wurfe vermittelst



Mexikanische Standarten und Feldzeichen aus der Zeit der Eroberung.
Nach indianischen Malereien gezeichnet von Rudolf Cronau.

eines ledernen Riemens zurückgezogen werden konnten; ferner sah man sehr elastische Bogen und Pfeile, deren Spitzen aus Knochen oder Obsidiansplittern bestanden; desgleichen führten die Indianer Schleudern und kurze, aus Knochen gefertigte Schwerter, vor allem aber auch jene eigentliche Nationalwaffe der Völker des Plateaus von Anahuac, das






Krieger mit der Cuauholloli bewaffnet. Tlascalaner mit dem Maquahuitl bewaffnet.
Nach altmexikanischen Malereien.

Maquahuitl, einen schwertartigen Holzstab von $1\frac{1}{4}$ Meter Länge, in dessen Seitenflächen haarscharfe Stücke von schwarzem vulkanischen Naturglas, Obsidian, eingelassen waren. Hiebe mit dieser gefährlichen Waffe erzeugten äußerst schmerzhafte und schwerheilende Wunden.

Wohl mag das kleine Häuflein Spanier ein geheimes Grauen angewandelt haben, als sie sich einer solchen Macht gegenüber sahen. „Uns wurde bange," schreibt Diaz del Castillo, „denn wir waren Menschen und fürchteten den Tod. Fast unsere ganze Mannschaft beichtete noch in der Nacht und wir baten Gott recht flehentlich um Sieg."

Cortes beschloß, den Feind in seinem eigenen Lager anzugreifen, musterte in aller Frühe seine kleine Armee, ermahnte die Krieger ganz besonders auf Ordnung zu halten und gab die Verhaltungsmaßregeln. Die Reiter sollten ihre Lanzen gerade auf die Augen der Indianer richten, bei den Musketieren und Armbrustschützen sollten die einen nur laden, die anderen nur losschießen, das grobe Geschütz sollte während der Schlacht ein ununterbrochenes Feuer unterhalten.

Kaum waren die Spanier in Sehweite, als von allen Seiten die Indianerschwärme unter dem Heulen ihrer Heerhörner und mit fürchterlichem Kriegsgeschrei auf sie einstürmten. Aber ununterbrochen flammten den Angreifern die Feuerschlünde der Geschütze entgegen und ununterbrochen wurden die Reihen der Indianer von den krachenden Steinkugeln auseinandergerissen. Was in die Nähe der Spanier kam, wurde mit den Schwertern oder Lanzen niedergestoßen.

Aber so wenig die Spanier eine Ermattung in der Führung ihrer Waffen kannten, ebensowenig hörten die Feinde auf, ihre wütenden Angriffe zu wiederholen. Mochten auch Hunderte mit zerschmetterten Gliedern zusammensinken, so standen Tausende bereit, ihre Plätze einzunehmen. Als sie erkannten, daß die Angriffe der einzelnen Abteilungen beständig an dem lanzenstarrenden Heereskörper der Spanier abprallten, da schlossen sie sich, entgegen ihrer sonstigen Kriegsweise, zu einer einzigen ungeheueren Masse zusammen und stürzten in hundertfacher Übermacht wie eine alles verheerende Lawine auf das Häuflein der Europäer zu. Pfeile, Wurfspieße und Schleudersteine flogen den Spaniern so massenhaft entgegen, daß sie sogleich den Boden hoch bedeckten, und ihnen nach stürmte der Feind, sein wildestes Kriegsgeheul ertönen lassend. Dieser übermächtige Ansturm brachte die Europäer einen Augenblick zum Wanken und schon gerieten ihre Reihen in Unordnung, als Cortes mit seinen Reitern unter Anspannung der äußersten Kräfte in den tosenden Menschenstrom setzte und denselben mit wuchtigen Schwertstreichen zum Stehen brachte. Inzwischen wurden aufs neue die Kanonen gerichtet, abermals mähten die schweren Kugeln die Feinde massenhaft nieder und als nun auch das spanische Fußvolk gesammelt zum Angriff vorging, da konnten die Tlascalaner nicht länger das Feld behaupten und traten nach vierstündigem heißen Kampfe den Rückzug an.

Die Sieger, von denen keiner ohne Wunden geblieben war, waren zu erschöpft, um den Feind zu verfolgen und kehrten darum in ihr auf einem Hügel gelegenes Standquartier zurück.

Am nächsten Tage sandte Cortes aufs neue eine Botschaft an die Kaziken von

Tlascala und ließ abermals friedlichen Durchzug nach Tenochtitlan fordern, anderenfalls er Tod und Verderben über Tlascala bringen werde. Die Abgesandten trafen die Großen der Republik in Beratung mit dem gesamten Senate. Einer der ersteren, der greise Maxixcatzin stimmte dafür, das Verlangen der Spanier zu gewähren, mächtiger aber war die unter dem jungen Xicotencatl stehende Kriegspartei, die vor Begierde brannte, die erlittene Niederlage durch einen glänzenden Sieg auszugleichen.

Ausschlaggebend waren die anwesenden Wahrsager und Priester der Ortschaft, welche verkündeten, daß die Spanier nicht etwa „Teules“, Götter seien, sondern menschliche Wesen, die ihre übernatürliche Kraft nur aus den Strahlen der Sonne schöpften. Mit dem Untergange der Sonne schwinde diese Kraft und so müßten die Fremdlinge einem nächtlichen Angriffe unfehlbar erliegen.

Dieser Ausspruch leuchtete ein, die Fortsetzung des Krieges wurde beschlossen und Xicotencatl befohlen, mit zehntausend Streitern das Lager der Weißen während der Nacht zu überfallen. Zum Glücke für die Spanier wurde der nächtliche Anmarsch der Tlascalaner nicht nur frühzeitig genug entdeckt, sondern auch so glänzend zurückgeschlagen, daß das Heer Xicotencatls sich bald in wilde Flucht auflöste.

Zum drittenmal schickte Cortes nun eine Botschaft an den Rat der Republik Tlascala, und wenn auch Xicotencatl nur schwer dem Drängen der Senatoren und des Rates sich fügte, so wurden endlich aber doch die Freundschaftsanerbietungen des Cortes angenommen und Friede geschlossen. Nicht nur die Senatoren der Republik, sondern auch der tapfere Xicotencatl selbst begaben sich, in halb weißen, halb bunten Mänteln, den Zeichen des Friedens, in Cortes' Lager. Xicotencatl, ein großer, breitschultriger Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, dessen ernstes Gesicht wie von schweren Sorgen durchfurcht erschien, brachte die Gründe vor, die ihn zum Kriege bewogen hätten. „Wir glaubten, als wir Euch mit den Vasallen des Motecusuma ziehen sahen, Ihr kämet in gleichen Absichten wie die Azteken. Deshalb suchten wir Euch zu bekämpfen, doch umsonst, da Ihr unbesiegbar seid. Nun, wo wir Euch kennen, wünschen wir Eure Freundschaft, hoffen auf Euren Schutz gegen die arglistigen Mexikaner und erbieten uns zu jedem Dienst. So standhaft Du meine Leute im Kriege gefunden hast, so treu wirst Du sie im Frieden finden.“

Über diese Antwort war Cortes hoch erfreut, denn längst war er sich darüber klar geworden, daß er die Unterwerfung des gewaltigen Aztekenreiches mit eigenen Kräften wohl nie erzwingen werde. Hatte schon die Besiegung der kleinen Republik nur unter Aufgebot aller Kräfte und unter dem Zusammentreffen der günstigsten Umstände geschehen können, wie durfte er wagen, mit seinem kleinen Häuflein den ungleich gewaltigeren Heeren entgegenzutreten, welche Motecusuma ins Feld zu führen vermochte?

Und so ließ Cortes es sich angelegen sein, die so schwer errungene Freundschaft des stolzen Bergvolkes nicht nur zu erhalten, sondern mehr und mehr zu befestigen. In der That, ohne die wackere Beihilfe der Tlascalaner, ohne ihre selbst in den Tagen des bittersten Unglückes sich bewährende Treue würde es Cortes wohl schwerlich gelungen sein, das große Werk auszuführen, welches seine Lebensaufgabe geworden war.

Es war am 23. September 1519, vierundzwanzig Tage nach der Ankunft auf der Landesgrenze, als Cortes an der Spitze seiner Schar in die Hauptstadt der Republik Tlascala einzog. Die Straßen, die flachen Dächer der Häuser waren erfüllt von festlich gekleideten Menschen, welche die Fremdlinge mit herrlich duftenden, verschiedenfarbigen Rosen bewarfen. Von den Edlen des Volkes aufs feierlichste empfangen, wurde Cortes in einen geräumigen Saal geleitet und mit einem reichen Festmahle bewirtet.

Tlascala war zu jener Zeit eine der wichtigsten Städte Mexikos. In einem Briefe an Kaiser Karl V. wird sie von Cortes selbst Granada vorangestellt, auch sei sie noch stärker befestigt und habe eine größere Bevölkerung. Cortes erwähnt, daß die Stadt einen großen Marktplatz besitze, auf dem täglich über dreißigtausend Menschen zusammenkamen und wo man alle Arten von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Schmucksachen aus Gold und kostbaren Steinen, Holz, Kohlen, vorzügliche Töpferarbeiten, kurz alle Bedürfnisse des Lebens feilbot. Cortes erwähnt auch Bäder und Barbierbuden, in denen man sich den Kopf waschen und scheren lassen konnte, auch rühmt er die vorzügliche Ordnung, die von einer trefflichen Polizei gehandhabt wurde.

Die Häuser der Stadt waren die noch heute in Mexiko allgemein üblichen Adobebauten, und aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln aufgeführt. Nur die Häuser der Vornehmen bestanden aus Stein. Die Eingänge wurden durch Matten versperrt, die mit kupfernen Fransen versehen waren, deren Klingen das Eintreten eines Gastes anzeigte.*)

Mehrere Wochen hindurch genossen die Spanier die Gastfreundschaft der Tlascalaner, und ließen es sich angelegen sein, das mit denselben geschlossene Bündnis immer fester zu schmieden. Mit Freuden begrüßten sie es daher, als die Kaziken die schönsten ihrer Töchter herzuführten, um sie mit den Offizieren ehelich zu verbinden.

Die Nachrichten von den wiederholten Siegen der Spanier über die Tlascalaner drangen schnell zu Motecusuma und erfüllten das Herz dieses Monarchen immer mehr mit dem Glauben, die Fremdlinge seien in Wirklichkeit jene Männer, die der Prophezeiung zufolge ihm und seinem Reiche den Untergang bringen würden. Daß die Fremdlinge überaus mächtige Geschöpfe sein müßten, war aus der Bezwingung der Republik Tlascala zu schließen, was Motecusuma trotz des Aufgebotes aller Machtmittel niemals hatte gelingen wollen. Von Natur aus ein schwacher, wankelmütiger Charakter, sandte

*) Heute ist Tlascala, seitab von den großen, nach Mexiko und Puebla führenden Linien der Eisenbahn gelegen, zu einer toten Provinzialstadt mit kaum 4—5000 Einwohnern zusammengeschrumpft. Ist die einstige Größe aus zahlreichen Überresten und Ruinen noch deutlich ersichtlich, so ist auch der Charakter der Gegend noch derselbe geblieben, nur daß an Stelle der Teocallis, in denen blutige Menschenopfer vollzogen wurden, christliche Kirchen getreten sind. Mancherlei Reliquien gemahnen noch an jene große Zeit, in welcher die Geschicke von Mexiko entschieden wurden, so werden in dem zu Tlascala befindlichen Archive nicht nur die mit schönen Malereien geschmückten Urkunden aufbewahrt, durch welche der Stadt Tlascala von Karl V. und Philipp II. wertvolle Privilegien verliehen wurden, sondern es werden daselbst auch der auf Agavestoff gemalte Stammbaum Xicotencatls, die Porträts der vier, die Regierung von Tlascala führenden Kaziken, sowie ein Banner aufbewahrt, welches Cortes in der Entscheidungsschlacht des 5. September 1519 getragen. Auch krönen noch die Ruinen des ehemaligen Palastes Xicotencatls den Gipfel des das Thal von Tlascala beherrschenden Cerro San Esteban.

Motecusuma aufs neue eine mit reichen Geschenken versehene Botschaft zu Cortes, ließ ihm zur Unterwerfung Tlascalas Glück wünschen und kund geben, er wolle Vasall des Kaisers Karl V. werden und man möge die Höhe des zu entrichtenden Tributes bestimmen. Den weiteren Marsch gen Tenochtitlan möge man dagegen aufgeben, da derselbe nicht nur ein höchst gefährliches Unternehmen sei, sondern auch viel Not und Beschwerden für die Spanier im Gefolge haben müsse.

Cortes hingegen entließ die Gesandtschaft mit der bestimmten Erklärung, daß er von seinem kaiserlichen Herrn den Auftrag habe, Motecusuma in seiner Hauptstadt zu besuchen und daß er entschlossen sei, diesen Befehl auszuführen.

In Tlascala erfuhr nun Cortes Genaueres über die Machtverhältnisse und die Zustände des Aztekenreiches. Motecusuma, so berichteten die Tlascalaner, verfüge über so ungeheuere Kriegsscharen, daß er, wenn er einen Angriff auf irgend eine Provinz unternehme, zu jedem Zuge hunderttausend Mann rüste. Er habe starke Besatzungen in allen von ihm eroberten Ländern und alle diese Länder hätten große Abgaben an Gold, Silber, Federn, Edelsteinen, Stoffen und Sklaven zu entrichten, welch letztere vorzugsweise zum Opferdienste verwendet würden. Motecusuma sei so gewaltig und mächtig, daß er alles, was er wünsche, auch durchzuführen vermöge. Sein Hof sei so glänzend, daß keine Schilderung der Pracht gerecht werde. Die Hauptstadt sei überaus fest und liege mitten in einem tiefen See, so daß man nur auf Dammstraßen zu ihr gelangen könne, deren Durchschnitte mit vielen Brücken belegt seien. Würden diese Brücken hinweggezogen, so sei die Stadt ohne Verbindung mit dem Lande, rings von Wasser umgeben und unzugänglich. Alle Häuser seien kleine Festungen und hätten flache, mit Brustwehren versehene Dächer, von wo aus feindlichen Angriffen aufs erfolgreichste Trotz geboten werden könne.

Willkommen war den Spaniern die Bestätigung der bereits vernommenen Kunde, daß Motecusuma und sein Volk bei all den von ihnen unterjochten Stämmen aufs bitterste verhaßt seien und daß diese sich nur mit Widerwillen der Gewaltherrschaft der Azteken fügten. Auf diese Mitteilung gründete Cortes hauptsächlich seinen Plan, die einzelnen Völkerschaften gegen die Azteken aufzuwiegeln, um dann das geschwächte Reich derselben um so leichter zerstören zu können.

Mit den Vorbereitungen zum Aufbruche beschäftigt, wurde Cortes abermals durch eine Botschaft Motecusumas überrascht, welcher diesmal, ganz entgegengesetzt von seinen früheren Bescheiden, die Spanier nicht nur aufs herzlichste bewillkommnete, sondern sie auch zum Besuche der Hauptstadt einlud. Er ließ zugleich ersuchen, kein Bündnis mit den wilden Tlascalanern einzugehen, sondern baldmöglichst den Marsch nach der sechs Stunden südlich von Tlascala gelegenen Stadt Cholula anzutreten, woselbst man die freundlichste Aufnahme finden werde.

Wohl warnten die Tlascalaner Cortes, diesem Ersuchen zu folgen, da sie einen hinterlistigen Plan zur Vernichtung ihrer neuen Bundesgenossen argwöhnten, doch ließ Cortes sich nicht beirren und trat den Marsch nach Cholula an. Die an zwanzigtausend Häuser zählende Stadt war schon seit langer Zeit den Azteken unterthänig

und galt für den größten und wichtigsten Handelsplatz der Hochebene. Seiner schönen Metallwaren, Baumwollfabrikate und Töpfereien halber war Cholula weit im Lande berühmt, mehr noch aber als das Heiligtum des Gottes Quetzalcoatl, dem zu Ehren an dem Ende der Stadt ein ungeheuerer Pyramidenbau aufgerichtet war. In ihrer Masse und ihrem Umfange die großen Pyramiden Ägyptens übertreffend, stieg dieser aus Adobeziegeln bestehende und mit Stuck beworfene Aufbau in vier gewaltigen, durch Treppen miteinander verbundenen Terrassen bis zur Höhe von ca. 65 Meter empor und trug auf der obersten Plattform einen prachtvollen Tempel, der das Kolossalbild Quetzalcoatls, des „Luftgottes" umschloß. Der Kopf dieser Bildsäule war mit reichem Federschmuck verziert, ein goldenes Band umgab den Hals und herrliche Türkise schmückten die Ohren des Gottes, der in der einen Hand einen kostbaren Herrscherstab, in der anderen einen Schild von wunderbarer Farbenpracht hielt.

Außer diesem Heiligtume, dem Wallfahrtsorte aller Frommen des Plateaus von Anahuac, zählte Cholula aber noch anderen Gottheiten geweihte Tempel in großer Zahl, man sah, wie Diaz del Castillo berichtet, hunderte von hohen Türmen, sämtlich Opfertempel mit Götzenbildern. „Die Stadt erschien uns ganz wie Valladolid und wir verwunderten uns dessen sehr."

Von der Plattform des großen Tempels hatte man einen wunderbaren Ausblick über die umherliegenden Lande. Gen Süden und Osten hin dehnten sich auf der überaus fruchtbaren Ebene unzählige Gärten und Felder, auf denen feinschmeckende Bohnen, saftig grüner Mais und die eigentümlichen, das Nationalgetränk der Mexikaner hergebenden Agaven, die Maguey, üppig gedeihten. Man sah große Haine, wo der aztekische Pfeffer Chilli gezogen wurde, und wiederum große Strecken, auf denen buntblühender Kaktus wucherte, welcher ganze Wälder bildete und wo die wertvolle Kochenille gehegt wurde. Einen krassen Gegensatz zu diesen gesegneten Fluren bildeten gen Nordwesten, Norden und Nordosten großartig wilde Gebirgslandschaften. Vier gewaltige Bergriesen traf der Blick. Aus weiter Ferne grüßte die schneeige Spitze des Citlaltepetl herüber, im Nordosten erglänzten die malerischen Firnen des der Republik Tlascala angehörigen Matlalcueye*), zur Linken aber schoben sich zwei durch einen Höhenzug verbundene gigantische Vulkane, der Popocatepetl und der Iztaccihuatl wie eine unübersteigbare Riesenwand vor das dahinterliegende Thal von Mexiko. Mächtige Rauchsäulen entstiegen dem schneebedeckten Gipfel des Popocatepetl und erhoben sich hoch über die Wolken, das Erstaunen der Europäer erregend, welche nie zuvor einen Vulkan gesehen hatten.

Den ganzen Tag lang marschierten die Spanier durch diese wunderbar großartige Landschaft, begleitet von einem mehrere tausend Mann starken Tlascalanerheere, welches von den sorglichen Leitern der Republik Cortes zur Verfügung gestellt worden war. Spät nachmittags kamen die Verbündeten vor Cholula,**) diesem Mekka der Indianer Anahuacs

---

*) Heute führt dieser Berg zur Erinnerung an die verführerische Dolmetscherin und Geliebte des Cortes den Namen Sierra Malinche. Malinche war der Name, den die Tlascalaner der Marina gaben, während sie Cortes Malintzin „den Gebieter der Malinche" nannten.

**) Cortes nennt die Stadt in seinen Briefen an Kaiser Karl V. Churultecal.

an, von einer großen Anzahl der Vornehmen sowie der Priesterschaft empfangen, die unter dem Schalle der beim Tempeldienste gebräuchlichen Trompeten und Trommeln und unter Absingung von Gesängen die Spanier in die Stadt geleiteten und in den für sie bestimmten Quartieren unterbrachten. Auf Wunsch der Cholulaner verblieben die den Heereszug begleitenden Tlascalaner außerhalb der Stadt in einem schnell hergerichteten Lager. Nach mehrtägigem Verweilen in der Stadt ergab sich, daß die Warnung der Tlascalaner vor der Verräterei ihrer Nachbaren wohl begründet sei. Geheimnisvolle Botschafter von Motecusuma kamen und verschwanden, ohne Cortes ihre Aufwartung gemacht zu haben, die Oberhäupter und Standespersonen der Stadt erschienen immer seltener, Cortes zu besuchen, auch wurden die Soldaten schlecht mit Lebensmitteln versorgt. Durch gute Kundschafter erfuhr man, daß in den Waldschluchten zahlreiches Kriegsvolk sich versammle, zugleich gewahrte man in der Stadt mancherlei Anzeichen, daß irgend ein hinterlistiger Anschlag vorbereitet werde. Man entdeckte, daß mehrere, das Quartier der Spanier umgebende Straßen mit Gräben durchschnitten und mit künstlich verdeckten Gruben versehen waren, in denen spitze Pfähle aufgerichtet standen. Eine Straße war durch starke Balken gesperrt; auf den flachen Dächern der Häuser wurden Brustwehren errichtet und Steine und Wurfgeschosse aufgeschichtet. Weiber und Kinder verließen heimlich die Stadt, die bald nur noch waffenfähige Männer zeigte.

Volle Gewißheit über das verräterische Vorhaben der Cholulaner erhielt man durch die Dolmetscherin Marina, welcher es geglückt war, das Vertrauen einer leichtgläubigen Cholulanerin zu erwerben. Man erfuhr, daß die Gesandten des wankelmütigen Motecusuma durch reiche Geschenke die Stadtbehörden gewonnen hatten, zu einem vernichtenden Anschlage gegen die Fremden die Hand zu bieten. Die Spanier sollten bei ihrem Abzuge aus der Stadt überfallen und gänzlich niedergemacht werden. Schon hatte man in dem großen Tempel sieben Menschen geopfert, um die Götter für das Unternehmen günstig zu stimmen und schon lagen die Halsriemen und Stricke bereit, mit denen man gefangene Spanier zu fesseln gedachte, um sie den Göttern gleichfalls zum Opfer darbringen zu können.

Es galt, diesem Anschlage zuvorzukommen. Den vor der Stadt lagernden tlascaltekischen Hilfstruppen wurde der Befehl zu teil, auf ein durch einen Kanonenschuß gegebenes Signal sofort in die Stadt einzudringen, und als dieses Signal ertönte, fielen Spanier und Tlascalaner vereint in aller Morgenfrühe über die Bewohner Cholulas her und richteten unter denselben ein fürchterliches Blutbad an. Mehrere Stunden währte die Metzelei, zahlreiche Gebäude und Türme, darunter der große Tempel, loderten in Flammen empor, die heilige Stadt ward in ein Pandämonium, in einen Schauplatz der wildesten Schreckensscenen verwandelt. An 3000 Menschen kamen in dem Straßenkampfe um, andere verbrannten lebendig oder wurden von der Plattform des großen Tempels heruntergestürzt. Erst nach fünf Stunden vermochte Cortes dem Morden und Plündern der tlascaltekischen Hilfstruppen, die dem seit alten Zeiten bestehenden Hasse und Rachgefühle gegen Cholula freiesten Lauf ließen, Einhalt zu gebieten.

Die Kunde von dem Blutbade zu Cholula, von der raschen Züchtigung seiner verräterischen Bewohner übte einen gewaltigen Eindruck weit und breit, ganz besonders

aber auf Motecusuma, der mit dem Scheitern des hinterlistigen Planes sein Verhängnis immer näher rücken sah.

Wiederum suchte er bei seinen Göttern und Wahrsagern Rat, doch es wurde ihm keine befriedigende Antwort. Er sandte deshalb eine Botschaft mit reichen Geschenken an Cortes und ließ jeden Anteil an der Verschwörung der Cholulaner ableugnen. Zugleich lud er Cortes ein, nach seiner Residenz zu kommen, wo er ihn erwarten werde.

Nachdem in Cholula die Ruhe wieder hergestellt und die dem Blutbade entronnenen Bewohner zu ihren Beschäftigungen zurückgekehrt waren, trat Cortes mit seinen Spaniern und Tlascalteken den Marsch gen Tenochtitlan, die Residenz Motecusumas an. Der Weg dorthin führte über den Gebirgssattel, welcher die beiden je über 5400 Meter hohen Riesenvulkane verband. Um die den Spaniern unbekannte Ursache zu ergründen, woher die ungeheuere Rauchsäule des Popocatepetl komme und wie dieselbe hervorbreche, veranlaßte Cortes den Hauptmann Diego Ordaz, mit einigen Soldaten bis zum Gipfel des Berges emporzusteigen, was noch kein Indianer der Umgegend gewagt hatte. Unter furchtbaren Anstrengungen gelang es den Verwegenen, über Asche, Schnee und Eis bis fast zur Spitze emporzudringen, als plötzlich der Berg zu erbeben begann und unter furchtbarem Krachen und entsetzlichem Geheul Flammen, Rauch und glühende Steine ausstieß. Es war ein Getöse, als solle der ganze Berg einstürzen. Die kühnen Spanier warteten eine Stunde lang, bis das Toben und Donnern nachließ und stiegen dann erst zu dem ungeheueren Krater empor, der ganz rund war und bei einem Umfange von 5 Kilometer, 1 Kilometer im Durchmesser hatte. Aus der Mitte dieses an 300 Meter tiefen Riesenkessels brachen die Flammen und der Dampf unter grausenerregendem Zischen und Brausen hervor.*)

Nachdem die sprachlos verharrenden Spanier sich an den Anblick dieser infernalischen Teufelsküche gewöhnt, überschauten sie lange das unermeßliche Panorama, das sie tief, tief unter ihren Füßen sahen. Welch eine wunderbare Schau! Wie ein offenes Buch lagen die blühenden Länder Mexikos mit ihren farbenreichen Ebenen, Gebirgen und Thälern, mit ihren schimmernden Flüssen und Seen, mit ihren zahllosen Städten und Dörfern vor den staunenden Augen der Spanier ausgebreitet, ganz besonders aber wurden die Blicke durch ein weites, im Nordosten an die Vorberge des Popocatepetl anstoßendes Thal gefesselt, das nahezu fast ganz von mehreren großen Seen ausgefüllt wurde. Da lag es, das Ziel der harten, an Entbehrungen und Gefahren so reichen Wanderung, die Stadt Tenochtitlan, deren Name den Spaniern im Wachen und im Träumen schon so lange vorgeschwebt hatte. Deutlich konnte man die mächtige, turmreiche Stadt inmitten des blauen Sees erkennen, wenn auch die Entfernung eine zu bedeutende war, um Einzelheiten unterscheiden zu können.

---

*) Der Popocatepetl, welcher zur Zeit der Eroberung Mexikos durch die Spanier sich noch in voller Thätigkeit befand, hat im gegenwärtigen Jahrhundert nur wenig Zeichen seiner vulkanischen Natur gegeben. Die letzte Eruption soll zu Ende des vorigen Jahrhunderts stattgefunden haben. Sind heutzutage die dem Krater entsteigenden Dämpfe von der Ebene aus nicht mehr sichtbar, so kann man den Popocatepetl aber noch lange nicht als einen völlig erloschenen Vulkan betrachten.



Der Popocatepetl und der Iztaccihuatl zur Zeit der Eroberung von Mexiko. Im Mittelgrunde die Pyramide von Cholula.
Mit Benutzung von Naturaufnahmen gezeichnet von Rudolf Cronau.

Tief bewegt von den überwältigenden Eindrücken stiegen die Kühnen wieder zu ihren auf dem Gebirgssattel harrenden Kameraden hernieder, als Trophäen einige große Eiszapfen mitbringend, welche man von den obersten Kraterwänden losgebrochen hatte.

Nach Überschreitung des steilen Gebirgspasses, wo das Heer viel von schneidender Kälte und Wirbelstürmen zu leiden hatte, stieg Cortes über Tlalmanalco und Amaquameca in die reiche Provinz Chalco hernieder. Wohl gab es der Schwierigkeiten noch genug aus dem Wege zu räumen, denn der ewig schwankende und unschlüssige Motecusuma hatte die Anordnung getroffen, dem Vordringen der gefürchteten Fremdlinge alle möglichen Schwierigkeiten zu bereiten. So fanden die Spanier die eingeschlagene Straße vielfach versperrt, in dem durch die Gebirge führenden Teile lagen ungeheuere Baumstämme über sie hin, die nur unter großen Mühen fortgeschafft werden konnten.

Endlich in dem Orte Tlalmanalco angekommen, wurde man abermals durch Gesandte Motecusumas aufgehalten, welcher Cortes beschwören ließ, nicht nach Tenochtitlan zu kommen, da sein Erscheinen unzweifelhaft verhängnisvolle Unruhen erregen werde. Entschließe sich Cortes, der Bitte zu willfahren, so werde Motecusuma den Spaniern mehrere Ladungen Goldes senden, sowie sich zur Entrichtung eines bestimmten jährlichen Tributes bereit erklären.

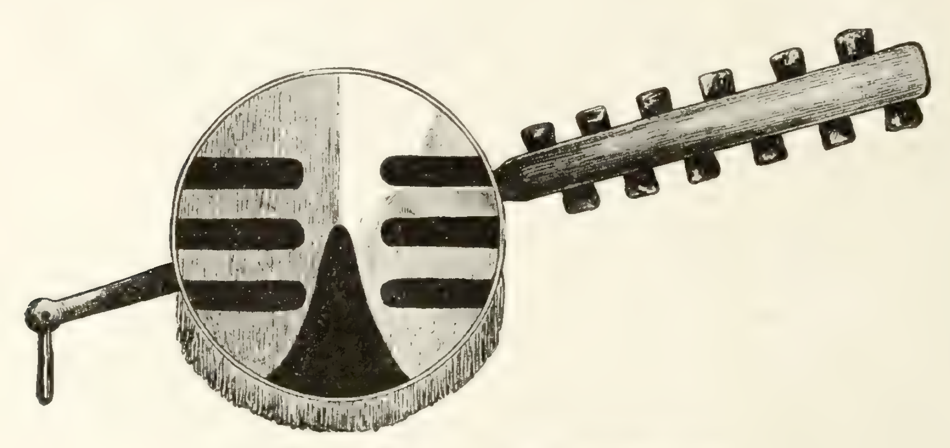
Das Gesuch des tief im Banne des Aberglaubens stehenden Monarchen vermochte aber nicht, die eisenbepanzerte Brust des harten Eindringlings zu erweichen und blieb Motecusuma nunmehr nichts weiter übrig, als dem Rate des Kaziken von Tezcoco zu folgen und die Spanier als Abgesandte eines fremden Fürsten höflich zu empfangen und willkommen zu heißen.

Die kleine spanische Armee bewegte sich bereits durch die an den See von Chalco anstoßenden Niederungen. Allerorten traf man auf blühende Ansiedelungen, kleine Dörfer und Städte, welche halb auf dem festen Lande, halb auf dem Wasser erbaut waren. Immer mehr Ortschaften wurden passiert, immer zahlreicher erhoben sich mächtige Türme, Tempel und Häuser aus den Fluten, immer mehr wuchs das Staunen der Europäer, welche wähnten, sich in einem Zauberlande zu befinden. „Das ist nicht Wahrheit, das sind Traumbilder!“ so riefen die einen. „Wahrlich, hier glaubt man die Zauberpaläste in Amadis Ritterbuche zu schauen!“ so entgegneten die anderen.

Und in der That, wohl mögen die Erlebnisse jener unerschrockenen Hidalgos uns wie ein zur Wirklichkeit gewordener Traum aus „Tausend und eine Nacht“ erscheinen, wenn wir ihren weiteren Zügen folgen. Von Ajotzinco kommend, betraten sie nun einen mehrere Kilometer langen Damm, der den See von Chalco von dem westlich anstoßenden See von Xochimilco trennte. Dieser Damm, aus Stein und Lehm fest gefügt, war nach Cortes' Angaben so breit wie eine Ritterlanze und führte in gerader Linie zu einer kleinen wohlbefestigten Stadt, welche mitten im See erbaut war und den Namen Cuitlahuac führte. Hier sahen die Spanier eigentümliche, schwimmende Gärten, wandernde grüne Inseln, die in dem See beliebig hin und her bewegt werden konnten und mit ihren üppigen Blumen- und Gemüseanlagen einen entzückenden Anblick gewährten.

Nach Passierung des gegen 2000 Bewohner zählenden Städtchens Cuitlahuac

marschierte man auf dem Dammwege weiter bis wieder das Festland erreicht wurde, wo man von den Kaziken der Städte Coluocan und Iztapalapan bewillkommnet wurde. In der letzteren Stadt wurde Cortes in einem Palaste einquartiert, der ein höchst anschauliches Bild der mexikanischen Baukunst gewährte. Die Gebäude waren aus schön behauenen Quadersteinen errichtet. Alles Holzwerk war aus Cedern und anderen wohlriechenden Hölzern gefertigt, die Wände waren mit farbenprächtigen Baumwollenstoffen ausgeschlagen, auch waren Bequemlichkeiten aller Art für den häuslichen Gebrauch vorhanden. In vielen Gemächern befanden sich kleine, mit herrlichen Rosen besetzte Ziergärten oder Bassins mit süßem Wasser, zu welchen zierliche Treppen hinabführten. Die Gebäude selbst umschlossen einen sehr großen, wunderbar schönen Garten mit zahlreichen lieblich duftenden Blumenbeeten, Rosenhecken und Bäumen, die einen 1600 Schritte im Umfange messenden, ganz mit bunten Steinen ausgemauerten viereckigen Teich umgaben, der von allerhand Wasservögeln und Fischen belebt wurde. Inmitten dieser zauberischen Anlagen verweilend und rastend, sah Cortes mit pochendem Herzen dem Tage entgegen, der ihn zum Ziele seiner monatelangen harten Wanderschaft, nach Tenochtitlan bringen sollte.



Altmexikanischer Kriegsschild und das Maquahuitl.

Nach im Museum der Stadt Mexiko befindlichen Malereien gezeichnet von Rudolf Cronau.



Plan der Stadt Tenochtitlan.

Nach einem Holzschnitte der im Jahre 1524 zu Nürnberg gedruckten Ausgabe von Cortes' Briefen an Kaiser Karl V.

Die Spanier in Tenochtitlan.

Es war der 8. November 1519. Strahlend stieg die Morgensonne hinter dem gewaltigen, schneebedeckten Hochgebirge empor, von dem die Riesenhäupter des Iztaccihuatl und des Popocatepetl in die herrliche Hochebene von Anahuac herniederschauten.*) Inmitten dieses rings von azurblauen Gebirgen umschlossenen Plateaus

*) Diese 2200 Meter über dem Meeresspiegel gelegene und an 60 Kilometer im Durchmesser zählende Hochebene ist der ausgefüllte Krater eines kolossalen Vulkanes, der, seit Jahrtausenden erloschen,

wallten mehrere silbern erglänzende Seen, in dessen größtem jene mit ewigem Frühlinge beglückte Wunderstadt gelegen war, welche der gefürchtete Herrscher der Azteken, Motecusuma, zu seiner Residenz erkoren hatte.

Dorthin brach Cortes in der Frühe des genannten Tages mit seinem Heere auf. Der Zug ging über einen Dammweg, der so breit war, daß acht Reiter in Front nebeneinander herreiten konnten, dennoch aber zeigte er sich viel zu schmal für die enormen Menschenmassen, welche aus allen Orten der Umgegend herbeigeströmt waren, um die wunderbaren Fremdlinge zu sehen. Es war ein Drängen und Treiben, daß man sich kaum regen konnte. Überall erblickte man Zuschauer, Kopf bei Kopf; auf dem See schwärmten unzählige Kähne umher, alle gefüllt mit geputzten, neugierigen Menschen. Die Spanier aber, vor denen dies sich begab, verstummten und zweifelten, ob dies Wahrheit oder Trugbilder seien. Bald zeigten sich dem Blicke große Städte auf dem Lande, bald noch größere im See, vor ihnen aber lag, von der Morgensonne auf das herrlichste beleuchtet, das gewaltige Tenochtitlan in all seiner Pracht.

So zogen die Spanier zwischen Tausenden dahin, ein kleiner Trupp von einigen hundert Mann, die sich fort und fort fragen mußten, ob es nicht ratsamer gewesen wäre, hätten sie den Warnungen ihrer indianischen Verbündeten gefolgt, welche ihnen so eindringlich von dem tollkühnen Unternehmen abgeraten hatten.

Die Sorgen der Spanier wurden nicht geringer, als sie gewahrten, daß von Zeit zu Zeit der eine nordwestliche Richtung verfolgende Dammweg durchstochen war und daß über diese Zwischenräume starke Holzbrücken hinüberführten, die mit leichter Mühe weggenommen werden konnten, durch welche Maßnahme die Straße für Reiter und Fußgänger völlig unpassierbar gemacht wurde.

Die Spanier kamen nach Passierung mehrerer dieser Brücken zu einem äußerst festen Bollwerke, wo der Dammweg mit einem zweiten aus Südwesten kommenden zusammentraf, um zu einer noch breiteren Straße vereint, weiter gen Tenochtitlan hinzuführen. Das alle drei Dämme beherrschende Bollwerk, Xoloc genannt, hatte zwei starke Türme und doppelte, mit krenelierten Brustwehren versehene Mauern. Der Durchgang führte durch zwei große, stark verteidigte Thore.

Hier kamen Cortes gegen tausend aztekische Häuptlinge und Edle in reicher Kleidung entgegen, um ihn im Namen Motecusumas willkommen zu heißen. Bevor sie ihn aber anredeten, brachten sie ihm alle den landesüblichen Gruß, indem sie einer nach dem

wohl der ungeheuerste Vulkan der Erde gewesen sein mag. Auf dem Boden dieses immensen Kraterbeckens sammelten sich nach dem Erlöschen des Vulkans Wassermassen, welche ein das ganze Becken ausfüllendes Meer bildeten. Im Laufe der Zeiten teilweise austrocknend, sonderte sich dies Meer in verschiedene Seen, welche zur Zeit des Aztekenreiches noch den größten Teil des Hochplateaus mit Wasser bedeckten. Lagen die kleineren Seen von Zumpango und Xaltocan auf dem nördlichen Teile der Hochebene, die durch einen Dammweg geschiedenen, in hydrographischer Hinsicht aber ein zusammenhängendes Ganze bildenden Seen von Chalco und Xochimilco im südlichen Teile, so wurde die Mitte des Plateaus von dem bedeutendsten Wasserspiegel, dem See von Tezcoco eingenommen. Eine seltsame Erscheinung ist, daß die Seen von Zumpango, Chalco und Xochimilco Süßwasser enthalten, wohingegen der See von Xaltocan sowie der See von Tezcoco salzhaltig sind.



Motecuſuma.

Nach einem Kupferſtiche in Antonio de Solis „Historia de la Conquista de Mexiko.“

anderen mit der Hand die Erde berührten und sodann sie küßten, eine Ceremonie, durch deren Ausführung der Zug fast eine ganze Stunde aufgehalten wurde. Endlich konnte sich derselbe wieder in Bewegung setzen und nun ging es über die direkt gen Norden führende Dammstraße der Hauptstadt entgegen. Abermals wurden einige Brücken passiert, bei deren Anblick es den Spaniern nicht entging, daß sie, wenn einmal in die Hauptstadt eingezogen, durch Beseitigung der Brücken mit Leichtigkeit vom Festlande abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht werden konnten.

Sich solchen Betrachtungen hinzugeben, verblieb aber keine Zeit, denn kaum hatten die Spanier das Weichbild der Stadt betreten, als ihnen aus der Ferne ein überaus glänzender Zug entgegenkam. Motecusuma, der gefürchtete Regent der Azteken, der Beherrscher von Mexiko nahte mit großem Gefolge!

Hohe Staatsbeamte mit goldenen Stäben schritten dem Zuge voraus, der aus mehr denn zweihundert Großen des Reiches bestand, inmitten welcher Motecusuma auf einem überaus prächtigen, mit Gold und Federschmuck überladenen Thronsessel getragen wurde. Als der Zug den Spaniern näher gekommen war, verließ Motecusuma die Sänfte und ward, von den vornehmsten Kaziken unterstützt, zu einem aus großen goldgrünen Federn gebildeten und mit Juwelen, goldenen und silbernen Geschmeiden geschmückten, köstlich schimmernden Thronhimmel geleitet.

Der Zug formierte nun zwei, zu beiden Seiten der breiten Straße dahinziehende Prozessionen, Motecusuma aber ging, seinen Bruder und seinen Neffen zur Seite, in der Mitte der Straße, die mit kostbaren Teppichen belegt wurde, damit sein heiliger Fuß die Erde nicht berühre. Keiner aus seiner Umgebung sah zu ihm auf, mit zu Boden gesenkten Blicken harrte das in Ehrfurcht niederknieende Volk des Nahens seines Herrschers.

Motecusuma, ein wohlgebauter, ziemlich großer und hagerer Mann, mochte etwa vierzig Jahre zählen. Sein von glatten, schwarzen Haaren umrahmtes Gesicht erschien etwas heller gefärbt, als man es sonst bei den Indianern Mexikos zu finden gewöhnt war. In seinem Benehmen zeigte er Würde und Wohlwollen.

Ein weiter, reichgemusterter Mantel, mit Federn verbrämt, umgab den Körper des Herrschers, außerdem trug derselbe noch einen schöngearbeiteten Lendenschurz, kostbare Armspangen und Kniebänder sowie, im Gegensatze zu seinem barfußgehenden Gefolge, mit Juwelen besetzte Halbstiefel mit goldenen Sohlen. Die Stirne schmückte ein hohes, strahlendes Golddiadem, von dem grünschillernde Federbüsche den Rücken hinabwallten.

Und nun standen sich die beiden Personen gegenüber, denen in dem ergreifenden Drama der Eroberung von Mexiko die Hauptrollen beschieden waren: hier der gefürchtete, im Grunde seines Herzens aber edle, sanftmütige und wohlwollende Aztekenkaiser, dort Cortes, der harte, unerbittliche Eroberer in seiner stählernen Kriegsrüstung.

Beide verneigten sich mehrmals gegeneinander. Cortes, der vom Pferde gestiegen war, sagte: „Ich wünsche, daß es dem großen Monarchen von Mexiko wohl ergehe.“ Motecusuma entgegnete: „Sei mir willkommen.“

Durch Vermittelung der Dolmetscherin Marina unterhielten sich nun die beiden

merkwürdigen Männer einige Augenblicke, und zum Schlusse dieser Unterredung hing Cortes eine Halskette von buntem mit Bisam parfümiertem Krystall um den Hals Motecusumas. Als er dabei eine Bewegung machte, Motecusuma zu umarmen, verhinderten die Begleiter desselben diese Freundschaftsbezeigung, die ihnen als eine Entweihung der für alle menschlichen Wesen unantastbaren, heiligen Person des Herrschers erschien.

Motecusuma schmückte nunmehr Cortes mit einem Gegengeschenke, mit zwei aus Hummerschalen gefertigten Halsbändern, an denen acht goldene, vortrefflich gearbeitete Hummer hingen.

Nachdem auch die Großen des Reiches den fremden Gästen ihren Gruß dargebracht hatten, wurden die Spanier zu dem Staatspalaste Motecusumas geführt, der dem eigentlichen kurz vor der Ankunft der Spanier erst bezogenen Privatpalaste des Herrschers schräg gegenüber lag und durch den großen Hauptplatz von demselben getrennt wurde. Dieser Palast nahm einen ungeheueren Raum ein, mehr als 7000 Menschen fanden in demselben Platz, auch besaß er einen großen Saal, welcher bei Staatsfeierlichkeiten benutzt wurde.

Hier wurde Cortes zu einer reichen Estrade geführt, und nachdem Motecusuma ihn nochmals willkommen geheißen und gebeten hatte, sich in dem Palaste heimisch zu machen, wurden abermals reiche Geschenke zu Füßen des Heerführers ausgebreitet. Sodann setzte Motecusuma sich seinem Gaste gegenüber und sprach: „Seit alten Zeiten haben wir von unseren Vorfahren die Kunde, daß wir, die gegenwärtigen Bewohner dieses Landes, nicht die ursprünglichen Eingeborenen desselben sondern vielmehr Fremde sind, die aus sehr entfernten Gegenden stammen. Gleichfalls wissen wir, daß sie durch einen mächtigen Herrscher Namens Quetzalcoatl hierher geführt wurden, welcher später eine Zeitlang nach seinem im Osten gelegenen Geburtslande zurückkehrte. Nach längerer Abwesenheit wiederkommend, wollten ihn die Zurückgebliebenen, die mittlerweile viele Ortschaften gebildet hatten, nicht mehr als ihren Herrn erkennen und so entfernte er sich wieder. Wir haben stets erwartet, daß dereinst seine Nachkommen erscheinen würden, um dies Land wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, und müssen wir glauben, daß Ihr jene Nachkommen seid, da die Gegend, aus welcher Ihr gekommen zu sein versichert, gen Sonnenaufgang gelegen ist. Auch glauben wir, daß jener große König, von dem Ihr erzählet und der Euch hierher gesendet, unser angestammter Herrscher Quetzalcoatl ist, zumal da Ihr saget, daß auch er von uns seit langer Zeit Kunde besitze. Seid deshalb unbesorgt, wir werden Euch gehorchen und Euch als Statthalter jenes großen Herrschers anerkennen. Ihr möget daher im ganzen Lande nach Willkür befehlen und alles, was wir besitzen, wird zu Euren Diensten stehen. Ich weiß, daß die Bewohner von Cempoalla und Tlascala viel Übles über mich geredet haben, um sich bei Euch in Gunst zu setzen. Ich weiß, daß dieselben Euch berichteten, ich besitze Häuser mit Wänden und Fußböden von Gold, ich erhöbe mich zum Gott und lasse mich gleich einem solchen verehren. Aber Ihr sehet, daß meine Häuser von Stein, Kalk und Erde sind, sehet ferner, daß ich von Fleisch und Bein bin, wie Ihr selbst und jeder andere, daß ich betastbar und sterblich bin. Ihr sehet, daß man Euch belogen hat. Wahr ist es freilich, daß ich einige Dinge von Gold besitze, die mir von meinen Vätern hinterlassen wurden. Sie



Plan der Stadt Tenochtitlan.

(Nach einer Rekonstruktion von Orozco y Berra.)

1. Palast des Motecusuma. 3. Haus der Vögel. 5. Großer Teocalli oder Haupttempel. 6. Palast Motecusuma's des Älteren. 6. Das Quartier der Spanier nach ihrem ersten Einzuge in Tenochtitlan. 8. Hauptplatz. 10. Haus der Tiere. 11. Tianquitzli, Marktplatz von Mexiko. 22. Tianquitzli, Marktplatz von Tlatelolco. 14. Bollwerk Xoluco. 15. Bollwerk Xoloc. 16. Durchfahrt von Tecpantzingo. 17. Bollwerk Petlacalli. 17 a. Durchfahrt von Tolteacalli. 17 b. Durchfahrt von Toltecaacalopan.
2, 4, 7, 9, 12, 13, 18—21, 23—28 Tempel, Paläste und öffentliche Gebäude.

werden aber Euer sein, sobald Ihr es wünschet. Bekümmert Euch nun um nichts; Ihr werdet versorgt werden mit allen Bedürfnissen des Lebens, denn Ihr befindet Euch in Eurem Hause und in Eurer Heimat."

Cortes, welcher mit Wohlgefallen bemerkte, wie der blinde Glaube Motecusumas an die alte Landessage von der einstigen Rückkehr des Luftgottes Quetzalcoatl ihn in seinen Plänen wesentlich unterstütze, ließ es nicht an passenden Antworten fehlen, welche den Monarchen in seinem Glauben bestärken mußten, konnte er doch mit um so größerer Sicherheit darauf rechnen, das mächtige Aztekenreich in seine Gewalt zu bekommen. —

Die ersten Tage seines Aufenthaltes in Tenochtitlan verwendete Cortes darauf, sein Quartier so gut als möglich zu befestigen, was um so weniger schwer fiel, als der Palast von starken Mauern umgeben und mit festen Türmen versehen war. Die Geschütze wurden so aufgestellt, daß alle Zugänge zu dem Palaste mit Leichtigkeit bestrichen werden konnten und ließ Cortes am Abende des ersten Tages sämtliche Geschütze erdröhnen, um seine Gastgeber gleich mit dem gehörigen Respekt vor der Macht der Spanier zu erfüllen. Um vor jeder Überrumpelung sicher zu sein, wurde ein äußerst scharfer Wachtdienst eingerichtet.

Nachdem die Spanier für ihre Sicherheit so gut als möglich Sorge getragen hatten, begannen sie, in Tenochtitlan Umschau zu halten. Hierzu wurde ihnen von dem freundlichen Motecusuma nicht nur die Erlaubnis erteilt, sondern auch mehrere hohe Staatsbeamte mitgegeben, welche den Fremdlingen als Führer dienen sollten.

Das Tenochtitlan jener Zeit, ein indianisches Venedig, war auf einer kleinen Insel im Tezcocosee erbaut, an derselben Stelle, die gegenwärtig von der Stadt Mexiko eingenommen wird. Ringsum von den Wassern des Salzsees umgeben, stand Tenochtitlan mit dem Festlande nur durch mehrere Dammstraßen in Verbindung. Diejenige, auf welcher die Spanier eingezogen waren, führte in südlicher Richtung nach dem Bollwerke Xoloc, um von da in zwei Armen nach den Städten Iztapalapan und Coyoacan zu leiten. Eine zweite Dammstraße ging nach Norden und führte zu dem Orte Tepeyac, eine dritte in westlicher Richtung nach der Stadt Tlacopan. Wird der unserem Werke beigegebene, von dem mexikanischen Historiker Orozco y Berra entworfene Plan des alten Tenochtitlan zur Verdeutlichung unserer Beschreibung wesentlich beitragen, so wird auch die auf Seite 415 gegebene Nachbildung des unter Cortes angefertigten Planes ein anschauliches Bild ergeben. Dieser Plan illustriert die im Jahre 1524 zu Nürnberg gedruckte Ausgabe von Cortes' Briefen an Kaiser Karl V. und ist neben einem im Nationalmuseum der Stadt Mexiko aufbewahrten aztekischen Plane der Stadt Tenochtitlan der einzige aus jener Zeit stammende, welcher über die Situation der Residenz Motecusumas eine annähernd getreue Darstellung giebt. Auf die Richtigkeit der Distanzen zwischen der Stadt und dem Festlande ist freilich keine Rücksicht genommen und müssen wir in dieser Beziehung auf die unserer Hauptkarte angehängte kleine Nebenkarte der Umgegend von Mexiko verweisen.

Sämtliche Dämme waren mehrfach durchstochen, um feindliche Angriffe auf die Stadt zu erschweren und um Kanoes und Schiffe durchzulassen. In Friedenszeiten

waren die Durchstiche mit wegnehmbaren Brücken überdeckt. Die in Form eines Schachbrettes angelegte Stadt hatte viele Straßen, von denen einige sehr lang und breit, die Mehrzahl aber nur schmal waren. Außerdem gab es zahlreiche breite Kanäle, welche, nach allen Richtungen hin die Stadt durchschneidend, den Verkehr wesentlich erleichterten und tagaus tagein von Tausenden von Booten belebt wurden. Wie stark diese von schmalen Steinwegen für die Fußgänger eingefaßten Kanäle benutzt wurden, geht aus der Zahl der den Verkehr vermittelnden Kähne hervor, die von einigen zeitgenössischen



Indianerin vom Tezcocosee, Gemüse zur Stadt Mexiko bringend.

Schriftstellern auf 30000 veranschlagt wurde. Zu diesen Fahrzeugen kamen noch diejenigen, welche von den Anwohnern des Sees zur Hereinbeförderung der Nahrungsmittel und anderen Dinge des täglichen Bedarfs benutzt wurden.

Waren die Paläste des Herrschers und der höheren Staatsbeamten zumeist aus Stein aufgeführt, reich mit Skulpturen und Stuckarbeiten verziert, so standen die einstöckigen Häuser der Bürger nur auf Fundamenten von Stein und waren im übrigen aus jenen an der Sonne getrockneten Lehmziegeln errichtet, die heute noch in ganz Mexiko zum Häuserbau verwendet werden. Die Außenwände dieser Adobebauten wurden einfach getüncht oder in mannigfaltigster Weise bemalt.

Wie groß die Zahl der Bewohner von Tenochtitlan gewesen sein mag, ist schwer zu entscheiden. Bestimmte Angaben sind nicht vorhanden und müssen die Schätzungen und Zahlenangaben der alten spanischen Chronisten stets mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Sind solche Angaben, welche dem alten Tenochtitlan 120000 Häuser mit je drei bis zehn Bewohnern zuschreiben wollen, auf alle Fälle sehr stark übertrieben, so dürften wir vielleicht nicht fehlgehen, wenn wir der Hauptstadt des Aztekenreiches eine Bevölkerung von mindestens 200000 Köpfen zuschreiben.

Ein Kaufmann.
Nach einer altmexikanischen Malerei.

Der Mittelpunkt der Stadt wurde von den Gebäuden des

großen Teocalli, dem davorgelegenen Platze, dem Palaste Motecusumas und dem von den Spaniern bezogenen Staatspalaste eingenommen.

Auf ihrem Rundgange durch die Stadt wandten sich die Spanier zunächst dem im nordwestlichen Teile gelegenen großen Markte, dem Tianquiztli von Tlatelolco zu, allwo sie einen Begriff von der außerordentlich mannigfaltigen Gewerbsthätigkeit der



Mixteke. Huastekin. Zapotekin.

Nach altmexikanischen Malereien in einem Codex der Vatikanischen Bibliothek zu Rom.

Bewohner der Inselstadt erhielten. Tausende von Handeltreibenden strömten alltäglich auf diesem gewaltigen Marktplatze zusammen, der nach Cortes' Angaben an 60 000 Menschen zu fassen vermochte. Einige der spanischen Kriegsleute, welche in vielen Städten gewesen waren, behaupteten, sie hätten nirgend, auch nicht in Rom und Konstantinopel, einen Markt gesehen, wo solches Menschengewühl und dabei solche Ordnung geherrscht habe.

Welch ein Gedränge von Menschen, welch ein ohrenbetäubendes Anpreisen und Feilschen! Hier sah man Kaufleute aus allen Teilen von Anahuac, Juwelenhändler und Töpfer aus Cholula, ferner Gold- und Silberschmiede aus dem wegen seines Reichtumes an diesen Künstlern berühmten Azcapozalco, Frucht- und Gemüsehändler aus der tierra caliente, Fischer und Jäger aus den Dörfern der Umgegend. — Und welch mannigfache Kostüme erblickte hier das Auge: langhaarige Mixteken in langen faltigen Mänteln, Zapoteken in prächtig gemusterten Baumwoll-Stoffen, Huasteken mit der noch heute



Altmexikanische Goldmünze.
Im Museum der Stadt Mexiko.

gebräuchlichen, ponchoartigen Serape bekleidet, Tolteken, Mazateken, Popoluken und manche andere Völkerschaften.

Der Markt war rings von schattigen Säulenhallen umgeben, in der Mitte des Platzes aber erhob sich ein schönes Gebäude, in welchem mehrere Richter mit ihren Gehilfen nicht nur Warenschau hielten, sondern auch alle auf dem Markte vorkommenden Streitfragen entschieden und Gesetzesübertretungen sofort bestraften. Bestimmte Aufseher bewegten sich in dem Gewühle hin und her, um acht zu haben und scharfe Ordnung zu halten. Man verkaufte nach Zahl und Maß; Gewichte hingegen scheinen den Mexikanern nicht bekannt gewesen zu sein. Falsche Maße fielen der Vernichtung anheim, die Händler hingegen, welche sich solchen unrichtigen Maßes bedienten, harter Strafe. Die Bezahlung geschah, wenn nicht Tausch obwaltete, mit gestempelten Stücken und Münzen aus Zinn, Silber und Gold, auch wurden Goldkörner als Zahlung gegeben, die in durchscheinenden, aus Gänseknochen gefertigten Röhrchen aufbewahrt waren. Länge und Stärke dieser Röhrchen bestimmten ihren Wert und berechnete man diesen im Handel nach so und so viel Sklaven, Paketen Zeug oder sonstigen Gütern. Säckchen mit Kakaobohnen wurden gleichfalls als Zahlung genommen und gegeben. Jede Gattung von Waren hatte ihren besonderen Platz. An einem Orte sah man ganze Gebirge von Früchten aufgestapelt, köstlich duftende Ananas, die goldgelben, mit wohlschmeckenden Körnern gefüllten Samenkapseln der Passionsblumen, Kirschen, Pflaumen und Nüsse, daneben lagen allerlei Gartengewächse, Zwiebeln, Salat, Kräuter und Gemüse. An anderen Stellen wurde Wachs, Honig und ein aus dem Safte der Maisstaude gewonnener Sirup verkauft, auch gab es Kuchen und den aus der Agave gewonnenen berauschenden Pulque. In der den Jägern eingeräumten Verkaufsstraße sah man allerhand Geflügel, Hühner, Wachteln, Tauben, ferner Kaninchen, Hirsche und Gazellen, auch wurden gemästete Hunde feilgeboten. Desgleichen hingen hierselbst die abgestreiften Felle von Panthern, Jaguaren, Pumas, Fischottern und Schakalen, die Bälge von Adlern, Geiern, Falken und Sperbern, auch wurden abgerichtete Papageien und Singvögel verkauft, gleich daneben allerlei Fische, Krebse und eßbare Schildkröten, zu Tausenden auch jene häßlichen schmutziggrauen Axolotl, welche, halb Molch, halb Fisch, den Naturforschern des 19. Jahrhunderts so viel Kopfzerbrechen verursachten, ihres zarten und weißen Fleisches wegen aber noch heute so zu den Leckerbissen des mexikanischen Volkes zählen, wie jene aus den Leibern und Eiern der Wassermücken gepreßten Kuchen, die nicht nur auf den Märkten Altmexikos, sondern auch noch auf denen des heutigen einen gesuchten Handelsartikel ausmachen.



Holzhacker.
Nach einer altmexikanischen Malerei.
Die vor den Gesichtern angedeuteten Zungen zeigen an, daß die Beiden in lebhaftem Gespräch miteinander begriffen sind.



Bemalte Thonschüssel.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

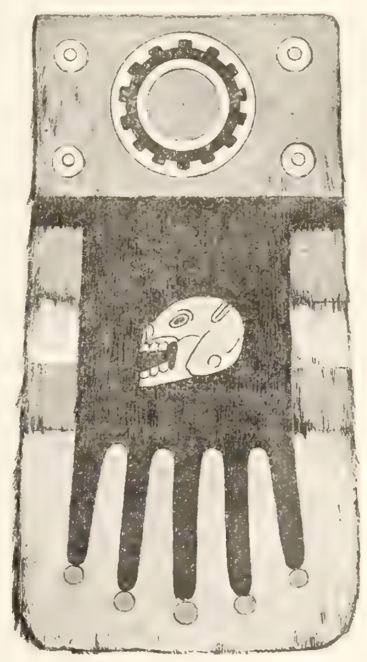
An den Bereich der Jäger stieß die Straße der Baumgärtner, wo alle im Lande erzeugten Getreidearten, Sämereien, heilkräftigen Wurzeln und Kräuter zu finden waren. In den darauffolgenden Straßen hatten die Holz- und Kohlenhändler ihre Verkaufsplätze. Man sah Gruppen von Holzhackern, unter lebhafter Plauderei mit dem Zerkleinern des Brennholzes beschäftigt.



Altmexikanische Kriegshelme.
Nach gleichzeitigen indianischen Malereien.

In derselben Straße gab es buntfarbige Matten, die teils als Schlafmatten, teils als Sitz- und Fußdecken dienten. Anderswo sah man endlose Reihen von groben und feinen Töpferwaren, von welch letzteren manche höchst groteske Malereien trugen. Dann kamen Tischler, welche Stühle, Tische, Wiegen und andere Geräte ausriefen, Händler mit rohem und bereits zugerichteten Baumaterial, Seiler mit Strickschuhen, Seilen und groben Zeugen aus Bast.

Auch die Krieger fanden auf dem Markte Gelegenheit, sich mit Ausrüstungsgegenständen zu versehen. In langen Reihen standen die spitzigen Lanzen, Wurfspeere und Pfeile, daneben hingen die gefürchteten Maquahuitl, die mexikanischen Schwerter mit ihren scharfen Schneiden aus Obsidian; von hohen Gestellen grinsten zu Helmen verarbeitete grimmige Tierköpfe hernieder, deren weitgeöffnete Rachen eingerichtet waren, das Gesicht des Kriegers hervorblicken zu lassen.



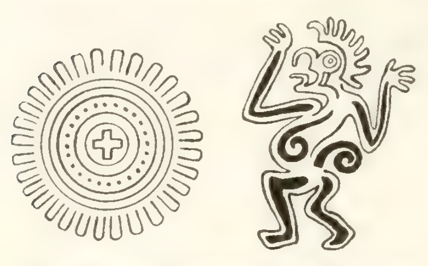
Vorderblatt eines mexikanischen Federmantels mit Totenkopf und dem Zeichen des Blutes.

Nach dem im Museum für Völkerkunde zu Berlin aufbewahrten sehr defekten Originale restauriert von Rudolf Cronau.

Die dunkleren Partien des Mantels sind blutrot, die mittleren grün, die hellen weiß.

Auf den Tischen lagen dicht abgesteppte Waffenröcke ausgebreitet, daneben leichte, farbenprächtige Federmäntel, die über jenen dicken Panzern getragen wurden. An den Wänden hingen große und kleine Schilde, darunter auch solche, welche man zusammenlegen konnte und nur in der Schlacht entrollte, wo sie den ganzen Körper deckten. Auch Liebhaber von Bildern und Luxusartikeln konnten ihren Neigungen fröhnen, denn es wurden auf Pflanzenpapier gemalte Bilder, Darstellungen des häuslichen Lebens, Kriegs- und Jagdscenen und dergl. mehr, feilgeboten, ferner waren Malerfarben, Tabak, wohlriechende Salben, Schmucksachen, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten in Menge zu haben. Hier

auch hatten die Stempelschneider ihre kleinen Tischchen aufgeschlagen, jederzeit bereit, Aufträge auf Stempel entgegenzunehmen, welche zum Zeichnen der Waren oder zum Bemustern der Gewänder oder des Körpers dienten. Ein Teil des Marktes war den Sklavenhändlern eingeräumt, die hierher mit ihrer Menschenware zogen. Mittelst Halsstricken an langen Stangen befestigt, trugen die Sklaven Nummern und Preise an sich, gleich allen anderen zum Angebot kommenden Waren. So war auf dem Marktplatze von Tenochtitlan alles zu finden, was nur irgend im Lande hervorgebracht und erzeugt wurde, ja in einer an den Markt anstoßenden Bucht lagen Kähne mit Menschenkot zum Verkauf, der von den Gerbern zum Zurichten des Leders benutzt wurde. Diaz del Castillo hebt hervor, daß, um derartige Kostbarkeiten zu sammeln, es auf allen Straßen und Plätzen Einrichtungen von Rohr gab, die den, welcher Gebrauch davon machte, den Blicken verbargen. Auch gab es Apotheken, in denen man zubereitete Arzneien und Tränke verkaufte, es gab Barbierstuben, wo man den Kopf geschoren und gewaschen erhalten konnte. Überall auch traf man auf kräftige Männer, die gegen ein geringes Entgelt als Boten oder Lastträger zu mieten waren.



Stempel zum Bemustern der Gewänder und des Körpers.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Das bunte bewegte Leben des Marktplatzes hinter sich lassend, schlugen die Spanier den Weg nach dem großen Teocalli oder Tempel ein, der mit seinen ungeheueren Formen ihrem Quartiere gerade gegenüber lag und wo Motecusuma seiner Gäste harrte. Der große Teocalli erhob sich inmitten eines ungeheueren Terrains, welches durch eine $2^1/_2$ Meter hohe Mauer umschlossen wurde, deren Außenseite mit Skulpturen bedeckt war, welche grauenhafte Schlangenleiber darstellten. Durch diese Coate pantli, „Schlangenmauer“ genannte Einfriedigung führten vier stark befestigte Thore, je eines an den vier Seiten. Die in diesen Thoren befindlichen Gemächer waren die Rüstkammern der an zehntausend Mann starken Besatzung, welcher nicht nur die Beschützung des Teocallis oblag, sondern welche auch stets der Befehle Motecusumas gewärtig und zur Unterdrückung von Unruhen bereit sein mußte.

Der bedeutendste Raum des mit großen weißen Steinplatten belegten Platzes wurde von dem Teocalli eingenommen, einem in fünf Terrassen ansteigenden 30 bis 35 Meter hohen Unterbaue, dessen obere Plattform von zwei mächtigen Türmen gekrönt wurde.

Leider sind die Angaben der Zeitgenossen Cortes' bezüglich dieses Tempelbaues nicht völlig übereinstimmend. Der Mönch Sahagun, dem wir eine Geschichte der Eroberung von Mexiko verdanken, sah den Tempel noch vollständig und versichert, die gegenwärtige Kathedrale sowie die erzbischöfliche Residenz stünden auf dem Platz, welchen jener Teocalli allein einnahm. Jede Seite seines Vierecks maß 100 Meter, diejenigen der oberen Plattform je 20 Meter. Eine Freitreppe von hundertundvierzehn Stufen führte an der Westseite auf die Plattform hinauf und bot es einen höchst malerischen Anblick dar, wenn bei feierlichen Gelegenheiten das Heer der Priester diese kolossale

Freitreppe auf- oder niederstieg. Die einzelnen Terrassen hatten in ihrem Innern zahlreiche kleine Kammern, die ihr Licht nur durch sehr kleine Thüröffnungen empfingen und Tempelbediensteten zur Wohnung dienten.

Diaz del Castillo giebt einen interessanten Bericht über den Besuch, den er in Gemeinschaft mit Cortes und seinen Soldaten diesem indianischen Heiligtume abstattete. Seinem Berichte wollen wir folgen.

„Am Fuße der Treppe fanden wir sechs Papas oder Oberpriester und zwei vornehme Staatsbeamte, welche Motecusuma uns entgegen geschickt hatte, damit sie unseren Feldherrn beim Steigen unterstützen möchten. Er aber gestattete es nicht. Auf der Höhe angelangt, sahen wir die Plattform vor uns, wo die bei festlichen Gelegenheiten den Göttern dargebrachten armen Opfer geschlachtet wurden. Alles war voll Blut und wir sahen ein großes Götzenbild in Drachengestalt und mit vielen anderen Figuren verziert, vor welchem mehrere halbrunde Opfersteine standen. Aus einer Kapelle, in der die Götzen des Tempels standen, trat Motecusuma mit zwei Papas, um uns zu begrüßen. Er war sehr freundlich und sprach, zu Cortes gewendet: »Du wirst ermüdet sein, Malintzin, Du hast hoch steigen müssen,« worauf Cortes aber versicherte, daß die Spanier nie und durch nichts ermüdet würden. Darauf ergriff der Monarch die Hand des Feldherrn, führte ihn an den Rand der Plattform und sprach: »Blicke hinab auf meine große Hauptstadt und die vielen Ortschaften am See; hier kannst Du alles und auch den Marktplatz von Tlatelolco überschauen.« In der That überragte dieser fluchwürdige Tempel die ganze Umgegend. Wir sahen die drei nach Mexiko führenden Dammstraßen, die von Iztapalapan, auf der wir vor vier Tagen in die Stadt eingezogen waren, die von Tlacopan und jene von Tepeyac; deutlich sahen wir die Brücken, welche über die Durchschnitte der Dammstraßen führten, die große Wasserleitung, die von Chapultepek aus ganz Tenochtitlan mit süßem Wasser versorgte. Der See war mit Fahrzeugen bedeckt, die sich nach allen Richtungen hin bewegten; in den Ortschaften ragten überall die weißen Opfertempel über die Söller der Wohnhäuser, die kleineren Türme und Kapellen empor, fürwahr, ein Bild von wundersamer Schönheit. Wir schauten es immer und immer wieder an mit neuem Ergötzen, auch blickten wir auf den großen Markt und die gewaltigen Menschenmassen hinab, die da kauften und verkauften, Waren brachten und fortschleppten. Das war ein Summen und Lärmen, welches man über eine Stunde weit hörte. Wie nun so Stadt und Land unter uns lagen, wandte sich Cortes an den Monarchen und ließ ihm durch die Dolmetscherin Marina sagen: »Fürwahr, Eure Majestät ist ein glorreicher Herrscher, dessen Macht immer wachsen möge. Mit Lust haben wir all diese gewaltigen Städte beschaut und wünschen nun sehr, auch Eure Götter zu sehen.« Da beriet sich Motecusuma mit seinen Papas und man führte uns in einen der beiden auf der Plattform sich erhebenden Türme. In demselben befand sich ein Saal und in diesem sah man zwei altarähnliche, mit reichen Decken verkleidete Erhöhungen, auf denen zwei riesenhafte Figuren aufgestellt waren. Die eine war der Kriegsgott Huitzilopochtli. Sein Gesicht war breit, seine Augen stier und groß und er strotzte nur so von Gold, Perlen und Edelsteinen. Um seinen Leib ringelten sich mächtige Schlangen von Gold und Juwelen, und dies Scheusal hatte in einer Hand einen Bogen, in der anderen einige Pfeile. Ihm zur Seite stand sein Page, ein

kleinerer Götze, der ihm den Spieß und den goldenen, mit Edelsteinen besetzten Schild trug. Der Huitzilopochtli hatte ein Halsband um, woran Menschengesichter hingen und Herzen von Gold und Silber mit Verzierungen von blauen Steinen. Vor ihm standen Räucherbecken, auf welchen zwischen dem dampfenden Kopal die Herzen von drei, an jenem Tage geopferten Indianern lagen. Der Götze auf der Erhöhung links war gleich groß wie der Kriegsgott und waren ebenso viele Juwelen an ihn verschwendet. Es war Tezcatlipoca, der Gott der Hölle, der über die Seelen der Verstorbenen gebot. Sein Gesicht hatte eine Bärenschnauze, seine Augen waren aus blitzenden Spiegeln gemacht. Ein Kranz von Teufelchen mit Schlangenschwänzen wand sich um seinen Leib und vor ihm lagen Menschenherzen. Boden und Wände der Kapelle aber waren schwarz von Blut und es stank toller als bei uns in Spanien in den Schlachthäusern. In einer anderen Kapelle stand eine Figur, halb Mensch, halb Eidechse, reich geschmückt mit Edelsteinen und zur Hälfte mit Sämereien und Pflanzen überdeckt. Es war die Göttin der Samen und Früchte. Auch hier roch es so widrig, daß es uns sehr drängte, rasch wieder ins Freie zu kommen. Auf jenem Tempel befand sich eine große, walzenförmige Trommel von so düsterem Klang, daß sie billig die Höllenpauke hieß. Man hörte sie über zwei Stunden weit und man sagte uns, ihr Schallfell sei aus der Haut einer ungeheueren Schlange gearbeitet. Außerdem bemerkten wir auf der Plattform noch eine Menge teuflischer Instrumente und Gegenstände, Lärmtrompeten und Schlachtmesser, alles blutig, scheußlich und verdammungswürdig."



Huitzilopochtli.
Nach einem im Nationalmuseum zu Mexiko aufbewahrten Bildwerke gezeichnet von Rudolf Cronau.

Dieser Beschreibung des Diaz del Castillo haben wir noch einige Bemerkungen über die Götterwelt der alten Azteken hinzuzufügen. Liegt unsere Kenntnis dieser Götterwelt noch sehr im argen und ist diese Kenntnis vielfach von Hypothesen durchsetzt, welche in mancherlei Punkten noch der Befestigung bedürfen, so wissen wir aber, daß der Olymp der Mexikaner ein reichbevölkerter war und männliche und weibliche Hauptgötter wie auch Götter zweiten und dritten Ranges beherbergte.

Der Haupt- und Nationalgott der Azteken war jener von Diaz del Castillo beschriebene Huitzilopochtli, die Personifikation der kriegerischen Kraft, der Mars des mexikanischen Götterhimmels. Er war derjenige, welcher die Azteken auf ihren Wanderungen geführt und zu ihren jetzigen Wohnsitzen geleitet hatte.

Ist die von Diaz del Castillo beschriebene Figur des Huitzilopochtli auch nicht mehr vorhanden, so sind aber noch einige andere Darstellungen dieses Gottes erhalten. Eine derselben findet sich z. B. im Nationalmuseum der Stadt Mexiko, jene oben von uns

abgebildete Skulptur, welche einige unbedeutende Abweichungen ausgenommen mit dem von Diaz del Castillo geschilderten Bildwerk übereinstimmt. Anstatt mit dem Bogen ist hier der Stamm- und Nationalgott der Azteken mit einer Klapperschlange in der Hand dargestellt.

Tezcatlipoca, der Gott der Unterwelt, der Nacht, der Kälte und Dürre, wurde als der Bruder Huitzilopochtlis betrachtet und stand in gleichem Range mit diesem. Er wurde auch Yaotl, der Feind, genannt. Die Bilder dieses Gottes sind schwarz wie die Nacht und das Dunkel.

Tlaloc war der Gott des segenbringenden Regens, der Wolkensammler. Die Regenwolken, die sich um die Berggipfel ringeln, sind nicht minder wie der den Wolken entfahrende todbringende Blitz in der Schlange symbolisiert und wurde daher der Gott in dem Bilde der Schlange verehrt. Ist er auch nicht direkt als Schlange dargestellt, so ist aber sein Gesicht von Schlangenwindungen gleichsam durchzogen und unter der Oberlippe hängen lange Zähne hervor, gleich den Giftfängen der Schlange.

Der Gott der Winde war Quetzalcoatl. Er war derjenige, welcher dem Regengotte die Wege zu bahnen hatte und spielte zugleich eine Vermittlerrolle zwischen Göttern und Menschen, indem er bewirkte, daß die Gottheiten sich zu den Menschen herabließen. Er wurde als einer der größten Wohlthäter der Menschheit angesehen. Als er noch auf Erden wandelte, brachte dieselbe ohne Nachhilfe die kostbarsten Blumen und Früchte hervor, er lehrte den Menschen den Gebrauch der Metalle, er unterrichtete sie im Ackerbau und zeigte ihnen den Wert eines geordneten staatlichen Zusammenlebens. Unter ihm erfreuten die Völker von Anahuac sich ihrer goldenen Zeit. Da aber zog Quetzalcoatl durch irgend etwas sich den Haß eines mächtigeren Gottes zu, der ihm einen Trank reichte, der eine unbezwingliche Reiselust in ihm erweckte. So verließ er das Thal von Anahuac, rastete kurze Zeit in Cholula, wo seinem Andenken und Dienste jener auf einer hohen Terrasse stehende Tempel geweiht war, der den Hauptanziehungsplatz für die von weither kommenden Wallfahrer bildete. Später zog Quetzalcoatl von den Ufern des Golfes von Mexiko auf einem aus Schlangenhaut gefertigten Zauberschiffe nach dem gen Sonnenaufgang gelegenen Fabellande Tlapallan.

Der Tradition zufolge war Quetzalcoatl von hoher Gestalt, er hatte eine helle Gesichtsfarbe, dunkles Haar und einen wallenden Bart. Daß die der Rückkehr ihres Wohlthäters harrenden Völker von Anahuac meinten, diesen Gott in der Person des Cortes wiedererblicken zu müssen und daß dieser Glaube dazu beitrug, den Spaniern die Wege zu bahnen, haben wir bereits mehrfach hervorgehoben.

Die Göttin der fruchtbringenden Erde hieß Coatlicue. Sie galt als die Mutter Quetzalcoatls. Die Statuen, welche diese Göttin repräsentieren, zeigen in seltsam zusammengestellten Attributen die Eigenschaften, welche man sich in dieser Göttin vereint dachte. Mit höchster Wahrscheinlichkeit ist die kolossale $2^2/_3$ Meter hohe und $1^2/_3$ Meter starke Bildsäule, welche am 13. August des Jahres 1790 gelegentlich einer Ausgrabung auf dem großen Platze der Stadt Mexiko aufgefunden wurde und sich nunmehr im Nationalmuseum befindet, eine Statue dieser Göttin und möglicherweise dieselbe, welche von Diaz del Castillo als diejenige der Göttin der Samen und Früchte erwähnt wird. Ist für den

Uneingeweihten das Bildwerk nichts als eine wahrhaft scheußliche Zusammenstellung von Menschenschädeln, ineinander verschlungenen Schlangenleibern, abgehackten Händen, Drachenköpfen mit Tigerzähnen und Vogelfüßen mit ungeheueren Geierkrallen, so giebt der berühmte mexikanische Gelehrte Chavero aber die Erklärung, daß in der Figur alle die Attribute vereinigt seien, welche die verschiedenen Eigenschaften der Göttin der Erde symbolisierten.



Coatlicue.
Altmexikanische Skulptur im Nationalmuseum der Stadt Mexiko.
Nach einer Photographie.

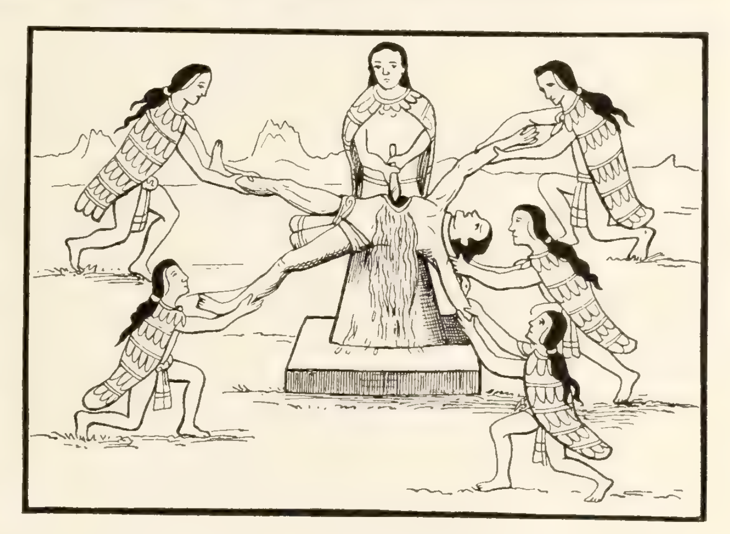
Die Göttin wurde unter mehreren Namen verstanden, sie war Cihuacoatl, das „Schlangenweib", welches man sich als weibliches Wesen mit einem Schlangenkopfe dachte. Dieser Schlangenkopf nimmt den oberen Teil des Bildwerkes ein und zeigt die beiden Augen, sowie die hervortretenden Zähne und die gespaltene Zunge. Zwei darunter befindliche weibliche Brüste deuten an, daß Cihuacoatl die Mutter des ersten Menschenpaares sei, von welchem alle anderen Menschen der Erde stammen.

Ihr zweiter Name war Chimalma, die „segenspendende und fruchtbringende Erde". Die die Brüste halb bedeckenden offenen Hände sowie die beiden maiskolbenartigen Ornamente sind als die symbolischen Andeutungen für diese produzierende Kraft der Göttin anzusehen. Drittens hieß sie Mictlancihuatl, die „Herrin über das Reich der Toten". Sie war die liebende Mutter, welche die heimgehenden Menschenkinder wieder empfängt und an deren Busen sie in Frieden schlafen. Die symbolische Andeutung hierfür ist in den Schädeln zu erblicken, welche sich an der Vorder- und Rückseite des Bildwerkes befinden. Der vierte Name der Göttin ist Coatlicue, „die Göttin mit dem Schlangengewande", welcher Bezeichnung auch nun das aus ineinander verflochtenen Schlangen bestehende Gewand der Statue entspricht.

Außer diesen Gottheiten gab es noch zahlreiche andere, so Tonatiuh, die Sonne, welcher vornehmlich die Fürsten und Edlen besondere Verehrung widmeten, Xiuhtecutli, das Feuer, welchem die Flamme des Herdes brannte und der ganz besonders von den Kaufleuten verehrt wurde, Mictlantecutli, der Gott des Todes, und dergleichen mehr. Die Zahl der nebenbei verehrten Lokal- und Familiengötter war eine nicht geringe. Als heilig galten verschiedene Tiere, so vor allen die Schlangen.

Waren viele der religiösen Ceremonien der Völker Mexikos heiterer und anmutiger Natur und auf Tänze, Gesänge, Blumenspenden und Tieropfer beschränkt, so hatten die kriegerischen Azteken aber mit der Zeit an Stelle der Tieropfer blutige Menschenopfer gesetzt, die immer häufiger wurden, so daß schließlich kein religiöses Fest ohne Menschenopfer gedacht werden konnte.

Spanischen Schriftstellern zufolge hätten diese Menschenopfer mit der Zeit einen geradezu grauenhaften Umfang angenommen, so soll nach Gomaras Chronik die Zahl der geschlachteten Menschen jährlich 20—25 000 betragen haben, Torquemada schildert in seinen Monarchi indica (VII. 21) sogar, daß an Kindern allein jährlich 20 000 geopfert worden seien. Bei Einweihung des großen Teocalli von Tenochtitlan im Jahre 1486 hätten die zu Opfern bestimmten Gefangenen eine Prozession von zwei Meilen gebildet, und die Abschlachtung der Opfer, deren Zahl 70 000 betragen haben soll, hätte mehrere Tage in Anspruch genommen!!!



Opferscene.
Nach einer altmexikanischen Malerei.

Solche Angaben sind unbedingt sinnlos übertrieben und von den alten Chronisten lediglich erfunden, um bei ihren gläubigen Lesern Sensation zu machen.*)

Der Hergang der Opferung war folgender. Während der zu Opfernde in feierlicher Prozession die Treppen des Teocalli hinaufgeführt wurde, öffneten die auf der Plattform versammelten Priester das Heiligtum des Gottes, so daß dessen Gestalt dem Volke sichtbar wurde. Oben angekommen, wurde das Opfer dem

*) Daß in dieser Hinsicht die altspanischen Chronisten sich die gröbsten Übertreibungen zu schulden kommen ließen, ist unschwer nachzuweisen. So schrieb im Jahre 1531 der Bischof von Mexiko Zumarraga von 250 000 Neugetauften nach Tolosa, in späteren Kopien und Drucken erscheint die Zahl vervierfacht.

Auch die Eroberer selbst scheuten in dem Bestreben, den Wert ihrer Thaten und den Glanz ihres Beutestückes zu erhöhen, nicht davor zurück, in der stärksten Weise zu übertreiben. So sagt Cortes in seinem Berichte an Kaiser Karl V., das Heer der Tlascalaner, welches ihn am 5. September 1519 angegriffen, habe 149 000 Streiter gezählt, wohingegen Diaz del Castillo nur von 40 000 spricht, welche Angabe aber immer noch als eine zu hohe angesehen werden darf.

Desgleichen ist die in Cortes' Briefen zu findende Notiz, der große Marktplatz von Tenochtitlan sei täglich von 60 000 Menschen besucht worden, wohl unzweifelhaft eine um das dreifache zu hoch angesetzte Angabe.

Wie stark manche Chronisten in Übertreibungen machten, geht aus einer Kritik Diaz del Castillos hervor, welcher über Gomara, den Kaplan des Cortes sich folgendermaßen äußert: „Wenn Gomara sagt achtzigtausend, so müssen wir schreiben eintausend.“

in einen roten Mantel gekleideten, den betreffenden Gott darstellenden Oberpriester übergeben und von vier oder fünf mit weißen oder schwarzen Mänteln bekleideten Papas zu dem Opfersteine geleitet. Diese Opfersteine waren stets hart am Rande der Plattform aufgestellt. Ihre Form scheint eine mannigfaltige gewesen zu sein. Zumeist waren sie $1^1/_2$ Meter lang und 1 Meter breit, doch gab es, wie das Bildchen auf Seite 429 zeigt, auch schmälere und höhere.

Auch scheint jene gleichfalls im Nationalmuseum der Stadt Mexiko aufbewahrte enorme Scheibe aus Trachyt, welche bei einer Höhe von 84 Centimeter einen Umfang von $8^1/_4$ Meter hat, mit Skulpturen über und über geschmückt ist und unter dem Namen des Steines des Tizoc bekannt ist, als Opferstein benutzt worden zu sein. Dieser Stein, welcher am 11. Dezember 1791 im Erdreiche des großen Platzes nahe der Kathedrale aufgefunden wurde, ist über und über mit Skulpturen bedeckt, welche fünfzehn Gruppen aus je zwei Figuren bilden, von denen die eine in allen Gruppen augenscheinlich dieselbe ist und einen siegreichen Krieger darstellt, welcher seinen Gegner am Schopfe hält. Diese Figur stellt der Überlieferung zufolge den aztekischen König Tizoc vor, welcher von 1481 bis 1486 regierte und in höchst erfolgreichen Kämpfen zahlreiche benachbarte Stämme unterwarf, deren Zeichen bei einer jeden der fünfzehn Figuren mit zur Abbildung gekommen sind. Die Oberfläche des Steines trägt das Bild der Sonne, in deren Mitte eine runde Vertiefung sich befindet, von welcher aus eine tiefe Rinne zum Rande des Steines läuft. Das nachstehende Bildchen zeigt eine Opferung, welche auf diesem Steine vor sich geht.

Die zumeist üblichen Opfersteine waren aus Jaspis gearbeitet und nach oben leicht gerundet, so daß die Brust eines rücklings darüber geworfenen Menschen sich wölben mußte, wodurch die grauenhafte Arbeit des Oberpriesters erleichtert wurde.

Nachdem die Papas, die Gehilfen des Oberpriesters das Opfer zu dem Schlachtsteine hingeführt hatten, wurde der Mann rücklings auf demselben ausgestreckt und an Händen und Füßen von den Priestern gehalten, während einer mit einem über den Hals des Opfers gestreiften hufeisenförmigen Steinjoche*) den zu Opfernden niederdrückte und völlig wehrlos machte. Nunmehr ergriff der Oberpriester das haarscharfe Obsidianmesser, schlitzte die Brust des Opfers auf, riß das Herz desselben heraus, um es der Sonne entgegen zu halten und nach seinem Erkalten dem Götzenbilde zu Füßen zu legen oder in den offenstehenden Mund zu schieben.



Opferscene.
Nach einer altmexikanischen Malerei.

*) Diese Steinjoche waren mitunter reich mit Skulpturen versehen und endeten häufig in den Kopf einer Schlange. Auch gab es solche mit zwei an den Enden seitlich auslaufenden Platten, die sich der Form des Opfersteines anpaßten.



Der Stein des Tizoc.
Nach dem im Nationalmuseum der Stadt Mexiko aufbewahrten Originale.

Nach dieser heiligen Handlung, die sich in ihrem Vorgange nicht immer gleich blieb, wurde der Leichnam die Treppe hinunter gestürzt, um von dem Volk verteilt und verzehrt zu werden. Einen Teil des Fleisches verwendete man zur Fütterung der lebendigen Tierfetische, der heiligen Schlangen und Frösche. Wurde das Fest des Xipe, des „Geschundenen" (auch Tlatlauqui tezkal, „roter Spiegel"), gefeiert, welcher das direkte Sinnbild des Kampfes und des Triumphes über den Feind darstellte, so wurden die Leichname der Opfer, zu denen ausschließlich gefangene Feinde verwendet wurden, geschunden und mit den bluttriefenden Häuten bekleidete Männer führten Kampfscenen auf. —

Als Cortes mit seinen Spaniern lange genug auf der Höhe des Tempels verweilt hatte, stieg man wieder in den gewaltigen Hofraum hinab, wo man noch eine ganze Anzahl von mehr oder weniger bedeutenden Hochbauten gewahrte, die teils anderen Gottheiten geweiht waren oder als Begräbnisplätze der Großen und Vornehmen des Reiches dienten. Unter den Tempeln erregte besonders ein dem Quetzalcoatl geweihter Tempel von runder Form die Aufmerksamkeit der Spanier, zumal über seinem Thore ein großer Rachen mit Hauzähnen sich aufsperrte. Nicht minder entsetzenerregend war der Anblick einer Stätte, woselbst die Schädel der geopferten Menschen den Besuchern entgegengrinsten. Zum Teil waren die Schädel systematisch in Reihen aufgeschichtet, zum Teil an hohen Pfählen befestigt, die in Abständen von $1^1/_2$ Meter aufgepflanzt waren und zahlreiche quirlartig angeordnete Querpflöcke besaßen, die alle mit menschlichen Schädeln bespickt waren. Der allerdings wenig glaubwürdige Chronist Gomara, der Kaplan des Cortes, behauptet, daß einige Spanier sich der Mühe unterzogen hätten, die ausgestellten Schädel zu zählen. Es habe sich durch diese



Steinernes Halsjoch und Obsidianmesser.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Geduldarbeit ergeben, daß allein auf den Pfählen und auf den Terrassenbauten 136 000 Schädel aufgestellt waren, daß man aber die im Inneren eines besonderen Schädelhauses aufgestapelten Köpfe nicht hätte überschlagen können.

Von Grauen angewandelt, verließen die Spanier den Tempelhof, um sich wieder in ihr, dem Teocalli gegenüber gelegenes Quartier zurückzubegeben.

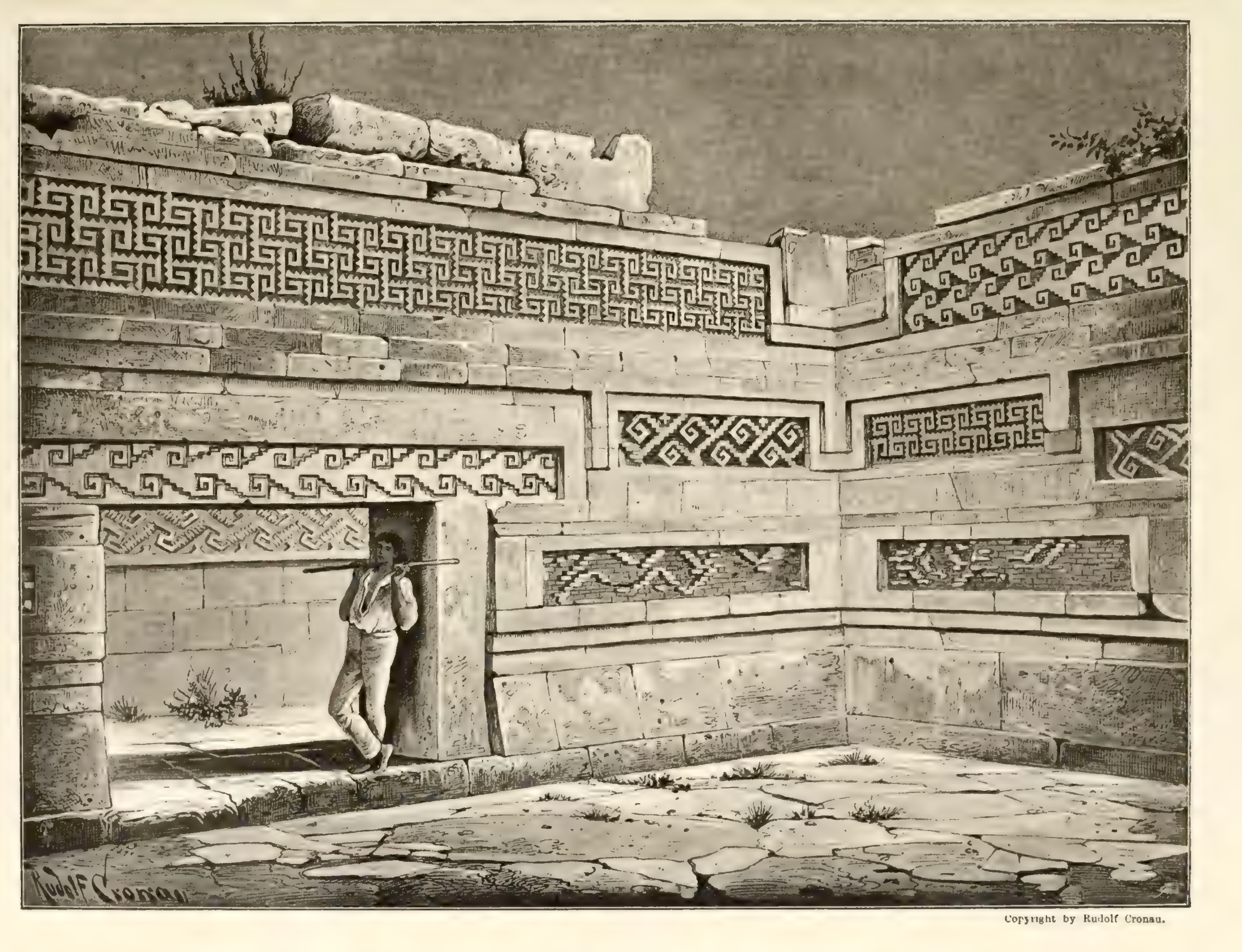
Hatte der Besuch des Teocalli nur Abschreckendes geboten, so fanden die Spanier dagegen in dem herrlichen Palaste des Motecusuma, den sie öfter zu betreten Gelegenheit fanden, mehr des Interessanten und Anziehenden.

Der Palast Motecusumas, an Stelle des heutigen Regierungspalastes der Republik Mexiko stehend, nahm ein ungeheueres Terrain ein und hatte zwanzig Thore, die nach dem großen Platze sowie nach den Hauptstraßen führten. Über dem Haupteingange prangte das Wappen Motecusumas, ein Adler, der auf einen jungen Panther losstürzt. Innerhalb des mit reichen Skulpturen geschmückten Gebäudes waren große Höfe, in deren einem die von dem Bergschlosse Chapultepek hergeführte Wasserleitung mündete und zahlreiche Springbrunnen speiste. Der Palast umschloß viele Säle und hundert Zimmer von 8 Meter Länge und Breite, deren jedes in der Mitte ein mit Wasser gefülltes Bassin hatte. Der ganze Bau war aus Stein aufgeführt, die Wände waren mit Platten von Marmor, Jaspis und Porphyr belegt, in deren glattpolierten Flächen man sich spiegeln konnte. Das Holzwerk war aus Cedern und Palmen gezimmert und überall mit schöngeschnitztem Cypressen- und Pinienholz eingelegt. Ein Saal von 50 Meter Länge und 16 Meter Breite hatte Wände, die mit dicken Gold- und Silberplatten belegt und mit kostbaren Edelsteinen verziert waren. Er diente dem Herrscher als Betsaal.

Mit Interesse nahmen die Spanier wahr, welch ungeheueren Aufwand die Hofhaltung des Monarchen erforderte und mit welch vielfältigen Ceremonien dieselbe umgeben war.

Täglich mit Sonnenaufgang begaben sich etwa sechshundert Standespersonen in den Palast des Herrschers, wo sie sich niedersetzten, in den Sälen und Galerien umherspazierten, sich unterhielten und die Zeit verkürzten. Ihre Dienerschaft füllte zwei bis drei große Höfe, außerdem noch die geräumige Straße. Sie verweilten da den ganzen Tag bis Sonnenuntergang. Die Kammerherren*) hatten stets der Befehle ihres Gebieters gewärtig zu sein. Ehe sie aber in das Gemach desselben traten, mußten sie ihren reichen Anzug gegen einen schlichten vertauschen, durften nur barfuß und mit gesenktem Blicke vor Motecusuma treten, wobei sie unter dreimaliger Verbeugung die Worte auszurufen hatten: „Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! Erhabener gnädiger Herr!“ Was sie zu sagen hatten, mußten sie ohne aufzublicken, mit kurzen Worten ausrichten, sich dann, das Gesicht stets Motecusuma zugewendet, zurückziehen und erst beim Austritt aus dem Empfangsraume sich umwenden. Auch die Fürsten und Großen,

*) Die Geschichte hat die Namen einiger dieser Kammerherren aufbewahrt, welche zur Ergötzlichkeit der Leser und als eine nicht geringe Zungenprobe hier Platz finden mögen. Es waren die Herren Atlixcatzinlacatecatl, Tepnoatzintlacochcalcatl, Quetzalaztatzinticociacoacatl und Totomochtziahucatempatiltzin. (Sahagun, Historia de la conquista de Mexico. I. p. 25.)



Im Hofraum des Tempels zu Mitla. Ein Exempel altmexikanischer Prachtbauten.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

welche in Geschäften nach Mexiko kamen, durften nur ohne Fußbekleidung und in schlichten Gewändern den Palast betreten und dies erst dann, nachdem sie einige Zeit an den Thoren geharrt hatten; ein Zeichen demütiger Ehrfurcht, welches niemand versäumte.

Wenn, was selten geschah, Motecusuma ausging, so warfen sich alle, die ihm begegneten, zur Erde nieder, ohne ihn anzusehen, bis er vorübergezogen war. Drei Herolde mit dünnen hohen Goldstäben gingen ihm vorauf, damit jedermann von dem Nahen der heiligen Person des Monarchen unterrichtet sei.

Täglich kleidete Motecusuma sich viermal auf verschiedene Art und jedesmal in ganz neue Gewänder, deren er keines zum zweitenmale benutzte.

Nahm der Herrscher der Azteken seine Mahlzeiten ein, so brachten drei- bis vierhundert Jünglinge die zahllosen Gerichte; bei jeder Mittags- und Abendmahlzeit trug man ihm alle Arten von Speisen auf, Fleisch, Fische, Früchte und Kräuter, kurz alles, was nur irgend das Land zu liefern vermochte. Um die gekochten und gebratenen Speisen vor dem Erkalten zu bewahren, wurden sie über Wärmpfannen gesetzt, welche mit glühenden Kohlen gefüllt waren. Alle Gerichte wurden zusammen in einem großen, mit schönen Matten belegten und äußerst sauber gehaltenen Eßsaal aufgetragen, so daß der Saal fast ganz damit angefüllt wurde. Motecusuma saß auf einem kleinen, fein gearbeiteten Lederpolster und vor ihm wurde ein mit weißen Tüchern bedecktes Tischlein aufgestellt. War die Luft kalt, so schürte man ein aus wohlriechenden Hölzern gebildetes Feuer. Zum Schutze gegen den Feuerschein schob man zwischen den Monarchen und die Glut eine kleine goldene Wand, welche mit phantastischen Bildern verziert war.

Bevor die Mahlzeit begann, kamen vier schöne, kostbar gekleidete Frauen, um ihrem Gebieter in runden Kannen das Xicales, das Wasser zum Händewaschen zu bringen, auch wurden Tücher zum Abtrocknen geboten. Dann schoben die Frauen eine stark vergoldete Wand vor den Monarchen, damit niemand ihn essen sehe. Der Tafeldienst wurde von einigen älteren Personen von Rang ausgeführt, deren eine immer bereit sein mußte, die Gerichte vorzuschieben oder wegzunehmen. Diesen Kammerherren reichte Motecusuma bisweilen aus besonderer Gnade eine Schüssel von seinem Tisch, deren Inhalt von dem also Beglückten stehend und in Demut verzehrt werden mußte. In der Zeit, wo Motecusuma tafelte, durfte niemand in den umliegenden Sälen das geringste Geräusch verursachen und alles hatte sich ruhig und stille zu verhalten. Während des Essens genoß Motecusuma aus einem goldenen Becher das beliebteste Landesgetränk, Kakao, hier Chocolatl genannt, dann folgten den warmen Speisen als Nachtisch Früchte jeder Art. Von allem nahm der Herrscher nur wenig. Nachdem nochmals Wasser zum Waschen der Hände dargereicht worden war, nahm man die niemals wieder zur Verwendung kommenden Schüsseln, Schalen und Tücher weg, worauf drei schöne vergoldete Röhrchen mit parfürmiertem Tabak gebracht wurden, aus denen der Monarch einige Züge nahm, um dann der Mittagsruhe zu pflegen.

Mitunter vergnügte Motecusuma sich an den Taschenspielerkünsten einiger Zwerge, an den Scherzen einiger Possenreißer oder an der Geschicklichkeit von Tänzern und Sängern, die zur Belohnung mit den Resten der Tafel bewirtet wurden.

Motecusuma hatte zahlreiche Frauen, welche Töchter der vornehmsten Familien waren. Alle hatten ihre eigenen Gemächer und es gebrach ihnen an nichts, was zu den Annehmlichkeiten eines behaglichen Lebens gehörte.

In Verbindung mit dem Palaste stand ein großes Terrain, auf welchem zahlreiche Bauten mit Vogelhäusern aufgeführt waren, in denen alle Arten von Vögeln, schillernde Fasane und Truthühner, blutrote Kardinale, bunte Tauben, bis zu dem kleinsten Kolibri gehegt wurden. Man sah dort buntfarbige Sperlinge, deren Gefieder in fünf Farben, grün, gelb, rot, weiß und blau spielte, unzählige Gattungen von Papageien und jene drossel- und elsterartigen Vögel, deren kostbare goldgrüne Federn zur Herstellung der Federmäntel, Kopfputze und Feldzeichen benutzt wurden.

Das Haus hatte zugleich zehn große Weiher, wo alle in Mexiko vorkommenden Wasservögel gehalten wurden. Man sah daselbst herrlich gezeichnete Reiher, glühendrote Flamingos, die wunderbaren Schlangenhalsvögel, entzückend gefärbte Gänse und Enten, Pelikane, Kormorane und unzählige andere mehr.

Die Seevögel schwammen in großen, mit Salzwasser gefüllten Bassins, für die Flußvögel gab es Teiche mit süßem Wasser, welches zu bestimmten Zeiten abgelassen und durch frisches ersetzt wurde. Jeder Vogelart gab man die ihrer Natur angemessene Verpflegung, die Fischfresser bekamen Fische, deren Quantum von Cortes auf 125 Kilogramm täglich geschätzt wurde. In gleicher Weise erhielten die Wurmfresser, die Körner- und Samenfresser die ihnen zusagende Nahrung. Zur Beaufsichtigung dieser Vögel waren an dreihundert Wärter angestellt, andere Personen hatten lediglich die Heilung erkrankender Vögel zu überwachen. Über jedem der großen Weiher befanden sich schöne Galerien, von denen aus man aufs bequemste sich an dem bunten Leben und Treiben der Vögel ergötzen konnte.

Außer diesem „Hause der Vögel" hatte Motecusuma auch ein anderes „das Haus der Tiere", dessen Flügel einen großen, mit mächtigen bunten Steinplatten schachbrettartig belegten Hof umgaben. Beherbergten die Innenräume dieses Hauses eine ganze Anzahl von mißgeschaffenen Menschen, wie Zwerge, Verwachsene und Albinos, jene eigentümlichen Menschen mit sehr heller Hautfarbe, roten Augen und weißen, überaus feinen Haaren, so sah man in dem Hofraume in großen, vergitterten Käfigen eine ganze Menagerie von Raubvögeln und wilden Bestien: riesige Adler und Geier, Turmfalken, herrlich gezeichnete Panther und Jaguare, geschmeidige Berglöwen und zottige Bären, daneben Wölfe, Füchse, Katzen und andere Raubtiere mehr. Auch eine Sammlung der verschiedenartigsten Schlangen und Eidechsen war vorhanden, ungeheuere, mannsdicke Boas, prächtig gefärbte Korallennattern, Aligatoren, Leguans und Schildkröten. Besonders fielen den Spaniern die widerlichen Klapperschlangen auf, deren Gezisch, Gerassel und stechender Blick Grauen einflößte. Diese überaus giftigen Schlangen, der Schrecken der amerikanischen Wildnis, welche von den Azteken heilig gehalten wurden, lagen in eigenen Behältnissen, die mit vielen kostbaren Federn ausgelegt waren. Zur Wartung all dieser Tiere, die mit Wildpret, Hunden, Geflügel und dem Fleische der geopferten Menschen gefüttert wurden, waren wiederum dreihundert Menschen angestellt.

Mit diesen großartigen Sammlungen, an deren Anlage in dem vielgerühmten civilisierten Europa zu jener Zeit noch niemand dachte, war die Reihe der Sehenswürdigkeiten noch lange nicht erschöpft, denn Motecusuma besaß außerdem große botanische Gärten, die mit den schönsten Blumen und Bäumen geschmückt waren. Es fehlte nicht an Pflanzschulen, wo wertvolle Heil- und Küchenkräuter gezogen wurden, es gab kolossale Zeughäuser, deren reiche Vorräte an Waffen und Rüstungen unablässig vermehrt und erneut wurden.

Nicht geringen Anteil an der Verschönerung der Stadt Tenochtitlan hatte Motecusuma selbst, auch war er ein Pfleger der Wissenschaften und Künste. Unter seiner Obhut hatten einzelne Gewerbe eine Stufe erreicht, welche die Bewunderung der Spanier in hohem Maße erregte. Vor allem waren da die Gold- und Silberschmiede zu nennen, von deren Geschicklichkeit eine große Sammlung von Kunstwerken Zeugnis ablegte, die sich im Besitze Motecusumas befand und auf Befehl desselben ausgeführt worden war. Da sah man von allen Dingen und Erzeugnissen Mexikos sehr natürliche Nachbildungen in Gold und Silber, ferner geschliffene und geschnittene Edelsteine in so kostbarer Verarbeitung, daß, wie Cortes sagt „die Vernunft nicht ausreicht, zu begreifen, mit welchen Instrumenten so vollkommene Dinge gemacht worden seien". Nicht minder geschickt waren die Federarbeiter und Weber, welche aus bunten Federn und Baumwolle die köstlichsten Gewänder und Ornamente zusammenzusetzen verstanden; ferner gab es vortreffliche Maler und Bildhauer, welch letztere unter der Regierung Motecusumas auch den berühmten, mit bewundernswerter Sauberkeit ausgeführten sogenannten großen Kalenderstein meißelten.

Diese kolossale Scheibe aus grauem Basalt hat einen Durchmesser von 4 Meter und wurde ihr Gewicht von Alexander von Humboldt auf 24 000 Kilogramm geschätzt. Der Block, aus dem die Scheibe herausgemeißelt wurde, hatte noch ein weitaus größeres Gewicht und ist es bewundernswert, wie die aztekischen Handwerker mit ihren primitiven Mitteln eine solch gewaltige Masse von den viele Kilometer weit entfernten Steinbrüchen bei Tenantitlan hierher zu bringen vermochten. Während des Transportes ereignete es sich, als der Block bis zu der Brücke von Xoloc geschafft war, daß das ungeheuere Gewicht die Brücke zerbrach und der Stein in den See stürzte. Ein Oberpriester und zahlreiche Leute kamen bei jenem Unfalle ums Leben. Dies geschah im Jahre 1512. Unter unsäglichen Mühen wurde der Steinblock wieder aus dem Schlamme des Sees emporgehoben und weiter zu seinem Bestimmungsorte gebracht.

Nach der Zerstörung und Abtragung des großen Teocallis durch die Spanier blieb der Stein auf dem großen Platze liegen, wurde 1550 auf Befehl des Erzbischofs Montufar vergraben, am 17. Dezember 1790 aber wieder aufgefunden und in die Westwand der Kathedrale eingemauert, wo er als merkwürdigstes Wahrzeichen der Stadt Mexiko lange Jahre hindurch die Aufmerksamkeit aller Besucher erregte. Neuerdings ist das Skulpturwerk auf Anregung der Altertumsfreunde von Mexiko in das Nationalmuseum gebracht und mit vielen anderen aztekischen Monumenten aufgestellt worden.

Ob der Stein wirklich den mexikanischen Kalender oder aber lediglich das Bild der Sonne enthält, ist noch nicht mit positiver Gewißheit entschieden. Die in vielfachen

gelehrten Schriften niedergelegten Versuche einer Deutung gehen weit auseinander und verbietet es der Raum, näher auf dieselben einzugehen.

Thatsächlich waren die Azteken der Astrologie sehr zugethan und hatten eine eigene Kaste von Sterndeutern, welche namentlich bei der Geburt eines Kindes sofort gerufen



Der sogenannte große aztekische Kalenderstein im Nationalmuseum der Stadt Mexiko.
Nach einer Photographie.

wurden, um das Horoskop zu stellen, aus welchem das Geschick des neuen Erdenbürgers erfahren werden könne.

Ihr 365 Tage zählendes Jahr hatte achtzehn Monate zu je zwanzig Tagen, außerdem noch fünf Schalttage, welche aber als Unglückstage angesehen und daher unter Beten, Fasten und Opfern verbracht wurden. Die Monate waren in vier Wochen zu je fünf Tagen eingeteilt. Für genaue Beobachtung zeugt es, daß die Sterndeuter gar wohl erkannten, daß ein Jahr nahezu sechs Stunden mehr als 365 Tage enthalte, welcher Überschuß aber erst nach Ablauf eines „Bündels“, d. i. eines Zeitraumes von 52 Jahren

dem letzten Jahre insgesamt angehängt wurde, wodurch dieses Jahr einen Zuwachs von circa dreizehn Tagen erhielt.

War man auch noch nicht, wie in Yucatan, zur Erfindung und Kenntnis einer eigentlichen Schrift gelangt, so verstand man es aber, Gegenstände und Reihen von Ereignissen bildlich darzustellen und war die Fertigkeit, durch dieses System dem Wissenden eine Stütze des Gedächtnisses zu bieten, auf dem besten Wege, zur eigentlichen Schrift zu führen. So gab es schon verschiedene Zeichen, durch welche Dinge ausgedrückt wurden, die von einem Maler schwer dargestellt werden konnten, so z. B. deutete eine Zunge das Sprechen, mehrere hintereinander gestellte Fußtapfen das Gehen und Reisen an, auch gab es bestimmte Zeichen für Tages- und Jahreszeiten, für die verschiedenen Elemente, für Gold, Silber und andere Dinge. Zur Überbringung solcher Bilderschriften hatte man vorzügliche Läufer und wurde eine beständige Verbindung mit allen Landesteilen unterhalten. Alle zwei Meilen waren Stationen errichtet, wo der eine Läufer seine Botschaft an einen anderen abgab, welcher dieselbe nunmehr bis zur nächsten Station überbrachte. Auf diese Weise durcheilten Botschaften das Land mit so ungeheuerer Geschwindigkeit, daß Nachrichten an einem Tage von 100 Stunden weiten Ortschaften bis zur Hauptstadt befördert wurden.

Daß es bei einem so kultivierten Volke auch Schulen gab, ist selbstverständlich. Die Kindererziehung war außerordentlich streng, und Ungehorsam oder Mangel an Ehrfurcht vor den Eltern wurde viel härter bestraft als heutzutage bei uns. Unter den alten Bilderschriften, die sich erhalten haben, findet sich noch einiges über Kindererziehung. Da ist genau angegeben, wieviel das Kind in einem bestimmten Lebensalter täglich essen darf, indem die Zahl der Brote bei jedem Jahre abgebildet ist, da sehen wir, was es von Jahr zu Jahr lernen muß: die Mutter lehrt die Tochter weben, der Vater unterrichtet den Sohn im Fischfang. Auch die Strafen bei Ungehorsam sind bildlich dargestellt, und der Maler hat sogar die Thränen abgebildet, die den kleinen Übelthätern aus den Augen laufen.

Außer Schulen gab es auch andere wohlthätige Einrichtungen; man hatte öffentliche Hospitäler, die unter der Obhut erfahrener Ärzte standen, ferner gab es Häuser, in denen verwundete oder für ihren Beruf untauglich gewordene Krieger unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung fanden.

Acker- und Bergbau blühten; das Kriegswesen war ein wohlgeordnetes und durch Einführung von gewissen Abzeichen, die unseren Orden entsprachen, darauf berechnet, den Ehrgeiz anzustacheln; die Rechtspflege war wohlausgebildet und wurde streng gehandhabt, kurz, Ordnung beherrschte das bürgerliche Leben in Haus, Gemeinde und Staat, und wenn auch ein blutiger Götzendienst das gesamte Leben der Nation in seine Kreise zwang, so überraschte die mexikanische Kultur als Ganzes aber dennoch die spanischen Eroberer aufs höchste. Immer einleuchtender wurde diesen aber auch, daß sie mit dem Einzuge in Tenochtitlan sich in eine höchst gefährliche Situation begeben hatten, in welcher ihnen jeder Tag den Untergang bringen konnte. Erwies Motecusuma seinen Gästen zur Zeit auch noch alle Freundlichkeiten, so war aber durchaus

nicht abzusehen, ob diese Freundlichkeit von Dauer sei und ob man Vertrauen in dieselbe setzen dürfe.

Die Unsicherheit der Situation war jedermann klar und brachte ein von Cortes einberufener Kriegsrat allerlei Vorschläge zur Erwägung, was für die nächste Zeit zu thun wäre. Manche rieten, baldmöglichst die Stadt wieder zu verlassen, andere schlugen vor, zu bleiben, die Mehrzahl wußte gar keinen Rat.

Wer in dieser Verlegenheit den abenteuerlichen Plan entwarf, Motecusuma gefangen zu nehmen und als Geißel für die Sicherheit der Spanier in Gewahrsam zu halten, ist unbestimmt, genug, der verwegene Plan fand den Beifall des Cortes und wurde sofort seine Verwirklichung beschlossen, zumal durch geheime Botschafter von der Küste her beunruhigende Nachrichten überbracht wurden, welche ein entschlossenes Handeln um so mehr bedingten.

Der von Cortes zum Befehlshaber von Vera Cruz ernannte Escalante war mit seinen Soldaten einem benachbarten Indianerstamme, der sich geweigert hatte, Motecusuma fernerhin Tribut zu entrichten, zu Hilfe geeilt, war aber im Kampfe gegen die aztekischen Steuereintreiber und Krieger mit mehreren Spaniern geblieben. Den Kopf eines der Spanier hatten die aztekischen Beamten an Motecusuma gesendet.

Diesen Anlaß zum Vorwande nehmend, begab sich Cortes, von fünf seiner verwegensten Hauptleute, sowie der Donna Marina begleitet, in den königlichen Palast, um sich in der gewöhnlichen Weise anmelden zu lassen.

In der nun folgenden Unterredung beschuldigte Cortes den Monarchen, der Anstifter der Unruhen bei Vera Cruz zu sein und eröffnete ihm, daß die Sicherheit der Spanier nur dann verbürgt erscheine, wenn Motecusuma seine Wohnung in das Quartier der Spanier verlege. Entrüstet wies der Monarch diese Zumutung zurück, erst als die entschlossen vortretenden Hauptleute, in der Erkenntnis, daß nunmehr ihr ferneres Wohl oder Wehe nur an einem Haar hänge, drohten, Motecusuma niederzustoßen, im Falle er sich weigere, freiwillig mit ihnen zu kommen, gab er nach, ließ seine Sänfte holen und verließ, von den Spaniern umringt, seinen Palast, um denselben niemals wieder zu betreten. Auf die Forderung des Cortes mußte Motecusuma dem sich zusammendrängenden Volke die Erklärung geben, er folge freiwillig seinen Gästen.

Wurde durch diese Erklärung einer Erhebung der Azteken für den Augenblick auch vorgebeugt, so konnte die wirkliche Sachlage aber nicht lange verborgen bleiben. Mehr und mehr begann es unter dem kriegerischen und mutigen Volke zu gähren, als es erkannte, daß die Gefangennahme Motecusumas wirklich eine Thatsache sei und als Cortes den Statthalter Quauhpopoca, welcher Juan de Escalante bei Vera Cruz gegenübergestanden hatte, durch Motecusuma nach der Hauptstadt citieren, fesseln und mit fünfzehn seiner Hauptleute auf dem großen Platze verbrennen ließ. Daß Cortes den aztekischen Monarchen während dieser Hinrichtung in Ketten legte, konnte die Erbitterung der an ihrem Herrscher hängenden Azteken nur verstärken. Lediglich die Erkenntnis, daß bei einem Aufstand ihr Oberhaupt verloren sei, hielt die Bevölkerung von Tenochtitlan noch davon ab, gegen die frechen Eindringlinge die Waffen zu ergreifen.

Wohl trug der über die unwürdige Behandlung des Landesherrn entrüstete Fürst von Tezcoco sich mit dem Plan, die Spanier zu überfallen, doch wurde sein Vorhaben verraten und er selbst auf Befehl Motecusumas, der für den gewaltthätigen Cortes ein nur zu gefügiges Werkzeug war, gefangen genommen und seines Thrones verlustig erklärt.

Motecusuma selbst wurde veranlaßt, dem Kaiser Karl V. den Huldigungseid zu leisten und er that dies, von seinen Großen umgeben, mit Thränen in den Augen. Tief in den Fesseln des Aberglaubens liegend, hielt er fest an der Meinung, die Prophezeihung von der Rückkehr Quetzalcoatls sei in Erfüllung gegangen. Fatalistisch ergeben fügte er sich in sein Schicksal.

Gestützt auf die Willenlosigkeit des aztekischen Herrschers, begann Cortes nun Tribut für den König von Spanien einzufordern, er entsandte Expeditionen nach verschiedenen Teilen des Landes, um dasselbe erforschen zu lassen, und schon sammelten sich in der Festung der Spanier unermeßliche Schätze an, die zur Versendung nach Europa bereit lagen, als plötzlich von Vera Cruz her Nachrichten eintrafen, welche die gefährliche Situation der Spanier um ein bedeutendes verschlimmerten.

Eine Flotte von achtzehn Schiffen war vor dem Hafen von Vera Cruz erschienen aber dieselbe brachte nicht etwa die Verstärkung, welche Cortes vom spanischen Hofe erbeten hatte, sondern einen Abgesandten des Statthalters von Cuba, den Panfilio de Narvaez, welchem Velasquez den Auftrag erteilt hatte, Cortes abzusetzen und gefangen zu nehmen. Narvaez verfügte zu diesem Zwecke über ein Heer von nahezu tausend Soldaten, darunter achtzig Reiter, siebzig Musketiere, neunzig Armbrustschützen und zwanzig Kanonen.

Seinen bewährten Hauptmann Pedro de Alvarado mit 140 Mann und allem Geschütz zur Sicherung der Hauptstadt zurücklassend, brach Cortes mit dem Rest seiner Leute von Tenochtitlan auf, um Narvaez entgegen zu eilen und seinen Vormarsch zu verhüten. Nachdem Sandoval, der an Stelle des getöteten Escuela gesetzte Befehlshaber von Vera Cruz mit sechzig Mann zu Cortes gestoßen war, gebot derselbe über 260 Streiter, welche er der fünffach überlegenen Schar des Narvaez gegenüberstellen konnte. Letzterer hatte die Stadt Cempoalla eingenommen und seine Truppen in derselben verteilt, davon überzeugt, daß Cortes es nicht wagen werde, ihn anzugreifen.

Dieser aber, in Eilmärschen heranrückend, kam plötzlich in einer überaus regnerischen und stürmischen Nacht vor Cempoalla an, war in wenigen Augenblicken Herr der Geschütze und schloß den überraschten Narvaez in einem Opfertempel ein. Hier entbrannte ein heftiger Kampf, der aber bald endete, als Narvaez in dem nächtlichen Getümmel durch einen Lanzenstich ein Auge verlor und gefangen genommen wurde. Sobald die Kunde hiervon sich verbreitete, hörte der Widerstand auf und zögerten die Soldaten des Narvaez nicht länger, unter den Befehl des Cortes zu treten.

Als Cortes seinem verwundeten Gegner gegenüberstand, konnte dieser sich nicht enthalten, zu sagen: „Señor, Ihr habt gute Ursache, dem Himmel für einen solchen Sieg zu danken,“ worauf Cortes mit berechtigtem Stolz entgegnete: „Gewiß danke ich

Gott dafür, aber seid versichert, daß ich den Sieg über Euch für die geringste meiner Waffenthaten in diesem Lande schätze."

Für Cortes war der Sieg von um so höherer Bedeutung, als durch denselben seine kleine Armee auf 1300 Mann anschwoll, worunter 90 Reiter, 80 Musketiere und ebensoviele Armbrustschützen.

Mitten in die Freude über den Erfolg kam eine neue Hiobspost. Zwei Tlascalaner brachten die Botschaft, die ganze Umgebung von Tenochtitlan wie auch die Stadt selbst seien im Aufstande; Pedro von Alvarado sei mit den in Tenochtitlan zurückgebliebenen Spaniern eingeschlossen und werde hart belagert. Viele seien schwer verwundet und Cortes möge eilen, Beistand zu leisten, um zu retten, was noch zu retten sei.

In Eilmärschen trat Cortes den Rückweg nach Tenochtitlan an, verstärkte sich in Tlascala mit 2000 indianischen Hilfstruppen und kam am 24. Juni des Jahres 1520 wieder vor der Hauptstadt an.



Der Kampfschild Motecusumas.

Nach dem im Nationalmuseum der Stadt Mexiko aufbewahrten Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

Dieser Schild wurde von Cortes dem Kaiser Karl V. zum Geschenke gemacht, kam später in das Museum zu Wien, von wo er durch den unglücklichen Kaiser Maximilian im Jahre 1865 nach Mexiko zurückgebracht wurde. Der mit Leopardenfell überzogene Schild hat vier halbmondförmige blaßrote Verzierungen mit karminroter Einfassung. Der aus Federn zusammengestellte Streifen in der Mitte des Schildes zeigt die nachstehenden Farben in der betreffenden Reihenfolge: karminrot, hellblau, rot, goldgrün, weißgrau, rot, braun, schwarz, braun und rot.



Der Sturm auf den großen Teocalli von Tenochtitlan.
Nach einer gleichzeitigen Malerei des Lienzo von Tlascala.

Die Kämpfe um Tenochtitlan.

Wie ganz anders erschien Tenochtitlan, als an dem Tage, wo die Spanier zuerst in dasselbe eingezogen waren. Die Straßen waren verödet, kein Willkommgruß wurde geboten, eine unheimliche Stille lagerte über der ganzen Stadt.

Die Ursache des Aufstandes war eine Blutthat des Alvarado, welcher gegen sechshundert vornehme Azteken, die sich im Hofraume des großen Teocallis zu einem religiösen Feste versammelt hatten, unter dem Vorwande, sie brüteten Verrat, in unmenschlichster Weise hatte niedermachen lassen.

In wilden Flammen war darauf das Rachegefühl der Azteken emporgeschlagen und schon am nächsten Morgen war ein so heftiger Angriff auf die Spanier erfolgt, daß diese Mühe hatten, sich in ihrem festen Quartiere zu behaupten. Erst nachdem Motecusuma auf Ersuchen der Spanier sich ins Mittel gelegt, zu dem Volke geredet und dasselbe beschworen hatte, an die Sicherheit seines Monarchen zu denken, hatten die Azteken in ihren stürmischen Angriffen auf das Quartier der Spanier nachgelassen und sich darauf beschränkt, die verhaßten Fremdlinge aufs härteste zu belagern. Hunger und Elend herrschten unter den Spaniern, mehrere waren im Kampfe gefallen, fast alle waren verwundet.

So war die Situation, als Cortes sich mit den Bedrängten wieder vereinigte. Motecusuma kam dem Feldherrn entgegen, um ihn willkommen zu heißen und ihm zu seinem Siege über Narvaez Glück zu wünschen. Cortes aber hörte ihn nicht an und traurig kehrte der Monarch in seine Gemächer zurück.

Hatten die Bewohner von Tenochtitlan sich bei Cortes' Ankunft auch für den Augenblick zurückgezogen, so blieben aber Hunger und Entbehrungen im spanischen Quartiere zu Gaste. Die Lebensmittel wurden immer spärlicher und dadurch Cortes immer gereizter. In dieser Gemütsstimmung ließ er sich hinreißen, Motecusuma aufs tiefste zu beleidigen, indem er eine nachgesuchte Unterredung desselben mit den schroffen Worten zurückwies: „Was habe ich mit diesem Hund von König zu schaffen, der uns vor seinen Augen in Hunger verkommen läßt!"

Die Nachricht von dieser schnöden Behandlung des Monarchen drang im Fluge zu den Bewohnern der Stadt, und aufs neue erhoben sich die in ihrem Herrscher beleidigten Azteken, um die Schmach mit dem Blute der Eindringlinge zu tilgen. Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als bereits ein Soldat schwerverwundet die Nachricht brachte, die Indianer seien im Begriffe, alle über die Dämme führenden Brücken zu zerstören und nahten in hellen Haufen, um den Sturm auf das Quartier der Spanier aufs neue zu beginnen.

Sofort sandte Cortes den Hauptmann Diaz de Ordaz mit einigen Reitern und vierhundert Schützen aus, um die Wahrheit dieser Nachricht zu erkunden, doch kaum hatten dieselben eine kleine Strecke zurückgelegt, als sie von allen Seiten so heftig angegriffen wurden, daß sofort zwanzig Soldaten getötet und fast alle anderen verwundet wurden. Nur mit Mühe gelang es den Spaniern, ihr Quartier wieder zu erreichen.

Und nun schlugen den Eingeschlossenen wilde Töne ins Ohr, die auch das Herz der Tapfersten erbeben ließen. Heulen und Tosen erfüllte die Luft, gleich dem Brausen eines gewaltigen Orkans; aus allen Straßen, aus allen Häusern strömten zum Kampfe gerüstete Krieger hervor, um in Windeseile die flachen Dächer der ganzen Umgebung zu füllen. Zugleich rückten unter dem Geschrei: „Gebt unseren Kaiser, unseren Motecusuma heraus!" kaum übersehbare Massen bewaffneter Streiter vor die Thore des von den Spaniern besetzten Palastes und nun begann ein wütendes Handgemenge, das ohne Unterbrechung bis in die Abendstunden anhielt. Vergeblich unterzogen sich die Spanier den größten Anstrengungen, um den Feind auseinander zu sprengen, vergeblich ließen sie ihre krachenden Feuerschlünde ertönen, der Feind wollte nicht weichen. Hunderte und aber Hunderte von Indianern stürzten nieder, aber ihre Kameraden stürmten über die Leichen hinweg, unbekümmert um das Schicksal, was sie treffen werde. Ihre Kraft schien zu wachsen, anstatt abzunehmen. Wichen sie einige Schritte, so geschah es nur, um die Spanier nachzulocken und dann um so fester zu umschlingen. Einige im Schlachtengetümmel ergraute Kriegsleute, die in Italien, Frankreich und im Oriente Dienste gethan, schwuren, solch wütenden Kampf habe man nirgend, auch nicht gegen die Türken geführt.

Unsäglich hatten die Spanier unter den Wurfgeschossen und Steinen zu leiden, welche von den flachen Dächern der benachbarten Häuser in solchen Massen herübergeschleudert

wurden, daß sie die Hofräume des Palastes hoch bedeckten. Während des Kampfes ging ein Teil des Gebäudes in Flammen auf und hatten die bedrängten Spanier sich nicht nur gegen den übermächtigen Feind, sondern auch gegen den erstickenden Rauch und die verzehrenden Flammen zu wehren. Glücklicherweise gelang es, durch Einschlagen einiger Wände die Glut zu ersticken.

Machte die Nacht dem entsetzlichen Morden ein Ende, so brachte sie aber keine Ruhe. Fortwährend flogen die Wurfgeschosse der Feinde in das Lager der Spanier, fortwährend hallten denselben die Drohungen ins Ohr, daß sie alle mitsamt ihren tlascalanischen Verbündeten zum Opfer geschlachtet werden würden.

In aller Frühe ließ Cortes seine Krieger, die notdürftig ihre Wunden verbunden hatten, zusammentreten, um einen großen Ausfall zu wagen. Während er seine Soldaten ordnete, waren aber auch schon die Feinde im Anzuge, geschart um das hochfliegende Banner der Azteken, welches einen auf einem Kaktus sitzenden Adler mit weitaufgespannten Flügeln zeigte, der eine Schlange verzehrte.

Fanatisch aussehende Priester in schwarzen Gewändern und mit wehenden Haaren eilten zwischen den Gruppen der aztekischen Streiter her und hin, um dieselben mit feurigen Worten zu kühnen Thaten zu begeistern. Schon waren die Indianer in der Nähe der Thore, als Cortes dieselben plötzlich öffnen ließ. Ein vernichtender Hagel von schweren Geschossen zerschmetterte die Reihen der Feinde, hinterher stürmten die schwerbepanzerten Reiter, das Fußvolk und die leichtfüßigen Tlascalteken, alles niederstoßend und zermalmend. Einem solchen gewaltigen Anprall vermochten die Azteken nicht stand zu halten, sie wandten sich zur Flucht und sammelten sich hinter den Barrikaden, die zur Aufhaltung der Spanier errichtet worden waren.

Kaum aber schickten diese sich wieder zum Rückzuge an, so begannen die Anfälle von neuem, die manchmal mit einem Ungestüm in Scene gesetzt wurden, daß die Spanier sich glücklich schätzen mußten, ihren Zufluchtsort wieder zu erreichen. Wie tags zuvor, so hatten die Belagerten auch heute wieder unter dem Steinhagel zu leiden, welcher von den Dächern der umliegenden Häuser und Tempel unablässig auf sie herabgeschleudert wurde. Es mußten Mittel ersonnen werden, die auf den Dächern Versammelten unschädlich zu machen und wurden mehrere starke Türme von Holz gebaut, unter deren jedem fünfundzwanzig Mann marschieren und ihn fortbewegen sollten. Diese Türme hatten Schießscharten für das grobe Geschütz und hinlänglich Raum, um eine Anzahl Musketiere zu decken. Die hölzernen Kolosse wurden am nächsten Tage von den kräftigen Armen der Tlascalaner bis zu jenen Häusern fortbewegt, von wo aus man am empfindlichsten belästigt wurde. Und nun entspann sich auf den Dächern derselbe wütende Kampf, der bisher in den Straßen getobt hatte. Unter furchtbaren Mühen gelang es den Spaniern, den Feind von einigen Gebäuden zu vertreiben und wurden dieselben sofort niedergerissen oder in Flammen gesetzt, damit sie den Indianern nicht wieder zum Sammelorte dienen möchten.

Mit der Zeit aber krachten die Belagerungstürme unter den unablässigen Steinwürfen der Azteken zusammen und mußten zurückgelassen werden.

Zum Tode ermattet und meist verwundet, kehrten die Spanier in ihr Quartier zurück, ohne mit den errungenen Erfolgen sonderlich zufrieden sein zu dürfen.

So schwankte die Wagschale des Kampfes her und hin, ein jeder Tag brachte den Spaniern neue Verluste, wohingegen die Zahl ihrer Angreifer von Stunde zu Stunde zu wachsen schien. Die Erkenntnis, daß die Lage der Eingeschlossenen immer verzweifelter werde, bestimmte Cortes, nochmals einen Ausfall zu unternehmen und womöglich den großen Tempel zu erobern, auf dessen Terrassen und Plattform an 500 der tapfersten aztekischen Krieger sich postiert hatten und von ihrem hohen Standpunkte aus die Spanier unablässig mit Steinen und Pfeilen überschütteten. Wollten die Belagerten ihr Quartier behaupten, so mußten sie alles daran setzen, den Feind aus diesem festen Bollwerke zu vertreiben. Dreimal mißglückte der Ansturm auf das Heiligtum, endlich aber gelang es den Spaniern, in den von der Schlangenmauer umschlossenen Hofraum des Tempels einzudringen. Dieser Hofraum war von 4000 Azteken besetzt, gegen welche Cortes die Reiter ansprengen ließ. Doch vermochten die Pferde nicht, sich auf den schlüpfrigen Steinplatten, mit welchen der Hof belegt war, zu halten, viele Reiter stürzten und mußten in das Quartier der Spanier zurückgeschafft werden. Nunmehr mußten die Geschütze vor, und als aus den Mündungen derselben die schweren Kugeln mit furchtbarem Krachen herausfuhren und in den zusammengedrängten Massen der Feinde die entsetzlichsten Verheerungen anrichteten, da wich die aztekische Besatzung endlich scheu zurück und überließ es den auf der Plattform des Tempels Befindlichen, sich selber zu verteidigen.

Cortes ließ die gewaltige Pyramide umstellen und nun ging es die hundert und vierzehn Stufen derselben empor.

Allen voran stieg Cortes. Tags zuvor hatte er eine sehr schmerzhafte Wunde an der linken Hand erhalten, weshalb er sich den Schild an den Arm hatte festbinden lassen. So führte er seine verwegensten Hauptleute und Kerntruppen zum Angriff. Welch ein Kampf entspann sich nun! Mit donnerndem Getöse kamen von oben her mächtige Steine und Balken heruntergestürzt, die manchen der Stürmenden erschlugen oder die gewaltige Treppe hinabrissen. Mit diesem Getöse mischte sich das Schwirren und Zischen der Pfeile, das Ächzen und Stöhnen der Verwundeten, der ermutigende Anruf der Führer. Die Treppen des Tempels färbten sich mit Blut und in schmalen Bächlein troff dasselbe von Stufe zu Stufe hernieder. Voll Grausen blickten Freund und Feind dem Ausgange eines solchen Kampfes entgegen.

Endlich hatten Cortes und seine Genossen die Plattform erreicht und nun wurde von beiden Seiten mit der Wut der Verzweiflung gefochten. Flucht war unmöglich und Gnade wurde weder verlangt noch gegeben. Da und dort stürzten einzelne der Streiter in der Wut des Kampfes über den durch kein Geländer geschützten Rand der Plattform in die grausige Tiefe hinab, andere wurden von ihren Gegnern gewaltsam an den Rand gedrängt und durch jähen Anprall hinabgeschleudert. Selbst Cortes entging nur mit knapper Not einem solchen Schicksal, als zwei Azteken sich auf ihn warfen und ihn über den Rand zu stoßen suchten. Die Absicht seiner Gegner erkennend, schüttelte er

aber mit Anspannung aller Kräfte die Angreifer los, durchbohrte den einen mit dem Schwerte und bereitete dem anderen dasselbe Schicksal, was dieser ihm zugedacht hatte.

Drei Stunden währte bereits das furchtbare Gemetzel, da wurde der Widerstand der Azteken schwächer und schwächer. Immer geringer wurde ihre Zahl unter den Schwerthieben der eisenbepanzerten Spanier, endlich war das blutige Werk gethan und zum Zeichen des Sieges lohten wie weithinleuchtende Fackeln die aus reichgeschnitztem Holze gezimmerten oberen Stockwerke der beiden Türme empor. Unter Triumphgeschrei rissen die Spanier die heidnischen Götzenbilder von ihren Altären und stießen sie gleichfalls hinab in die Tiefe.

Diese Erstürmung des großen Opfertempels ist von mexikanischen Malern vielfach in ihrer primitiven Weise bildlich dargestellt worden. Eines dieser Bilder, von dem Tlascalaner Lienzo angefertigt, haben wir in einer Kopie diesem Kapitel vorangestellt.*)

In der Erwartung, daß der Sieg der Spanier auf die Azteken einen tiefen Eindruck machen werde, bestieg nun Cortes, von der Dolmetscherin Marina begleitet, die Plattform eines Hauses und ließ die Azteken zur Einstellung der Feindseligkeiten und zur Unterwerfung auffordern, anderenfalls er die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandeln und jung und alt niedermachen werde.

Glaubte aber Cortes, die Azteken durch solche Drohungen einzuschüchtern, so hatte er den kriegerischen Charakter derselben gänzlich verkannt. Ließen sie ihm doch durch ihre Führer entgegnen, daß sie alle entschlossen seien, zu sterben, wenn sie nur die Spanier zugleich vertilgen könnten. Cortes möge nur Umschau halten über die Dächer, die Straßen und Plätze der Stadt, welche mit Kriegern bedeckt seien, so weit das Auge reiche und welche alle in Geduld des Augenblickes harrten, wo Hunger und Krankheit die Spanier so entkräftet hätten, daß sie mit Leichtigkeit in die Hände der Azteken fallen müßten. „Blickt um Euch, alle Brücken sind abgebrochen, Ihr könnt uns nicht entfliehen und Euer Blut soll auf den Altären unserer Götter zum Opfer fließen!“

Und so wütete der Kampf fort Tag für Tag, für die Spanier ein Kampf der Verzweiflung, für die Azteken ein Kampf der Rache und Vergeltung.

Viele von Cortes' Leuten, vornehmlich diejenigen, welche mit Naravaez gekommen

*) Die auf Agavepapier gemalten Bilder des Lienzo von Tlascala, von denen wir einige in diesem Kapitel reproduzieren, bilden eine höchst wertvolle Sammlung, welche im Archive der Stadt Tlascala aufbewahrt wird. Sie wurde zur Zeit des Cortes in Tlascala angefertigt, um ein Andenken an jene Feldzüge zu haben, in welchen die Tlascalaner die Verbündeten der Spanier waren. Die in Buchform zusammengehefteten Blätter lassen sich in drei Gruppen einteilen, von denen die erste alle Ereignisse bis zur Einnahme der Stadt Mexiko darstellt, während die zweite die Expedition des Nuno de Guzman nach Sinacola, die dritte die Eroberung von Guatemala behandelt. Alle Bilder sind in der für die altmexikanischen Malereien charakteristischen Weise ausgeführt, die an die Gemälde der alten Ägypter erinnert. Die ganze Sammlung mag gegen 60 bis 80 Blätter zählen, von denen das Nationalmuseum der Stadt Mexiko Kopien besitzt, die aber im Jahre 1779 von Yanez y Yanez in allerdings ziemlich freier Übertragung angefertigt wurden und auf zwei großen Tafeln der Reihenfolge nach vereinigt sind. Daß diese von den Alliierten der Spanier angelegte Sammlung für die Geschichte der Eroberung von Mexiko einen außerordentlich hohen Wert besitzt, ist leicht ersichtlich, zumal als keinerlei bildliche Darstellungen von spanischen Künstlern jener Zeit bekannt sind.

waren, verwünschten es, mit nach Mexiko gezogen zu sein und geberdeten sich toll und kopflos. Als die verzweifelte Lage der Spanier endlich ihren Höhepunkt erreicht hatte, verfiel Cortes auf den Gedanken, Motecusuma möge vom Söller des Palastes aus seine Unterthanen zum Frieden ermahnen, und er sandte deshalb Boten zu ihm.*)

Mit schmerzlichem Tone aber entgegnete der schwergeprüfte Monarch: „Warum begehrt man nun nach mir, der ich nicht mehr reden noch leben mag, seit solch schweres Geschick über mich gekommen ist. Ich will Malintzin nicht wiedersehen, will seine falschen Worte und Versprechungen nicht hören; ich will nur sterben!"

Als auf Cortes' Wunsch der Pater Olmedo, sowie einige Hauptleute mit liebreichen Worten nochmals in den Monarchen drangen, erwiderte er: „Mein Erscheinen kann zu nichts nützen. Der Krieg wird dadurch nicht enden. Die Azteken sind entschlossen, keinem von Euch das Leben zu schenken. Ihr alle werdet Euren Tod inmitten dieser Mauern finden."

Fortgesetzte Bitten und das Versprechen, daß die Spanier bereit seien, die Stadt zu verlassen, wenn man ihnen nur den Weg frei gebe, bewogen den Monarchen endlich, die Vermittelung zu versuchen und er begab sich im vollen Schmucke seiner königlichen Würde auf das flache Dach des Palastes, um sich seinem Volke zu zeigen. Sein Erscheinen wirkte auf die den Palast umschließenden Aztekenscharen wie ein Zauber. An Stelle des gellenden Kriegsgeschreies trat eine Totenstille und alle warfen sich zur Erde, um die Worte ihres Herrschers in Ehrfurcht zu vernehmen.

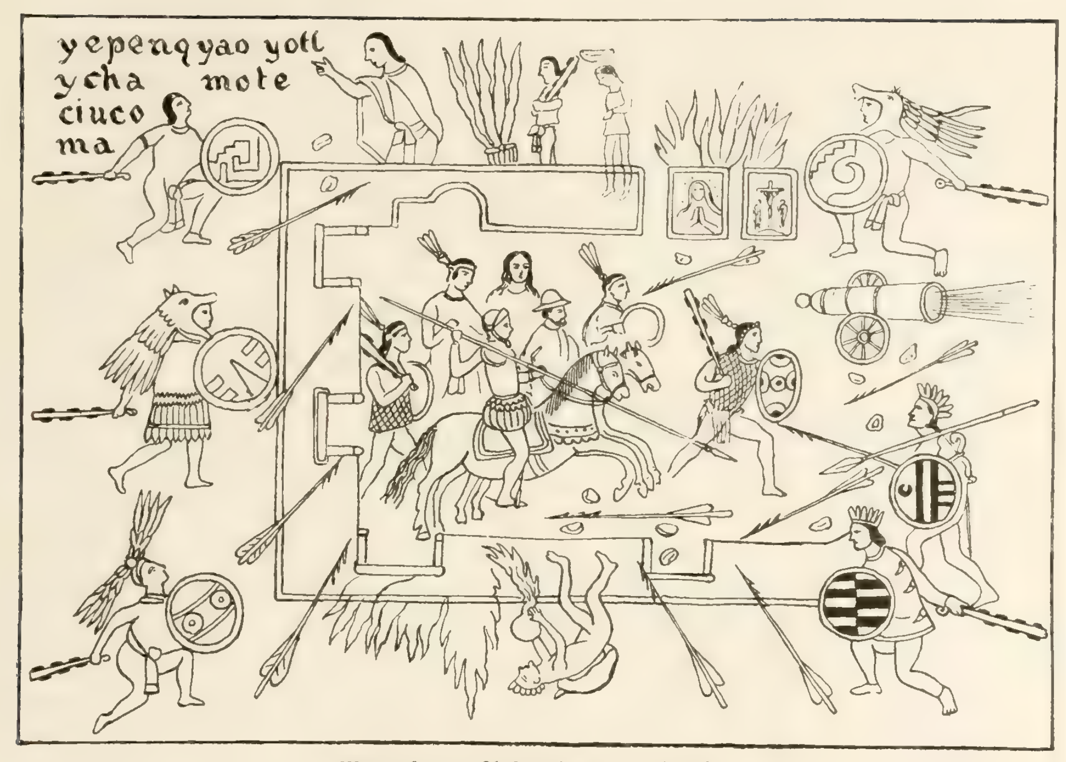
In liebreichem Tone forderte nun Motecusuma seine Unterthanen auf, die Waffen niederzulegen und auf die Fortsetzung des Kampfes zu verzichten. Die Spanier seien entschlossen die Stadt zu räumen und würden diesen Vorsatz sofort ausführen, sobald man die Straße offen lasse.

Eine bange Pause trat ein, bis endlich vier aztekische Heerführer dem Palaste sich näherten und sprachen: „O Herr und Gebieter, tief schmerzt uns Euer Wehe. Doch wisset, wir haben Cuitlahuatzin, den Fürsten von Iztapalapan auf den Thron erhoben und dürfen, treu unseren Gelübden, welche wir den Göttern ablegten, die Waffen nicht ruhen lassen, bis alle Teules tot sind. Jeden Tag flehten wir zu Huitzilopochtli, daß unser Monarch frei werde, geschieht dies noch jetzt, so werden wir Euch als Herrscher ehren, mehr noch, als zuvor."

Als Motecusuma hierauf entgegnete, er sei kein Gefangener und bleibe nur in der Mitte der Spanier, weil dieselben seine Freunde seien, erhob sich ein Sturm des Unwillens, bittere Hohnreden ergossen sich über den Unglücklichen und ehe noch einige Spanier herbeispringen konnten, um mit ihren Schilden den Monarchen zu decken, wurde derselbe von drei Steinwürfen und einem Pfeilschuß so heftig getroffen, daß er sofort besinnungslos zusammenstürzte.

Man brachte den schwer Verwundeten in seine Gemächer zurück. Als er dort aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte, empfand er die Größe der ihm gewordenen Demütigungen.

*) Diaz del Castillo II. 329.



Motecusumas Ansprache an die Azteken.

Nach einer gleichzeitigen Malerei des Lienzo von Tlascala.

Das Bild zeigt den auf der Plattform des Hauses stehenden Motecusuma im Begriffe zum Volke zu reden. Im Hofraume des durch seinen Grundriß angedeuteten Palastes sehen wir den an seinem Vollbarte kenntlichen Cortes, daneben seine Dolmetscherin Marina, ferner einen lanzenbewaffneten Reiter und einige tlascalanische Verbündete. Ein auf dem Dache stehender Indianer ist im Begriffe, mit Wasser die Flammen des brennenden Palastes zu löschen. Die in Flammen stehenden Bilder der Muttergottes, sowie des gekreuzigten Heilandes sollen andeuten, daß auch die von den Spaniern eingerichtete Kapelle ein Raub der Flammen wurde. Zahlreiche Pfeile und Steine fliegen in den Hofraum des Palastes, gegen welchen die aztekischen Krieger von allen Seiten anstürmen.

die Summe des über ihn gekommenen Elends so tief, daß er alle ärztliche Hilfe und alle Nahrung von sich wies und bald darauf verschied. Dies geschah am 30. Juni des Jahres 1520.

„Die Nachricht von seinem Hingange," erzählt Diaz del Castillo, „bewegte uns zu Thränen. Wir, die ihn häufig gesehen und ihm näher gestanden hatten, beweinten ihn wie einen Vater, und das mit Recht, denn Motecusuma besaß eine allzu seltene Herzensgüte. Man sagte uns, er habe siebzehn Jahre regiert und er sei der beste Monarch gewesen, den Mexiko je besaß."

Die Leiche des unglücklichen Monarchen wurde in köstliche Gewänder gehüllt und von mehreren aztekischen Edlen, die man während der letzten Tage gefangen genommen hatte, in die Stadt gebracht. Wohl sahen und hörten die Spanier, daß die Azteken beim Anblicke ihres toten Herrschers Jammern und Wehklagen erhoben, wie sie aber mit den Überresten verfuhren und wo dieselben gebettet wurden, ist nicht bekannt. Eine alte Überlieferung weiß zu erzählen, die Reste seien in einige Matten eingeschlagen und durch einen Handwerker ohne Sang und Klang eingescharrt worden. Eine kleine, noch

gegenwärtig in Mexiko aufbewahrte indianische Handzeichnung, einen Indianer niederen Standes darstellend, welcher eine in Matten gehüllte Leiche trägt, soll diesen Vorgang zum Gegenstande haben. —

Mit dem Hinscheiden des unglücklichen Aztekenkaisers war auch der letzte Rest von Rücksichtnahme geschwunden, welche ihres Herrschers halber von den Bewohnern der Stadt Tenochtitlan bisher an den Tag gelegt worden war. Immer heftiger wurden die Angriffe auf das spanische Quartier, und wenn die Eingeschlossenen auch manchen verzweifelten Ausfall unternahmen und den Feinden vielen Abbruch thaten, so mußten sie die Not aber von Tag zu Tag wachsen und ihren Untergang immer näher rücken sehen. Daß die Stadt nicht länger zu halten sei und der Rückzug angetreten werden müsse, erkannten alle, nur fragte man sich, wann und in welcher Richtung der Abzug versucht werden solle. Der von Cortes zusammenberufene Kriegsrat kam dahin überein, den Dammweg nach Tlacopan einzuschlagen, weil derselbe der kürzeste der die Stadt mit dem Festlande verbindenden Dämme sei und auch dem Quartier der Spanier am nächsten gelegen war. Über die Zeit des Abmarsches vermochte man nicht so schnell einig zu werden, indem einige die Stadt bei Tageszeit verlassen wollten, andere die Nacht für günstiger hielten. Ausschlaggebend war der Soldat Botello, ein Italiener, der sich auf die Wahrsagekunst verstand, welche ihm offenbart habe, daß keiner das Leben retten werde, wenn man nicht die nächste Nacht, die des 1. Juli 1520, zum Aufbruche bestimme.



Das Begräbnis Motecusumas.
Nach einer altmexikanischen Handzeichnung.

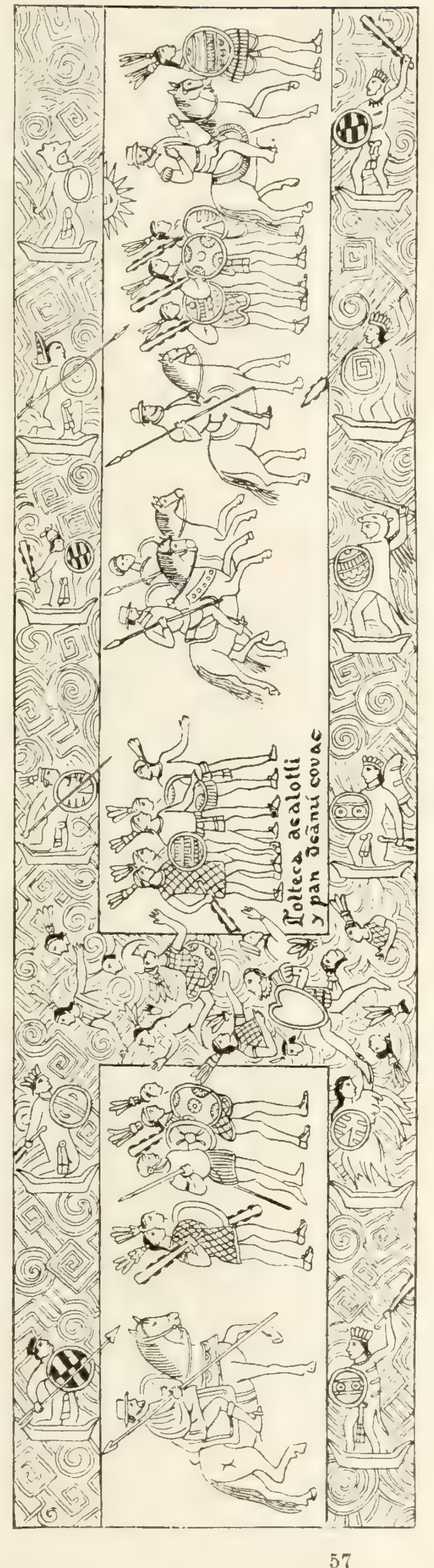
Vor allem wurde nun eine tragbare Brücke gezimmert, welche über die Durchstiche des nach Tlacopan führenden Dammes gelegt werden sollte, deren Übergänge von den Azteken beseitigt worden waren. Vierhundert Tlascalaner und hundertfünfzig Spanier hatten den Transport und die Beschützung der Tragbrücke zu übernehmen. Nachdem die Marschordnung genau bestimmt worden war, ließ Cortes die bisher gesammelten Schätze an Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten herbeischaffen, belud mit dem der Krone zufallenden Anteil sechs Pferde und achtzig Tlascalaner und überließ das andere den Soldaten, die sich von den Schätzen soviel nehmen konnten, als sie nur tragen konnten.

Gegen Mitternacht begann der Aufbruch. Es war ziemlich dunkel, ein leichter Nebel lagerte über der Stadt und es regnete ein wenig. So geräuschlos wie nur möglich fortschreitend, bewegte sich der Zug durch die menschenleeren Straßen und hatte zum Teil bereits den sogenannten Durchstich von Tolteacalli der nach Tlacopan führenden Dammstraße überschritten, als plötzlich die Kriegshörner der Azteken ertönten und bald darauf auch das dumpfe, weithin vernehmbare Dröhnen der großen Höllenpauke von der Plattform des großen Teocallis herüberdrang.

Und nun tauchten zu beiden Seiten des Dammweges Tausende von Booten aus dem Nebel hervor, deren Insassen die Spanier mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen überschütteten. Zugleich stürmten gewaltige Kriegsscharen auf der Dammstraße einher, um die Spanier im Rücken zu fassen. Alles drängte nach vorwärts, um den Lanzenstößen der Verfolger zu entrinnen und über die den Durchstich von Toltecaacalopan bereits überdeckende Brücke zu gelangen, da plötzlich glitten auf den nassen Brettern zwei Pferde aus, die Brücke kam aus dem Gleichgewichte, schlug um und wurde trotz der verzweifelten Wehr der Spanier eine Beute des Feindes. Nunmehr entstand unter den Flüchtlingen eine furchtbare Panik, alle Ordnung war dahin und jeder trachtete nur noch, das eigene Leben zu retten. In dem entsetzlichen Gedränge wurden ganze Reihen ins Wasser gestoßen. Viele ertranken, mehr noch wurden von den Azteken in die Kähne gezogen und fortgeschleppt, um für einen noch gräßlicheren Tod aufbewahrt zu werden.

Die weite Kanalöffnung füllte sich schnell mit toten Rossen und Reitern, mit Geschützen, Pulverwagen und Gepäckstücken, und darüber hin ging der Strom der kämpfenden Menschen.

Welch grauenhafte Scenen spielten sich in dem nächtlichen Dunkel ab! Welch Wehgeschrei ertönte, welche Todesangst wurde erlebt! „Helft, ich ertrinke!" rief hier eine Stimme aus den quirlenden Wassern. „Rettet, sie morden mich!" rief dort eine andere. Und in diesen Jammer mischte sich das angstvolle Schnauben der aufbäumenden Rosse, das Ächzen und Todesröcheln der Sterbenden, das Kreischen der mitgeführten Frauen, das Anrufen der Heiligen, das gellende Kriegsgeheul der Feinde.



Der Rückzug der Spanier und ihrer Verbündeten aus Tenochtitlan.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde des Lienzo von Tlascala.

„Da war," so schreibt Diaz del Castillo, „keine Hilfe, als fliehen, wie wir thaten. Wehe dem, der versucht hätte Ordnung zu halten! Auch Cortes und seine Offiziere, welche die Vorhut übernommen hatten, sprengten, das feste Land zu erreichen, über Brücken und Dämme, jagten vorwärts, ohne einer nach dem anderen zu schauen. Und darin thaten sie kein Unrecht, denn die Reiter konnten nichts helfen und wurden wie wir von Scharen umdrängt, die uns lange Spieße entgegen hielten, an denen die von uns erkämpften Schwerter staken. Welch namenlosen Schmerz, welche Not erduldeten wir in jener Nacht, der Nacht der Trübsal, wie sie mit Recht genannt wurde, doch größere noch hätten wir erfahren, wäre es Tag gewesen. Entkam ein Teil von uns, so geschah es auf wunderbarliche Weise."

Gegen hundert Spanier, die den Zug über die Dammstraße nicht mehr bewirken konnten, retirierten in die Stadt zurück und verschanzten sich in einem Opfertempel. Drei Tage lang hielten sie stand gegen die ganze Bevölkerung, schließlich aber mußten sie sich, durch Hunger und Durst entkräftet, ergeben und starben sämtlich den Opfertod vor den Altären der aztekischen Götzen.

Diejenigen, welche dem Verderben entrannen und glücklich das Festland erreichten, sammelten sich daselbst, wie man sagt, in der Gegend des heutigen Popotla. Man zeigt an jenem Orte noch eine ungeheuere, an tausend oder noch mehr Jahre alte Cypresse, deren Stamm nicht weniger als 18 Meter im Umfange mißt. Unter ihr soll Cortes die schwersten Stunden seines Lebens, die Nacht der Trübsal, verbracht haben. Im Morgengrauen wurde der Marsch nach einem unweit gelegenen Hügel angetreten, auf dessen Gipfel ein Opfertempel sowie andere Gebäulichkeiten gelegen waren.



Die Cypresse der Nacht der Trübsal.
Nach einer Photographie.

Ohne Verluste wurde dieser Hügel genommen und schlugen die Spanier daselbst ein festes Lager auf. Als Cortes die Überbleibsel seiner Armee musterte, ergab sich erst die Größe der schweren Verluste, welche er in dieser Nacht erlitten hatte.

Die Angaben über diese Verluste sind verschieden. Cortes berichtet in seinen Briefen, daß gegen 150 Spanier, 45 Pferde und über 2000 indianische Verbündete getötet worden seien.*) Unter den Vermißten befanden sich auch einige Hauptleute, sowie ein Sohn und mehrere Töchter Motecusumas. Ferner waren sämtliche Geschütze, alles Gepäck und ein großer Teil der mitgenommenen Schätze verloren.

Mit schwerem Herzen blickte Cortes der Zukunft entgegen und bang fragte er sich, was nun geschehen könne, um das Leben derer zu retten, welche dem Gemetzel entronnen waren und zu ihm als zu ihrem letzten Helfer emporblickten. Wußte Cortes auch nicht, ob die Treue Tlascalas in diesen Tagen des Unglücks sich bewähren werde, so beschloß er doch, den Rückmarsch dorthin anzutreten.

Einige Tlascalaner, die dem Rachedurste der Bewohner von Tenochtitlan gleichfalls entronnen waren, erboten sich, die Spanier zu führen, und schlug das kleine Häuflein in der folgenden Nacht eine nördliche Richtung ein, um den Salzsee von Tezcoco zu umgehen. Die Verwundeten in die Mitte nehmend, schleppten sich die Flüchtlinge durch die Ebene, beständig umschwärmt von blutgierigen Feinden, welche den Ermatteten gleichfalls den Untergang androhten.

Kaum drei Leguas wurden während der Nacht und des ganzen folgenden Tages zurückgelegt und bezog man in den Abendstunden auf dem Hügel, der heute die prächtige Wallfahrtskirche von Guadalupe trägt, abermals ein Lager, um kurze Rast zu halten.

Eine Stunde nach Mitternacht wurde wieder aufgebrochen und wanderte man nun zwischen den Seen von Xaltocan und Tezcoco hindurch, in der Richtung gen Nordosten. Die Not war bereits auf das äußerste gestiegen, man fristete ein kümmerliches Dasein durch wenige Beeren und Schoten, sowie durch das Fleisch einiger gefallener Pferde. Noch schlimmere Folterqualen erzeugte der Durst, den man mit dem salzigen Wasser des Tezcocosees nicht zu stillen vermochte.

Unablässig der Verfolger sich erwehrend, gelangte man an dem fünften Tage der Wanderung auf die Ebenen von Otompan (heute Otumba), auf denen die beiden gewaltigen Pyramiden von Teotihuacan vor den Augen der Spanier emporragten.

Die größte dieser Pyramiden erhebt sich in vier Terrassen bis zur Höhe von 69 Meter empor. Die Basis der Nord- und Südseite mißt je 232, die der Ost- und Westseite 220 Meter. Auf ihrer oberen Plattform ragte ein Tempel empor, welcher das Kolossalbild der Sonne umschloß. Stieg morgens die Sonne hinter den Gebirgen von Tlascala empor, so trafen ihre Strahlen auf eine, die Brust des Bildwerkes bedeckende große Platte von poliertem Golde, so daß der von der Statue ausgehende Glanz weithin sichtbar war.

---

*) Thoan Cano, ein Teilnehmer an dem Kampfe, giebt die Zahl der Erschlagenen auf 1000 Spanier und 8000 Tlascalaner an, Gomara dagegen spricht von 450 Spaniern und 4000 Verbündeten.



Die Pyramiden von Teotihuacan.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Kleiner ist die dem Mond geweihte Pyramide, von welcher aus in südlicher Richtung an der Pyramide der Sonne vorbei eine Doppelreihe von unzähligen kleinen Hügeln läuft, die in der Mitte eine breite Straße frei läßt. Dies ist der berühmte „Weg der Toten", denn in den Hügeln schlafen alle die Großen und Edlen des einst so blühenden und hochentwickelten Toltekenreiches.*)

Bereits hatten die Spanier eine Stunde lang die Ebene durchzogen, als plötzlich drei der die Vorhut bildenden Reiter herangesprengt kamen und die Meldung brachten, daß ein gewaltiges Aztekenheer in der Ferne aufgestellt sei, um den Spaniern den Weg zu versperren. Und thatsächlich sah man bald die weißen und buntfarbigen Gewänder

*) Näheres wolle man in Charnays: „The ancient Cities of the New World" Seite 128—151 nachlesen. Die Heiligtümer und Tempel wurden nach der Eroberung von Mexiko durch den fanatischen Bischof Zumarraga zerstört.

zahlloser Krieger aus den Feldern hervorleuchten. Eine grausige Schlacht entbrannte, während welcher die Streiter sich so ineinander verwickelten, daß Freund und Feind kaum noch zu unterscheiden waren. Cortes selbst wurde durch zwei Steinwürfe am Kopfe stark verwundet. Der Kampf währte einen großen Teil des Tages hindurch und würde vielleicht zu Ungunsten der Europäer geendet haben, wenn es nicht dem Ritter Juan Salamanca gelungen wäre, durch eine kühne That den Ausschlag zu Gunsten seiner Kameraden herbeizuführen. In dem Gewühl erblickte man plötzlich einen aztekischen Heerführer in reicher Kleidung. Seine Waffen schimmerten von Gold und hoch ragte in seiner Hand ein kostbares Heerzeichen, ein gewaltiger Busch von goldgrünen Federn empor. Sowie Cortes ihn erblickte, sprengte er mit einigen seiner tapfersten Ritter in das Gewühl hinein und rannte den indianischen Häuptling so heftig an, daß ihm das Heerzeichen entfiel. Wohl raffte er sich wieder empor und suchte mit dem Banner zu entfliehen, wurde jedoch von Juan Salamanca ereilt und durch einen furchtbaren Schwerthieb getötet. Damit war die Schlacht entschieden. Die Azteken wendeten sich zur Flucht und wurden eine Strecke von den spanischen Reitern heiß verfolgt.

Weiter unangefochten, kamen die Europäer zwei Tage nach der Schlacht an die Grenzen der Republik Tlascala und wurde in dem Orte Gualiopan, dessen Einwohner die Spanier freundlich aufnahmen, eine mehrtägige Rast gehalten. Hier auch kamen Cortes die Leiter der Republik entgegen, um ihn zu bewillkommnen und ihr Bedauern über sein schweres Mißgeschick auszusprechen.

In Tlascala fanden die Flüchtlinge nicht nur die beste Aufnahme, sondern auch die trefflichste Pflege, deren alle um so mehr bedurften, als nicht einer von den Teilnehmern an den Kämpfen ohne Wunden geblieben war. Cortes selbst hatte zwei Finger der linken Hand eingebüßt und außerdem noch viel von den in der Schlacht bei Otompan erhaltenen Kopfwunden zu leiden.

Zum Glücke für die Spanier bewährte sich die Treue und Anhänglichkeit der Tlascalaner aufs glänzendste, und wohl spricht es für die Festigkeit dieses Volkes und seiner Leiter, daß eine mit Geschenken beladene Gesandtschaft der Azteken, welche die Tlascalaner zum Bündnis und gemeinsamen Kampfe gegen die Spanier aufzufordern kam, zurückgewiesen wurde.

War Cortes' Lage für die erste Zeit auch eine ziemlich unsichere, zumal viele der mit Narvaez gekommenen Leute mutlos geworden waren und nach Cuba zurückzukehren wünschten, so gelang es ihm aber dank seiner glänzenden Uberredungskunst, sie zu neuen Unternehmungen zu erwärmen und kaum waren die Wunden geheilt, als eine Reihe von kleinen Feldzügen gegen einige benachbarte Stämme in Scene gesetzt wurde, die nicht nur glücklich verliefen, sondern auch reiche Beute brachten.

Auch glückte es ihm, mehrere Scharen von Hilfstruppen, welche Velasquez, der Statthalter von Cuba, für Narvaez bestimmt hatte, den er als Herren des Landes wähnte, zum Übertritte zu bewegen, desgleichen gelang es, die Besatzung eines von Garay, dem Gouverneur von Jamaika ausgesandten Schiffes zu gewinnen, sich unter Cortes' Banner zu stellen, wodurch seine Armee abermals eine Verstärkung von 150 Mann und 20 Pferden erhielt.

Cortes sah seinen Stern wieder im Steigen begriffen und damit loderte auch das Feuer seiner Unternehmungslust mächtig in ihm empor. Er beschloß, einen zweiten Anlauf gegen das Aztekenreich und die Hauptstadt Tenochtitlan zu wagen. Bevor er hierzu seine Armee zusammenzog, sandte er von der neu gegründeten Kolonie Segura de la Frontera aus an Kaiser Karl V. einen vom 30. Oktober datierten genauen Bericht über alle bisherigen Vorgänge und schlug vor, daß das Land, welches in seiner Größe, Fruchtbarkeit und vielen anderen Eigenschaften mit Spanien verglichen werden könne, la nueva España del Mar Oceano, das Neuspanien des Oceans zu nennen.

Gegen Mitte Dezember des Jahres 1520 traf Cortes wieder in Tlascala ein, um die letzten Vorbereitungen zu seinem Zuge gegen die Azteken zu beendigen.



Spanischer Taufstein in der Kirche des Franziskanerklosters zu Tlascala.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Aus zahlreichen Gefechten und Schlachten siegreich zurückkommend, sah er sich von den Bewohnern der Stadt auf das glänzendste empfangen und mit Festen, Spielen und Gesängen gefeiert. Ein tlascaltekischer Redner pries ihn vor allem Volke als den „Rächer der Nation". Für die Tlascalaner und Spanier verbindende Freundschaft war es von höchster Bedeutung, daß die Oberhäupter der Republik sich bereit erklärten, den christlichen Glauben anzunehmen. Noch zeigt man in der auf einer Anhöhe gelegenen Klosterkirche der Franziskaner in Tlascala nicht nur eine alte steinerne Kanzel, von welcher hier zum erstenmal das Christentum gepredigt wurde, sondern auch den schmucklosen, 1 Meter hohen und $1^1/_2$ Meter im Durchmesser haltenden Taufstein, an welchem die vier Kaziken der Republik die Taufe empfingen.

Wenige Tage nach Beendigung dieser Feierlichkeiten rüstete sich Cortes zum Aufbruche. Zwar zählte er nur 550 Spanier, worunter 40 Reiter und 80 Büchsen- und Armbrustschützen, zu seiner Kriegsmacht, dagegen sah er sich durch ein um so größeres Tlascalanerheer verstärkt. Dasselbe soll einer Angabe zufolge 100 000 Mann gehabt haben, eine Zahl, die aber sicherlich stark übertrieben ist. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß Cortes, um die Stadt auch von der Seeseite her angreifen zu können und um nicht wieder das Leben seiner Soldaten einzig und allein von der Erhaltung der Dammstraßen abhängig zu machen, in Tlascala dreizehn Brigantinen erbauen ließ, die in einzelne Teile zerlegt von indianischen Lastträgern bis an die Gestade des Tezcocosees geschafft werden sollten.

Bevor diese Fahrzeuge noch beendet waren, brach Cortes mit dem Hauptheere am 24. Dezember auf, überstieg abermals den Gebirgssattel zwischen Popocatepetl und

Iztaccihuatl und war bereits am 31. Dezember bis an die Thore der Stadt Tezcoco vorgedrungen, deren Einwohner den Spaniern zum Zeichen des Friedens mit einer goldenen Standarte entgegen kamen. Sie baten Cortes, für die Nacht in einer Vorstadt Quartier zu nehmen, da ihr Herrscher infolge der unerwarteten Ankunft keine Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen hätte. Cortes, auf diese Bitte eingehend, mußte aber am folgenden Morgen die Entdeckung machen, daß fast sämtliche Bewohner der Stadt nebst ihrem Oberhaupte während der Nacht mit ihren wertvollsten Gütern auf und davon gegangen und teils nach benachbarten Ortschaften, teils auf Kähnen nach Tenochtitlan geflohen waren.

Aus den wenigen Zurückgebliebenen erwählte Cortes einen neuen Kaziken, den Ixtlilxochitl, welcher, ein williges Werkzeug des Cortes, viel dazu beitrug, die spanische Herrschaft in Anahuac zu befestigen.

In Tenochtitlan waren unterdes mannigfache Vorkommnisse zu verzeichnen gewesen. Der Nachfolger Motecusumas, sein Bruder Cuitlahua, war an den von den Spaniern nach Mexiko eingeschleppten Pocken gestorben und war die Herrscherwürde nunmehr auf einen Neffen Motecusumas, auf den fünfundzwanzig Jahre alten Quauhtemoctzin oder Guatemozin gefallen, einen äußerst kühnen, entschlossenen Mann, der wie kein Zweiter dazu berufen schien, die Unabhängigkeit der Völker Anahuacs gegen die spanischen Eroberer zu verteidigen. Mit größter Umsicht hatte er alle Vorbereitungen getroffen, den Spaniern einen heißen Empfang zu bereiten.

Cortes beschloß, bevor er den Angriff auf Tenochtitlan unternahm, sich der zahlreichen, die Ufer der Seen bekränzenden Ortschaften zu versichern, damit die Bewohner derselben ihm nicht in den Rücken fallen möchten. Unter blutigen Kämpfen wurden auch mehrere derselben unterworfen, so z. B. Iztapalapan und Chalco, andere stellten sich freiwillig unter die Botmäßigkeit der Spanier. Nach Erledigung dieser wichtigsten Aufgabe unternahm Cortes eine große Rekognoszierungstour in die südlichen Teile des Thales von Mexiko und rings um den Tezcocosee, die ihn über Coatepec bis nach Quauhnahuac, dem heutigen Cuernavaca führte. Der Rückmarsch wurde über die Stadt Xochimilco angetreten, bei deren Eroberung Cortes nur mit Mühe dem Schicksal entging, gefangen genommen und auf den Opferstein geschleppt zu werden.

Weiter ging es über Coyohuacan, Tlacopan und Acolman nach Tezcoco zurück, wo inzwischen durch 8000 indianische Arbeiter ein breiter, vier Meter tiefer Kanal gegraben worden war, der von der Stadt Tezcoco bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Ufer des Sees führte und dazu dienen sollte, die dreizehn von Tlascala herübergeschafften Brigantinen in den See laufen zu lassen. Es war der 28. April des Jahres 1521, als die wieder zusammengesetzten Schiffe vom Stapel gelassen wurden und bald darauf sich auf den salzigen Fluten des Tezcocosees mit geblähten Segeln und stolz flatternden Fahnen wiegten. Ein jedes der Schiffe wurde mit einem Geschütze und einer ausreichenden Besatzung versehen. Die Landarmee war inzwischen auch durch eine von der Insel Española angeworbene Schar von 200 Kriegern verstärkt worden, und verfügte Cortes nunmehr über eine Macht von über 800 Fußsoldaten und

87 Reitern, ferner über 3 schwere und 15 leichtere Geschütze. Zu dem kam das sehr bedeutende Heer der verbündeten Tlascalaner. Diese ansehnliche Macht wurde von Cortes in drei gleichstarke Divisionen getheilt, deren erste unter Pedro de Alvarado stand und sich auf der Westseite des Tezcocosees, und zwar in Tlacopan festsetzen sollte. Die zweite Abteilung wurde dem Christobal de Olid übertragen und nach Coyohuacan im Süden der Stadt Tenochtitlan dirigiert, die dritte hingegen unter Gonzalo de Sandoval nahm ihre Aufstellung in Iztapalapan. Nachdem die drei Heerkörper ihre Bestimmungsorte erreicht hatten, konnte die Belagerung von Tenochtitlan beginnen.

Die ersten Maßnahmen gegen die zernierte Stadt waren die, daß man die Enden der drei Dammstraßen besetzte, welche Tenochtitlan mit dem Festlande verbanden, zugleich wurde die bei Chapultepek beginnende Wasserleitung zerstört, durch welche die Bewohner der Seestadt sich mit Trinkwasser versahen. Mittlerweile suchte Cortes mit der Flotte sich zum Herren des Sees zu machen und ward insofern vom Glücke außerordentlich begünstigt, als es ihm gleich beim ersten Zusammentreffen mit den zahllosen Kähnen der Azteken gelang, viele der leichten Kanoes in den Grund zu segeln und ihre Besatzung in den See zu stürzen. An demselben Tage gelang es ihm, ohne große Verluste das feste Bollwerk Xoloc zu erstürmen und damit einen höchst wertvollen Stützpunkt zu gewinnen.

Nach diesem glänzenden Siege schlug Cortes sein Hauptquartier gleichfalls in Coyohuacan auf und wird daselbst noch gegenwärtig jener einstöckige Bau gezeigt, welchen Cortes während der Belagerung von Tenochtitlan aufführen ließ und auch später nach dem Falle der Stadt bewohnte.

Jedem der drei Korpsführer einige Schiffe zur Unterstützung zuerteilend, ließ Cortes nunmehr mit der Auffüllung der Dammdurchschnitte beginnen, um ununterbrochene Angriffslinien auf die Stadt zu gewinnen und der leicht zerstörbaren Holzbrücken nicht benötigt zu sein. Um den Besitz dieser Dammstraßen entspannen sich allerorten grausige Kämpfe, jeder Zoll breit wurde von den Azteken mit der größten Hartnäckigkeit verteidigt, und war die Auffüllung einer Öffnung gelungen, so ereignete es sich nicht selten, daß dieselbe während der Nacht von den Belagerten wieder aufgerissen wurde. Je mehr die Spanier der Stadt näher rückten, desto zahlreicher wurden die neu ausgeworfenen Gräben und Durchstiche, die geschickt angebrachten Fallgruben, die schwer zu erkämpfenden Wälle und Palissadenreihen. Dabei zeigten sich die Gegner von einer beispiellosen Hartnäckigkeit und Tapferkeit, Tag und Nacht hindurch umschwärmten sie auf ihren leichten Kähnen die Dammstraßen, überschütteten die Spanier mit Steinen und Pfeilen und ließen ihr gellendes Kriegsgeschrei ertönen, an welches die Europäer sich so schwer gewöhnen konnten. Endlich nach wochenlangen Bemühungen und vielen schweren Verlusten hatten die Spanier sich aber zu Herren der Dämme gemacht und waren bis an die Stadt vorgedrungen.

Es folgten nun zahlreiche und überaus blutige Straßenkämpfe, in denen von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung und wechselndem Glücke gefochten wurde. Gelang es einige Male den Spaniern, bis in Straßen der Stadt zu gelangen, so mußten sie andere Male vor dem Ungestüm der Belagerten retirieren. Einmal kamen die ersteren



Cortes' Wohnhaus während der Belagerung von Mexiko in Coyohuacan.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

in siegreichem Kampfe bis zu dem großen Teocalli, dessen kolossale Massen wie unheildrohend hoch über die Stadt emporragten. Den Platz zu behaupten, war aber zur Zeit noch unmöglich, da man bei Tag und Nacht auf allen Seiten sich der Feinde zu erwehren hatte.

So beschränkten die Spanier sich einstweilen darauf, die Angriffe von Tag zu Tag zu wiederholen und die Bollwerke und Häuserviertel, die den Feinden zum Stützpunkt dienen konnten, niederzureißen. Daneben kreuzten unablässig die Fahrzeuge vor der Stadt, um die Versorgung der Bewohner mit Lebensmitteln abzuschneiden. Infolge des Mangels an Nahrungsmitteln erlitten die Azteken große Entbehrungen, nichtsdestoweniger aber kämpften sie unverdrossen weiter und wiesen alle Friedensanträge zurück.

Nicht immer blieb den Spaniern das Kriegsglück hold, ja, einmal, als sie sich in der Kampfeshitze zu weit vorgewagt und die Ausfüllung einer Dammlücke versäumt hatten, wurde ihnen sehr schlimm mitgespielt. Cortes, in den vordersten Reihen kämpfend, geriet selbst in die äußerste Gefahr, indem sechs aztekische Häuptlinge ihn überwältigten und davon zu schleppen trachteten. Hätten nicht einige seiner Leute sich für ihn geopfert, ihn aus dem Getümmel herausgehauen und eiligst davongeführt, so würde Cortes, am Beine verwundet, wohl schwerlich davongekommen sein.

Jener Tag war des Unglücks voll für die Spanier, die sich, von den in wahrem Verzweiflungskampfe nachdringenden Verteidigern der Stadt aufs äußerste bedrängt, bis in ihr Standquartier zu Tlacopan zurückziehen mußten. Augenscheinlich hatte Quauhtemoczin seine gesamten Kräfte aufgeboten, um die verhaßten Angreifer mit einem gewaltigen Schlage abzuschütteln. Dies kündeten auch die weithin schallenden, dumpfen Töne der auf dem großen Teocalli aufbewahrten mächtigen Kriegstrommel, sowie der Alarmtrompeten an, durch welche der Aztekenherrscher seinen Scharen gebot, zu siegen oder zu sterben.

Über sechzig Spanier und über tausend Tlascalaner verloren an jenem Tage ihr Leben, auch wurden sechs Rosse getötet. Und als der Abend hereinbrach und das Dröhnen der großen Trommel, das Geheul der Hörner und Muscheltrompeten aufs neue bis in das Quartier der Spanier drang, mußten die letzteren mit blutenden Herzen sehen, wie in Tenochtitlan lange Züge von Gefangenen die hohen Treppen der Tempel emporgeführt wurden. Unter diesen Gefangenen befanden sich viele, die ihrer weißen Hautfarbe nach nur Spanier sein konnten und Entsetzen ergriff die Zuschauer, als sie gewahrten, wie die Azteken die Unglücklichen mit Federn schmückten, sie zwangen, vor den Götzen zu tanzen und endlich über die Opfersteine legten, um ihnen die Brust zu öffnen und das Herz herauszureißen. „Das mußten wir mit ansehen,“ schreibt Diaz del Castillo, „ohne helfen zu können. Wie uns dabei zu Mute war, brauche ich nicht zu schildern. Dieser Jammer aber war nicht das einzige, was uns ins Herz schnitt; unsere Lage war in jedem Betracht eine höchst bedenkliche.“ Quauhtemoczin schickte nach dem gewonnenen Siege die Köpfe der geopferten Weißen als Trophäen bei allen Bundesgenossen der Spanier umher und forderte sie unter Androhung der schwersten Strafen auf, sich von den Europäern abzuwenden. Hiervon eingeschüchtert, versagten auch thatsächlich manche der Verbündeten den Beistand oder entfernten sich in der Stille der Nacht mit ihren Hilfstruppen.



Type eines Azteken.

Ohne sich hierdurch aber entmutigen zu lassen, setzten die Spanier nach mehrtägiger Rast ihre Bemühungen, die Stadt zu erobern, fort und kamen bei einem allgemeinen Ansturm endlich bis zu jenen Brunnen, aus welchen die Einwohner von Tenochtitlan ihr Trinkwasser schöpften. Es gelang ihnen, diese Brunnen zu zerstören, einige Tage später wurde auch der große Markt von Tlatelolco eingenommen und so wurde der Boden schrittweise erkämpft. Alle eroberten Stadtteile ließ Cortes auf das gründlichste verwüsten, die Häuser einreißen und mit dem Schutte die Kanäle ausfüllen, um dem Gegner, welcher jedes Haus in eine Festung verwandelt hatte, allen Rückhalt in der Stadt zu entziehen und selbst nicht durch die zahlreichen Gräben im weiteren Vordringen behindert zu sein.

Wenn auch die Azteken diese Arbeiten der Belagerer auf jede Weise zu hemmen und zu stören suchten, so war der Untergang der Stadt aber doch besiegelt, zumal die

Spanier einen gewaltigen Bundesgenossen erhielten, der endlich sogar die zähe Widerstandskraft der Azteken zu brechen vermochte. Es war der Schnitter Tod, der die wenigen den Belagerten noch verbliebenen Quartiere heimsuchte und die Menschen durch Hungertyphus und pestartige Krankheiten zu Hunderten hinwegzuraffen begann. Alle die schweren Prüfungen, welche der Krieg über eine belagerte Großstadt zu bringen vermag, brachen über die Verzweifelnden herein, die mit Wurzeln, Ratten, Eidechsen und selbst Gras und Baumrinde ihren wütenden Hunger zu stillen suchten.

Aber dennoch dachten die Azteken während dieser bitteren Leiden nicht an Unterwerfung. Tag für Tag scharten sie sich um ihren heldenmütigen Herrscher und schienen wie er bereit zu sein, den Untergang der Stadt nicht überleben zu wollen. Vergeblich sandte Cortes Botschafter an Quauhtemoczin mit Friedensvorschlägen, kalt wurden dieselben zurückgewiesen und Quauhtemoczin befahl unter Androhung der Todesstrafe, daß niemand seiner Unterthanen wieder von Frieden und Unterwerfung spreche.

Und so ward der schauderhafte Krieg bis zum äußersten ausgefochten. Tag für Tag sanken unter den Äxten der Spanier Hunderte von Häusern, Tempeln und Palästen in Schutt zusammen oder loderten flammend zum Himmel empor. Alles, was den Azteken wert und heilig war, wurde vernichtet und mehr und mehr erhielt Tenochtitlan das Ansehen einer ungeheueren Ruinenstadt. Wohin die Spanier drangen, sahen sie nichts wie schauerliche Bilder des Elends und des Todes. In allen Straßen, in den Winkeln der Häuser und Höfe fanden sie gräßlich entstellte Leichen, deren abgezehrte Gesichter gar deutlich von den furchtbaren Entbehrungen sprachen, denen die Bewohner ausgesetzt waren. Bereits sieben Achtel der Stadt waren von den Spaniern erobert und nunmehr schickte sich Cortes zum Sturm auf den letzten Zufluchtsort der Belagerten, den nördlichen Stadtteil Tlatelolco an. Während Cortes, Alvarado und Olid die Führung der Reiter und Fußsoldaten übernahmen, erhielt Sandoval den Befehl, mit der Flotte einen Angriff von der Wasserseite her zu unternehmen. Kaum war das Signal zum Kampfe gegeben, als ein entsetzliches Morden begann. Von allen Seiten knatterten die Büchsenschüsse der Spanier, von der Seeseite ertönte das Donnern der Geschütze, dazwischen erscholl der ermutigende Anruf der Soldaten und das gellende Kriegsgeschrei der mit ihnen verbündeten Indianer. Mit der Kraft der Verzweiflung warfen die Azteken sich den Stürmenden entgegen und bald waren Straßen und Häuser mit Gefallenen besäet. In ganzen Bächen strömte das Blut den Kanälen zu, überall stiegen Rauch- und Feuersäulen empor, überall krachten brennende Gebäude zusammen, Hunderte von Menschenleibern unter sich begrabend. „So gräßlich war das Gemetzel, das Geschrei und Geheul der Kinder und Weiber, daß keiner unter uns war, dem nicht fast das Herze brach bei dem Anblick all dieses Jammers.“ So schreibt Cortes, der harte Eroberer, selber an Kaiser Karl V. Seinem Berichte nach verloren über 40 000 Menschen an diesem Tage ihr Leben. Erst am Abende fand der Kampf ein Ende und zogen die Spanier sich aus dem Stadtteile zurück, da sie den von den vielen Leichen ausgehenden Geruch nicht zu ertragen vermochten.

Als am anderen Morgen, dem 13. August, dem fünfundsiebzigsten Tage der

Belagerung, die Aufforderung zur Unterwerfung abermals zurückgewiesen wurde, entschloß Cortes sich zum letzten entscheidenden Schlage. Sandoval übernahm wiederum die Führung der Flotte und ward ihm besonders anbefohlen, auf Quauhtemoctzin zu achten, damit derselbe nicht über den See hinweg entkommen möge. Cortes, auf der Plattform eines Tempels stehend, leitete den Sturm, der in seinen Greueln die wilden Schreckensscenen des vergangenen Tages noch überbot. Nach mehrstündigem Kampfe wurden die kämpfenden Azteken auf den nach Tepeyac hinführenden Damm, sowie in ihre Kähne gedrängt und zu Tausenden stürzten sie hier in die Fluten, um nimmer wieder zu erstehen. Zahlreiche Vornehme hatten sich in einigen Tempeln verschanzt, doch auch diese Zufluchtsorte sanken unter den Kugeln der herbeorderten schweren Geschütze in Trümmer, alles unter sich begrabend.

So tobte der Kampf und das Gemetzel bis zum Nachmittage fort, da, als die Azteken die Nutzlosigkeit eines ferneren Widerstandes mehr und mehr erkannten, eilten sie ihren in den Kanälen bereit liegenden Booten zu, packten Weiber und Kinder hinein und in kurzer Zeit war der See mit Fahrzeugen überdeckt. Sandoval suchte sofort den Flüchtlingen den Weg zu verlegen und befahl, ganz besonders auf solche Boote zu achten, auf denen möglicherweise Quauhtemoctzin sich befinde. Wer ihn treffe, solle ihn mit geziemender Ehrfurcht zum Gefangenen machen.

Thatsächlich sah man bald drei bis vier große, kunstvoll geschnitzte und mit Sonnendächern überdeckte Barken aus einem Kanale hervorschießen. Dieselben strebten dem nördlichen Ufer des Sees zu, wurden aber, bevor sie dasselbe erreicht hatten, von der schnellsegelnden Brigantine des Garcia Holguin ereilt und zum Anhalten aufgefordert. Als die Insassen dem Gebote nicht Folge leisteten, drohte Garcia, die Büchsen gegen sie zu richten, worauf Quauhtemoctzin vortrat und sich als den Herrscher von Tenochtitlan zu erkennen gab. Die Nachricht seiner Gefangennahme machte allem weiteren Widerstande der Azteken ein Ende.

Von Sandoval und Garcia Holguin geleitet, wurde der besiegte Monarch, ein schöngewachsener junger Mann in der Mitte der zwanziger Jahre und mit einem sehr ausdrucksvollen Gesichte, vor Cortes geführt, welcher seinen standhaften und tapferen Gegner mit aller Achtung empfing. Festen Schrittes trat Quauhtemoctzin auf Cortes zu und sprach: „Malintzin, ich habe alles gethan, was in meinen und meines Volkes Kräften stand, uns die Unabhängigkeit zu bewahren. Jetzt ist dieselbe dahin und Ihr könnt über uns verfügen, wie es Euch beliebt. Ich stehe als Gefangener vor Dir und bitte Dich, nimm den Dolch, welchen Du im Gürtel trägst und stoße mich nieder." Cortes aber entgegnete, daß die Tapferkeit Quauhtemoctzins ihm zur Ehre gereiche und ein Spanier auch den Mut seiner Feinde zu achten wisse. Er solle nach wie vor Herrscher von Tenochtitlan sein und hoffe, ihn zum Freunde zu gewinnen.

Hierdurch getröstet, nahm der kaiserliche Gefangene mit den Seinen das ihm angebotene Mahl an und folgte dann willig Sandoval, der beauftragt wurde, ihn mit seiner Familie in Cortes' Wohnung in Coyohuacan unterzubringen.



Ansicht der Stadt Mexiko. Nach einem Kupferstich in Dapper's „America" 1673.

Auf Bitten des gefangenen Herrschers gestattete Cortes den überlebenden Bewohnern von Tenochtitlan, die Stadt zu verlassen, die sich in einem grauenhaften Zustande befand, denn in allen Straßen und Kanälen lagen die Leichen hoch übereinander, die Luft war in weitem Umkreise verpestet und für menschliche Wesen gänzlich ungeeignet. Als nun das Zeichen zum Auszuge gegeben wurde, da bewegten sich über die Dammstraßen lange Reihen von Männern, Weibern und Kindern, hohläugig, gebrochen und durch ihren Zustand das tiefste Mitleid erregend. Drei Tage und drei Nächte hindurch währte der Zug, ein Zug des Jammers und Elends, als dann niemand mehr zum Vorschein kam, ließ Cortes eine Anzahl seiner Leute in die Stadt eindringen, um zu erfahren, welcher Zustand daselbst herrsche.

„Da sah man," wie Diaz del Castillo schreibt, „Tote in jeder Ecke und in jedem Winkel, hier und da auch noch einige Lebende, die zu matt gewesen waren, den Auswanderern zu folgen. Sämtliche Straßen und Plätze aber waren wie mit dem Pfluge aufgewühlt, denn die Einwohner der Stadt hatten alle Wurzeln aus dem Boden gerissen und sogar die Rinde von den Bäumen geschält, um damit ihren Heißhunger zu stillen. Wahrlich, kein Volk der Welt hat gleich diesem solchen Hunger, solchen Durst und solche Kriegsnot ertragen müssen."

Zur schleunigsten Säuberung der Stadt wurden nun die umfassendsten Vorkehrungen getroffen. Auf den Plätzen bildete man mächtige Feuer, in denen die zusammengetragenen Leichen verbrannt wurden. Wie groß der Verlust an Menschenleben gewesen, ist nicht nachzuweisen, da die Angaben darüber sehr auseinandergehen und zwischen den Zahlen 120 000 bis 240 000 schwanken.

Die eroberten Schätze entsprachen nicht den gehegten Erwartungen. Ein großer Teil war von den Azteken beseitigt, ein anderer Teil war den Angaben zufolge mehrere Tage vor dem Falle der Stadt in den See versenkt worden. Der auf die Soldaten entfallende Beuteanteil war so gering, daß manche es verschmähten, denselben anzunehmen und Cortes beschuldigten, einen großen Teil der Beute aus eigener Machtvollkommenheit an sich genommen zu haben.

Bald nach der Säuberung der Stadt schritt Cortes zum Wiederaufbau derselben. Die Pläne, die Residenz nach Tezcoco oder einer anderen benachbarten Stadt zu verlegen, verwerfend, benutzte er das vorhandene Material, um aus demselben an Stelle des alten Tenochtitlan das neue Mexiko um so herrlicher erstehen zu lassen. Der Teocalli des Kriegsgottes Huitzilopochtli wurde abgetragen und durch eine dem heiligen Franziskus geweihte Kirche ersetzt, an deren Stelle im Jahre 1573 die heutige Kathedrale errichtet wurde. Die Mehrzahl der Kanäle wurden zugeschüttet, die Straßen verbreitert, zur Sicherung der Stadt wurde auch eine Festung angelegt. Mit der allmählichen Beruhigung des Landes kehrte ein großer Teil der Ausgewanderten zurück, so daß wenige Jahre nach der Eroberung die Stadt Mexiko bereits wieder eine Bevölkerung von angeblich 30 000 indianischen Familien besaß. Nachdem die Verhältnisse sich zu befestigen begannen, ließen auch zahlreiche Spanier sich bewegen, nach Mexiko überzusiedeln und so begann allgemach die Stadt, welche so Schweres erlitten hatte, wieder

langsam emporzublühen. Unser doppelseitiges Vollbild giebt eine Ansicht der Stadt Mexiko kurz nach ihrem Wiederaufbau durch die Spanier. In der Mitte der Stadt ist der große Platz zu erkennen, aus dessen Nähe der Teocalli des Huitzilopochtli aber bereits verschwunden ist. Noch ist die ehemalige Residenz der Aztekenherrscher durch mehrere Dämme mit dem Festlande verbunden und zeigt ihre ursprüngliche Inselnatur, die erst später nach Austrocknung eines Teiles des Tezcocosees verschwinden sollte, noch ist sie nicht jenes stolze Mexiko, von welchem ein weit gereister Mann behaupten durfte, daß, was Schönheit und Reichtum betreffe, keine einzige Stadt Europas sich mit demselben vergleichen lasse.



Aztekische Steinfigur.
Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig.



Innenraum der Palastruine zu Mitla.
Nach einer Photographie der Expedition Bates.

Cortes' weitere Unternehmungen und sein Tod.

Mit Windeseile hatte die Kunde von dem Falle der Stadt Tenochtitlan ihren Weg über ganz Mexiko gefunden und aus allen Teilen des Landes erschienen Abgesandte, die mit eigenen Augen sich von der Wahrheit der kaum glaublichen Nachricht überzeugen sollten. Unter diesen Botschaftern waren auch diejenigen des Kaziken von Mechoacan, dessen Land nordwestlich von Anahuac lag. Von ihnen erhielt Cortes Mitteilungen über ein gewaltiges Meer, welches ihr Land gen Sonnenuntergang begrenze und schickte er, von dieser Nachricht mächtig erregt, mehrere Spanier aus, damit dieselben bis zu jenem Meere vordringen und im Namen des Kaisers Besitz von demselben ergreifen möchten. Verschiedene Wege einschlagend, gelangten sie an das Südmeer, die einen kamen bei dem späteren Hafenorte Zacatula, die anderen bei Tehuantepec an die Küste.

Bald nach Rückkehr dieser Kundschafter sandte Cortes unter Sandoval und Alvarado Heeresabteilungen aus, welchen es gelang, in kurzer Zeit alle westlich und südlich an das Hochland von Anahuac anstoßenden Länder bis an das Meer zu unterwerfen.

Größere Schwierigkeiten bereitete die Besiegung der kriegerischen Zapoteken, die neben den stammverwandten Mixteken ein großes Gebirgsland südöstlich von Anahuac bewohnten. Stark und wohlgebaut, tapfer und wild im Kriege, hatten sie bereits den Azteken viel zu schaffen gemacht und spielten unter den verschiedenen Stämmen Mexikos eine sehr hervorragende Rolle. Sie zeichneten sich durch eine alte und höchst eigenartige Kultur aus. Ihre Regierungsform hatte das Eigentümliche, daß neben dem erblichen Könige auch noch ein Oberpriester, der Wiyatao, „derjenige, welcher alles sieht" herrschte und in allen Staatsangelegenheiten den bedeutendsten Einfluß hatte. Er wurde mehr geehrt als der König, welcher ihn fürchtete und respektierte und der ebenso wie alle anderen barfuß, nur in einem groben Gewande und mit gesenkten Blicken vor diesem Oberpriester zu erscheinen hatte. Kein Mann aus dem Volke durfte sein Antlitz sehen, ohne tot niederzufallen. Alles richtete sich nach den Orakelsprüchen, welche derselbe in abgebrochenen Lauten während seiner Verzückung hervorstieß. Er galt als der einzige Vermittler zwischen Göttern und Menschen, er war der Urquell aller Gnaden und Wohlthaten, ein indianischer Dalai Lama oder Papst. Zur Keuschheit verpflichtet, war es ihm nur einmal jährlich erlaubt, sich zu berauschen und ward ihm dann das schönste Mädchen des Landes zugeführt. Entsprangen solchen Verbindungen Söhne, so fiel dem ältesten derselben späterhin die Würde des Hohenpriesters zu, wohingegen die anderen sich mit geringeren Posten begnügen mußten. Während die weltlichen Könige ihre Residenz in Zaachilla Yoho (aztekisch Teotzpotlan) hatten, so war diejenige des Wiyatao südwestlich davon in Mictla, dem heutigen Mitla im Thale von Oaxaca aufgeschlagen und bilden die höchst sehenswerten wohlerhaltenen Ruinen seiner ehemaligen Paläste den Zielpunkt aller modernen, Mexiko besuchenden Forscher. Die innere Ausstattung dieser Paläste sowie auch der dabei befindlichen Tempel ist eine überaus reiche und zeugt von großem Geschmack. Alle Mauern waren mit Stuck bekleidet und zum Teil mit einem Rot bemalt, dessen Farbenton an dasjenige Pompejis erinnert.



Kopf eines zapotekischen Priesters.
Nach einer im Nationalmuseum der Stadt Mexiko befindlichen Skulptur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Zimmer sind zumeist schmal und lang und zeigen einen bemerkenswerten Reichtum an Ornamentation, welche durch kleine, regelmäßig zubehauene Steine hervorgebracht ist, die in sehr geschickter Weise zu allerhand Zeichnungen, wie Mäanderlinien, Kassetten- und Stabornamenten und dergleichen zusammengesetzt sind. Die zum Teil noch wohlerhaltenen Ruinen gewähren mit ihren schönen Fassaden einen überaus malerischen Anblick und erinnern unwillkürlich an gewisse Baudenkmäler der alten Griechen und Römer.

Auch in sonstigen Künsten hatten die Zapoteken große Fortschritte gemacht, mit ganz besonderer Vorliebe huldigten sie der Keramik und verstanden es, aus Thon charakteristische Porträtfiguren, die Gestalten von Göttern und anderes mehr zu formen.



Zapotekische Porträtfigur. Zapotekische Urne, den Gott Ocelotl darstellend.

Nach den im Nationalmuseum zu Mexiko befindlichen Originalen gezeichnet von Rudolf Cronau.

Sträubten die Zapoteken sich auch anfänglich heftig gegen die Auferlegung der spanischen Herrschaft, so hatten sie dieselbe aber doch bald anzuerkennen, desgleichen unterwarfen sich die Bewohner der angrenzenden Gebiete von Tutepec und Tehuantepec, sowie des an den Mexikanischen Meerbusen stoßenden Landes Panuco und so konnte Cortes sich als den Herren aller Gebietsteile des mittleren Mexiko betrachten. Die Krönung dieser Erfolge war, daß er durch ein von Kaiser Karl V. am 15. Oktober 1522 in Valladolid ausgefertigtes Dekret die lang ersehnte Bestätigung in der Würde eines Statthalters, Oberbefehlshabers und Oberrichters von Neuspanien erhielt. Damit hatte er über seine zahlreichen Gegner, welche diese Bestätigung so lange zu hintertreiben gesucht hatten,

auf das glänzendste gesiegt. Der in seinen Hoffnungen so furchtbar enttäuschte Velasquez nahm sich diesen Triumph des Cortes so zu Herzen, daß er in Trübsinn verfiel und wenige Monate nach der Kundgebung starb.

Von nun an widmete Cortes seine Zeit der Kolonisierung des Landes, mit Strenge von den spanischen Ansiedlern die Anpflanzung von wertvollen Gewächsen fordernd. Außer einigen europäischen Getreidearten wurde das Zuckerrohr eingeführt und bildete dasselbe mit dem Indigo, der Baumwolle und Cochenille einen höchst wertvollen Ausfuhrartikel. Auch der Weinbau wurde gepflegt, ganz besonders aber wendete man sich der Ausbeutung der reichen Gold- und Silberbergwerke zu, deren Minen im Verein mit den Perlenbänken des Meeres einen unerschöpflichen Reichtum über Spanien ergossen.

Land und Leute wurden, wie in den anderen spanischen Kolonien, unter die Eroberer verteilt und hatten die Indianer eine vielfach drückende Knechtschaft zu ertragen. Mit heißem Eifer wurde von den nach Mexiko berufenen Mönchen das Bekehrungswerk der Eingeborenen in Scene gesetzt, die heidnischen Tempel, in denen so viel Blut geflossen, wurden niedergerissen und durch christliche Gotteshäuser ersetzt. Wurde freilich bei diesem Bekehrungswerke vielfach sehr gewaltsam verfahren und viele Handschriften und Skulpturwerke unnötigerweise vernichtet, so schlossen die Indianer sich aber doch allmählich der neuen Religion an, zumal die Mönche es verstanden, mit Geschick die heidnischen Reminiscenzen mit christlichen zu verknüpfen. Auch wurden mancherlei Konzessionen gemacht, so wurden einzelne indianische Tänze und Gebräuche sogar im Inneren der Kirche an gewissen Festtagen zugelassen und können noch heute in Mexiko beobachtet werden. —

Die langsam fortschreitenden Kolonisationsarbeiten konnten aber dem Thatendrange eines Cortes auf die Dauer nicht genügen, sein alter Hang nach Entdeckungs- und Eroberungszügen blieb immer rege und kam aufs neue mächtig zum Durchbruch, als zu Ende des Jahres 1522 die Nachricht der Erdumsegelung des Magalhães von Spanien herüberdrang. Demselben war es gelungen, in kühner Fahrt die südlichen Teile der neuen Welt zu umschiffen und bis zu den Gewürzinseln vorzudringen. War durch diese Fahrt das große nautische Problem des Jahrhunderts, ob es möglich sei, Indien von Westen her zu erreichen, wirklich gelöst worden, so hatte sich aber zugleich herausgestellt, daß die Reise nach Indien um die Südspitze der neuen Welt ein höchst gefahrvolles und zeitraubendes Unternehmen sei. Gelänge es, einen geraderen Weg nach Indien etwa zwischen Mexiko und der Landenge von Darien aufzufinden, so mußten aus einer solchen Entdeckung für Spanien die ungeheuersten Vorteile erwachsen. Das ganze Sinnen des Cortes ging nun dahin, eine solche Straße, welche die Gewässer des Atlantischen Oceans mit dem Südmeere verbinde, ausfindig zu machen und rüstete er zu diesem Zwecke eine Reihe von kostspieligen Expeditionen aus, die teils zu Wasser, teils zu Lande das wichtige Problem zu lösen suchen sollten.

Die erste dieser Expeditionen war von dem an der Küste des Landes Mechoacan gegründeten Hafen Zacatula aus geplant, doch zerstörte ein auf den Werften ausbrechendes Feuer die daselbst erbauten Schiffe, bevor sie noch vom Stapel gelassen waren. Ohne

sich durch dieses Mißgeschick entmutigen zu lassen, entsandte Cortes die beiden Hauptleute Alvarado und Olid, um die Forschungen fortzusetzen und zugleich das Reich von Neuspanien nach Süden hin zu erweitern. Während ersterer gegen Ende des Jahres 1523 auf dem Landwege vordrang, verließ der andere im Januar 1524 mit vier Schiffen Vera Cruz, um auf dem Seewege nach Honduras zu gehen.

Beide Expeditionen sind zu wichtig, als daß wir dieselben nicht etwas eingehender schildern sollten. Alvarado, der mit 300 spanischen Fußsoldaten, 135 Reitern und 20000 indianischen Hilfstruppen von Mexiko aus aufbrach, sollte die reiche Provinz Quauhtemallan, das heutige Guatemala erobern, dessen Bewohner alle Aufforderungen, Vasallen des Kaisers Karl V. zu werden, zurückgewiesen hatten. Ohne große Verluste drang Alvarado bis nach Tehuantepec vor, dessen Häuptlinge sich den Spaniern bereits willig unterworfen hatten. Erst nach Durchquerung des Landes Soconusco wurde ihm Widerstand entgegengesetzt, und hatte er namentlich in den Schluchten und Engpässen des an thätigen Vulkanen überaus reichen Hochgebirges erbitterte Kämpfe mit den durch lange und dicke Baumwollpanzer geschützten Quichéindianern, den Bewohnern des Landes Quauhtemallan auszufechten. Ganz besonders blutig war die Schlacht bei Xulahuh, dem heutigen Quetzaltenango, wo der Herrscher von Quauhtemallan, Tecum Umam an der Spitze einer ungeheueren Armee den Spaniern gegenübertrat und Alvarado persönlich zum Zweikampfe herausforderte. Nach dreifachem Ansturme sank er aber, von der Lanze Alvarados durchbohrt, zu Boden nieder, um gleich darauf seinen Geist aufzugeben. Damit war der Sieg der Spanier entschieden und der Zugang zu dem Lande lag offen. Chinanivalut, der Sohn und Nachfolger des Königs, lud die Spanier zum Besuche seiner Residenz Utatlan ein, welches in der Nähe des heutigen St. Cruz del Quiché gelegen war und in der Pracht seiner Paläste mit Tenochtitlan kühn in Wettstreit treten konnte.

Die ganze Stadt war ringsum von sehr tiefen Schluchten umgeben und nur zwei schmale, leicht zu verteidigende Zugänge vermittelten den Eingang in die Stadt.

In dem Centrum derselben war der königliche Palast gelegen, um welchen sich die Wohnungen der Vornehmen und Edlen gruppierten, während die Häuser der geringeren Bürger in weiterem Umkreise lagen. Will man den Berichten der Spanier Glauben schenken, so besaß die Stadt eine so große Einwohnerzahl, daß der König aus ihr allein 72000 Streiter zum Kampfe gegen die Spanier habe ausheben können. Unter den Palästen war derjenige des Königs 728 Schritte lang und 376 Schritte breit, war aus Hausteinen aufgeführt und besaß sechs Abteilungen, deren erste der Leibwache des Königs zum Aufenthalt diente, während die zweite den Söhnen und Anverwandten des Monarchen eingeräumt war. Die dritte bewohnte der Herrscher selbst und hatte er bestimmte Räume, in denen er die Morgenstunden verbrachte, desgleichen für die Mittag-, Abend- und Nachtzeit. Hier befand sich auch der Saal, in welchem unter einem kostbaren Federbaldachin der Thron aufgestellt war, ferner waren daselbst die Schatz- und Rüstkammern, die Richterstuben sowie ausgedehnte Menagerien und Vogelhäuser. Die vierte und fünfte Abteilung enthielt die Gemächer der Königin und der königlichen Konkubinen, desgleichen

große Lustgärten und Bäder, die letzte Abteilung hingegen umschlossen die Räume der königlichen Prinzessinnen.

Außer anderen großartigen Palästen gab es in Utatlan ein Seminar, in welchem auf Kosten des Staates 5—6000 Kinder erzogen wurden.*)

Alvarado folgte der Einladung des Monarchen und zog in Utatlan ein, mußte aber die Bemerkung machen, daß die Einladung keineswegs eine freundliche gewesen, da ihm verraten wurde, daß die Quichés die Spanier nur nach Utatlan gelockt hätten, um in der ersten Nacht die ganze Hauptstadt in Flammen zu setzen und die Spanier durch Feuer, Qualm und Waffengewalt umzubringen.


Type einer Indianerin aus Guatemala.

Nachforschungen ergaben thatsächlich, daß sich in jedem Hause große Quantitäten von Holz und anderen Brennmaterialien aufgehäuft fanden und zog sich Alvarado unter dem Vorwande, daß seine Rosse in der Stadt keine geeignete Unterkunft und Nahrung hätten, sofort aus der Stadt zurück und schlug auf den umliegenden Höhen ein Lager auf. Den König, welcher ihn in scheinbarer Gefälligkeit dorthin begleitete, ließ er ergreifen und nach kurzer Gerichtssitzung hängen. Bevor er dem Strange verfiel, erwies man ihm noch die Gnade, ihn zu taufen.**)

In den heftigen nunmehr entbrennenden Kämpfen blieben die Spanier Sieger, Utatlan wurde eingenommen, die Burg und die Paläste zerstört und das ganze Land unterworfen.

Darauf zogen die Spanier nach Patinamit, der an Stelle der heutigen Stadt Alt-Guatemala gelegenen Hauptstadt der Kakchiquel, deren König Sinacam sich aber freiwillig unter die Botmäßigkeit der Fremdlinge begab und dadurch seinem Lande die Greuel des Krieges ersparte.

Weniger friedlich gesinnt war der Kazike von Amatitlan, welcher auf einer festen Burg inmitten des 1000 Meter über dem Meere gelegenen Sees von Atitlan seine Residenz aufgeschlagen hatte. In siegreichem Kampfe wurde aber auch er überwunden, desgleichen die Bewohner der Tiefländer von Itzcuintlan oder Izcuintepek und Acayutla. Weiter rückte Alvarado bis in das Reich Cuscatlan vor, eroberte die gleichnamige Hauptstadt und gründete auf ihren Ruinen das heutige San Salvador.

---

*) Stephens und Catherwood, Incidents of Travel in Central America, Chiapas and Yucatan. p. 330.

**) Las Casas, Brevissima relacion de la provincia e reyno de Guatimala. Sevilla 1552.

Hiermit hatte Alvarado die Unterwerfung eines großen und volkreichen Gebietes beendet. Er sowohl wie auch seine späteren Nachfolger hielten die Urbewohner durch ein hartes Regiment im Zaume, etwaige Erhebungsversuche wurden in grausamster Weise unterdrückt und durch diese Gewaltherrschaft das Land auf eine Stufe des Verfalles hinabgeschleudert, von der es sich bis heute nicht hat erheben können.

Hatte so die Expedition Alvarados zu glänzenden Resultaten geführt, so sollte diejenige des Christoval de Olid dem Cortes um so größeren Verdruß bereiten.

Vorzüglich ausgerüstet, ging die Expedition Olids am 11. Januar des Jahres 1524 von Vera Cruz aus unter Segel und hatte nicht nur den Auftrag, die Länder Honduras und Higueras zu erobern, sondern zugleich nach einer Durchfahrt nach der Südsee zu forschen, welche den Weg für den Gewürzhandel verkürze. In Havanna, wo die Flotte anlief, um Vorräte und Pferde einzunehmen, soll Olid Zusammenkünfte mit Velasquez gehabt haben und durch diesen zu dem Gedanken bewogen worden sein, von Cortes abzufallen. Thatsächlich war Olid kaum in Honduras angekommen und hatte vierzehn Meilen östlich von dem Hafen Caballos die Stadt Triumfo de la Cruz gegründet, als er auch den Vorsatz, sich unabhängig zu machen, offen bekundete.

Als Cortes die Nachricht hiervon überbracht wurde, entsandte er einen Anverwandten, den Francisco de las Casas mit vier Schiffen und 150 Mann nach Honduras, um Olid in Fesseln legen zu lassen. Wohlbehalten langte derselbe auch in der Bai Triumfo de la Cruz an, woselbst die Schiffe Olids ihm aber die Einfahrt verwehren wollten. Es kam zu einem ernsten Seegefechte, während welches Olid eine seiner Karavellen verlor. Leider aber verwandelte dieses Kriegsglück des Las Casas sich bald in Mißgeschick, als in der folgenden Nacht ein schwerer Sturm losbrach, die Schiffe des Las Casas zum Scheitern brachte, so daß dreißig Leute ertranken, und die übrigen nur mit knapper Not sich ans Ufer retteten, wo sie von Olid gefangen genommen wurden. Dieser behandelte die Schiffbrüchigen mit Freundlichkeit und zog Las Casas, der gleichfalls mit dem Leben davongekommen war, wiederholt zu Tische. Dadurch fand Las Casas Gelegenheit, sich mit Gil Gonzales von Avila, einem der Hauptleute Olids zu verständigen und beide fielen eines Tages über Olid her und stießen ihn unter dem Rufe: „Für den Kaiser und Cortes!“ mit ihren Dolchen nieder. Olid, mit ungewöhnlicher Körperkraft begabt, sprang auf und eilte nach einem Gebüsch, um sich daselbst zu decken, wurde aber bald eingebracht und nach richterlichem Urteil auf dem Markte von Naco enthauptet. So endete Christoval de Olid, einer der tapfersten Waffengenossen des Cortes während der Kämpfe um Mexiko.

Monate waren unterdes vergangen und da keine Nachrichten von Honduras einliefen, beschloß Cortes, sich selbst dorthin zu begeben, um nach dem Stande der Angelegenheiten zu sehen. Den Schatzmeister Alonso de Estrada zu seinem Stellvertreter in Mexiko ernennend, brach er im Oktober des Jahres 1524 mit 140 Musketieren, 93 Reitern und mehreren Tausend indianischen Hilfstruppen auf, um den Landweg nach Honduras einzuschlagen. In seinem Gefolge befanden sich außer der bewährten Dolmetscherin Marina noch Quauhtemoctzin, der Aztekenherrscher, sowie mehrere andere

indianische Fürsten, die Cortes mit sich nahm, um etwaigen Unruhen, welche durch dieselben hervorgerufen werden könnten, vorzubeugen.

In der Landschaft Guazacualco verstärkte sich Cortes durch eine Anzahl seiner alten Veteranen, welche daselbst als Kolonisten Niederlassungen gegründet hatten. Bis hierher hatte Cortes gebahnte Straßen benutzen können, welche von den Azteken angelegt worden waren, auch diente ihm eine große Karte zum Führer, welche Motecusuma von seinen Zeichnern hatte anfertigen lassen und mit welcher er Cortes eines Tages beschenkte.

Nach Durchquerung des Landes Guazacualco aber kam man in die äußerst wasserreichen Gebiete von Tabasco und Chiapas und nun stellten sich dem Vormarsche unsägliche Schwierigkeiten aller Art entgegen. Vornehmlich waren es zahllose Flüsse, Ströme und Meeresarme, welche überschritten werden mußten und tagaus, tagein immer größere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Ausdauer der Truppen stellten. Weit und breit waren die Länder mit dicken Urwäldern bedeckt und nur hier und da lagen in diesen Wildnissen oasengleich einzelne indianische Ansiedelungen und Städte, welche infolge der fast undurchdringlichen Wälder und ausgedehnten Sümpfe nur wenig Verbindung miteinander unterhielten. Die Bewohner dieser Städte flohen zumeist bei Ankunft der Spanier, ja setzten vielfach ihre Behausungen selbst in Brand, um den Fremdlingen das Weiterkommen zu erschweren und ihnen nichts als rauchende Ruinen zu überlassen. Gar bald wurde nun im spanischen Heere Schmalhans Küchenmeister, die mitgenommenen Vorräte wurden erschöpft und man hatte sich mit Beeren und Wurzeln zu begnügen, ja einige der indianischen Hilfstruppen schlachteten im Waldesdunkel gefangene Eingeborene, um mit ihrem Fleische den wütenden Hunger zu stillen.

Mehrmals gingen auch die Führer davon und man war darauf angewiesen, einem Kompaß nach die Richtungen einzuschlagen, wo der wenig zuverlässigen indianischen Karte zufolge Ortschaften gelegen sein sollten. So kam man nur Schritt um Schritt vorwärts, von Dornen und Gestrüpp wurden Gesicht und Arme zerfetzt, häufig versanken die Pferde bis zum Gurte in Sumpf und Morast und konnten erst nach vieler Arbeit aus ihrer gefährlichen Lage befreit werden.

Noch Schwereres stand bevor, als man nach Erduldung von unsäglichen Drangsalen in das Land Acalan gelangte, woselbst ein sehr breiter Fluß, wahrscheinlich der heutige Usumacinta, den Weitermarsch hemmte. Fast schien es unmöglich, den Strom, der in einen weiten, der Laguna de Terminos angehörenden Meeresarm mündete, zu überschreiten und brachen die Soldaten in Klagen und Verwünschungen aus, da sie längst eingesehen hatten, daß ein Rückzug durch die verödeten Landschaften nicht möglich sei, ohne den Untergang aller herbeizuführen. Den Hindernissen zum Trotz beschloß Cortes dennoch den Übergang zu versuchen, zumal bei eingehenden Messungen sich ergab, daß der Grund nur zwei Ellen hoch mit Schlamm, darüber vier Ellen hoch mit Wasser bedeckt war. Cortes ließ nun an 1000 Stämme fällen und zu 20 Meter langen und mannsdicken Balken verarbeiten. Diese wurden auf primitiven Flößen an Ort und Stelle geschafft, in das Bett des Stromes eingerammt und durch kleinere Balken und Lianen miteinander verbunden. War die Arbeit auch eine überaus mühevolle, so war

nach sechs Tagen aber eine rohe Brücke vollendet, über welche das kleine Heer sicher bis zum andern Ufer gelangen konnte.

Hier begannen die Schwierigkeiten aufs neue, denn allenthalben geriet man in böse Sümpfe, wo man die Pferde nur dadurch vor dem Versinken zu retten vermochte, daß man ihnen breite Bündel von Buschwerk unter den Bauch schob. Zum Glück gelangte man nach einiger Zeit wieder auf festen Boden und bald darauf in eine Ortschaft, wo man Lebensmittel erhielt.

Plötzlich wurde laut, Quauhtemoctzin, der Aztekenherrscher sinne im Verein mit den anderen, das Heer begleitenden Kaziken Verrat und habe den Plan gefaßt, bei der ersten passenden Gelegenheit mit den indianischen Hilfstruppen über die Spanier herzufallen und dieselben niederzumachen. Cortes ließ die Verdächtigen sofort ergreifen und nach kurzer Untersuchung, welche die Wahrheit des Gerüchtes zu ergeben schien, Quauhtemoctzin sowie den Kaziken von Tlacopan augenblicklich durch den Strang hinrichten.



Das Denkmal Quauhtemoctzins in Mexiko.
Nach einer Photographie.

So starb der letzte Herrscher der Azteken nach einer kurzen aber glänzenden Laufbahn. Mit Recht konnte ein neuerer Geschichtsschreiber von ihm sagen, daß die mutige und ausdauernde Verteidigung seiner Hauptstadt zu den glorreichsten Thaten der allgemeinen Geschichte gehört. Wie sehr das Andenken unter den Nachkommen seiner einstigen Unterthanen noch heute lebendig ist, beweist das herrliche, in echt aztekischem Stile aufgeführte Denkmal, welches dem letzten Aztekenkaiser inmitten der die Stadt Mexiko mit Chapultepec, dem ehemaligen Lustschlosse Motecusumas verbindenden Parkanlagen errichtet worden ist.

Die so schnelle Hinrichtung des Monarchen wurde keineswegs von allen spanischen Begleitern des Cortes gebilligt. Diaz del Castillo, welcher auch diesen Zug mitmachte, erklärt dieselbe als eine Ungerechtigkeit und erwähnt weiter, daß Cortes späterhin selbst von Reue erfüllt gewesen sei und daß diese Reue ihm oft die Nachtruhe geraubt habe.

Bald nach diesem Ereignisse kam man auf äußerst wildreiche Savannen, in die Grenzgebiete der Mazoteken und Lacandonen, danach an ein niedriges Gebirge, dessen Gestein aber so äußerst scharf war, daß Menschen und Tieren die Füße zerschnitten wurden. Acht Pferde gingen während des Überschreitens dieses „Feuersteingebirges“ zu Grunde, ein Verwandter des Cortes erlitt einen mehrfachen Beinbruch und alle dankten Gott, als endlich die gefährlichen Höhen hinter ihnen lagen.

Mehrere Tage später kam man, durch Sonnenbrand furchtbar erschöpft, an die Ufer des in der Landschaft Taiza gelegenen malerischen Peténsees. Der See war von bewaldeten Kalksteingebirgen umgeben und durch eine von Südosten her sich vorschiebende Landzunge in zwei Becken geteilt. Auf der Halbinsel war an Stelle des heutigen Dorfes Flores die Stadt Taiza oder Tayasal erbaut, auf einer kleinen Insel an der Spitze der Landzunge erhoben sich weithin leuchtend die Tempel und Heiligtümer.

Nachdem man inmitten der freundlich gesinnten Eingeborenen eine fünftägige Rast gehalten hatte, wurde die Wanderung nach dem südlich gelegenen Tania und Coliste fortgesetzt. Hier erfuhr man, daß eine Ansiedelung von weißen bärtigen Männern nur noch zwei Tagereisen entfernt an der Küste gelegen sei und wirklich erreichte man, den aus dem Golfo Dulce hervorgehenden Fluß hinabfahrend, in kurzer Zeit die von Olids Hauptmann Gil Gonzalez von Avila angelegte Kolonie San Gil de Buena Vista.

Der Anblick der fremden Reiter und Fußsoldaten erregte anfänglich Schrecken in der kleinen Ansiedelung, der sich aber alsbald in lauten Jubel umwandelte, als man vernahm, Cortes, der gewaltige Feldherr, sei da. Von den herbeieilenden Bewohnern der Kolonie erfuhr Cortes nun die Wiederherstellung seiner Herrschaft und den Tod Olids. Die Kolonie selbst war in einer sehr schlechten Verfassung. Es fehlte an Lebensmitteln und viele der Ansiedler litten an schleichenden Fiebern. Anstatt seinen Truppen die Wohlthaten einer längeren Rast zu teil werden lassen zu können, mußte Cortes dieselben sofort auf neue Expeditionen zur Herbeischaffung von Proviant aussenden. Hierbei fuhr er selbst mit 38 Mann und 20 Mexikanern auf einer Brigantine und einigen Kähnen den Rio Dulce hinauf, welcher, der Abfluß des von dem Rio Polochic genährten Golfo Dulce, sich durch hohe, überaus malerische, mit Palmen und Urwald bedeckte Felswände einen Weg bis zum Meere gebrochen hat.

Mächtig gegen die starke Strömung dieses tiefen Flusses ankämpfend, gelangte man nach einer anstrengenden Fahrt von mehreren Tagen und Nächten zu dem 30 Leguas langen und 12 Leguas breiten Golfo Dulce, einem von hohen Bergzügen umrahmten herrlichen Seebecken. Einige Ortschaften in der Umgebung des Sees wurden erobert und unterworfen und sodann die Entdeckungsreise noch eine Strecke weit den Polochic aufwärts fortgesetzt. Dann lenkte man den Kiel der Fahrzeuge heimwärts und kehrte nach einer Abwesenheit von 25 Tagen höchst befriedigt nach der Ansiedelung zurück.



An den Ufern des Rio Dulce.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Dieselbe wurde ihrer ungesunden Lage halber bald aufgegeben und nach der Bai von Puerto de Caballos verlegt, woselbst die Stadt Natividad de nuestra Señora gegründet wurde.

Von dort schiffte Cortes sich nach der gleichfalls neu angelegten Stadt Trujillo ein, um die Küstengebiete von Honduras zu unterwerfen und womöglich bis nach Nicaragua vorzudringen, als plötzlich durch ein von Havanna kommendes Schiff Nachrichten gebracht wurden, welche Cortes bestimmten, Anstalten zur sofortigen Rückkehr nach Mexiko zu treffen.

In Mexiko hatte sich das Gerücht verbreitet, Cortes sei mitsamt seiner Armee in den Morästen von Tabasco und Acalan umgekommen und man hatte sich beeilt, Trauergottesdienste und Messen zu seinen Ehren abzuhalten. Schlimmer noch war der Umstand, daß man nicht nur sein Eigentum, sondern auch das aller seiner Begleiter an sich

gerissen und verteilt hatte. Unter den von Cortes eingesetzten Beamten war es zu heftigen Streitigkeiten gekommen und hatte der Faktor Gonzalo sich zum Generalkapitän von Neuspanien ausrufen lassen. Die kaum unterworfenen Zapoteken sowie ihre Nachbarn, die Mixes oder Minxen hatten sich empört, in Mexiko selbst waren infolge der harten Unterdrückung der Indianer ebenfalls Aufstände zu erwarten.

Die Schiffe, welche Cortes zurück nach Vera Cruz bringen sollten, wurden zweimal vom Sturme in den Hafen von Trujillo zurückgetrieben, ein anderes Mal wurde Cortes durch schwere Fieber von der Fahrt abgehalten, erst am 25. April 1526 konnte er endlich Honduras verlassen und kam nach mancherlei Hindernissen Ende Mai in Vera Cruz an. Die Nachricht seiner Rückkehr drang wie ein Lauffeuer durch das ganze Land, von weit und breit strömten Spanier und Eingeborene zusammen, um den wunderbaren Mann, den man verloren geglaubt, zu sehen und zu bewillkommnen. Seine Reise durch das Land glich einem Triumphzuge und als er im Juni in der Hauptstadt wieder anlangte, zogen die Behörden und Kaziken in festlichem Aufputze ihm entgegen, um den Totgesagten auf das feierlichste zu empfangen.

Der eisernen Energie und Thatkraft des Cortes gelang es bald, die Ordnung wieder herzustellen, leider aber sollte er sich des Lohnes seiner mühevollen Arbeit nicht lange erfreuen, da bereits im Juli desselben Jahres ein Abgesandter des Kaisers eintraf, Luis Ponce de Leon, welcher ihn vorläufig in der Regierung ablösen solle.

Es zeigte sich, daß während der langen Abwesenheit des Cortes die zahlreichen Feinde desselben rastlos bemüht gewesen waren, seine Stellung zu untergraben und ihn zu verleumden. Man hatte ihn beim Kaiser angeklagt, falsche Berichte eingesendet, die Einkünfte der Krone zum großen Teile an sich genommen oder in sehr gewagten Unternehmungen verschleudert zu haben, auch hatte man ihn des Strebens verdächtigt, sich gänzlich unabhängig machen und sich zum unumschränkten Alleinherrscher von Neuspanien aufwerfen zu wollen.

Cortes fügte sich willig in die kaiserliche Forderung, das Amt eines Statthalters niederzulegen, leider aber starb Luis Ponce de Leon bald an einem heftigen Fieber. Seiner Anordnung zufolge ging die Autorität nunmehr an Marcos de Aquilar über und als auch dieser nach wenigen Monaten mit Tode abging, an Estrada, einen persönlichen Feind des Cortes. Dieser Mann ließ es sich besonders angelegen sein, seinem Gegner alle möglichen Steine in den Weg zu werfen und ihn zu quälen, ja er befahl Cortes, die Stadt zu verlassen. Die hierüber entrüsteten Anhänger desselben wollten zu den Waffen greifen, doch verbot Cortes alle Widersetzlichkeiten und zog sich einstweilen nach Coyohuacan zurück. Die Verleumdungen am spanischen Hofe aber hörten nicht auf, ja man bezichtete Cortes sogar, er habe den Statthalter Luis Ponce de Leon, mehrere andere seiner Gegner, sowie auch seine eigene Gemahlin, deren er überdrüssig geworden, vergiftet. Diese Nachrichten, deren Begründung keineswegs erwiesen ist, bestimmten den Kaiser, Cortes nach Madrid zu bescheiden. Derselbe hatte aber mittlerweile gleichfalls beschlossen, dorthin zu gehen, um seine Sache persönlich auszufechten. Von einigen treuergebenen Gefährten, sowie mehreren indianischen Kaziken begleitet, schiffte sich Cortes in

Vera Cruz ein und langte im Dezember des Jahres 1527 in Palos an. Hier verlor er seinen treuesten Waffengenossen, den wackeren Sandoval, der, erst zweiundzwanzig Jahre alt, mit ihm von Havanna nach Mexiko gekommen war, so viel zur Eroberung des Reiches beigetragen hatte und neben Alvarado die zuverlässigste Stütze des Cortes gewesen war. Sandoval starb im kräftigsten Mannesalter, erst einunddreißig Jahre alt.

Nach kurzem Verweilen bei dem Herzoge von Medina Sidonia setzte Cortes die Reise nach Madrid fort und ward daselbst in einer glänzenden Audienz vom Kaiser empfangen, den es sehr verlangte, den Mann mit eigenen Augen zu sehen, welcher ihm so große Reiche erobert hatte. Gelegentlich dieser Audienz überreichte Cortes eine von ihm selbst verfaßte Verteidigungsschrift, welche zur Folge hatte, daß Karl V. ihn zum Marquis del Valle Guaxaca (das heutige Oaxaca) ernannte, ihm große Ländereien in Neuspanien verlieh und ihn zum Generalkapitän der Militärmacht von Neuspanien machte. Die Statthalterschaft über die von ihm eroberten Länder vermochte Cortes aber trotz wiederholter Bitten nicht wieder zu erlangen, mit dieser wurde vielmehr Antonio von Mendoza betraut.

„Mit dem macedonischen Alexander im Ruhme, und mit Crassus in dem Besitze von Reichtümern wetteifernd," wie der Vergleich eines gleichzeitigen Chronisten lautet, durfte Cortes es wagen, um die Hand einer der schönsten Spanierinnen aus edlem Geschlechte zu werben. Dieselbe war die Donna Juana von Zunniga und wurde die Vermählungsfeier so glänzend begangen, daß viele versicherten, ein solches Hochzeitsfest sei nie zuvor in Spanien gefeiert worden. Die Morgengabe, welche Cortes seinem jungen Weibe bot, war so kostbar, daß sie selbst den Neid der Kaiserin Isabella erregte.

Des unthätigen Lebens müde, kehrte Cortes im Frühling des Jahres 1530 nach dem Felde seiner Thaten, nach Neuspanien zurück. Mehrere Jahre verlebte er auf seinen ausgedehnten und an Erträgnissen reichen Besitzungen und begann zugleich an die Ausführung eines mit der spanischen Krone geschlossenen Vertrages zu schreiten, der ihn bevollmächtigte, eine Reihe von Jahren hindurch in der Südsee auf Entdeckungsreisen auszugehen, von deren Gewinn ihm ein bestimmter Anteil zufallen solle.

Bereits im Jahre 1527 hatte er vor Antritt seiner Reise nach Europa von dem Hafen Zacatula aus mehrere Schiffe nach den Molukken entsandt. Diese unter dem Befehle von Alvaro de Saavedra stehenden Schiffe hatten ihren Bestimmungsort auch erreicht, aber viele Leute der Besatzung verloren. Die Versuche, nach Mexiko zurückzukehren, schlugen fehl, Saavedra starb, einige Schiffe gingen zu Grunde und das letzte mußte nach den Molukken zurückkehren, wo es den Portugiesen in die Hände fiel.

Im Jahre 1532 rüstete Cortes in dem Hafen Acapulco zwei Schiffe aus, welche die Küstenstriche an der Südsee genauer erforschen sollten. Die Leitung dieser Expedition vertraute er seinem Vetter Diego Hurtado de Mendoza an und verließ derselbe im Mai den Hafen, um die Küste entlang in nordwestlicher Richtung zu steuern. Nach Entdeckung der Inselgruppe Las tres Marias, „die drei Marieninseln" drang man bis zum Meerbusen von Kalifornien vor, wo die Schiffe sich trennten. Das eine derselben erlitt bald darauf Schiffbruch und nur wenige von der Bemannung retteten das Leben.

Das andere, von Hurtado Mendoza befehligte Fahrzeug verschwand und blieb für immer verschollen.

Zur Aufsuchung des verlorenen Schiffes entsandte Cortes im Jahre 1533 zwei andere Karavellen, welche jedoch bereits in der ersten Nacht durch einen Sturm voneinander getrennt wurden. Das eine der Schiffe wurde weit verschlagen und geriet endlich bis an eine unter 19° n. Br. und 111° w. L. gelegene unbewohnte Insel, welcher man den Namen San Thomas beilegte, die aber heute den Namen Socorro führt. Nachdem man von ihr wie von einigen benachbarten Eilanden Besitz ergriffen hatte, kehrte das Schiff an die Küste des Festlandes zurück und lief im Januar 1534 in den Hafen von Zacatula ein.

Auf der zweiten Karavelle entstand bald nach der Trennung eine Meuterei und wurde der Kapitän Diego Bizerra erschlagen. Die Mannschaft setzte die Fahrt fort und entdeckte die Halbinsel Unterkalifornien. Man hielt dieselbe für eine Insel und nannte sie Santa Cruz. Allenthalben fand man die Bewohner aber wild und grausam und wurde in der Bahia de la Paz der Steuermann Fortun Ximenes mit zwanzig Matrosen von denselben getötet. Der Rest der Mannschaft langte nach vielen Entbehrungen in dem Hafen Chamatla an, Wunderdinge von dem Perlenreichtum des entdeckten Landes berichtend.

Trotz des vielen Mißgeschickes, welches die Expeditionen des Cortes zu erleiden hatten, ließ er sich von weiteren Unternehmungen nicht abhalten, ja, er entschloß sich, persönlich eine Fahrt nach dem Lande Santa Cruz zu unternehmen und womöglich eine Kolonie daselbst anzulegen.

Sobald sein Vorhaben bekannt wurde, schlossen sich ihm zahlreiche Ritter an und konnte er mit drei Schiffen und 320 Mann am 15. April 1535 nach Santa Cruz unter Segel gehen. Am 3. Mai erreichte man die Bahia de la Paz, doch schlugen alle Versuche, sich daselbst festzusetzen, fehl, da das Land äußerst unfruchtbar war und Proviant nicht herbeizuschaffen war. Von den Fahrzeugen, welche Cortes zurückgesendet hatte, um Frauen und Vorräte zu holen, strandeten zwei und nur eines gelangte zu Cortes zurück. Wohl gelang es, die gestrandeten Schiffe flott zu machen und ihre Ladung zu bergen, doch konnte dies den Verfall der Kolonie nicht aufhalten. Um den Jammer daselbst nicht immer vor Augen haben zu müssen, unternahm Cortes eine Fahrt in die Gewässer des Kalifornischen Meerbusens, wobei noch 50 Meilen der Halbinsel bekannt wurden. Nach seiner Rückkehr nach Bahia de la Paz sah er sich durch inzwischen eingetroffene Nachrichten nach Mexiko zurückgerufen und langte er zu Anfang des Jahres 1537 in Acapulco an.

Eine letzte Expedition sendete Cortes im nächsten Jahre unter Francisco Ulloa ab, doch auch diese wurde von Mißgeschick verfolgt. Von den drei Schiffen, welche am 8. Juli 1538 den Hafen von Acapulco verließen, ging eines bald nach der Abfahrt zu Grunde, die beiden anderen, beauftragt, nach dem verschollenen Hurtado de Mendoza zu suchen, steuerten sieben Monate lang an den Küsten von Unterkalifornien hin und her, ohne eine Spur von dem Vermißten zu finden. Ulloa drang in den Kalifornischen Meerbusen, welcher eine Zeit hindurch das Meer des Cortes, später auch das Rote Meer der

Neuen Welt genannt wurde, kam bis zum nördlichen Ende desselben und kehrte dann entlang der Ostküste der Halbinsel bis zur südlichen Spitze zurück, um nunmehr nach Umschiffung derselben entlang der Westküste einen nördlichen Kurs einzuschlagen. Als das eine der beiden Schiffe untauglich wurde, sandte er dasselbe mit dem Berichte seiner Entdeckungen nach Acapulco zurück, während er selbst die Fahrt fortsetzte. Gleich Hurtado kehrte er aber nicht wieder zurück und blieb wie jener verschollen.

Bereits hatte Cortes auf diese Seefahrten ungeheuere Summen verwendet, trotz alledem aber ließ er sich nicht von weiteren Versuchen, seine Entdeckungen zu vermehren, abhalten und schon lagen wiederum fünf Schiffe bereit, um unter dem Befehle seines Sohnes Luis auszulaufen, als der Vicekönig Mendoza ihm das Recht der Entdeckungen in jenen Gegenden streitig machte und die Schiffe gewaltsam zurückhielt.

Beschwerdeführend wandte Cortes sich an den Hof von Spanien, da sich zu dieser streitigen Sache aber mit der Zeit noch andere Reibereien gesellten, so beschloß Cortes, nochmals in eigener Person seine Rechte zu vertreten und nach Spanien zu gehen. Im Jahre 1540 langte er dort an und wenn er auch mit allen seinem Range zukommenden Ehren empfangen wurde, so kamen indes seine Angelegenheiten bei dem überaus schleppenden Gange der Verhandlungen nicht zu einer Entscheidung.

Immer auf die Ordnung der Differenzen zu seinen Gunsten hoffend, verbrachte so Cortes mehrere Jahre in seinem Heimatlande, beteiligte sich 1541 an dem Feldzuge gegen Algier und als derselbe unglücklich verlief, erbot er sich, die Expedition doch noch zu einem besseren Ende zu führen, wenn man ihn mit einem Heere unterstütze. Sein Anerbieten wurde jedoch unbeachtet gelassen und verdroß dies Cortes so sehr, daß er sich mehr und mehr vom Hofe zurückzog.

Im Februar des Jahres 1544 richtete er seinen letzten Brief an den Kaiser und bat denselben, dem Rate von Indien die Weisung zu erteilen, die Ordnung seiner Angelegenheiten zu beschleunigen. „Ich hoffte immer," so schrieb der müde Eroberer, „daß die Mühen der Jugend mir ein friedliches und sorgenfreies Alter sichern würden. Vierzig Jahre meines Lebens verbrachte ich mit nur wenig Schlaf, mit schlechter Nahrung und den Waffen in der Hand. Meine Person setzte ich ungescheut allen Gefahren aus, brachte mein Vermögen der Erforschung von unbekannten Regionen zum Opfer, um den Namen meines ruhmvollen Herrschers immer weiter auszubreiten und mächtige Nationen seinem Scepter zu unterwerfen. All dieses habe ich ohne Beistand von der Heimat und unter tausend Hindernissen ausgeführt, die mir von den nach meinem Blute lechzenden Gegnern in den Weg geworfen wurden. Jetzt bin ich alt, schwach und verschuldet. Besser würde es um mich stehen, hätte ich, anstatt mich so abzumühen, der Sorge um die Bewirtschaftung meiner Güter gelebt, würde ich dann doch nicht nötig haben, mit den Beamten der Krone zu streiten, gegen welche mir die Verteidigung wahrlich schwerer fällt, als gegen die Feinde, deren Länder ich eroberte."*)

*) Vollständig ist dieser Brief in Prescotts „History of the Conquest of Mexiko" Vol. II. Appendix zum Abdruck gekommen.

Ohne einen tieferen Eindruck zu hinterlassen, gingen diese herben Worte an dem Kaiser vorüber und da Cortes eine Beschleunigung seiner Angelegenheiten nicht wahrnehmen konnte, so beschloß er, mißmutig geworden, seine Heimat zu verlassen und nach Neuspanien zurückzukehren.

Mit den Vorbereitungen zur Reise beschäftigt, wurde er in Sevilla von einer Krankheit befallen, welche seine Kräfte zusehends verzehrte. Um den lästigen Besuchern zu entgehen, zog Cortes sich von Sevilla nach dem benachbarten Castilleja de la Cuesta zurück, wo er seine letzten Bestimmungen traf. Er, der so viele Wunden geschlagen, wollte auch Wunden heilen helfen und so setzte er außer anderen wohlthätigen Vermächtnissen auch eine bedeutende Summe aus, mit welcher das noch heute in Mexiko bestehende Hospital Purissima Concepcion de Jesus gestiftet und erhalten werden sollte.

Seinen natürlichen Sohn Martin zu seinem Haupterben ernennend, verschied Ferdinand Cortes am 2. Dezember des Jahres 1547 im Alter von zweiundsechzig Jahren. Seine Überreste, welche in der Familiengruft des Herzogs von Medina Sidonia eine einstweilige Ruhestätte gefunden hatten, wurden im Jahre 1562 nach Neuspanien gebracht und in der Klosterkirche St. Franzisco zu Tezcoco beigesetzt, 1629 aber in die Franziscanerkirche der Stadt Mexiko überführt. Aber auch dort sollten sie nicht ihre bleibende Stätte finden, denn im Jahre 1794 wurden sie nach der Kirche des von ihm gestifteten Hospitales gebracht und im Jahre 1823, als der Pöbel von Mexiko im Hasse gegen die Spanier das Grabmal des Eroberers zerstören wollte, heimlich entfernt und nach Palermo geschafft, wo sie sich noch gegenwärtig und zwar auf den Besitzungen des Herzogs von Terra Nuova Monteleone, des letzten Nachkommen des spanischen Helden, befinden. —

Wollen wir uns von dem Charakter des Eroberers ein Bild entwerfen, so können wir dies nicht, ohne der Worte zu gedenken, mit welchen Bernal Diaz del Castillo, der stete Begleiter des Cortes während seiner Eroberungszüge, die Persönlichkeit seines Gebieters gezeichnet hat.

„Sein ganzes Wesen, Gang, Haltung, Gewand und Benehmen, ließ den Mann von Stande in ihm erkennen. Er kleidete sich stets der Sitte gemäß, einfach aber geschmackvoll. Auf kostbare Stoffe, wie Seide und Samt legte er wenig Wert, auch überlud er sich nie mit Schmuck, sondern begnügte sich damit, eine zierlich gearbeitete Goldkette um den Hals zu tragen, an welcher ein Amulett, die Madonna mit dem Christuskinde, hing.

Seine Hand war mit einem einzigen, einen höchst kostbaren Diamanten tragenden Ringe geziert, sein Samtbarett mit einer goldenen Medaille, die seinen Wahlspruch trug.

Er liebte es, sich mit einem glänzenden Gefolge zu umgeben, und hielt er einen Haushofmeister, zwei Hausmarschälle und zahlreiche Pagen. Stets speiste er von Gold- und Silbergeschirr.

Er hatte einen unbeugsamen Willen, besonders in Kriegssachen. Was er bestimmte, mußte durchgeführt werden, mochten auch Hauptleute und Soldaten die besten Gründe dagegen vorbringen und die Sache uns noch so teuer zu stehen kommen. Will man ihn

aber hierin tadeln, so darf man nicht vergessen, daß er bei jeder schwierigen Unternehmung zuerst selbst thätig Hand anlegte und in der Schlacht stets voran auf den Feind losging. Leisteten auch seine Hauptleute und Krieger ihm aufs beste Rat und Beistand, so war er es doch, der den großen Kampf anordnete, dessen Tapferkeit überall als Beispiel vorleuchtete, dessen Geist und Mut jede Unternehmung führte und zusammenhielt.

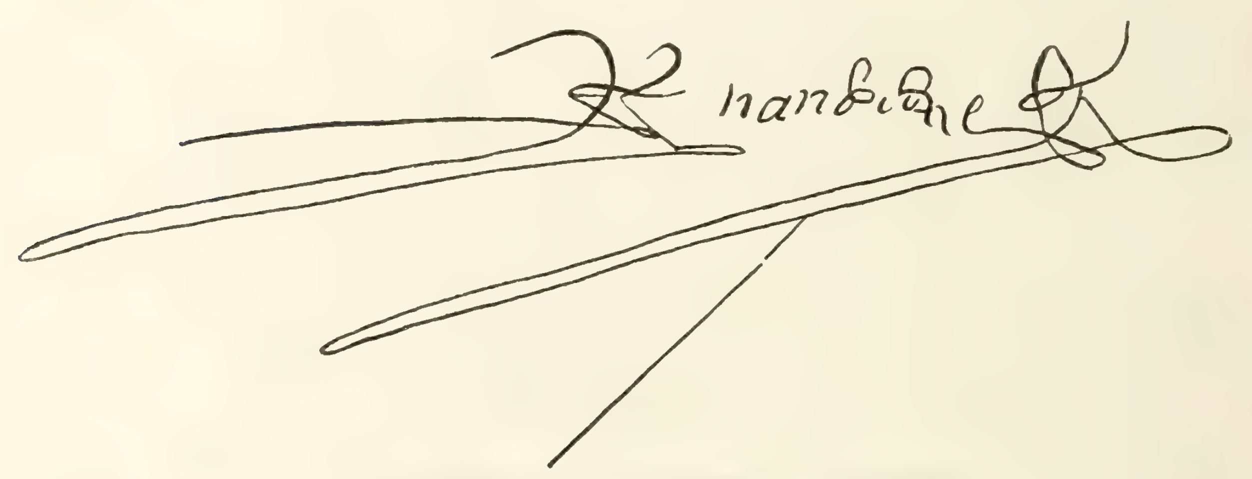
Im Dienste war er überaus pünktlich, machte oft nachts selbst die Runde, trat vor die Lagerstätten der Soldaten, sah, ob sie nach Befehl mit den Waffen auf dem Leib und mit den Schuhen an den Füßen schliefen, und schalt hart mit denen, bei welchen nicht alles wohl im stande war. Diejenigen, welche er ohne Rüstung fand, nannte er Schafe, welche ihre eigene Wolle nicht tragen könnten. Sonst begegnete Cortes seinen Soldaten überaus freundlich und herzlich, in der Unterhaltung fehlten ihm zierliche Worte nicht und er besaß im hohen Grade die Gabe der Überredung. That er einen Schwur, so sagte er: »Auf mein Gewissen!« wurde er zornig, so schwollen seine Adern an Hals und Stirn; auch warf er wohl den Mantel von sich, ließ jedoch nie ein Schimpfwort hören und war überhaupt sehr langmütig. Übereilte sich bisweilen einer von uns und redete unziemlich, so antwortete er nie mit Heftigkeit und sagte nur: »Schweigt!« oder »Geht mit Gott und besinnt Euch, damit Eure Rede Euch nicht bösen Lohn bringt und ich strafen muß!«

Er war so mutig, daß nichts auf der Welt ihn schreckte, kurz, er war ein Mann von seltenen Vorzügen."

Auch in seiner geistigen Bildung stand Cortes allen jenen Eroberern voran, welche auf dem Boden der neuen Welt Lorbeeren und Reichtümer ernteten. Hierfür sprechen am besten seine Briefe an Karl V., welche in ihrer Schlichtheit, knappen und doch treffenden Darstellung nicht mit Unrecht mit den berühmten Briefen Cäsars über den gallischen Krieg verglichen worden sind und unzweifelhaft höchst wertvolle Dokumente zu der Geschichte der spanischen Eroberungen bilden. Überall leuchtet aus diesen Berichten ein weitblickender, rastlos thätiger staatsmännischer Geist hervor, der alles, was sich ihm bot, nutzbar zu machen verstand und seine Größe nicht nur in der Zerstörung sondern auch in dem Wiederaufbau gewaltiger Reiche bekundete.

Sicherlich ist Cortes seiner außerordentlichen Thaten halber den wahrhaft großen Feldherren der Geschichte anzureihen und wenn in den späteren Jahren die Sonne seines Ruhmes sich auch verdunkelte, so brauchte er aber nicht, wie Columbus, zu erleben, bereits vor dem Tode vergessen zu sein. Daß auch sein Kaiser es verstand, seine Leistungen sowie seine Verdienste um die spanische Krone zu ehren, zeigte das im Jahre 1524 dem Eroberer verliehene Wappen, ein Wappen, wie es charakteristischer Cortes wohl niemals hätte verliehen werden können. Dasselbe ist auch in dem von uns kopierten Vollbilde des Eroberers angebracht und zeigt einen gekrönten, vierfach geteilten Schild, in dessen goldenem, rechten Oberfelde der doppelköpfige, schwarze kaiserliche Adler sich befindet, während darunter ein schwarzer, goldschattierter Löwe auf rotem Grunde den Löwenmut des Cortes verbildlichen soll. Das schwarze Feld links oben zeigt drei goldene Kronen, zum Zeichen, daß Cortes drei Königreiche eroberte: Mexiko, Honduras und Guatemala. Unter

diesem erscheinen in hellblauem Felde die von Wasser umgebenen Türme der von Cortes eroberten Stadt Tenochtitlan. Eine besonders auffallende Auszeichnung bilden die Köpfe von sieben bezwungenen indianischen Kaziken, welche durch eine eiserne Kette aneinander geschmiedet sind. Über allem erscheint das Haupt des dornengekrönten Erlösers, dessen Lehren Cortes in der neuen Welt mit Feuereifer ausbreiten und befestigen half.



Cortes' Namenszug zur Zeit der Eroberung von Mexiko.


Karte zur Geschichte
der Eroberung von Yucatan u. Mexiko.
Entworfen von Rudolf Cronau.
▲ Indianische Ruinenstädte
LÄNDERNAMEN. Völkernamen.
Golf von Mexiko
MAR DEL SUR
Chichimeken
Guazteken
Otomis
Totonaken
Azteken
Tarasken
Popoluken
Cuitlateken
Tlapaneken
Mixteken
Xaltepeken
Zapoteken
Chontalen
Zoken
Chinanteken
Zeldalen
Mamen
Mazoteken
Lacandonen
Mayas
PANUCO
XALISCO
MATLATZINGO
MECHOACAN
ZACATULA
TUSTEPEC
TABASCO
ACALAN
CHIAPAS
SOCONOSCO
TAIZA
YUCATAN
HONDURAS od. HIGUERAS
Pipiles
Po. de Higueras
Cap Catoche
Cozumel
Campeche
Acapulco
Zacatula
Puerto de Navidad
Golf v. Fonseca od. Amapala
Das Thal von MEXIKO
zur Zeit der Eroberung
durch Ferdinand Cortes.
See von Tezcoco
See von Chalco
TEZCOCO oder ACOLHUACAN
REPUBLIK TLASCALA
Tenochtitlan
Iztaccihuatl
Popocatepetl
Cholula





